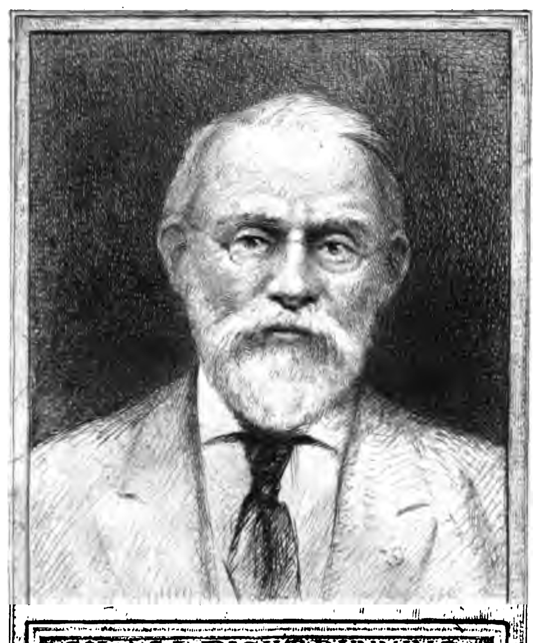
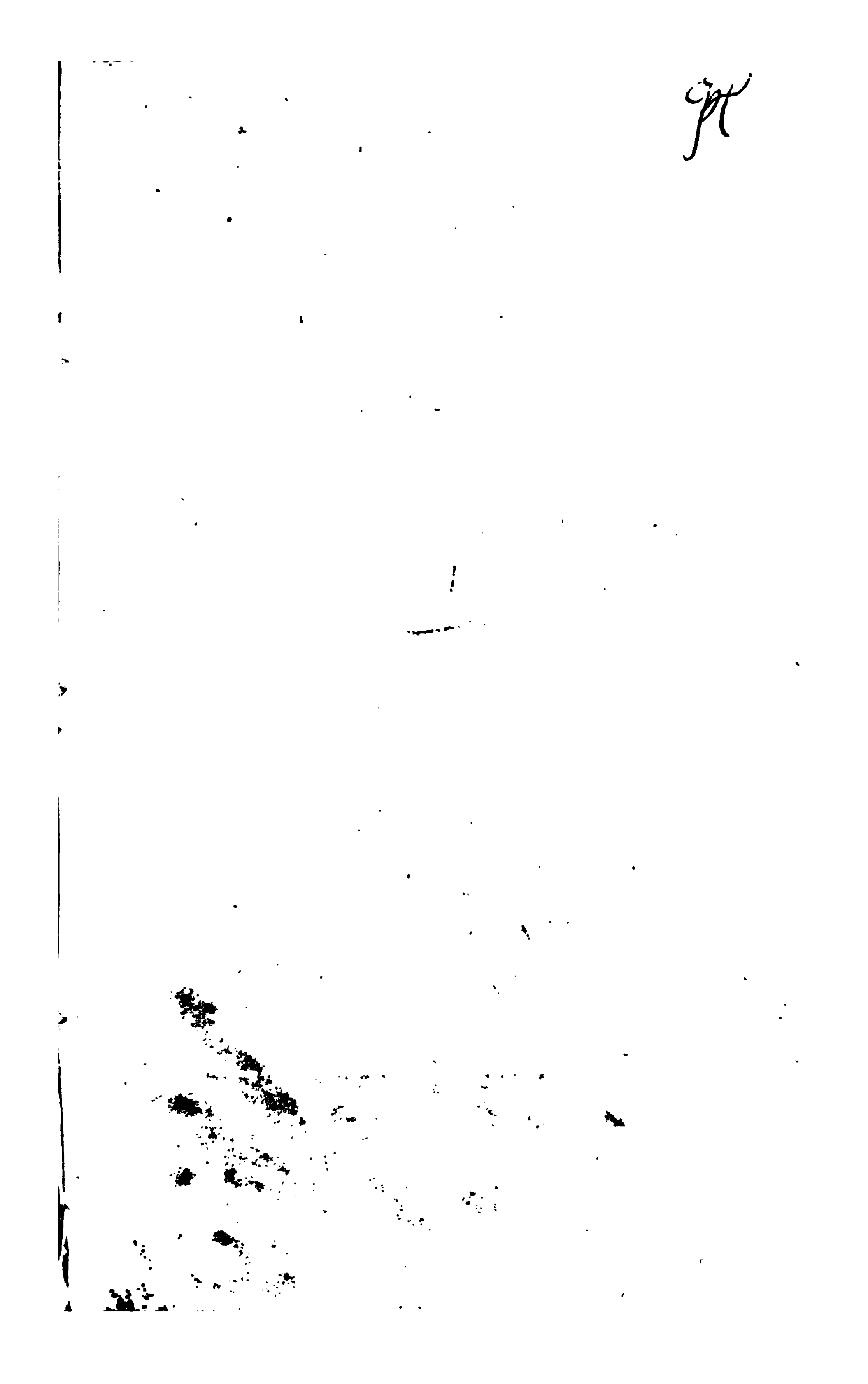
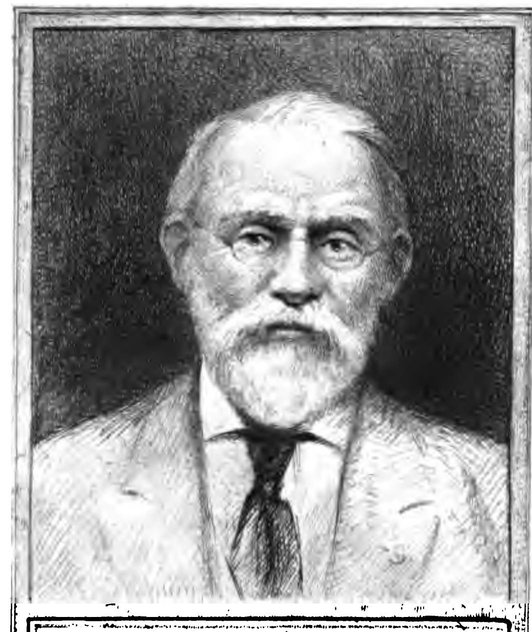

B 1,074,450









Inhaltsverzeichniß.

zum zweiten Bande.

Verbesserungen.

Seite 18, Zeile 14 v. u. lies größerer statt großer. S. 19, Z. 1 v. o. Einer st. Eeinen. S. 26, Z. 10 v. u. sie sie. st. sie sich. S. 115, Z. 17 v. o. Zeit st. Zeist. S. 125, Z. 17 v. o. Ueberschrift st. Uherschrift. S. 206, Z. 1 v. o. Controversisten st. Centroversiken. S. 209, Z. 1. v. u. stehend st. sehend. S. 254, Z. 17. v. u. verstockte st. versteckte. S. 294, Z. 2 v. u. Beleidigungen st. Bedingungen. S. 339, Z. 2 v. u. der st. den. S. 377, Z. 5 v. u. ohnmächtig st. ohmächtig. S. 425, Z. 1 v. o. ergänze: Einer dahergegangen.

I.

Ueber Nationalität.

(Eine Stimme aus den Tyroler Alpen.)

Von jeher sind die Berge die Heimath und die letzte Zuflucht freier Selbstständigkeit und nationaler Eigenthümlichkeit gewesen. Wenn die Schaaren fremder Eroberer sich siegreich über die Ebenen ergossen hatten, dann sind stets die kräftigsten und freiheitliebendsten Söhne der Besiegten nach den Bergen geflohen, und haben an ihren Päßen den Nachdringenden den Eintritt gewehrt, und also ihre Nationalität, ihre Sprache, ihren Glauben, ihr Recht, ihre Sitte und Ueberlieferung vor dem Untergange bewahrt. In ältester und neuester Zeit haben die Pyrenäen und Apenninen, die Tyroler- und Schweizer-Alpen, Schottlands nebelbedeckte Berge, die Felsenschluchten der Mainot, der Kaukasus und der Atlas hievon Zeugniß gegeben.

Doch die Berge retten nicht blos die Nationalität der Völker vor dem Schwerte des feindlichen Eroberers, sie schirmen die gerettete auch vor einer verborgenen, und daher um so größeren Gefahr, dem allmähligen friedlichen Eindringen nämlich fremder Sitte und Gesinnung.

Nach der Schöpfungslehre des germanischen Heidenthums hat Odin die Gebirge der Erde aus den Knochen des erschlagenen Urriesen, der den Weltleib vorstellte, erbaut; sie selbst aber heißen in der Alles belebenden heidnischen Naturanschauung: Bergriesen. Und in der That, sehen wir, wie

sie in langen Ketten, Spitze an Spitze, sich aus der Ebene und den Thälern erheben, und kühn die scharfen, glänzenden Hörner hoch in die einsamen Lüfte hinausstrecken, so stellen sie selbst dem Auge das Bild jener trotzigen Selbstständigkeit dar, der sie zur Zuflucht dienen. Denn während unten im Flachlande Alles ungeschieden in einander fließt und das Auge unaufgehalten darüber hinweggleitet, bildet hier jeder für sich eine abgegränzte Welt, gewissermaßen eine eigene Persönlichkeit. Felder, Wälder und Wiesen mit Quellen und Bächen und Heerden, Hütten und Hirten umkleiden den alten Riesensohn der Urzeit, bis in den höheren, unwirthbaren Regionen die nackter und nackter werdenden Felsen mit ihren Rinnen, Rissen, Schluchten und Adern, ihren scharfen Zinken und Spitzen und den hohen, senkrecht abschießenden Wänden den Riesenleib in seiner Blöße zeigen. Sein greises, schneebedecktes Haupt leuchtet beim Auf- und Untergange der Sonne in der Rosenfarbe der Jugend. Bald wird es von reinen, staublosen Lüften umweht, bald birgt es sich in weiße Lichtwolken oder in drohendes, schweres Dunkel; von Blitzen wird es bald getroffen, bald bietet es dem Rasen der Stürme Trutz. Sind aber die Wetter vorüber, dann steht der alte Riese unverändert da, vom milden Lichte des Mondes beschienen, und blickt, wie vor Jahrtausenden, mit ernstem Schweigen aus seiner einsamen Höhe rings auf die kleineren und größeren Brüder.

Das Leben des Menschen, der sich in den Bergen angesiedelt, trägt den gleichen Charakter der Selbstständigkeit. Einzeln, wie die Germanen des Tacitus in ihren Urwäldern, hat er meist seine Hütte auf grüner Alpenmatte erbaut; einsam sind alle seine Pfade, die ihn in den Wald führen; einsam die Weiden, wo seine Heerden grasen. Wochen, ja Monate lang muß er oft einsam in den höheren, abgelegeneren Sennhütten weilen, ohne einen Menschen zu sehen. Und wenn er dann den Gipfel seines Berges besteigt, so sieht er vielleicht nichts, als rings öde Schnee- und Eisfelder und

starrende Wände, die der Fuß des Gemsjägers nicht zu betreten wagt, und allumher findet er sich von einer Oede und einer Todtenstille umgeben, die ihm ein Bild jener Zeit geben kann, da noch kein Gras auf Erden grünte, kein Vogel sang, kein Thier, kein Mensch sie belebte. Oder er sieht vielleicht weit, weit die Thäler auf und ab, hinter ihm liegen die Gletscher zu hunderten in dichten Reihen geschaart, vor ihm breitet sich eine unermeßliche Ebene aus, die eine umgekehrte Fata Morgagna in der Ferne seinem Auge zu Nebel wird. Der Brust des Berges sieht er die Bäche entspringen, durch die Thäler dahin rinnen und zu Flüßen und Strömen werden; in einem Blicke überschaut er hundert Dörfer und Städte und ein vielverschlungenes Netz von Straßen und Pfaden. Allenthalben sieht er das geschäftige Treiben der Menschen, aber er hört sie nicht; ihn erreicht nicht der Klang ihrer fernen Glocken, kein Ton erschallt von ihm zu seinen Brüdern in der Tiefe, keiner von ihnen herauf zu dem Sohne der Berge. Einsam und ungehört verhallt sein Lied in die Lüfte, nur das Rauschen der Wasserstürze, die Glocken der Heerden, der eintönige Schrei des Schneevogels und das Pfeifen der aufgeschreckten wachsamen Gemse unterbricht die Stille.

Die Gefahr und der Tod treten ihm in allen Gestalten entgegen, und immer muß er ihnen, auf eigene Kraft und Einsicht beschränkt, von seinen Brüdern verlassen, allein in das Auge schauen. Am Rande der Abgründe muß er sich von Fels zu Fels einen Pfad suchen und über Schneefelder und Schluchten seine Fußtritte bahnen; jeden Stein, auf den er im Vorwärtsschreiten seinen Fuß setzt, jede Staude, an die er sich festhält, muß er vorher im Auge haben; keinen Schritt, den er zurücklegte, darf er oft vergessen, um sich nicht plötzlich eingeschlossen und abgesperrt zu sehen. Wenn er auf dem schmalsten Grath des Berges geht, unermeßliche Abgründe zur Rechten und Linken, dann darf ihn nicht schwindeln. So gewinnt sein Auge jene Schärfe und Ruhe und

Umsicht, die der Flachländer sich nicht erwerben kann. Und doch, wenn ein Nebel oder ein Wetter den Hirten überrascht, und er nicht vor= noch rückwärts sieht, muß er oft eine lange, kalte Sturmnacht zwischen Schnee und Eis schlaflos hinbringen, und Gott danken, wenn er einen Felsen findet, der ihn vor Regen und Wind schützt.

Nirgends denken und sorgen Andere für ihn, nirgends begegnet er der Aufsicht oder Fürsorge einer ihn schirmenden oder bewachenden Administration, die den Flachländer beinahe alles Selbstdenkens überhebt. Seine Brücken und Stege muß er sich selbst bauen, selbst seine Quelle herbeileiten und selbst sein Holz fällen, an dem er sich sein Mahl bereitet. Keine Uhr verkündet ihm den Lauf der Zeit, er mißt sie nach dem Stande der Sonne an den Bergspitzen. So findet sich z. B. in der Gegend, wo der Lech entspringt, eine vollkommene Sonnenuhr, und die Berghörner führen davon ihren Namen: Morgenspitze, Eilferspitze, Mittagsspitze, Einerspitze, Abendspitze. Da sein Schicksal so enge mit dem Wetter verknüpft ist, so muß er wohl auf den Zug der Wolken und Winde und das Licht der Gestirne achten, und die kleinste Wolke, die sich erhebt und zum Donnerwetter wird, lehrt ihn Vorsicht. Wenn er krank wird, so kömmt kein Arzt, ihn zu besuchen; Kräuter und Steine, die den Einsamen stets umgeben, lenken daher seine Aufmerksamkeit und sein Nachdenken auf sich. So muß er sich aus jeder Schwierigkeit selbst heraushelfen, für jeden Uebelstand selbst ein Mittel schaffen, und so fehlt es ihm denn nie an Gelegenheit, auch seine mechanischen Fertigkeiten zu üben. Auf diese Weise an frühes Nachdenken gewöhnt, sind dem Hirtenstande manche Männer entsprossen, die das Gebiet der Wissenschaft erweitert oder sich in den mechanischen Künsten durch mathematischen Scharfsinn und besonderes Geschick ausgezeichnet haben.

In beinahe ununterbrochener Einsamkeit auf sich und die ihn umgebende Natur beschränkt, tritt der Alpenbewohner mit dieser in die innigste Verbindung. Er lebt sich in sie hinein,

und sie wird in ihm lebendig, so daß er selbst gleichsam eine Alpenpflanze wird, die trauert und hinwelkt, wenn sie nicht die reine Luft der Berge einathmet und von ihrem krystallhellen Wasser getränkt wird. Das Bergleben wird ihm selbst ein physisches Bedürfniß, und daher jene sehnsuchtsvolle Liebe zur Heimath, die ihn in der Ferne und durch den Wechsel der Zeiten begleitet. War es ihm nicht gegönnt, in seinem Vaterlande zu leben, so möchte er doch zum mindesten dort sterben. Oft geschieht es daher, und früher geschah es noch öfter, daß Schweizer oder Tyroler, nachdem sie durch Handel auf vieljährigen Reisen in allen Ländern Europas, und selbst jenseits des Meeres Reichthum und Ansehen gewonnen, die glänzendste Umgebung und die wechselvollen Vergnügungen reicher Städte verließen, um den Abend ihres Lebens in der Heimath ihrer Jugend, fern von den Genüssen der Welt:

„In Mitte eines Thals von himmelhohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt",

und wo keiner, der nicht dort geboren, begraben seyn möchte, eingeschlossen und abgeschieden zuzubringen. Ihr ganzer Ehrgeiz beschränkt sich oft nur darauf, mit dem gewonnenen Reichthum an die Stelle der früheren Hütte ein steinernes Haus zu erbauen.

Wie die Gemse nicht das fette, duftende Gras der unteren Wiesen aufsucht, sondern am Saume des Schnees die aus grauem, nacktem Gestein kümmerlich aufsprossenden Kräuter abnagt, so sehnt auch er sich nach einem Labetrunk aus dem kühlen Alpenquell der Heimath. Und hat diese Sehnsucht auch lange geschlummert, so reicht oft ein einziger Ton eines Alpenliedes hin, sie in ihrer ganzen Stärke zu erwecken und die sonnigen, luftigen Höhen mit ihren duftenden Blumen, ihren spiegelhellen Seeen, ihren rauschenden Wasserfällen und singenden Hirten treten vor seine Seele. Sind ja doch diese Lieder selbst mit dem Ueberspringen ihrer Töne und ihrer Wehmuth und Heiterkeit ein lebendiger Hauch, der

von den Bergen herabweht, ein Bach, der frisch und rasch von ihren Felsen niederrieselt.

Doch nicht die Einsamkeit und Selbstüberlassenheit allein nährt in ihm die Liebe zur Heimath, sein Leben ist auch noch von manchen andern Umständen begleitet, die seine Anhänglichkeit an den Boden und die Sitte seiner Väter stärken und ihn jedem Wechsel oder jeder Neuerung abhold machen.

Fern vom Markte und Handel und Wandel gewöhnt ihn seine einfache Nahrung genügsam zu seyn; von Milch, Schmalz und Mehl muß er oft einen ganzen Sommer leben; alle jene Laster, die an den Reichthum und den Zusammenfluß von Menschen geknüpft sind, bleiben ihm fern. Hier muß der Reiche wie der Arme beinahe in der gleichen Einfachheit leben. Das Glück mit seinen Launen begründet keinen Unterschied, und so bildet sich keine künstliche, sondern eine natürliche Gleichheit, und Alle nennen einander Du.

Im Gefühl dieser freien Selbstständigkeit, die mit Wenigem zufrieden und mit eigener Kraft und Einsicht zu handeln gewohnt ist, treten sie daher auch dem Fremden gegenüber. Sie sind nicht verlegen, sie beneiden seine Vorzüge nicht, sie gehen nicht blind in seine Meinungen ein, sie schmeicheln seiner Eitelkeit nicht, noch fürchten sie seinen Zorn; denn was könnte er ihnen geben, was ihnen nehmen? Da sie oft nur zu bald sehen, daß ihm die Zufriedenheit und Gesundheit, deren sie genießen, fehlt und er ihnen wie ein Schwächling erscheint. So hören sie ihm ruhig zu, und gehorchen seinen Befehlen oder Wünschen nur in so weit es ihnen gefällt, oder sie es für Recht halten. Gastlichkeit und Dienstfertigkeit wird übrigens dort zur Nothwendigkeit, wo der Angesprochene sie im nächsten Augenblick selbst in Anspruch nehmen muß.

Je weniger sie haben, um so besser lernen sie es gebrauchen, und um so lieber wird es ihnen auch, weil sie seiner vollkommen mächtig sind und seinen Nutzen wohl kennen. Darum hängen sie mit fester Treue an ihrer Sprache, ihrer

Tracht, der alten Sitte, dem rechtlichen Herkommen und ihren ländlichen Festen. Hat sich ja das Meiste davon aus der Natur ihrer Verhältnisse im Laufe der Jahrhunderte wie von selbst entwickelt, und ist ihnen als das Angemessenste zur andern Natur geworden. Mit gerechtem Mißtrauen blicken sie darum jeder Neuerung entgegen, die aus der Fremde eingeführt, auf fremdem Boden erwachsen, das längst Erprobte und Bewährte verdrängen möchte.

Eine großartige Gebirgsnatur, wie die der Alpen, muß auf jeden edleren Volksstamm, der sich an Seele und Leib gesund erhalten hat, nothwendig einen großartigen, erhebenden Eindruck machen, und so wohnen denn auch Kunst und Poesie häufig in den Bergen, und suchen hier auch das Geringfügigste zu verschönern. Die Sprache, kräftig, lebensvoll und bilderreich, wie die Eindrücke und Empfindungen, wird auf den Höhen fast von selbst zur Dichtung, und tönt von dort, wie der Gesang der Vögel, in Liebesliedern, in Spott- und Kriegsliedern hernieder. Und so trifft es sich zuweilen, daß zwei solcher Natursänger von ihren gegenüberliegenden Alpen abwechselnd sich scherzweise, wie es der Augenblick eingibt, stundenlang zusingen.

Da nicht jeder Tag das Neueste aus allen Welttheilen zuführt, so bleiben große Ereignisse und Lieder, die das Herz des Volkes ergriffen, auch Jahrhunderte hindurch in lebendigem Andenken, und sie werden wie das Stammgut von Vater auf Sohn vererbt. So feiern die Basken noch immer das Andenken an ihre alten Schlachten durch Nationalgesänge und Tänze; so lebt selbst in der Schweiz noch manches ältere Heldenlied im Munde des Volkes, und manche Sage, die gewiß in die früheste Zeit des germanischen Heidenthums hinaufdatirt, von Riesen und Drachen, von Bergmännlein und Rosengärten, von verzauberten Bergen und in Felsen verwandelten Jägern hat sich im Tyrol erhalten, wie auch noch heutiges Tages im Entlibuch das Lied vom Thannhäu-

ser *) gesungen wird. Werden ja selbst noch gegenwärtig nicht nur im Tyrol, sondern auch im bayerischen Gebirge, von den Bauern geistliche und weltliche Schauspiele aufgeführt, wie sie im Mittelalter allgemein gebräuchlich waren, und deren eigenthümliche Einrichtung gleichfalls auf ein hohes Alterthum zurückweist, da sie von allem gegenwärtig Gebräuchlichen so gänzlich abweicht.

Dieß Streben, nicht blos für die Nothdurft des Lebens zu sorgen, sondern Allem durch die Kunst auch eine gewisse Anmuth und Heiterkeit mitzutheilen nach dem Vorbilde der Berge, wo auch auf dem nacktesten Felsen dicht neben dem Schnee eine einsame Blume die Güte des Schöpfers preiset, spricht sich auch sonst im Größten wie im Kleinsten aus. Nirgends sieht man z. B. zierlichere und schlankere Kirchthürme als im Tyrol; überall sind die Kirchen selbst sauber und heiter geschmückt; nicht leicht findet man ein Haus, das nicht außen mit dem Bilde der Mutter Gottes oder eines Schutzheiligen geziert wäre, oder neben dem nicht ein Kruzifix oder ein Bildstock stünde. Auch in der Bauart der Häuser, wie in der Einfassung der Zäune spricht sich diese Zierlichkeit aus. Daß die Trachten hiervon nicht ausgeschlossen sind, versteht sich von selbst, setzt man ja im Berner Oberland eine Art von Koketterie hinein, selbst den Dünger auf die zierlichste Weise aufzuschichten. Der Senner läßt sich keinen Gang verdrießen, um am Sonntag beim Kirchgang seinen Hut mit einer seltenen Alpenblume zu schmücken, und an seinem Gang und seinem Blick wird man leicht errathen, daß er bei den Adlern in der Höhe wohnt und auf die Thäler hinabblickt.

Daher wird es denn auch nicht zufällig seyn, daß die Holzschneidekunst in geistlichen und profanen Darstellungen nirgend mit solchem Geschick betrieben wird, als gerade wieder in Gebirgsgegenden, wie z. B. in Tyrol im Grödner Thal,

*) Freiherr von Laßberg hat dieß merkwürdige Lied in dem Anzeiger zur Kunde des deutschen Mittelalters mitgetheilt.

im bayerischen Gebirg in Berchtesgaden und Ammergau und in der Schweiz.

Dieselbe Natur aber, die den Sohn der Berge zur Poesie und Kunst aufweckt, ist es auch, die durch die Kühnheit ihrer Bilder ihn mit kühnem und kriegerischem Muth erfüllt. Die Gemse zeigt ihm, daß kein Fels zu steil und unersteiglich sey, und nirgends ist sie vor seinem Schusse sicher. In den Pässen lernt er die Bedeutung der Persönlichkeit kennen, und sich vor keiner Uebermacht fürchten. Die Blume am Abgrund lockt ihn, und er wagt sein Leben, um Rauten und Edelweiß auf seinen Hut zu stecken. Im Ringen und anderen Wettspielen liebt er es, seine körperliche Kraft und Gewandtheit zu zeigen, und jauchzend gleitet er auf einer Schaufel am steilen Schneehang hinab, wie die alten Germanen, als sie auf ihren Schilden die Alpen hinab nach Italien fuhren.

Wenn der stete, einsame Umgang mit der Natur den Hirten innig mit seiner Heimath verbindet; wenn die Armuth und Einfachheit ihrer Früchte ihn Genügsamkeit lehrt, ihr wundervoller Zauber aber sein Herz bewegt und erhebt, daß die kühne Brust in fröhliche Lieder ausbricht, so erweckt endlich der Anblick ihrer unermeßlichen Größe in ihm auch das Gefühl der eigenen Kleinheit und der Abhängigkeit von einem höheren, gewaltigeren Herren, der all diese Wunder geschaffen und in dessen Hand er jeden Augenblick sein Leben gestellt sieht.

Denn, wo er hintritt, überall wird er an seine Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit erinnert. Ueberall rufen ihm steinerne und hölzerne Kreuze und Bildstöcke, den Verunglückten zum frommen Gedächtniß errichtet, zu, daß er neben Gräbern wandelt, und daß alle seine Pfade zum Grabe führen. Sie fordern ihn zum Gebet auf und kehren seinen Blick der Ewigkeit zu, hinweg von der Erde, wo allenthalben der Tod seiner harret. Ihre Aufschrift berichtet ihm: Hier stürzte einer die Felswand hinunter, dort wurde einer von dem Berg-

wasser hinabgerissen oder unter einer Lavine begraben; ein Anderer verstieg sich im Nebel und fand den Tod, ohne daß es ein Aug sah oder ein Ohr vernahm, hier setzte sich ein Ermüdeter im Winter auf einen Stein am Wege nieder, er schlief ein und erwachte nimmer; dort hat der Bergsturz ein Haus begraben, ein Anderer wurde von einem Baume zerschmettert, vom Blitz erschlagen oder von den Pferden in den Abgrund gerissen. In allen diesen Gefahren, die auch ihn bedrohen, hat er von den Menschen wenig oder nichts zu erwarten. Er hört hier auch keine Fabrikräder und Walzen sich schnarrend drehen, die ihn mit Dünkel erfüllen und die Stimme seines Innern betäuben und ihm zurufen: so viel vermag der Mensch! so groß ist der Mensch! er sieht vielmehr die unersteiglichen Höhen und die gewaltigen Wasserstürze, die ihm brausend zu sagen scheinen: so klein ist der Mensch! so wenig vermag er! Es darf ja nur hier auf der Höhe ein Vogel den Fittig rühren, und die Schneeflocke kann zur Lavine werden, die dich und dein Haus begräbt. Hier fehlen ihm alle jene Zerstreuungen, die ihm den Ernst des Lebens aus den Augen rücken könnten; will er daher dem Schrecken der Einsamkeit und seiner Verlassenheit entfliehen, so muß er seine Zuflucht zu Gott nehmen, und bei ihm Trost und Beistand suchen.

So lehrt ihn die Noth beten, und durch das Gebet wird ihm das Vertrauen zu Theil, daß er furchtlos und ruhig der Gefahr entgegen geht, weil er sich überall in Gottes Hand weiß. Ohne Gebet beginnt er daher nicht leicht ein wichtiges Geschäft, und wo die Gegend am wildesten und schauerlichsten ist, oder wo von der Höhe herab sich über reiche Thäler und Seeen ein herrlicher Blick in die Ferne eröffnet, oder wo Mensch und Thier nur mit der äußersten Erschöpfung die Bedürfnisse des Lebens hinauftragen, und fast unter ihrer Last erliegend müde niedersinken, überall pflanzt er das Kreuz, das Siegeszeichen seines Glaubens auf. Oft blickt es von den höchsten Spitzen der Alpen hernieder, und stellen ganze Gemeinden, die Rüstigsten auswählend, zu ihm alljährlich

ihre Bittfahrten an. In dem gleichen Geiste werden z. B. im Kanton Appenzell von den dortigen Kapuzinern im Frühjahr die Alpen nach der Reihe, einem bestimmten Rituale gemäß, eingesegnet. So glauben auch noch die frömmeren Bauern in Tyrol, ein Hirte, der sich ohne das Kreuzeszeichen gemacht zu haben niederlege, stehe als ein unbeschirmtes Haus der nächtlichen Einwirkung der bösen Geister offen. Hat er aber sein Gebet verrichtet, dann schläft er ruhig in der wildesten Wetternacht oder am Rande des Abgrundes, denn die Religion hat ihn gelehrt, zufrieden und dankbar die Freuden des Lebens genießen und geduldig seine Leiden ertragen und den Tod nicht zu fürchten, weil ihm die Seligkeit folgt.

Auf diese Weise tritt auch der Priester zu ihm in ein viel engeres Verhältniß, da er sein einziger Tröster, Lehrer, Leiter und Spender der geistlichen Gnaden ist, dessen Ansehen noch nicht durch den Schimmer einer oberflächlichen Lectüre und das wirre Geschrei der Propheten des großen Marktes und ihre politischen und philosophischen Doctrinen erschüttert ist. Daher das große Ansehen, welches z. B. noch im letzten Tyrolerkrieg ein Kapuziner über die Gemüther des Volkes geübt.

Durch die Religion, die sein ganzes Leben beherrscht und durchdringt, erhalten auch alle seine Verhältnisse ihre Heiligung; die Religion ist ihm Alles und Alles wird ihm zur Religion. Sie lehrt ihn das Erbe seiner Väter, ihre genügsame Einfachheit, ihre Zucht und Sitte mit heiliger Scheu verehren, sie erfüllt ihn mit Ehrfurcht vor jedem wohlerworbenen Rechte, dessen Marksteine er nicht zu versetzen wagt; sie gebietet ihm gastlich, mild und hilfreich zu seyn, und sie erfüllt ihn auch mit jener unerschütterlichen Treue gegen seinen angestammten Herren und Fürsten, den obersten, ihm von Gott gesetzten Schirmer des Friedens und des Rechtes. Für seinen Glauben, sein Vaterland, sein freies altes Recht und seinen rechtmäßigen Fürsten, deren Liebe enge und lebendig verbunden in ihm lebt, scheuet er darum kein Opfer,

und am wenigsten sein Leben, da er es ja schon einzusetzen gewohnt ist, wenn sich ein Schaf seiner Heerde in den Felsen verstiegen hat. Und so steht er denn auf der Höhe seiner Berge, die Blumen auf dem Hut, den Stutzen im Arm, voll kühnen und frohen Lebensmuthes, vertraut mit allen Gefahren, und so erwartet er ruhig mit scharfem und sicherem Blicke, seines Zieles gewiß, den gegen die Päſſe seines Landes heranziehenden Feind. Sein Glaube erfüllt ihn mit der frohen Ueberzeugung, daß ihm die Krone zu Theil wird, er möge siegen oder fallen, weil er für eine heilige und gerechte Sache streitet. Was aber ein solcher Glaube vermag, das haben bis auf den heutigen Tag die größten und stolzesten Feldherren mehr als einmal zu ihrer schmerzlichen Beschämung erfahren.

Nun könnte aber Jemand auf diese Schilderung des Berglebens erwideren, daß er dergleichen zwar schon oft gelesen, aber nirgend gefunden habe; solche romantische Bilder ließen sich ganz vortrefflich ausmalen: schaue man sich aber in der Wirklichkeit um, so gewahre man von dem allem nicht nur nichts, sondern man begegne nur gar zu oft dem geraden Gegentheil. Und so könnte namentlich Einer, der die Schweiz bereist hat, ohngefähr Folgendes der obigen Schilderung entgegensetzen:

Ich habe, wie so viele Tausende, auf den großen Straſſen die Schweiz durchzogen, die Wunder ihrer Natur angestaunt, die heiligen Orte ihrer Geschichte habe ich besucht: die großen Schlachtfelder ihrer Freiheit, die Stätte, wo der ewige Bund geschlossen worden, die Klause, wo der selige Bruder Nikolaus von der Flüe gewohnt, die Platte Tell's, die Stelle, wo Kaiser Albrecht gefallen, die Burg, von wo der Adler der Habsburger seinen hohen Flug durch die Jahrhunderte begonnen, und überall habe ich dem Treiben der Menschen zugeschaut. Aber was ich gesehen, war leider nicht erfreulich, und erfüllte mich oft mit Unwillen, noch öfter aber mit Trauer und Wehmuth. Denn die Freiheit, die den Vätern zum Segen gewesen, und wodurch sie so manche Einrich-

tung geschaffen, die noch jetzt das Land vor so vielen anderen auszeichnet, sah ich in den Händen ihrer ungleichen Söhne in Gift verwandelt, wodurch sie einander das Leben verbittern und, wenn das irrgeleitete Volk nicht bald zur Besinnung kömmt, dem Vaterlande in einer allgemeinen politischen Anarchie und moralischen Auflösung den Untergang bereiten.

Die Natur erschien mir hier oft wie ein Paradies voll der herrlichsten Wunder, aber die Menschen waren eifrig bemüht, sich zur wechselseitigen Strafe eine Hölle daraus zu machen. Wie wenig, dachte ich, fehlt ihnen, um glücklich zu seyn, und ist es nicht ihre eigene Schuld, wenn sie es nicht sind; haben sie nicht alle Freiheit dazu? Wer hindert sie, sind sie nicht die Herren ihres eigenen Schicksals? Allein ich sah sie nicht glücklich, wo ich hinblickte, selbst im Schooße der Familien, gewahrte ich Hader und Streit und Unzufriedenheit. Von einer patriarchalischen Einfalt des Gebirgslebens, von dem vielgerühmten biederen Schweizersinne, von einer uneigennützigen, alles hinopfernden Liebe zur Freiheit, von einer ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit an das schlichte Kleid, die ernste Sitte, die Zucht, Genügsamkeit und Gottesfurcht der Väter, davon habe ich gar wenig wahrgenommen, weder auf den großen Straßen, noch auf dem Markte, wo die Menge sich sammelte und den schmeichelnden Helden des Tages mit selbstgefälliger Leichtgläubigkeit zuhorchte, wenn sie dem Volke ihren abgenützten, vom Auslande erborgten Liberalismus um sein Theuerstes, sein Recht und seinen Glauben, verkauften, und ihm von seiner unumschränkten Volkssouverainetät, die kein Recht und keine Verpflichtung heilig zu achten habe, vorsprachen, damit es sie nach ihrem Willen ausübe.

Ich sah allerdings keine Landvögte, die auf ihren Zwingburgen saßen, auch keine Aristokraten, die durch den Glanz ihres Namens und die großen Thaten erlauchter Vorfahren ein ererbtes Ansehen genossen, allein Advokaten sah ich, die wie Zwingvögte durch Advokatenkünste über das Volk herrsch-

ten, und Helden fand ich hier, die es sich zur Ehre schätzen, arme Klosterfrauen an der Ausübung ihrer Regel zu hindern, zu peinigen und ängstigen. Theuer, dachte ich, hat die Schweiz das Gold, das ihr die Fremden gebracht, erkauft, denn Alles ist ihr nur zu käuflich geworden, überall hörte ich klagen über zunehmende Immoralität und materiellen Egoismus. Ueberall findet der Fremde dienstfertige Diener, aber alles, selbst den geringsten Dienst muß er ihnen theuer bezahlen; er speist auf den Alpen im Berner Oberlande so gut, wie in einer Pariser Restauration, allein er muß noch besser bezahlen, und wenn die Fischermädchen ihn liedersingend und in der Landestracht kokettirend über den See fahren, so muß er ihnen ihren Naturgesang bezahlen, denn hier ist nichts umsonst, alles ist Industrie, selbst die Natur!

In einem Lande aber, wo das Volk täglich allen Verführungen von Tausenden preisgegeben ist, und im Besitze der Gewalt sich befindet, da haben Volksverführer, wenn sie es zum Werkzeuge ihres Eigennutzes und Ehrgeizes machen wollen, nur allzuleichtes Spiel. Denn sie dürfen nur seinem Stolze fröhnen und seine Leidenschaften aufreizen, und es wird ihnen seine Gewalt überlassen; es glaubt zu herrschen, und wird beherrscht, es glaubt frei zu seyn, und dient der schmählichsten Tyrannei. Frankreich gab hiervon in der ersten Revolution ein großes Vorbild, und die öffentlichen Verhandlungen und Ereignisse, deren Zeuge ich in der Schweiz war, sind davon eine matte Wiederholung.

Ich sah Basel von eidgenossischen Truppen besetzt und die Rebellion durch die oberste Staatsbehörde sanktionirt, die Stiftungen der Bürger unter sie getheilt, den alten Kirchenschatz, die Schenkung Kaiser Heinrichs an den Meistbietenden verschachert. Da nahm ich wahr, wie die vorsichtigen Bürger, gründlich über die Göttlichkeit des Rechtes und die Gefahren eines revolutionären Liberalismus belehrt, ihre Batzen zählten und sie in Sicherheit vor den langen Fingern einer Freiheit zu bringen suchten, die mit der Gleichheit liebäugelt.

Ich sah in Aarau einen pfiffigen Allerweltsmann, der immer noch mit unermüdetem Eifer die Netze seiner Intriguen knüpft und als politischer und religiöser Quacksalber seine Universalmittel Allen feil bietet; ich hörte wohlklingende Reden über bürgerliche und religiöse Freiheit, und nebenbei sah ich, wie man, den Aussprüchen der Verfassung zum Hohn, das Petitions- und Associationsrecht der Katholiken vernichtete, und Jene verfolgte, die Freiheit des Gewissens verlangten, und um Heilighaltung beschworener Rechte flehten und zum Schirme ihres alten Glaubens sich verbanden. Desgleichen hörte ich hochklingende Phrasen von eidgenössischem Heerwesen, und sah, als ein charakteristisches Bild, die Artillerie mit bloßen Lafetten ohne Kanonen ins Lager rücken, um die Pferde zu ersparen.

Zu Zürich fand ich die Bürgerschaft eifrig beschäftigt die Mauern ihrer eigenen Stadt niederzureißen, des Mißtrauens ihrer Mitbrüder wegen, die sie sonst für eine Zwingburg hätten halten können. Alles unbeschadet der eidgenossichen Bruderliebe! Ich hörte, wie die Bekenner unbedingter politischer und religiöser Freiheit, einem Gelehrten und Genossen ihrer Meinung das Bürgerrecht verweigerten aus dem einzigen Grunde, weil er Katholik sey. Dann ging ich in ein Kaffehaus, dort fiel mir ein Zeitungsblatt in die Hand, dasselbe führte den Titel: der Volksbote. Schweizerisches Nationalblatt. Es lag eben seine Nro. 57 vom 17. Heumonat 1838 auf, sie führt scheinheilig das Motto:

> Das Gesetz soll seyn unser Herr,
> Soll uns richten, sonst keiner mehr!
> Des Gesetzes Diener wollen wir seyn
> Damit wir bleiben frei und rein;
> Niemand soll thun, was ihm gefällt
> Sondern, was ihm's Gesetz vorstellt.

Als Beleg, wie man dieses Motto versteht, und welche Ehrfurcht man in der Schweiz vor der höchsten gesetzlichen Obrigkeit eines Cantons hegt und welche Sprache man hier

dem Volke bieten darf, fand ich in dem Blatte einen Artikel, der die Ueberschrift führte: „Neues Bubenstück des Landammann Schmid von Lachen.“ Es genügt, hier nur einige Redensarten und Epitheta aus diesem Artikel anzuführen und jedem wird das Motto als der frechste Hohn und Spott erscheinen: der Landammann, in dessen Händen zum Theil das Schicksal von Schwyz liegt, wird darin eine „Universal-Canaille“ mit giftgeschwollenen Lippen genannt, ferner ein rasender Staatsgauner, dem man eine Standrede gehalten, wie noch keinem Missethäter auf dem Schaffot, dann heißt es: „abermal streckte der Lachenschuft seine meineidigen, hochverrätherischen Finger, wie am 6. Mai, in die Luft und hervorstürzten vierzig seiner Trabanten, die Prügelei ging los, und die Kröte weidete sich an den Wirkungen ihres Giftes. — Es kam zu einem hitzigen Gefecht, wobei zwei Todte auf dem Platze blieben und mehrere gefährlich verwundet wurden. Die Schmidischen kehrten blutgesättigt nacher(?) Haus. Landamann Diethelm floh nach Zürich, wo derselbe gestern anlangte, und nach Luzern gehen will, um Hülfe und Schutz bei der Tax-Atzung (so spricht ein Schweizerblatt von der obersten Bundesbehörde!!) zu suchen. Der dicke Schurke Schmid fürchtete ein Einverständniß, die Canaille mußte neuen Hader, neuen Streit, neues Blutvergießen stiften, damit sich die Scheidewand himmelhoch thürme zwischen den mißbrauchten Bürgern. Was hat man am nächsten Sonntag von den Machinationen dieses desperaten Staatsverbrechers nicht Alles zu riskiren? Pfaffengeld strotzt in seinen Taschen, in seinen Fäusten! — Ist die ganze Hornbagage (hierzu gehören bekanntlich, wie sich an der letzten Landesgemeinde durch die Abstimmung vom rothen Thurm erwiesen, über vier tausend Schwyzer) auch nur das Leben eines einzigen Staatsmannes werth? — Wann ist das Maaß voll dieses Lachnerlumpen, wann wird der Streich fallen, der diesem geschändeten Leben endlich ein Ende macht“. Wir hoffen es werde mit optima

forma und lege artis geschehen. Eine bisher zurückgehaltene Grabschrift sey der Ehrenkranz für diese neue Schandthat:

> Der Nachwelt werd hier kund,
> Hier liegt ein schlechter Hund,
> Ein Erzschelm in allen Sachen
> Joachim Schmid von Lachen.

In dem folgenden Blatte fährt der Volksbote in seiner rasenden Weise fort, er spricht von dem „Mordwütherich" Schmid, der mit seiner Ochsenstimme den Freisinnigen zugerufen.... „Alles, heißt es weiter, rüstet zur ernsten Metzelei (!!) am folgenden Sonntag. Die Klauen (so heißt die liberale Parthei in Schwyz) wollen sich nun auch muthig (!) zeigen, wollen sich selbst Recht verschaffen, weil die Eidgenossen sie im Stiche lassen. Sie sagen, sie brauchen nun keine Stöcke gegen ihre Gegner mitzunehmen, sie können solche gleich aus dem Hag (der beide Partheien abpferchen soll) reißen; wenn Schmid auf dem Platze oder auf der Bühne erscheine, so sey sein infames Hochverrätherleben der Volksrache verfallen. Wie Jammerschade wär's, wenn wir ihm nicht die nächste Woche bewußte Grabschrift auf sein Grab legen könnten. Vor den Repräsentanten (der Dar-Atzung?!) haben die Klauen kein Fünklein Respekt. Ganz natürlich, denn diese Herren spielen wieder die nämliche Croffiziorolle, welche eidgenössische Vermittler zu allen Zeiten unserer Geschichte gegen das Volk spielen mußten, eine unseelige Rolle, zu der sich kein Ehrenmann hergeben sollte"!

Ich war empört und von Schauder durchdrungen, daß es Jemand wagen dürfe, in dieser Weise in einem Augenblicke zu sprechen, wo Bürgerblut geflossen und die Leichen noch nicht erkaltet; mir schien diese Sprache dem Heulen reißender Thiere und nicht einem Menschen zu gleichen, und unglaublich bedünkte es mich, daß ein Mann, der einem Volke dieses zu bieten wage, sich öffentlich zeigen dürfe. Denn ich dachte, wie weit ist es mit dem Ansehen der Gesetze gekommen, was

soll aus der Sicherheit der Person und Heiligkeit des Eigenthums werden, wenn es jedem Volkstribunen erlaubt ist, offen den Bürgerkrieg zu predigen, und solche Grabschriften für die Schlachtopfer seiner Wuth bereit zu halten, wie sie allenfalls die Karaiben schreiben würden, wenn ihnen die Civilisation Unterricht im Schreiben ertheilt hätte.

Mit Abscheu wandte ich mich von Zürich nach dem Thurgau, das Gott an dem Ufer seines klaren Seees zu einem Garten geschaffen. Hier hatte ich das Glück, den Verhandlungen über die Klöster beizuwohnen. Der Canton, in dem Volkssouverainetät proklamirt ist, zählte 4000 stimmfähige Katholiken; ich las die Petition von 3870 derselben, worin sie ihrem Rechte gemäß die Beibehaltung der Stiftungen ihrer Voreltern verlangten. Allein weder ihre Stimme, noch die Stimme des beschworenen Eides wurde geachtet; unter dem nichtigen Vorwande, die Klöster seyen in ihrer Oekonomie in Rückstand gekommen, setzte man ihnen gewaltthätiger und widerrechtlicher Weise Verwalter ein, die zum Theil ihr eigenes Vermögen schlecht verwaltet, und wies diesen, Alles im Interesse großer Oekonomie, einen Gehalt von 5000 Gulden, auf Kosten der Klöster, an. Allein man trieb die Sophistik noch weiter; der Karthause Ittingen, einem Kloster, welches in seiner Oekonomie nicht nur nicht zurückgekommen, sondern einen bedeutenden Ueberschuß erzielt, setzte man gleichfalls einen dieser kostspieligen Verwalter. Doch damit nicht zufrieden, untersagte man allen beschworenen Verträgen zum Hohne das Noviziat, und verfügte schon im Voraus über den sich künftig ergebenden Ueberschuß.

Da dachte ich traurig, ist dieses die Freiheit der Schweiz, daß man den Bürgerkrieg predigen und die Gotteshäuser mit frecher Hand berauben darf? dann möge uns Gott in Gnaden vor dieser Freiheit bewahren. Allein dieß war noch nicht Alles, ich sollte noch mehr erfahren.

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

II.

Ueber das Verhältniß der katholischen Kirche zur Democratie in Nordamerika und Europa.

(Erster Artikel.)

Einen der klügsten und geistreichsten Kenner und Beobachter politischer Zustände unsrer Zeit, dessen Anschauungen sich weniger auf Principien und theoretische Speculation, als auf eine treue Beobachtung der Thatsachen und der Natur gründen, — Alexis von Tocqueville — stellt in seinem Werke über die Democratie in den vereinigten Staaten von Nordamerika eine Ansicht über das Verhältniß der katholischen Kirche zur Democratie auf, der wir eine unpartheiische Prüfung schuldig zu seyn glauben. —

„Der größte Theil von Amerika", sagt er, „ist von Menschen bevölkert, die, nachdem sie sich der Autorität des Papstes entzogen, sich keiner religiösen Suprematie unterworfen haben. — Sie brachten also ein Christenthum in die neue Welt, welches ich nicht besser schildern kann, als wenn ich es republikanisch und democratisch nenne. — Dieß begünstigte ganz besonders die Errichtung der Republik und der Democratie auf dem weltlichen Gebiete. Von Anbeginn fanden sich in jenem Lande Politik und Religion in Uebereinstimmung, und diese hat seitdem nicht aufgehört".

Seit ungefähr fünfzig Jahren hat aber auch Irland angefangen, alljährlich einen Theil seiner katholischen Bevölkerung nach Nordamerika auszuströmen, und in Nordamerika selbst kehrten viele unserer verirrten Brüder zur Kirche zurück. — Heutzutage findet man in den Staaten der Union über eine Million Christen, die den Glauben der römischen Kirche bekennen.

„Die Katholiken“, sagt Tocqueville weiter, „zeigen eine große Treue in der Ausübung ihres Cultus und sind voll Feuereifer für ihren Glauben. — Nichtsdestoweniger sind sie die am meisten republicanische und demokratische Classe der Bevölkerung in den vereinigten Staaten. Diese Thatsache setzt uns im ersten Augenblick in Erstaunen, aber bei weiterm Nachdenken entdeckt man leicht die verborgenen Ursachen davon“.

Tocqueville sucht diese letztern in mehreren Umständen, deren Prüfung wir uns vorbehalten. — Die katholische Religion, meint er, sey kein natürlicher Feind der Democratie, im Gegentheil hebe sie unter allen Glaubenslehren am meisten die Gleichheit vor Gott hervor. Denn sie stelle z. B. in Betreff der Dogmen alle Intelligenzen auf dieselbe Stufe, halte den Weisen wie den Unwissenden, den geistreichsten Menschen wie den gemeinen Mann bis in's Einzelne zu demselben Glauben an, schreibe den Reichen wie den Armen dieselben Uebungen vor, belege den Mächtigen wie den Schwachen mit denselben Büßungen, lasse sich von keinem Sterblichen etwas abmarkten, und strebe, indem sie an jeden Menschen dasselbe Maaß anlegt, dahin, alle Classen der Gesellschaft zu den Füßen desselben Altars in einander zu verschmelzen, so wie vor den Augen Gottes alle Unterschiede des bürgerlichen Lebens verschwunden sind. —

Die katholische Kirche, fügt er hinzu, stimme zwar die Gläubigen zum Gehorsam, mache sie aber wenigstens nicht ungeschickt zur Gleichheit. Im Gegentheil glaubt dieser Schriftsteller, daß der Protestantismus sie nicht sowohl zur Gleichheit als zur Unabhängigkeit anleite.

Oft zwar sey es in andern Ländern geschehen, daß der katholische Priester aus dem Heiligthume hervorgetreten sey, um eine weltliche Macht in der Gesellschaft auszuüben, und daß er dann in Mitten der Hierarchie der weltlichen Gesellschaft einen Platz eingenommen habe. Dann habe er zuweilen seinen religiösen Einfluß benützt, um einer politischen Ordnung, von der er einen Theil ausmachte, ihre Dauer zu

sichern, — und dann habe man freilich auch gesehen, daß die Katholiken aus religiösen Gründen Parthei für die „Aristocratie“ genommen hätten.

Aber sagt Tocqueville, wenn einmal die Priester von der Regierung ausgeschlossen sind, oder sich davon ausschließen, wie sie es in Amerika thun, so seyen die Katholiken ohne Zweifel die besten Republikaner.

Wenn sie in den vereinigten Staaten nicht gerade durch die Natur ihres Glaubens mit Gewalt zu den democratischen und republikanischen Meinungen hingezogen würden, — so seyen sie wenigstens auch keine natürlichen Gegner derselben, und ihre gesellschaftliche Stellung, wie ihre geringe Anzahl, nöthige sie, dieselben anzunehmen. — Abgesehen davon seyen die Katholiken auch meistentheils arm, und es thue ihnen Noth, daß die Gesammtheit aller Bürger regiere, damit sie selbst auch zur Regierung kämen. — Die Katholiken seyen ferner in der Minderzahl; es sey also nothwendig für sie, daß man alle Rechte achte, damit sie der freien Ausübung der ihrigen versichert seyen. — Diese beiden Ursachen, glaubt Tocqueville, machen die Bekenner der katholischen Kirche sich selbst unbewußt den in Amerika herrschenden politischen Doctrinen geneigt, die sie vielleicht mit geringerem Eifer annehmen würden, wenn sie reich wären und das Uebergewicht hätten.

So ist also das eigentlich practische Resultat dessen, was der Verfasser über die Stellung der Katholiken in den vereinigten Staaten sagt: daß sie der dort bestehenden Ordnung der Dinge sich fügen und die dort geltende democratische und republikanische Verfassung nicht nur nicht befehden, sondern treue und gewissenhafte Verfechter derselben sind. —

Auf die Gründe dieser Erscheinung kommen wir weiter unten zurück. — Wir wollen vorher noch denselben Schriftsteller über das Verhältniß hören, worin seiner Auffassung gemäß in Europa die Religion zum Staate steht. —

Tocqueville's durch sein ganzes Buch hindurchgehende Grundansicht ist: daß die Zeit der Monarchie in Europa vorü-

der, und die Aufgabe des Jahrhunderts keine andere sey, als unsere politischen Verhältnisse auf sanfte, friedliche und loyale Weise der neuen Gestaltung der Dinge entgegen zu führen. — Für die Religion, zu deren Widersachern oder Verächtern er in keiner Weise gehört, sieht er allein in der völligen und absoluten Trennung vom Staate Heil. Sie könne ohne den Staat bestehen, und bestehe in Amerika wirklich, ohne daß die Regierung sie zur Staatssache mache. Er rühmt sogar, wie wir unten weiter berichten werden, den religiösen Geist, der in den vereinigten Staaten herrscht, und in welchem er, völlig im Widerspruche mit den gewöhnlichen Ansichten, eine Hauptstütze des dortigen Staatswesens erblickt. Die Religiosität im Allgemeinen sey in Nordamerika populär; der Ungläubige, der Religionsverächter würde sich in Widerspruch mit der öffentlichen Meinung setzen; so geschieht es, daß dort selbst der, welcher im Herzen nichts weniger als gläubig ist, um der Leute willen einen Glauben irgend einer Art, oder wenigstens eine Ehrfurcht vor der Religion im Allgemeinen an den Tag legen müsse. Dann fährt er fort:

„Warum ist dieses Bild nicht auf uns anwendbar? — Ich sehe unter uns Menschen, welche aufgehört haben, an das Christenthum zu glauben, ohne sich einer andern Religion anzuschließen''.

„Ich sehe Andere, die auf dem Standpunkte des Zweifels stehen geblieben sind und die den Unglauben heucheln“.

„Ferner sehe ich Christen, welche glauben und nicht wagen, es zu bekennen“.

„In Mitten dieser lauen Freunde und dieser wüthenden Gegner sehe ich eine kleine Anzahl von Gläubigen, die bereit sind, allen Hindernissen zu trotzen und alle Gefahren um ihres Glaubens willen zu verachten. — Diese haben der menschlichen Schwäche Gewalt angethan, um sich über die gemeine Meinung zu erheben. Fortgerissen von dieser Anstrengung, wissen sie nicht, wo sie anhalten sollen. — Weil sie gesehen haben, daß in ihrem Vaterlande der erste Ge-

brauch, den der Mensch von seiner Unabhängigkeit machte, darin bestand, die Religion anzugreifen, — so fürchten sie ihre Zeitgenossen, und entfernen sich mit Schrecken von der Freiheit, der jene nachstreben. Weil ihnen der Unglaube eine neue Sache scheint, so wird Alles, was neu ist, ein Gegenstand ihres Hasses. — Sie sind im Kriegszustande mit ihrem Jahrhundert und ihrem Lande, und sehen in jeder der Meinungen, die man hier verkündet, einen nothwendigen Feind des Glaubens". —

„Dieß kann aber in unsern Tagen der natürliche Zustand der Menschen in Religionssachen nicht seyn". —

„Es giebt also bei uns eine zufällige und besondere Ursache, die den menschlichen Geist verhindert, seinem Zuge (zu Gott) zu folgen, und die ihn über die Gränzen treibt, innerhalb welcher er sich naturgemäß halten müßte". —

„Ich bin fest überzeugt, daß diese zufällige und besondere Ursache in der innigen Vereinigung der Politik mit der Religion liegt".

„Die Ungläubigen in Europa verfolgen die Christen mehr noch als politische Feinde, wie als religiöse Gegner. — Sie hassen den Glauben weit mehr als Meinung einer Parthei, wie als irrige Religionslehre, im Priester verabscheuen sie nicht sowohl den Stellvertreter Gottes, als den Freund der Staatsgewalt". —

„In Europa hat das Christenthum gestattet, daß man es innig mit der irdischen Macht verbündete. — Heute fällt diese Macht, und das Christenthum ist gleichsam von ihren Trümmern überdeckt. — Es ist ein Lebendiger, den man an einen Todten hat binden wollen, — zerschneidet die Bande, die ihn zurückhalten, und er wird wiederum auferstehen". —

Mit andern Worten sagt also unser Autor: In Europa sind die wahren Christen (— er irrt, wenn er sie für eine kleine Minderzahl hält, — sie bilden die unermeßliche Mehrheit des Volkes in allen katholischen Ländern! —) Freunde des Königthums und der monarchischen Institutionen, welche,

wie wir hinzusetzen müssen, ihrem Wesen nach so alt sind, als die Geschichte der Völker, welche heute unsern Welttheil bewohnen. — Wie erklärt sich der Gegensatz zwischen diesem Royalismus der Katholiken in Europa und ihrer Unterwerfung, ja sogar ihrer Anhänglichkeit an die republikanische Verfassung jenseits des atlantischen Oceans? — Sollen heute wirklich, wie der Verfasser will, die gläubigen Christen in Europa sich der democratischen Strömung, die, wie er richtig nachweist, durch die Geschichte der letzten Jahrhunderte geht, zuwenden? Erlaubt ihnen dieß der Glaube, und wäre wirklich der Gewinn einer neuen Belebung der Macht der christlichen Ideen, eine Verjüngung des kirchlichen Lebens, eine Wiederherstellung der rechtlichen Freiheit der Kirche von der Democratie zu erwarten, die unter dem Königthume in Europa nicht zu erreichen stände.

Wir glauben, daß diese Fragen, auf dem bedenklichen Wendepunkte, auf welchem heute die Angelegenheiten Europa's stehen, die ernsteste Prüfung erheischen. —

Tocqueville, wir wiederholen es, ist ein Beobachter der natürlichen Verhältnisse und Thatsachen des Staatslebens wie es wenige giebt; nichtsdestoweniger aber dürfte er, bei aller Hinneigung, ja bei aller augenscheinlich durch das ganze Buch durchschimmernden Anhänglichkeit an die Kirche, den Gesichtspunkt, auf dem allein die Frage über das Verhältniß der Kirche zur Democratie beantwortet werden kann, schwerlich richtig aufgefaßt haben. —

Was verlangt die allgemeine Kirche Christi von der Staatsgewalt? Zunächst die ihr gebührende Freiheit und dem gemäß: daß Niemand der Ausübung ihres Apostelamtes und ihrer göttlichen Sendung: den Völkern das Evangelium zu predigen, ein Hinderniß in den Weg lege; daß ihr inneres Leben weder zerstört noch beeinträchtigt werde, endlich: daß sie denselben Rechtsschutz genieße, wie jede andere physische oder moralische Person. —

Die Glieder der Kirche müssen dagegen der christlichen

Lehre gemäß der Staatsgewalt, deren Unterthanen sie sind, in allen weltlichen Dingen den schuldigen Gehorsam leisten. — Dieses befiehlt ihnen die Kirche im Namen Gottes, von dem alle Gewalt und Obrigkeit auf Erden stammt. —

Wer diese Obrigkeit, und wie sonst diese Verfassung des Landes geordnet sey, — ist in Beziehung auf die eben erwähnte Pflicht an und für sich völlig gleichgültig. — Insbesondere wäre es ganz falsch zu glauben, daß die Kirche ihren Gläubigen den Gehorsam und die Treue nur gegen die Könige und Herren dieser Welt, und nicht auch gegen die republikanischen Obrigkeiten einschärfe. — „Wo eine Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet", sagt der Apostel, und es begreift sich leicht, daß hier kein Unterschied gemacht werden darf, ob diese Gewalt in den Händen eines Fürsten oder einer mehr oder weniger ausgedehnten Genossenschaft liegt. — Die Kirche schützt also, indem sie auf das Gewissen der Unterthanen oder Bürger wirkt, jede mögliche rechtmäßige Verfassung, wo und wie sie besteht, und es kann nicht einmal behauptet werden, daß sie für die eine oder andere menschliche Verfassungsform, als solche, eine besondere Vorliebe zeige. — Dagegen ist es der Natur der Dinge und des Menschen gemäß, daß ihre Mitglieder, wenn sie unter einer bestimmten Verfassung in einem gewissen Lande ruhig, friedlich, unbeeinträchtigt leben können, sich diesem Zustande nicht bloß um des Gewissens willen unterwerfen, sondern ihn auch außerdem noch aus Dankbarkeit lieben, ja aus eigenem Interesse ihn mit Gut und Blut vertheidigen.

In dieser Lage sind allerdings die Katholiken in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Anbeginn sind diese vollkommen republikanisch geordnet gewesen, das Wegfallen des, an sich schon lockern Verbandes mit England hat bloß die früher abhängige Democratie zur unabhängigen gemacht. Ursprünglich nämlich war es, wie Tocqueville's klassisches Werk über Amerika näher berichtet, der dumpfe Haß des Puritanismus gegen Alles, was Königthum und fürstliche

Herrschaft heißt, der jene Colonien gründete, dann führte die innere Zerfallenheit und Auflösung des Protestantismus in zahllose Secten, verbunden mit den Vorstellungen des vorigen Jahrhunderts über das „angeborne Menschenrecht" der Gewissensfreiheit dazu, daß alle jene Trümmer der christlichen Kirche sich als gleichberechtigt anerkannten. — Weil aber diese Anerkennung nur auf einer rein negativen Basis beruhte und bei dem absoluten Mangel jeglicher Einheit unter den protestantischen Secten allein und ausschließlich in der Uebereinkunft bestehen konnte, gegenseitig von einander keine Kenntniß zu nehmen, und als souveraine Volksgemeinde gar keine Religion zu haben, — so mußte dieser, an sich widernatürliche und absurde Zustand, ohne alles Dazuthun der Menschen, kraft einer eigenthümlichen aber in der Geschichte häufig vorkommenden Fügung der Vorsehung die wohlthätige und preiswürdige Folge haben, daß auch die Kirche Christi an dieser unbeschränkten Freiheit der Secten theilnehmend, eine Unabhängigkeit genießen konnte, wie sie nach den staatsrechtlichen Begriffen, die sich in Europa seit drei Jahrhunderten entwickelt haben, kaum noch für möglich gehalten wird. Es wäre ein lächerlicher Irrthum zu glauben, daß man beabsichtigt habe, der Kirche dadurch eine Wohlthat zu erweisen, oder daß die Gesetzgeber jenes Landes auch nur von einer geheimen Achtung vor der Wahrheit getrieben seyen, wenn sie die Freiheit der Kirche gewährleisteten; — sie schenkten sie ihr, weil sie sich nicht ausschließen konnten, und sie konnten nicht anders, weil es in jenen democratischen Zuständen und unter den dort vorhandenen Verhältnissen den protestantischen Secten selbst an derjenigen Einheit und Uebereinstimmung gebrach, die zu einer gemeinschaftlichen Ausschließung der Wahrheit nöthig gewesen wäre. — Kamen aber Katholiken nach Amerika hinüber, die, wie die unglücklichen Irländer, in Europa noch unter dem Joche geseufzt hatten, welches ihnen eine irrgläubige Staatskirche auferlegt hatte, und deren Väter wenigstens noch, wenn sie die Messe ge

hört, schwere Strafe an Leib und Leben getroffen hatte, — so war es andererseits wieder kein Wunder, wenn sie jene absolute Religionsfreiheit der vereinigten Staaten, aus voller Ueberzeugung als die höchste Wohlthat priesen, die ihnen hätte widerfahren können; denn kein Verständiger wird in Abrede stellen, daß Freiheit von der Verfolgung besser ist, als drückende und ungerechte, das Heiligthum des Glaubens gefährdende Herrschaft einer irrgläubigen Gewalt. — Die eingewanderten Katholiken fühlten sich daher nicht bloß um Gottes willen und nach der Lehre ihrer Kirche, gehalten, — den Zustand der Verfassung, den sie in Nordamerika vorfanden, und der für sie vollkommen legitim ist, nicht anzutasten, und keinen Versuch zum Umsturze desselben zu machen, — sondern sie hatten und haben aus den von Tocqueville angeführten Gründen das wesentlichste Interesse, ihn aufrecht zu erhalten, — und gegen jeden Versuch des Umsturzes, der ihnen selbst am allernachtheiligsten wäre, aus allen Kräften zu schützen. —

Daher die Erscheinung, daß die Kirche und ihre wahren Glieder in Nordamerika gute Bürger des Freistaates, in Europa gute Unterthanen der fürstlichen Herrschaft sind.

Allein eine ganz andere Frage ist es, wie sich die Lehre der Kirche nicht bloß zum Factum, sondern zu den tiefer liegenden, leitenden Ideen jenes, auf absoluter Trennung der Kirche vom Staate und dem Princip der Volkssouverainetät beruhenden Zustande verhält.

Die Volkssouverainetät, als Idee und Lehre, besagt nichts anderes, als daß kein Mensch dem andern Gehorsam schuldig sey, — es wäre denn, daß er ihm eine Gewalt übertragen habe. Jedes Individuum gehorche daher nur seinem eigenen Willen. — Diese Lehre ist nicht bloß irrig und dem christlichen Glauben widersprechend, sondern eine reine Absurdität, die nie und nirgends, auch in Amerika nicht, verwirklicht worden ist oder jemals verwirklicht werden kann. — Schließt sich gar an diese Lehre die nahe liegende Folgerung,

daß jede nicht von unten her delegirte Gewalt auf Erden ein Unrecht, Jeder, gegen jede Obrigkeit, die er sich nicht selbst gegeben, aufzustehen und sie zu befehden berechtigt sey, — so ist eben diese Lehre auf dem Gebiete der Religion recht eigentlich antichristlich, in politischer Hinsicht aber ein Verbrechen, wie Mord und Brand, oder Durchstechung der Dämme. Wer sie aufstellt und verkündet, ist ein Feind der menschlichen Gesellschaft, und es kann wenigstens unter verständigen und des Nachdenkens fähigen Leuten nicht davon die Rede seyn, daß die Kirche, — die Säule und Grundveste aller Wahrheit auf Erden, — diese Lehre jemals aussprechen, anerkennen oder auch nur dulden könne. —

Glücklicherweise ist aber auch in Nordamerika, außer in Zeitungen und sonst auf dem Papiere, von einer Volkssouverainetät *in diesem Sinne*, auch nicht entfernt die Rede. Was man dort souveraines Volk nennt, ist nichts weniger als eine aus allen im Lande lebenden Individuen bestehende Genossenschaft, in der jeder nur sich selbst gehorchte, — sondern eine unabhängige oder souveraine herrschende Corporation, — wie in jeder andern Republik. — Die Mitgliedschaft in dieser souverainen Corporation ist an eine Reihe von Bedingungen geknüpft, zu welchen zunächst männliches Geschlecht, ferner durchgängig ein Alter von wenigstens 21 Jahren, eine gewisse Dauer des Aufenthalts in den Staaten der Union, ferner fast in allen vereinigten Staaten ein gewisses Maaß des Vermögens (Grundeigenthum oder eine gewisse Steuerquote), endlich in den Staaten, in welchen die Sklaverei vorkömmt, die persönliche Freiheit gehört.

Demnach ist also auch in Nordamerika die Hälfte aller Menschen wegen ihres Geschlechtes von der Körperschaft des souverainen Volkes ausgeschlossen; — kraft ihres Alters scheidet ferner von der übrig bleibenden Hälfte wiederum beinahe die Hälfte aus *), und wenn man hiervon wieder die Vermö-

*) Oder näher angegeben unter 28,988 Personen unter 97 Jahren

genslosen, die Sklaven, die Fremden, die noch nicht das Bürgerrecht gewonnen und die Verbrecher und bankerott gewordenen Schuldner, die es wieder verloren haben, abrechnet, — so bleibt auch in dem anerkanntermaaßen am meisten democratischen Lande der Welt immer eine, im Verhältniß zur gesammten Seelenzahl kleine Minorität übrig, die über die Majorität derer, die nicht zu ihr gehören, kraft eigenen Rechtes herrscht und der jene Majorität gehorcht, ohne ihr eine Gewalt übertragen zu haben. — Mitglied der herrschenden Corporation zu seyn, ist also in Amerika, wie anderswo, ein Glücksgut, und die Volkssouverainetät kann auch in den vereinigten Staaten nur den Sinn haben, daß die juristische Person der Volksgemeinde zwar souverainer Herr, aber wie der Populus Romanus in keiner Weise gleichbedeutend mit der Seelenzahl aller in diesem Lande lebenden Individuen ist. — Wer nicht zu ihr gehört ist Unterthan, wie wenn er einem Fürsten gehorchte, und die souveraine Gemeinde ist ein collectiver Fürst. — Hierin liegt nichts, was der Lehre oder Disciplin der Kirche widerspräche, wie sie denn auch z. B. in den sogenannten democratischen Cantonen der Schweiz Jahrhunderte lang ruhig und friedlich in und neben ähnlichen Verhältnissen bestanden, und auch diese Zustände mit ihrem Geiste durchdrungen hat. — Nur die Meinung: daß dieser Zustand der einzig rechtmäßige, oder daß jede fürstliche Herrschaft auf Erden ein vertilgenswerther Gräuel und ein Unrecht sey, könnte sie weder ausdrücklich noch stillschweigend theilen, glücklicherweise ist dieß aber auch in Nordamerika, wenn gleich vielleicht die Meinung vieler beschränkten Köpfe, so doch keineswegs die offizielle Staatstheorie, zu der sich jeder nordamerikanische Bürger bekennen müßte, — wie dieß

sind 12,032 unter 21 Jahren. — Die Hälfte des Menschengeschlechts ist unter 26 Jahren. (Vergl. J. P. Süßmilch. Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts Bd. II. S. 329.)

z. B. der Convent während der ersten französischen Revolution zu fordern für gut fand.

Der absoluten Trennung der Kirche vom Staate in Nordamerika schreibt Tocqueville jene merkwürdige Erscheinung zu, daß dort die Religion eine größere Herrschaft über die Gemüther übe, als in irgend einem Lande von Europa. — „Jeden Tag, sagt er, wuchs meine Neugier, die Ursache dieses Phänomens zu kennen. — Um sie zu erfahren, befragte ich die Glaubensgenossen aller Bekenntnisse. Besonders fragte ich die Geistlichen, in deren Händen die Ueberlieferung der verschiedenen Glaubenslehren liegt, und deren persönliches Interesse mit der Aufrechthaltung derselben verbunden ist. — Die Religion, die ich bekenne, brachte mich insbesondere in nahe Berührung mit dem katholischen Clerus, und ich säumte nicht, ein inniges Verhältniß mit mehreren seiner Mitglieder anzuknüpfen. — Jedem derselben legte ich mein Erstaunen an den Tag und setzte ihm meine Zweifel auseinander. — Ich fand, daß alle diese Männer nur in den Einzelnheiten von einander abwichen. — Aber alle schrieben vorzugsweise der vollständigen Trennung der Kirche vom Staate die friedliche Herrschaft zu, welche die Religion in ihrem Lande ausübt. — Ich scheue mich nicht zu behaupten, daß ich während meines Aufenthaltes in Amerika, keinen einzigen Menschen getroffen habe, gleichviel ob Priester oder Laien, der nicht in diesem Punkte vollständig derselben Meinung gewesen wäre“.

Wie verhält sich die Lehre der Kirche zu dieser Ansicht? — Die Kirche nimmt den ganzen Menschen in allen Verhältnissen seines Daseyns in Anspruch; sie will, daß die Lehre des Heils alle seine Lebensbeziehungen durchdringe, und daß jede derselben ein Abbild des göttlichen Reiches sey, — so heiligt sie die Ehe und die Familie, so wie den Staat, — sie will, daß jeder dieser geselligen Zustände ein christlicher werde.

In dem Begriffe des christlichen Staats, den die Kirche allen politischen Zuständen als Musterbild und Urtypus vorhält, liegt die Anforderung, daß diejenigen, in deren Hände

Gott die höchste unabhängige Gewalt gelegt hat, — nach dem Maaße dieser ihnen verliehenen Macht Gott dienen und mithin sein Reich auf Erden, die sichtbare, allgemeine Kirche, durch alle ihnen zu Gebote stehenden, den Umständen nach anwendbaren und erlaubten Mittel zu erbauen, zu fördern, zu erweitern streben sollen. — Ein negatives oder indifferentes Verhalten der irdischen Gewalt zur Wahrheit, oder was dasselbe ist, zur Kirche, erscheint von diesem Standpunkte aus als ein sündhafter Ungedanke, die absolute Trennung von Kirche und Staat als eine wahre Erniedrigung und Entwürdigung, ja als der moralische Tod des letztern, und die schrankenlose Freigebung und Gleichstellung aller möglichen und denkbaren Religionen als eine anarchische Auflösung jenes innersten Lebensorganismus.

Von einer Billigung und Annahme des Princips jenes Systems von Seiten der Kirche kann also nicht die Rede seyn. — Die wahre Kirche wird und kann nie den Indifferentismus auf dem politischen Gebiete als das Ideal des Staats, als das Ziel und Ende der Bewegung gelten lassen, dem alle staatsgesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen sich anzunähern berufen wären.

Allein, eine ganz andere Frage ist es: ob die Kirche einen Zustand der erwähnten Art, unter gewissen, als Thatsache gegebenen, von ihrem Willen unabhängigen Voraussetzungen dulden, in ihm die unerforschliche Fügung des Allerhöchsten anerkennen und sich ihm demgemäß, ohne Rückhalt und aufrichtig unterwerfen dürfe?

Diese Frage muß eben so bestimmt bejaht werden, als es keinem Zweifel unterliegt, daß diese Voraussetzungen in den vereinigten Staaten von Nordamerika wirklich vorhanden sind.

Jene Trennung von Kirche und Staat, verbunden mit der absoluten Emancipation des Irrthums auch in seiner absurdesten und freventlichsten Gestalt ist dort ohne Zweifel ein, ohne allen Vergleich geringeres Uebel als die Herrschaft irgend einer irrgläubigen, der Kirche feindlichen Secte seyn

würde. Hatte nun, wie aus allen Umständen erhellt, die sachkundigen Zeugen uns berichten, die Kirche Christi dort nur die Wahl zwischen einer solchen Unterjochung, die der völligen Vernichtung gleichkommen würde, und der Unterwerfung unter jenen Zustand der Auflösung und Anarchie, die ihr wenigstens die vollkommene Unabhängigkeit und die freie Entfaltung ihres innern Lebens verbürgt, — so könnte, was Pflicht, Klugheit und eigenes Interesse gebieten würden, auch nicht einen Augenblick zweifelhaft seyn. — Allein jene Wahl steht dort keineswegs der Kirche und ihrem Vorsteher zu; — Gott hat sie bereits für die Kirche getroffen, denn die Verhältnisse jenes Landes, welche so Anarchie wie Freiheit mit sich bringen, haben sich dort, durch die höhere Fügung, ohne Dazuthun des Hauptes oder der Glieder der Kirche, kraft innerer geschichtlicher Nothwendigkeit hervorgebildet; die Kirche in Nordamerika hat nichts zu thun, als sich einer schon lange vor ihrer ersten Gründung in jenem Lande fertigen und vollendeten Thatsache zu unterwerfen, und Vortheile wie Nachtheile derselben, in Demuth und Geduld über sich ergehen lassen. — Finden die Gläubigen, daß die günstigen Seiten ihrer Lage die Nachtheile überwiegen, so sind sie Gott allein dafür Dank schuldig, in dessen Händen auch Zerstörung, Frevel und Auflösung eine Saat seyn können, welche seinem Reiche auf Erden heilsame Früchte bringt.

Aber was die Allmacht Gottes gethan, dessen darf sich der Mensch nicht unterwinden. Dieß führt uns zur weitern Untersuchung über das Verhältniß der Kirche zur Democratie in Europa, die der Gegenstand eines spätern Artikels seyn soll. —

III.

Literatur.

Schweden und seine Stellung zum heiligen Stuhl unter Johann III., Sigismund III. und Karl IX. Nach geheimen Staatspapieren von Augustin Theiner. Augsb. 1838.

Drei Klöster sind es vorzüglich, welche für Deutschland die eigentlichen Pflanzschulen ausgezeichneter Priester und Gelehrten geworden sind, St. Gallen im Süden, Fulda für die mittleren Gegenden, Corvey im Norden. Corbeja, oder wie diese Stiftung im Gegensatze zu dem fränkischen Stammkloster genannt wird, Corbeja nova, war die Nährmutter des heil. Anscharius, der zuerst in Schweden das Panier des Kreuzes aufpflanzte; aus ihrem Schooße entsproß eine Schaar so rüstiger Streiter für die Kirche Christi, daß ein Dichter die kühne Bezeichnung wagt, sie die Gattin des Apostelfürsten zu nennen *). Die Saat, welche St. Anscharius in Schweden ausgestreut, ist unter dem Segen Gottes gediehen; bald ward das Land in sechs Bisthümer getheilt und zahlreiche Klöster verschiedener Orden entstanden, die unter dem frommen und kräftigen Volke, außer dem Worte Gottes, auch die milden Beschäftigungen des Friedens verbreiteten. Auch einer Mehrzahl von Heiligen erfreute sich die Kirche Schwedens, darunter ein König und zehn Bischöfe, vor Allen aber die heilige Ordensstifterin Brigitta. Im fünfzehnten Jahrhunderte wurde Schweden der Schauplatz politischer Umwälzungen, durch welche wesentlich die Einfüh-

*) Altrix Anscharii, conjux Corbeja Petri.

rung des Protestantismus vorbereitet worden ist, die hier in der That in ganz anderer Weise erfolgte, als in andern Ländern. Hatte namentlich in Deutschland der Clerus durch seinen Lebenswandel viel Aergerniß gegeben und dadurch einen großen Theil des Volkes von sich entfremdet, so trifft ein gleicher Vorwurf die schwedische Geistlichkeit nicht, so wie das Volk selbst mit großer Festigkeit an dem Glauben seiner Väter hing. Die Einführung der neuen Lehre geschah recht eigentlich von oben herab, sie war ein Act der Staatsklugheit Gustav Wasa's, der mit großer Umsicht und scharfer Berechnung der Kirche entgegenarbeitete, und auf diese Weise um so sicherer seinen Zweck erreichte. Kurz vor seinem Auftreten hatte Schweden die furchtbaren Greuelthaten jenes dänischen Nero, des Königs Christiern, ansehen müssen, es hatte erleben müssen, wie Priester und Laien als Opfer der Rache desselben gefallen waren, wie er seinen Nationalhaß durch Ausführung seines Wahlspruches kühlte: „der schwedische Bauer sey nicht zum Kriege, sondern zum Ackerbau geboren, und es genüge ihm daher eine Hand und ein Fuß; er könne mit einer Hand und einem hölzernen Fuße neben seinem Pfluge hinken". Und das Alles that Christiern unter dem Vorwande, daß er den über Sten Sture und dessen Anhänger verhängten Bann vollziehen müsse. Auf die falschen Vorspiegelungen des heuchlerischen Vertheidigers der Kirche war jener Bann ausgesprochen worden; jetzt aber, nachdem er seinen Blutdurst in Schweden gestillt hatte, wendete er sich gegen die dänische Kirche; er rief einen Schüler Luthers nach Dänemark, ließ ihn die neue Lehre verkünden und nahm den Bischöfen ihre Güter; nach jenem Irrlehrer war es vorzüglich der ehemalige Dominikaner Bugenhagen, welcher den Abfall Dänemarks von der Kirche bis zum Jahre 1533 vollendete, und dann aus dem Lande mit den Worten schied: „Leb' wohl Dänemark, besitze nun mein Evangelium, ich dein Geld". In Schweden blieb es Gustav Wasa selbst vorbehalten, sein Volk von der Kirche loszureißen. Dieser, dessen

Muth und Vaterlandsliebe alle Anerkennung verdienen, begünstigte, nachdem man ihn zum Reichsverweser erwählt hatte, die neue Lehre auf alle Weise, und benützte sie als brauchbar zu seinen Zwecken. Auch gab er dem Lutherthume hier diejenige Form, welche seinen Absichten und Plänen am meisten entsprach. In seinem Hasse aber und in seinem Verfolgungsgeiste gegen den Clerus Schwedens war er Christierns Erbe.

Die Geschichte des Abfalls Schwedens von der Kirche ist in dem vorliegenden Buche ausführlich und mit großer Genauigkeit beschrieben; dasselbe hat hauptsächlich den Zweck: „die Versuche und Bemühungen des heiligen Stuhles in den letzten drei Jahrhunderten die durch Ketzerei und Schisma von ihm getrennten Völker des Nordens wiederum mit der Kirche zu vereinen", darzustellen; es führt daher den durch diese Worte bezeichneten Gesammttitel und der bisher herausgegebene Band bildet nur einen Bestandtheil eines größern Werkes. Derselbe beginnt mit einer sehr schönen einleitenden Abhandlung über die katholische Kirche und ihre Stellung zu den von ihr getrennten kirchlichen Vereinen, die in der That eine selbstständige kleine Schrift bildet, deren Tendenz hauptsächlich darauf gerichtet ist: „die kräftige, unerschrockene und gottbegeisterte Sprache des heiligen Stuhles und seiner Diener, der Ketzerei und dem Schisma gegenüber, zu verstehen, vornehmlich in unserer Zeit, wo man sich der göttlichen Sprache Christi, der Apostel und der heiligen Lehre der Kirche schämt, und solche mit der süßelnden, kraftlosen und unchristlichen Sprache des Tolerantismus und Indifferentismus verschmolzen hat." Nach dieser Abhandlung wendet sich dann der Verfasser in dem ersten Buche zu der Darstellung der Geschichte der Kirche in Schweden während der Regierung Gustav Wasa's, und Erichs XIV., woraus wir bereits Mehreres in den vorstehenden Bemerkungen entnommen haben, und noch Manches unsern Lesern in dem Folgenden mittheilen wollen. Wir haben durch die mühevolle Arbeit des Ver-

fassers, die in der That die größte Anerkennung verdient, höchst interessante Aufschlüsse über eine Mehrzahl von Verhältnissen, welche bisher von einem andern Standpunkte aus in ein ganz falsches Licht gestellt worden waren, erhalten; auch verleiht der Umstand dem rühmlichen Unternehmen einen besonderen Werth, daß der Verfasser sich in der günstigen Lage befunden hat, sich vieler unbekannter, geheimer Staatsdocumente bedienen zu können; die meisten derselben hat er in den reichen Archiven von Rom, vorzüglich aber in dem Archiv des heiligen Stuhles, wozu er durch die besondere Begünstigung Seiner Heiligkeit, Gregors XVI., freien Zutritt hatte, gefunden. Auch sind die Archive anderer Städte Italiens von ihm benützt worden, und es hat vorzüglich die bourbonische Bibliothek, so wie die des Hauses Brancacci zu Neapel ihm reiche Ausbeute geliefert. Auf diese Weise ist es dem Verfasser möglich geworden, eine Menge von Lügen und Verfälschungen, deren sich neuere Historiker gegen den päpstlichen Stuhl und seine Diener schuldig gemacht haben, gründlich zu bekämpfen; in dem weiteren Verlaufe der Entwicklung seines Themas kann dem Verfasser die Gelegenheit nicht entgehen, insbesondere die sogenannte Geschichte der Päpste, welche Hr. Ranke*), seine einseitigen Absichten verfolgend, mit vielfältigem Verschweigen und Umgehen der Wahrheit, zusammengestellt hat, entgegenzutreten, und — wie er es, auf seine Hülfsmittel gestützt, verheißt — „dem frostigen Machwerk die kalte Maske abzunehmen, und es in seiner ganzen Blöße hinzustellen“. —

Indem Hr. Theiner die Geschichte der kirchlichen Umwälzung in Schweden beginnt, führt ihn sein Gegenstand darauf hin, ausführlicher über Luther selbst und über die von ihm bewirkte Trennung von der Kirche überhaupt zu sprechen. Wenn wir uns hier bewogen fühlen, gegen den Ton der Rede, dessen sich bei Erörterung dieses Gegenstandes der Verfasser hin und wieder bedient, eine Einwendung zu erheben, so ist damit im Uebrigen nichts weniger als eine Verkleinerung

*) Vergl. den folgenden Artikel S. 54.

des Werthes des vorliegenden Werkes gemeint. Wir können nämlich nicht leugnen, daß wir bei Durchlesung dieses Abschnittes des Buches so manches Mal die Empfindung nicht haben unterdrücken können, wie sehr es zu wünschen stünde, daß der Verfasser etwas milder in seinen Ausdrücken wäre, die wohl nicht immer mit der erforderlichen christlichen Liebe abgewogen sind und in manchen Fällen zu verletzend seyn möchten. Es könnte darauf freilich erwidert werden, dieß gehe aus der in der einleitenden Abhandlung ausgesprochenen Tendenz hervor, die Kirche nenne jedes Ding bei seinem rechten Namen, die Wahrheit müsse gesagt werden. Indessen zunächst ist es etwas Andres, wenn die Kirche, als wenn ein einzelner Schriftsteller spricht, sodann hat aber die Kirche auch nie solche Ausdrücke, deren der Verfasser sich hin und wieder bedient, gebraucht, die wahrlich bisweilen von der Art sind, daß wir sie, um nicht zu verletzen, selbst nicht wiederholen möchten; der Verfasser schadet dadurch dem Werthe seiner gediegenen und belehrenden Schrift. Der Eindruck, den die Aeußerungen der bezeichneten Art auf uns gemacht hatten, hat uns auch nicht verlassen, als wir beim Weiterlesen auf die von dem Verfasser mitgetheilten Zusammenstellungen aus Luthers Schriften über einzelne Gegenstände kamen, aber — erschreckt, ja wir wiederholen es, erschreckt haben wir uns über die grauenhafte Ausbeute, die zum Theil schon in der uns bisher nicht bekannt gewordenen Schrift: Was haben wir von den Reformatoren zu Offenburg, St. Gallen und andern religiösen Stimmführern des katholischen Deutschlands unserer Tage zu halten? von Athanasius Sincerus Philalethes, Mainz 1835, mitgetheilt, und von dem Verfasser hieraus (— sein Verhältniß zu dem Autor gedachter Schrift giebt er Seite 158 an —) entlehnt worden ist. Wir haben die Gelegenheit, so Manches in den Schriften des sechszehnten Jahrhunderts zu lesen, nicht vorübergehen lassen, aber so in nuce zusammengestellt haben wir die Aeußerungen Luthers über so manche Haupt-

punkte des christlichen Glaubens, seine von ihm verkündeten Grundsätze der Moral noch nicht gefunden. Wir übergehen, um des Anstandes willen, hier Alles, was des „Reformators“ Schriften über den Cölibat und dessen Aufhebung, insbesondere über seine eigene Verheirathung mit Katharina von Bora enthalten, der er zum Hohne der hl. Jungfrau die Benennungen: „Morgenstern zu Wittenberg,“ „huldreiche Kaiserin“ beilegt, und von der er sagt, „zu der ich mich mehr Gutes versehe, als zu meinem Herrn Christo, obschon ich weiß, daß sie nicht für mich gelitten“; nur darauf möge als auf verhältnißmäßig ganz mildes Gebahren mit wenigen Worten hingewiesen werden, in welcher leichten Weise Luther mit dem Zeugnisse aller Autoritäten, die wider ihn sprechen, fertig wurde. Von Moses sagt er: er sey ein greulicher Tyrann und Wütherich, und gibt den Rath: „Siehe, daß du weise seyst, und weisest Mosen mit seinem Gesetze nur fern von dir. Kehre dich nichts an sein Schrewen und Drohen, sondern halt ihn verdächtig als den ärgsten Ketzer, verbannten und verdammten Menschen, der noch ärger ist, als Papst und Teufel selbst“; „Decalogus oder die Zehn-Gebott gehören auf das Rathhaus, nicht auf den Predigtstuhl. Alle, die mit Mose umgehen, müssen zum Teufel fahren; an Galgen mit Mose“. Von den Aposteln heißt es sodann: die liebe Apostel sind gute, grobe Gesellen gewesen, die Apostel sind auch Sünder gewesen und gute grobe große Schälk“. Für Schalksnarren werden auch die Kirchenväter erklärt, von ihnen sagt Luther im Allgemeinen: „Alle Veter haben im Glauben geirrt, und so sie vorm Tode sich nicht bekehrt haben, sind sie ewig verdammt; im Einzelnen: „hat St. Gregorius Christum und das Evangelium seer schlecht erkennet, Hieronymus ist ein Ketzer gewesen, hat viele Dinge gottlos geschrieben, er hat die Hell besser als den Himmel verdient: ich weiß keinen unter den Vätern, den ich feinder bin, als diesem; er schreibt nur von Fasten, Jungfrauschaft u. s. w.“. „Chrysostomus gilt bei mir auch nichts, er ist ein Wescher“. „Basilius taugt gar nichts, ist gar

ein Mönch, ich wollt nicht ein Haar umb jn geben. Die Apologie Phil. Melanchtons übertrift alle Doctores in der Kirche"; „Cyprianus der Merterer ist ein schwacher Theologus, zur selben Zeit hat die Kirche degenerirt und abgenommen, ja auch bey Leben der Apostel." „Bernardus ist wider sich selbst, auch helt er zuviel vom freien Willen und Haltung der zehen Geboten; ihm hat's auch am wahren Glauben gefehlt". „Thomas von Aquin ist eine theologische Mißgeburt; er ist ein Bornn und Grundsuppe aller Ketzerei; man mahlt ihm die Dauben in's Ohr, ja ich meyne, es sey ein junger Teufel gewest". „Thomas ist gewisser verdammt als seelig". —

So sprach Luther den Vätern und Lehrern der Kirche die Seeligkeit ab, und lehrte einen andern Weg zu dieser zu gelangen, als sie. Daß er unter diesen Umständen den Papst als Teufel bezeichnet, den er mit Gefahr seines Lebens umbringen möchte, und Jedermann auffordert, dazu zu laufen und den Papst todt zu schlagen, daß er von dem Concilium sagt: „er habe noch nie eines gesehen, wo der hl. Geist präsidirt habe, da solches vielmehr der Teufel gewest", darf freilich nicht befremden. Da nun Luthers Lehre in den scandinavischen Reichen allgemein angenommen wurde, so bot dieß dem Verfasser die sehr natürliche Veranlassung dar, diese Gegenstände zu berühren. Wir wenden uns mit ihm zu den kirchlichen Schicksalen Schwedens seit diesem Zeitpunkte. —

Ein junger talentvoller Diacon, Olof Peterssohn, welcher zu Wittenberg unter Luther seine Studien gemacht hatte, sagte von sich (— im Gegensatze zum heil. Anscharius —) aus: Niemand habe vor ihm annoch den Schweden die reine und wahre Lehre des Evangeliums verkündet. Ausser diesem Artikel stellte er noch sechs andre auf, unter andern: die Sünden sind nur Gott allein, nicht aber den Menschen zu bekennen, man solle nicht die Heiligen anrufen, das Predigeramt ist weit vorzüglicher als das Amt eines Opferers u. s. w. Olof, der sich selbst Phase, oder auch den zweiten Moses (— damals hatte Luther noch nicht die obigen Aeu-

ßerungen über Moses gethan —) nannte, fand bald einen Beschützer an dem Reichskanzler Lorenz Andersſohn, dann an Gustav Wasa. Besonders entschieden trat dieser für die neue Lehre auf, als man ihn im Jahre 1623 zum Könige ausgerufen hatte; nur die Ankunft des päpstlichen Nuntius Johannes Magnus Gothus legte ihm noch ein Hinderniß in der vollständigen Ausführung seines Planes in den Weg, jedoch hatte er unter dem Vorwande, um den Soldaten ihren Sold und den Lübeckern eine Schuld bezahlen zu können, der Kirche bereits große Geldsummen abgepreßt. Die Beschreibung der Botschaft des Johannes, eines gebornen Schweden und sehr ausgezeichneten Mannes, ist aus einer Mehrzahl bisher noch ungedruckter Manuscripte vervollständigt. Vorzüglich war derselbe mit einem Schreiben von dem Papste an den Bischof Braske von Linköping, den eifrigsten Vertheidiger der Kirche, gewiesen. Gerade diese beiden Männer sind es, welche als wahre Glaubenshelden in den Drangsalen auftraten, welche die Kirche in dieser Zeit in Schweden erdulden mußte. Die Darstellung der Unterhandlungen mit dem Nuntius, in welchen das heuchlerische Benehmen Gustav Wasas auf eine überaus deutliche Weise hervortritt, ist dem Verfasser ganz vorzüglich gelungen. Der König von Schweden wirkte und handelte unaufhörlich gegen die Kirche und sorgte für die Verbreitung der neuen Lehre, während er in einem Briefe an den Papst sagte: „Ist dieß geschehen (die Besetzung der vacanten Bisthümer), so wird den Forderungen Eurer Heiligkeit in Betreff der Ketzereien und Irrlehren vollkommen Genüge geleistet werden, und Wir werden Alles thun, was nur immer der heilige Stuhl von Uns oder Unserm Volke verlangen wird.“ Während er durch sein Benehmen gegen die Kirche die tapfern Dalekarlier, denen er vorzüglich seine Erhebung auf den Thron verdankte, gegen sich zum Aufruhr trieb, während er die Anhänger des Lutherthums auf alle Weise hegte, ja von diesen selbst ganz umgeben war, bediente er sich in seinem Religionsedicte folgender heuchlerischen Rede: „Um nun

aber vorzüglich jene verderbliche Lehre der Hussiten, die ein gewisser Martin Luther, Augustiner-Ordens, zum Nachtheil der öffentlichen Ruhe eines jeden christlichen Staates von Neuem aufbringt, so schnell als möglich auszurotten, so befehlen Wir Allen und Jedem insbesondere aus unsern Unterthanen unter der Strafe des Verlustes aller Güter und selbst des Lebens, daß Niemand für die Zukunft ja mehr sich erkühne, die Lehre Martin Luthers zu verbreiten, die Schriften desselben in unsern Staaten einzuführen, zu verkaufen und kaufen, noch auch sich ihrer zu bedienen." —

Während seiner langen neun und dreißigjährigen Regierung erreichte Gustav Wasa vollkommen seinen Zweck, d. h. die gänzliche Ausrottung der katholischen Kirche in Schweden. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit sind wir den Berichten des Verfassers gefolgt, der die ganze Reihe von Greueln der Verwüstung, welche Gustav über die Kirche und über sein Reich brachte, ohne Tünche deutlich vor Augen stellt. Der König hatte mit fortwährenden Aufständen des Volkes, das sich für die Religion seiner Väter erhob*), zu thun, und nur durch zahllose unerhörte Grausamkeiten, ganz eines Christiern würdig, konnte er sich in seiner Herrschaft behaupten.

*) Die Westgothländer erließen gegen den König ein Manifest, welches folgende Anklagen wider ihn enthielt (S. 294.): „er habe dem Vaterlande die Ketzerei aufgedrungen, seinen Eid gebrochen und die Kirche und den Clerus ihrer alten Privilegien und Würden beraubt, die Bischöfe aus ihren Diöcesen vertrieben und exilirt, die Kirchen und Klöster ausgeraubt, die Klöster nach gewaltsamer Vertreibung ihrer Bewohner dem Boden gleich gemacht, Mönchen und Nonnen zum Hohn der alten Disciplin der Kirche die Ehe erlaubt, die Messe verstümmelt und in schwedischer Sprache halten lassen, die Anzahl, Bedeutung und den Gebrauch der Sacramente geändert und verkehrt, die herkömmliche Priesterweihe, die Ohrenbeichte, die hl. Firmung und die Anrufung der Heiligen abgeschafft und die Observanz der alten Fastengebote aufgehoben."

Wir können hier nur einige wenige Punkte berühren, und verweisen daher unsere Leser an das interessante Buch selbst, worin man Dinge findet, die bisher von den Historikern Schwedens wohlweislich entweder ganz mit Stillschweigen übergangen oder wenigstens in ein ganz falsches Licht gestellt worden sind. Der König selbst erscheint in der ganzen Sache des Lutherthums als die bedeutendste Persönlichkeit; Lorenz Andersohn, zwar überaus gewandt, tritt gegen den „theologisch-königlichen Taschenspieler" ganz in den Hintergrund, nicht minder Olof, der erste schwedische Apostel der neuen Lehre. Ihm geschah es, daß er in vielen Religionsgesprächen, welche der König zur Volksbelehrung anstellte, aufs gründlichste widerlegt wurde, dann aber auch in seinem Beschützer einen Schiedsrichter fand, der ihm regelmäßig den Sieg zusprach; ihm geschah es ferner, daß er von dem Volke wegen seiner Predigten aus der Kirche hinausgetrieben wurde. Unbedeutender als er war sein Bruder Lorenz *), den Gustav zu der Würde eines Erzbischofes von Upsala erhob, und hiermit den letzten Schritt that, durch welchen der neuen Lehre der Sieg gesichert wurde. Auf der andern Seite sehen wir aber eine Mehrzahl großer Männer, welche für die Wahrheit Zeugniß gaben, vorzüglich die beiden vorhin genannten, der Nuntius Johann Magnus, welcher zugleich rechtmäßiger Erzbischof von Upsala war, und Johann Braske, der Bischof von Linköping. Beide luden natürlich den Zorn des Königs im höchsten Grade auf sich, und doch war derselbe dem ersteren außerordentlich gros-

*) Unmittelbar nach seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl krönte er die Königin (1528); er ging zwar in seinen Behauptungen noch nicht so weit, wie Bugenhagen, welcher, als er im Jahre 1537 Christian III. zum Könige von Dänemark krönte, behauptete: „jedes Fett, wäre es auch so eben aus der Küche genommen, mit dem man die Rüben zu condiren pflege, sey eben so heilig, ehrbar und wirksam zur Krönung der Könige," indessen begnügte sich Lorenz doch schon mit ungeweihtem Oele. — S. 301. —

sen Dank für die Treue und Sorgfalt schuldig, mit welcher er sich der auswärtigen Interessen Schwedens angenommen hatte. Doch er entging nicht der Gefangenschaft, welche der König auch dazu benützen wollte, um ihn durch Lorenz Andersson's Ueberredungsgabe und durch Drohungen in dem Glauben der Kirche wankend zu machen. Allein Johannes antwortete: „hat der König beschlossen, mich zur lebenslänglichen Verbannung zu verurtheilen, so verurtheile er mich immerhin; will er mich mitten durchsägen, ich habe den Jesaias zum Muster; will er mich ins Meer werfen lassen, so werfe er mich hinein, ich erinnere mich an Jonas; will er mich steinigen lassen, steinige er mich, Stephan ist mit mir Protomartyr; will er mir den Kopf abschlagen lassen, schlage er ihn ab, ich habe Johann den Täufer, der durch gleiche Gewaltthätigkeiten umgekommen; will er mir meine Habe rauben, raube er sie; nackt bin ich zur Erde gekommen und nackt werde ich zur Erde zurückkehren.“ Seine Habe ist ihm in der That von Gustav geraubt worden; obschon sein edles Bekenntniß des Königs größten Unwillen verursachte, so wagte sich dieser doch nicht an sein Leben, sondern sendete ihn als Botschafter aus dem Reiche. Nachdem der große Glaubensheld Johannes zwanzig Jahre lang für die Kirche gelitten und gekämpft hatte, starb er ganz arm zu Rom. Nicht lange vor seinem Tode schrieb er an einen Freund; „Ich finde und will auch in der Welt nichts Andres finden als Dornen und Stacheln und die Wundmale meines Herrn Jesus Christus, die ich fortwährend wegen der Wiederherstellung des christlichen Glaubens an meinem Körper trage.“ Seine Resignation in den Willen Gottes, seine unerschütterliche Anhänglichkeit an den wahren katholischen Glauben, seine Liebe und Ehrfurcht für den Stuhl Petri, seine Sanftmuth und Geduld und seine Standhaftigkeit setzen ihn den heiligsten Bekennern der Kirche an die Seite. Der Papst ließ seinen Leichnam, der mit den größten Ehren zur Erde bestattet wurde, in der St. Peterskirche beisetzen.

Dagegen schonte Gustav des Lebens anderer Bischöfe, die wider ihn mit den Dalekarliern gestanden, nicht; Peter Jakobssohn, Bischof von Westeräs wurde mit einer Strohkrone auf dem Haupte und mit einem halbzerbrochenen Säbel von Holz in der Hand, Magnus Knut, früher erwählter Erzbischof von Upsala, mit einer Infel von Baumrinde und mit abgetragenen Chorgewändern, beide auf abgemagerten Pferden, durch die Straßen Stockholms geführt. Unter den empörendsten Mißhandlungen wurden sie an den Pranger gestellt, mußten mit dem Scharfrichter trinken, wurden dann noch auf einige Tage ins Gefängniß geworfen, und endlich hingerichtet.

Außer dem schwedischen Episcopate, welcher mit bewundernswerther Hingebung die Kirche vertheidigte, und dem Volke, welches mit Ausdauer an seinem Glauben festhielt, waren es vorzüglich die weiblichen Religiosen, welche in dieser Zeit der Trübsal Beweise ihres Glaubens an den Tag legten, während der Weltclerus und die Mönche sich vielfältig zum Uebertritt zur neuen Lehre verlocken ließen. Die schwedischen Nonnen haben rührende Beispiele ihrer Alles besiegenden Tugend hinterlassen, und stehen hierin weit über ihren Ordensschwestern in Deutschland; vorzüglich zeichneten sich die Nonnen der hl. Brigitta von Wadstena durch ihren heldenmüthigen Kampf für die Bewahrung ihrer Keuschheit aus. Aber es wurden die gräßlichsten Schandthaten gegen sie verübt, wie sie nur von einer zügellosen Soldateska begangen werden konnten. „Sey auf deiner Hut, o König, auf daß du nicht wegen der unerträglichen Schandthaten, die die deinigen begehen, aus dem Reiche vertrieben werdest“, so riefen Stimmen des Volks dem Könige zu. Ueberhaupt nahm aber die Sittenlosigkeit in einem solchen beunruhigenden Grade überhand, daß selbst der von Gustav eingesetzte Erzbischof von Upsala klagend in seinem Hirtenbriefe ausruft, daß die hellen Lehren des Evangeliums das Volk viel schlechter gemacht, als nur immer früher die Finsternisse des Papstthums, und alle Arten von Verbrechen, Sünden, Schandthaten und Frevel gegen Gott erzeugt hätten.

Dieß half natürlich eben so wenig, als der schon vierzehn Jahre früher vom Könige selbst zu gleichem Zwecke erlassene Hirtenbrief.

Zu Ausgang seiner Regierung gerieth Gustav Wasa, wegen Eingehung einer Ehe mit der Schwester-Tochter seiner zweiten Gemahlin, mit seiner eigenen Geistlichkeit in einen Streit. Diese Angelegenheit war zwar keineswegs von der Beschaffenheit wie die Ehe, welche Luther dem verehlichten Landgrafen Philipp von Hessen mit dem ehrbaren und tugendhaften Fräulein Margaretha von Saal gestattete, „weil die kleine, schwache und arme Kirche der Reformation solcher frommen Fürsten mehr bedürftig sey", wohl aber ist die Beistimmung, zu welcher sich der von Gustav eingesetzte schwedische Episcopat endlich genöthigt sah, merkwürdig, indem es darin heißt: „daß, obgleich diese Heirath dem göttlichen Gesetze zuwider sey, sie doch von vielen Geistlichen und dem Reichsrathe für erlaubt gehalten worden, und in diesem Falle durch politisches Verfahren gerechtfertigt werde". —

Dieser König, der wohl auch selbst in der neuern Zeit Gegenstand der Bewunderung geworden ist, der aber nur grosses Unglück über sein Vaterland gebracht hat, starb am 30sten September 1560 und hatte seinen Sohn Erich XIV. zum Nachfolger. Dieser huldigte den calvinistischen Grundsätzen, so daß nunmehr das strenge Lutherthum in Schweden durch das Eindringen derselben bedeutend in Schwanken gerieth. Ein sehr heftiger Kampf entspann sich außerdem wegen des Genusses des Weines beim Abendmahle, aber hier drehte es sich nicht darum, ob das Abendmahl nur unter einer Gestalt genossen werden könne, sondern vielmehr stellte der Bischof Oleg bei dem damals herrschenden Mangel an Wein den Grundsatz auf: Wasser mit Honig, oder überhaupt jede Flüssigkeit sey eben so gut. Nach einer solchen Behauptung darf man sich freilich über den Gebrauch des Küchenfettes bei Königskrönungen (S. oben S. 42 Note) nicht wundern. Gerade aber an diesem Beispiele, welches zu dem blasphemischen

Irrthume der Liquoristen — so nannte man die Anhänger des Bischof Oleg — die Veranlassung bot, kann man einen der Gründe erkennen, warum die Kirche — ihren in jeder von beiden Gestalten ganz gegenwärtigen Heiland verehrend — es in ihrer Weisheit für zweckmäßig erachtet, das heilige Sacrament unter einer Gestalt den Laien zu spenden; ein Gegenstand, von welchem weiter zu reden sich alsbald Gelegenheit bieten wird. — König Erich, dessen Bemühungen den Calvinismus einzuführen zuletzt doch gescheitert waren, führte nur eine kurze Regierung, er machte sich einer Menge von Grausamkeiten und vielfältigen Mordes schuldig, irrte in Wahnsinn und Raserei in Wäldern umher, wurde entthront und starb im Jahre 1568 im Gefängnisse an Gift. Ihm folgte sein Bruder Johann III. auf dem Throne.

Hatte die von dem Verfasser gelieferte Darstellung der Kirchengeschichte Schwedens bis dahin unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, so ward unser Interesse noch vielmehr durch den Inhalt des zweiten Buches gesteigert, welches die Bemühungen König Johanns III., die katholische Kirche in Schweden wieder herzustellen, so wie den Widerstand schildert, den er hiebei gefunden. Des Königs Mutter, die fromme Margaretha Lejonhufwud, der letzte Sprößling des Hauses der heil. Brigitta, war der katholischen Kirche treu geblieben, und „während Gustav den letzten Rest derselben in Schweden niederzureißen beschäftigt war, weihete sie im Innern ihres Herzens, in der Stille ihres Kämmerchens auf dem Schloße zu Gripsholm edle und heiße Thränen diesem so unglücklichen Unternehmen, und weinte ihren Schmerz vor den Heiligen Gottes über den Sturz der Kirche aus, um mit ihrer Hülfe und Verwendung bei Gott den kühnen, gegen sie ausgestreckten Frevlerarm zu beschwören.“ Ein Muster von Frömmigkeit und Glaubensstärke war die Gemahlin des Königs, Katharina von Polen, welche mit ihm die Schmach vierjähriger Haft theilte, welcher Erich XIV. seinen Bruder unterwarf. Doch aus dem Kerker wanderte

Johann auf den königlichen Thron, auf welchem er unabläßig das Streben verfolgte, Schweden wiederum mit der katholischen Kirche zu vereinigen. Von früher Jugend hatte sich Johann mit den Schriften der Kirchenväter beschäfftigt; seinen religiösen Sinn hatte seine Mutter erweckt, jene Lectüre aber war ihm vorzüglich durch einen lutherischen Minister zugeführt worden, der, um ihn gegen die calvinistische Abendmahlslehre zu gewinnen, ihm den Commentar des heil. Cyrillus von Alexandrien über das Evangelium des heil. Johannes in die Hand gegeben. Johann III. machte bedeutende Fortschritte in der Erkenntniß der Wahrheit, und ging in der Ausführung seines Planes mit einer großen Klugheit zu Werke. Nur ein Punkt war es, der ihm in seinem Innern besonders hinderlich war, der nämlich, daß er sich nicht von der Richtigkeit der katholischen Glaubenslehre überzeugen konnte, daß das heil. Abendmahl auch unter einerlei Gestalt genossen werden kann. Dieser Gegenstand lag ihm ganz vorzüglich, und zwar so sehr am Herzen, daß er es über seine Gemahlin vermochte, selbst unter beiderlei Gestalt, nach empfangener Erlaubniß von ihrem Beichtvater, zu communiciren. Katharina aber, von Gewissensscrupeln getrieben, wendete sich, mit ihres königlichen Gemahls Genehmigung, an den heiligen Vater, der ihr auf eine liebreiche Weise antwortete, sie aber ermuthigte, für die Zukunft nicht wieder einen solchen Fehltritt gegen die Kirchengebote zu begehen. Bei dieser Gelegenheit liefert uns der Verfasser eine sehr gründliche historische Untersuchung über den Genuß des heil. Abendmahls unter einer und unter beiderlei Gestalt, zugleich auch eine schöne Episode über das Gott ergebene, und dem Dienste der Kirche gewidmete Leben des in den kirchlichen Angelegenheiten Schwedens so ungemein thätigen Cardinal Hosius. Insonderheit sind auch mehrere Briefe desselben mitgetheilt, unter welchen einer ganz besonders schön ist; er legt hierin der frommen Königin die Worte in den Mund, die sie zu ihrem Gemahle sprechen soll; in einem andern übersendet er ihr ein Ge-

bet, welches sie für das Seelenheil Johannes beten soll. An beide, an den König und seine Gemahlin, richtet er sodann ein Schreiben über den Gebrauch des Kelches beim Abendmahl, der wie Alles, was aus der Feder dieses großen Mannes geflossen ist, ein Beweis seines treuen katholischen Glaubens und seines erleuchteten Verstandes ist. Eine andere interessante Persönlichkeit, welche in diesen Verhältnissen auftrat, war der Jesuit Stanislaus Warsewicz, dessen Leben der Verfasser ebenfalls ausführlicher beschreibt. Er kam, abgesendet von Papst Gregor XIII., um über den neapolitanischen Erbantheil der Mutter Katharinens zu unterhandeln, die Königin in der Religion zu stärken, und mit dem König selbst über die Vereinigung der Kirche Schwedens mit der katholischen sich zu unterreden. Stanislaus Warsewicz, der sich fünfzehn Tage an dem Hofe Johanns aufhielt, war der erste Jesuit, welcher den Boden Schwedens (im Jahre 1574) betrat; man ersieht daraus, wie viel von der Nachricht zu halten ist, daß Johann sich gleich am Anfang seiner Regierung mit Jesuiten umgeben habe. Es gab in ganz Schweden damals nur zwei katholische Weltgeistliche, Johann Herbst und Joseph Albert, von denen sich der König ganz gesondert hatte, indem er durchaus selbstständig auf dem Wege zum Heile wandelte; ihm stand, außer seiner Gemahlin — welcher er aber auch nicht völlig seine Pläne mittheilte — nur sein Secretär, Paul Fechten, mit ihm ganz gleicher Gesinnung, zur Seite. Mit diesem gemeinschaftlich hatte er auch die berühmte Liturgie (Liturgia Suecanae Ecclesiae catholicae et orthodoxae conformis. 1576. Stocholmiae excudebat Torbernus Tidemanni. Anno 1576), nunmehr eine große literarische Seltenheit *), in Zeit von anderthalb Jahren ausgearbeitet. Ueber diese Liturgie, eine äußerst merkwürdige Erscheinung, hat man mancherlei Vermuthungen auf-

*) Der Verfasser hat sich desjenigen Exemplars bedient, welches König Johann dem Papste durch Possevin übersendet hat.

gestellt; bald sollten die Jesuiten, bald Johann Herbst dieselbe verfertigt haben; der Verfasser löst das Räthsel auf eine sehr einfache Weise, und thut zur vollständigen Genüge dar, daß der König selbst, wozu er durch seine große Belesenheit hinlänglich in den Stand gesetzt ward, der Autor gewesen sey. Bei dieser Liturgie und in den Scholien zu derselben — und dieß ist überhaupt Johanns leitendes Princip — „ist jede, auch die leiseste Polemik vermieden, die schlagendsten und beweisendsten Stellen sind ohne alle hinzugefügte Bemerkung vollständig darin mitgetheilt. Nirgend ist der Wunsch, zur katholischen Kirche zurückzukehren, ausgesprochen, sondern ihre Lehren sind immer so hingestellt, daß man einsehen muß, es könne keine andern Lehren geben, als die dieser Kirche analogen.“ Daß aber die Jesuiten diese Liturgie nicht verfaßt haben, geht daraus hervor, daß keiner derselben in Schweden war, und erst längere Zeit nach dem Erscheinen der Liturgie kam Lorenz Nicolai dahin; dieser ein Norweger von Geburt und ehedem Lutheraner, war in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt und in den Orden der Jesuiten getreten; ihn machte Johann alsbald zum Vorsteher eines geistlichen Seminars. Besonders merkwürdig sind die Vorlesungen, welche nunmehr Lorenz Nicolai zu Stockholm vor sämmtlichen Geistlichen der Hauptstadt und den Candidaten des Predigtamtes hielt.

Es hatte nämlich schon damals nicht an einzelnen Reactionen gegen die kirchlichen Maaßregeln des Königs gefehlt, insonderheit waren mehrere Professoren von Upsala mit grosser Heftigkeit gegen dieselben aufgetreten. Allein so bedrohlich auch die Stürme wurden, so gelang es Johann damals doch noch immer, sie zu beschwichtigen; ein großer Theil der Geistlichkeit ging ganz in seine Pläne ein, und so konnte König Johann, der auch darin die Vergehungen seines Vaters sühnte, daß er, wo er es nur vermochte, die von diesem zerstörten Gotteshäuser wieder aufbaute, rüstig auf der Bahn der Versöhnung Schwedens mit der Kirche fortschreiten. Zum

Zwecke der Widerlegung derjenigen, die wider ihn auftraten, sollten auch die erwähnten Vorlesungen Lorenz Nicolais beitragen, von welchem der Verfasser berichtet, daß er mit allgemeinem Beifalle gehört worden sey, und daß Alle seine Gewandtheit und Beredsamkeit bewundert hätten. „Er wußte so geschickt die Irrthümer der Neuerer aus den Werken der Reformatoren zu widerlegen, daß Niemand gewahr wurde, ob er ein Katholik oder Lutheraner wäre; Luthers und Calvins Werke waren ihm ganz befreundet, er hatte sie in seinem Hörsaale aufgestellt, schlug sie bei jeder vorkommenden Streitfrage in Gegenwart der Versammlung auf und ging bei seiner Polemik einen ganz sichern und unfehlbaren Weg, den Weg nämlich, den der König seiner Geistlichkeit gegenüber bereits mit so glücklichem Erfolge eingeschlagen hatte, alle seine Bemühungen dahin richtend, allenthalben bei den einzelnen Lehren des Glaubens und der Disciplin eine strenge Parallele zwischen den Lehren der Kirchenväter und denen der Reformatoren durchzuführen.“ Nachdem Abraham, der Rector der Schule zu Stockholm, auf den Antrag der Bürger entfernt worden war, weil er die Jugend gegen den König und den Erzbischof aufwiegle, wurde Lorenz Nicolai mit der Leitung jener Anstalt beauftragt. Die Zahl der Zöglinge stieg, mehrere traten zur katholischen Kirche über, und sechs von ihnen wurden nach Rom abgesendet, um dort im deutschen Collegium für den geistlichen Stand erzogen zu werden. Aus den dem Verfasser zugänglich gewordenen deßhalb gepflogenen Correspondenzen sind auch noch die Namen jener jungen Leute bekannt geworden. Wegen der in Oberitalien damals herrschenden Pest hielt sie der berühmte Peter Canisius in Innsbruck zurück, und sendete sie einstweilen in das Convict nach Dillingen. Mit der Mittheilung eines rührend schönen Briefes, den diese von Eifer glühenden Jünglinge — unter ihnen befand sich der neunzehnjährige Peter Braske, Neffe des großen Bischofs dieses Namens — unterm 31sten August 1577 an den General des Ordens der Jesuiten

schrieben und in welchem sie Lorenz Nicolai als ihren Wohlthäter, Vater und Erretter bezeichnen, bricht der erste Theil des vorliegenden Werkes ab. Wir sehen mit großer Begier dem nächsten Bande entgegen und freuen uns über das Erscheinen dieses Buches, von dem wir in Wahrheit sagen können, es gehöre zu den lesenswerthesten, welche in der neuesten Zeit herausgekommen sind. —

IV.

Bemerkungen über neuere Geschichtschreibung.

Lange Zeit hindurch war es System, nicht nur der Gelehrten des Continents, sondern selbst Englands, wo der historische Sinn doch mehr, als in irgend einem anderen Lande durch die politischen Constitutionen getragen wurde, kein anderes Ereigniß für eigentlich denkwürdig und mehr als einer flüchtigen Aufmerksamkeit werth zu halten, als was entweder auf die Begebenheiten des Tages fortwährenden Einfluß hatte, oder doch wenigstens mit der Glaubensspaltung im sechszehnten Jahrhunderte und ihren Folgen in unmittelbarer Verbindung stand. Höchstens wurden noch von Theologen das erste und zweite Jahrhundert der christlichen Kirche einer nähern Beachtung gewürdigt, in der Regel aber nur, um irgend eine herrschende dogmatische oder disciplinäre Ansicht darauf überzutragen und es so als Mittel zu gebrauchen, einem willkührlichen Systeme gleichsam eine historische Unterlage zu verschaffen. In der neuesten Zeit hat man einen umgekehrten Weg eingeschlagen. Die Berufungen katholischer Schriftsteller auf die Einheit oder Gleichheit ihrer Kirche seit dem Anbeginn derselben bis auf den heutigen Tag und den bedeutenden Abstand der noch so jungen und in sich zerrissenen, sich gegenseitig widersprechenden protestantischen Confessionen und Lehr-

meinungen wurden so nachdrücklich, laut und erheblich, daß sie von Seite der Gegenparthei nicht mehr, wie es bisher geschehen, mit verachtendem Hochmuthe ignorirt werden konnten. Es mußte daher, wollte man nicht den Katholiken den Satz: die „Reformation“ sey nur eine Rebellion gegen geistliche und weltliche Obrigkeit gewesen, zugeben, ein Mittel ausfindig gemacht werden, diesen Berufungen auf eine Weise zu begegnen, daß das Werk der Neuerer im sechszehnten Jahrhunderte als von grauer Zeit her sich datirend dargestellt wurde. Aus dieser Noth entstanden die wunderlichsten Ansichten. Die Einen gingen in ihrer Bedrängniß soweit zurück, daß sie selbst den heiligen Paulus zuletzt zu Hülfe nahmen, welcher, weil er einst dem hl. Petrus ins Angesicht widerstanden, nun der deus ex machina, d. h. der Stammvater aller Häretiker vor und von Manes und Arius an bis auf den noch lebenden Erfinder des biblischen Sprachenredens, Dr. Irving werden sollte. So bedenklich dieß Manchen schien, in welchen die Sucht zu theorisiren noch nicht alle Logik verdrängt hatte, so willig ward dieß von Andern aufgenommen und auch sogleich der Versuch gemacht, sogenannte Geschichten der Vorläufer der Reformation zu schreiben, von welchen wir die von Flathe nur deshalb besonders erwähnen, weil sie nicht bei einer Monographie stehen blieb, sondern systematisch zu verfahren suchte, und in der neuesten historischen Literatur durch Eilfertigkeit, Mangel an Critik wie an Logik über die Geistesprodukte ähnlich gesinnter Schriftsteller weit emporragt *).

*) Die Art und Weise dieses sogenannten Professors der Geschichte, Forschungen anzustellen, wird folgende Stelle hinlänglich charakterisiren, welche wir unter vielen andern hervorheben. Das Verderbniß des fünfzehnten Jahrhunderts recht anschaulich zu machen, führt Hr. Flathe unter Anderm Folgendes an, Geschichte der Vorläufer der Reformation II. S. 535: „Selbst der so natürliche Wunsch, daß es unter dem untern Clerus so zugehen möge, daß das Volk Achtung vor demselben haben könne, scheint kaum mehr vorhanden (gewesen) zu seyn. Ein

Aus einer solchen Construction der Geschichte folgte nothwendig, daß wo nur immer in den ersten 15 Jahrhunderten der christlichen Kirche eine Unordnung, Empörung und Aufstand gegen dieselbe statt gefunden, eine Reformation in kleiner oder auch schon in größerer Ausbildung vorhanden war. Je mehr Einer ein Tumultuant gewesen, um so mehr hatte er sich um die Reformation verdient gemacht. Ziska und Dulcin, Wikliffe und Arius, Socin und Berengar von Tours, Arnold von Brescia und Luther hatten also auf dieselbe Ehre Anspruch zu machen. Ein indirectes so großes Zugeständniß wollte indessen Vorsichtigeren doch zu bedenklich erscheinen und es erfolgten daher Winke, die, so wohlgemeint sie waren, in der Hitze der Leidenschaft nicht berücksichtigt wurden *). Mit Ausnahme von Adolf Menzel, der bei seiner „Geschichte der Deutschen seit der Reformation", mehr die Geschichte der Entwicklung der protestantischen Lehrbegriffe und ihrer praktischen Folgen, als überhaupt eine Geschichte der Reformation im Auge hatte, unterließ es aus den oben berührten Gründen von nun an kein Geschichtschreiber der Glaubensspaltung im sechszehnten Jahrhunderte auf die früheren Hauptereignisse der katholischen Kirche Rücksicht zu nehmen; freilich wurden diese sonderbar genug dargestellt, so lange es jenen Schriftstel-

---

Papst erklärt, zur Ehre Gottes müsse jeder Cleriker seine Buhlschwester haben". Der Leser wird mit uns neugierig fragen: wer denn diese schändliche Erklärung zugelassen, sieht er sich nun nach dem Citat um, so begegnet er auf derselben Seite 535 folgender Stelle aus Infessura bei Eccard II. S. 1997: Innocenz VIII. sagte: Talis effecta est vita sacerdotum, ut vix reperiatur, qui concubinam vel saltem meretricem non retineat ad laudem Dei et fidei christianae, wo jeder Unbefangene, selbst wenn er mit der sarcastischen Ausdrucksweise der Italiener gar nicht bekannt ist, augenblicklich sieht, welche Ironie in diesen Worten liegt, die keine Erklärung, sondern Spott und Tadel enthalten.

*) So z. B. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte II. S. 373. Note.

lern erste Pflicht dünkte, ihrem Werke gleichsam eine apologetische Einleitung vorauszusenden. Doch darf dieses Benehmen nicht geradezu getadelt werden, da wenigstens der logische Grund dafür spricht, daß eine Reformation immer etwas der Verbesserung Bedürftiges voraussetzt und wir nicht die Thatsache in Frage ziehen wollen, daß gegen Ende des fünfzehnten und am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts zwar nicht die Kirche, aber doch die in dieselbe eingeschlichenen Mängel und Gebrechen eine Abhülfe erforderten, die denn auch wirklich, nur nicht auf die Weise wie Luther und Andere es für gut hielten, Statt fand und einen neuen Aufschwung der Kirche zur Folge hatte. So sah sich denn nun auch der gelehrte und kenntnißreiche Verfasser der Geschichte der römischen Päpste, ihrer Kirche und ihres Staates im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte (Berlin, 1834 — 1836, 3 Theile) bewogen, dieser eine Einleitung, die Epochen des Papstthums enthaltend, vorauszusenden, welche um so mehr eine reifliche Besprechung verdienen dürfte, als einerseits das Werk selbst unsers Wissens noch wenig einer kritischen Beurtheilung in Deutschland unterworfen wurde und es hiebei vor Allem auf die Frage ankommt, welchen Begriff der Verfasser mit Papstthum und christlicher Kirche verbindet.

Herr Ranke holt hiebei etwas weit aus; er beginnt mit einem Rückblick auf das Heidenthum und die Stellung des Cultus in den demselben unterworfenen Staaten. Da dieß wohl nicht ohne Grund von dem Verfasser zur Einleitung in die Geschichte des Papstthums ausersehen worden, so erheischt es von unserer Seite eine ausführliche Berücksichtigung, indem eine mehr oder weniger gründliche Anschauung des Heidenthums, als der ethnographischen Unterlage des Christenthums auch die Art der wissenschaftlichen Auffassung des letzteren bedingt.

Allein schon hier treten gleich im Anfange uns Sätze entgegen, welche vor einem gründlichen Kenner des Alterthums wohl kaum bestehen dürften. „Es wurden“, Hrn. Ranke zu-

folge, zu andern Zeiten die Staaten erschüttert, weil man aufgehört hatte, an die Religion zu glauben; im Alterthume mußte die Unterjochung der Staaten den Verfall ihrer Religionen nach sich ziehen. —. Welche Bedeutung aber konnte ihnen noch beiwohnen, sobald sie von dem Boden losgerissen wurden, auf dem sie einheimisch waren? Die Verehrung der Isis hatte vielleicht (?) einen Sinn in Egypten: — in Rom ward Götzendienst ohne allen Sinn daraus.“ — „Bei aller Theilnahme, die wir dem Untergange so vieler freien Staaten widmen, können wir doch nicht läugnen, daß aus ihrem Ruin unmittelbar ein neues Leben *) hervorging. Indem die Freiheit erlag, fielen zugleich die engen Schranken der Nationalität. — — Wie man das Gebiet des Reiches den Erdkreis nannte, so fühlten sich die Einwohner desselben als ein einziges, ein zusammengehöriges Geschlecht (?). Das menschliche Geschlecht fing an, seine Gemeinschaftlichkeit inne zu werden.“ S. 4. u. 5.

Diese Ansichten von dem Verhältnisse des Staates als des Primären zur Religion als des Secundären im Alterthum sind, so allgemein wie hier ausgesprochen, keineswegs historisch gegründet. Allerdings suchte das Heidenthum, in alter wie in neuer Zeit, das Zeitliche über das Ewige, das Politische über das Religiöse zu setzen, oder dieses in jenem gänzlich aufgehen zu lassen. Hierin bestand ja gerade sein Wesen. Allein in seiner früheren, reineren Gestalt war dies anders; dort behauptete das Göttliche noch immer den Vorrang. Und auch später noch ließ es sich nur allmählig verdrängen, und der völlige Sieg gelang erst dem vollendeten Unglauben und Indifferentismus. Wer den Aristophanes, den Isokrates, Plato und Xenophon studirt, wird daraus sehen, wie innig auch in jenen verdorbenen Zeiten die Blüthe des griechischen Staatslebens, seine Freiheit, seine Kunst, Poesie und Wissenschaft mit dem Glauben zusammenhing. Ist es ja doch selbst bis auf die neuesten Zeiten dem Heidenthume bei man-

*) Zur Zeit des Kaiserdespotismus?!

chen Völkern nicht gelungen, sein Bestreben nach Säcularisirung der Religion in der Weise durchzuführen, daß sich an den Sturz der Staaten auch der der Religionen geknüpft hätte. Die Tartaren haben China erobert, und noch sendet es zum Herren des Himmels seine alten patriarchalischen Gebete, Indien hat das Joch muhamedanischer Mongolen getragen, und ward die Beute einer Compagnie von Kaufleuten, und noch gilt ihm das Gesetzbuch des Manu als die Richtschnur des Lebens und die Vedas als der Schatz aller offenbarten Weisheit.

Ebenso finden wir die heidnischen Religionen in der That vielfach an den Boden geknüpft, doch war ihr Verständniß keineswegs ausschließlich von ihm bedingt; überall sehen wir sie ja bei der Wanderung der Stämme sich in der neuen Heimath auch neu lokalisiren. Wenn aber jene Grundanschauung von der Religion als dem Secundären selbst für das Heidenthum nur eine höchst bedingte Wahrheit hat, dann müssen wir ihr um so entschiedener entgegentreten, wenn sie, wie dies in den drei Büchern des Verfassers durchgängig geschieht, auch in die Sphäre des Christenthums übertragen wird.

Dieses mag jedoch nur als Einleitung betrachtet werden, eine Reihe von Aufsätzen wird in Kurzem die zuletzt berührte Geschichte der Päpste näher beleuchten.

V.

Ueber das Verhältniß der katholischen Kirche zur Democratie in Nordamerika und Europa.

(Zweiter Artikel.)

Ganz anders verhält sich die Kirche zu dem, was man in Europa democratische Richtungen oder Erscheinungen nennen könnte.

Der Vorwurf, daß die Kirche mit der, dem Untergange geweihten, monarchischen Ordnung der Dinge in unserm Welttheile auf eine ihr verderbliche Weise gemeine Sache gemacht habe, und die Anforderung: daß sie dieses Bündniß aufgeben, den Staat sich selbst überlassen, ihre eigene Freiheit retten, zu diesem Ende aber die Sache des Liberalismus als die ihrige betrachten müsse, — beruhen beide auf einer durchweg falschen Ansicht, sowohl von dem Geiste der Kirche, — als von der Natur der gegenwärtigen, europäischen Verhältnisse.

Wenn heute in Europa bloß zwei Partheien mit einander um die Herrschaft stritten, und jede nichts als eine andere Form des geselligen Verbandes in's Leben zu rufen suchte, wie einst in den Fehden der italienischen Städte im Mittelalter, — so würde freilich auch die Kirche nie aufhören dürfen, beiden Theilen ihre allgemeinen Pflichten der Gerechtigkeit und der christlichen Liebe in's Gewissen zu rufen, — aber es ließe sich eine Neutralität der Kirche bei diesem weltgeschichtlichen, staats- und völkerrechtlichen Processe, wie bei jedem andern Kriege denken. Demgemäß könnten ihre Glieder, je nach ihren besonderen Ueberzeugungen oder vertragsweise übernommenen Verpflichtungen, unbeschadet ihres Gewissens, auf der einen oder auf der andern Seite stehen. Es wäre sogar in solchem

Falle nicht undenkbar, daß der Vortheil der Kirche wesentlich von dem Siege des republikanischen Princips abhinge, — wie dieß z. B. in den Kämpfen der italienischen freien Städte mit dem revolutionären Despotismus der Hohenstaufen wirklich der Fall war; — und demnach könnten die Oberen der Kirche, und Alle, die es wohl meinten mit ihrer Freiheit und ihrem Rechte, — mit Rath und That, wie durch ihre Wünsche und Gebet den Sieg desjenigen zu fördern streben, von dem sich die Kirche Schutz und Hülfe in weltlichen, und treue Anhänglichkeit in geistlichen Dingen verspräche.

Allein es wäre die oberflächlichste Auffassung, wenn man in der Bewegung, die heute durch alle Länder Europas geht, nichts als einen Kampf zweier verschiedenen, an sich möglichen und erlaubten, gleich berechtigten Staatsformen sähe.

Der innerste Kern der Principien, die sich unter einander auf Leben und Tod, und beide zusammen den Rechtszustand von Europa befehden, liegt bei weitem tiefer und ist durch den Gegensatz von Monarchie und Republik keineswegs erschöpfend bezeichnet. —

Die Wurzel des Uebels liegt in einer durchweg atheistischen und antichristlichen Auffassung des Staates, und in einer consequenten Leugnung der unverletzlichen Heiligkeit des Rechts, einer Leugnung, deren Quelle der Unglaube ist. — Recht und Obrigkeit auf Erden sollen diesem pseudophilosophischen Systeme zufolge nicht mehr von Gott verliehen, sondern ein Product des isolirten menschlichen Willens seyn, — und diesem wird in Gottes Stelle die höchste, unbeschränkte Gewalt zugesprochen. — Wird diese recht- und schrankenlose Gewalt in die Hände aller in einem Lande lebenden Individuen gelegt, — so führt diese Lehre zunächst zur Untergrabung und zum Sturze nicht bloß der unabhängigen Monarchie, sondern aller und jeder Herrschaft auf Erden, bis herunter zu der des Vaters, des Familienoberhauptes, des Eigenthümers und dem zufolge zur allgemeinen Auflösung und absoluten Anarchie. — Verkörpert sich die atheistisch-pseudo-

philosophische Staatsidee in dem absoluten Willen eines Staatsoberhauptes, sey es, daß dieses als Bevollmächtigter einer idealen Staatsgemeinde oder als abstracter Selbstherrscher auftritt, so ist die Folge davon eine Tyrannei, d. h. eine Vernichtung jedweden Rechts und jeder rechtlichen Privatfreiheit, die in dieser consequent entwickelten Form und Ausbildung, in der Weltgeschichte bisher noch nicht erhört gewesen ist. — Der gemeinschaftliche Charakter dieser herüber- und hinüberschwankenden Bewegung ist also der eines Krieges gegen das Recht und die Freiheit, den wir Revolution nennen, sobald er von den Unterthanen gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit unternommen wird, — Absolutismus und Despotie, so oft ihn die Staatsgewalt gegen die rechtliche Freiheit der Unterthanen führt.

Aus dieser ursprünglichen, innern Einheit der Revolution und des absolutistischen Princips ergeben sich auch in Beziehung auf die Kirche und ihr Verhältniß zu dem Staatswesen des heutigen Europas, mehrere Folgerungen von entscheidender Wichtigkeit. —

Es ist eine unvermeidliche Folge des irreligiösen, auf der Basis des Unglaubens beruhenden Staatsthums, daß die Kirche, sobald sich der „Staat" einmal von der religiösen Grundlage und Wurzel losgetrennt hat, weder für die Revolution noch für den Absolutismus (im oben angegebenen Sinne) Parthei ergreifen kann, weil beide in ihrem Princip dem innersten Wesen der Kirche widersprechen. — In der That hat diese Lage der Dinge auch die Kirche schon von selbst jeder Einmischung in das Detail politischer Fragen überhoben, und es ist ein kaum zu erklärender Irrthum, wenn Tocqueville die enge Verbindung der Politik und der Religion in Europa beklagt, — und diese für eine Quelle des in diesem Welttheile so weit verbreiteten Hasses gegen das Christenthum hält. — Wo sind in neueren Zeiten Päpste oder Kirchenversammlungen oder Landesbischöfe als solche, in Sachen der weltlichen Politik entscheidend, oder auch nur rathgebend und vermittelnd

eingeschritten? Wo hat die Kirche, als solche, verbannt aus dem Rathe der weltlichen Machthaber, auch nur die äußere Möglichkeit gehabt, in solchen Fragen ihre Stimme abzugeben? Eine unparteiische und redliche Auffassung der Geschichte würde zu dem Resultate führen, daß selbst im Mittelalter den Päpsten ihr schiedsrichterliches Amt in den überwiegend meisten Fällen durch den gemeinschaftlichen Glauben der streitenden Theile aufgedrungen ward, wo sie nicht etwa zur Wahrung ihrer eigenen Rechte aus eigenem Antriebe einschritten. — Heutzutage ist diese Einwirkung auf die Mächtigen mit dem Glauben an die Autorität, von der sie ausging, gefallen. — Die jetzt lebende Generation, und selbst die jüngste Vergangenheit, hat Könige und Fürsten, durch Gewalt und Aufruhr gezwungen, von ihren Thronen steigen und Andere ihre Stelle einnehmen gesehen; — die Kirche hat diesen den Titel ihrer neuen Würde nicht verweigert, so oft Aufrechthaltung oder Anknüpfung leidlichen Verhältnisses um des zeitlichen oder geistlichen Wohles der Gläubigen willen nothwendig war. Nur die einzige Verwahrung hat der heil. Stuhl der Anerkennung des Factums der Souverainität bei solchen Gelegenheiten hinzugefügt: daß er durch keinen Titel, den er irgend einem de facto unabhängigen Herrscher ertheilte, in irgend einer Weise über dessen Recht, sey es zu seinem Vortheile oder zum Nachtheile dritter Personen, entscheiden wolle. Unpartheiische Beurtheiler werden zugeben, daß sich die Enthaltung von jeder Einmischung in weltliche Händel nicht füglich weiter erstrecken lasse. —

Allein auf der andern Seite hat die Kirche auch jenen beiden kämpfenden Principien gegenüber, nicht unterlassen zu thun und zu lehren, was ihres Amtes ist, so oft sie dazu durch eine Veranlassung, die ihren Ausspruch nöthig machte, aufgerufen ward. — Wo dieß geschah, hat sie, ohne irgend eine weltliche Rücksicht und Nebenabsicht, keinen andern Zweck als den: ihre göttliche Sendung zu erfüllen, vor Augen gehabt, sich dabei streng und ausschließlich auf ihrem eigenen,

d. h. auf dem kirchlichen Gebiete gehalten, und auch hier nichts mehr und nichts weniger, als was ihr oblag, gethan. — So hat sie über das Einzelne der großen staats- und völkerrechtlichen Fragen der Zeit sich des Urtheils enthalten, — weil die Lehre der Kirche dem Gewissen eines Jeden, der die Kirche hören will, unzweideutig die Entscheidung an die Hand giebt. — Nur als ihre Lehre verfälscht werden sollte, — als ein Priester, der sich auf einen großen schriftstellerischen Ruf, als früherer Vertheidiger der katholischen Wahrheit, stützte, ihr die Doctrin des Aufruhrs und der Empörung statt der alten kirchlichen Lehre unterzuschieben versuchte, verwarf das Oberhaupt der Kirche die Neuerung unter Verweisung auf die christliche Tradition, und erinnerte die Völker an ihre Pflicht, jeder Obrigkeit auf Erden den schuldigen Gehorsam zu leisten, weil der Apostel gelehrt, daß keine Obrigkeit ist, — sie sey denn von Gott geordnet. — Dieß ward dem Nachfolger Petri, von Denen die die Kirche dem Glauben an die Lehren der Revolution aufgeopfert hatten, als ein Verrath an der Sache der Freiheit ausgelegt und sein Spruch als feige Begünstigung der absoluten weltlichen Macht gescholten. Aber den Mißbrauch des obrigkeitlichen Amtes, die hinterlistige oder gewaltsame Verletzung des Gesetzes der Gerechtigkeit gut zu heißen, war nicht die Absicht des heiligen Vaters, und als er einem groben Eingriffe in das Recht und die Freiheit der Kirche durch ernste Rüge des verübten Unrechts begegnete, erscholl andererseits zwar der Jubel des katholischen Volkes durch ganz Europa, aber die Anhänger des absoluten Staatsthums riefen Zeter und Wehe über die revolutionären Tendenzen, denen sich die römische Kirche urplötzlich zugewendet. — Man sieht, beiderlei Vorwürfe heben sich auf, und die Anklage auf Begünstigung antimonarchischer Umtriebe können dem Abbé de La Menais, die höhnischen Diatriben des letztern aber gegen die vermeintlich servilen Neigungen Rom's den Berliner und Leipziger Zeitungen zur Beantwortung überwiesen werden. —

So steht die Kirche in Europa zu den sich gegenseitig

theils befehdenden, theils wieder eng verbündeten, scheinbar entgegengesetzten, aber in ihrer innersten Wurzel dennoch identischen falschen politischen Richtungen der Zeit. — Da sie ihrem Berufe nicht untreu werden konnte, so mußte sie den Grundprincipien der Revolution: die wahre christliche Lehre, dem Mißbrauche der weltlichen Gewalt: Verwahrung ihres Rechts und feierliche Klage über das verübte Unrecht entgegenhalten; — dort mußte sie, um ihrer göttlichen Sendung willen, dem falschen Princip, hier der thatsächlich falschen Anwendung eines richtigen, der Verdrehung und Uebertreibung des göttlichen Rechtes der Könige widersprechen.

Hieraus ergiebt sich zugleich auch das Verhältniß der Kirche zu den democratischen Richtungen in Europa.

Die europäische Staatsordnung verdankt ihre erste Gründung dem durch das Christenthum gemilderten und gelenkten heroischen, d. h. monarchisch-aristocratischen Geiste der germanischen Völker. — Wie der Boden von Nordamerika seit dem Augenblicke, wo ihn zuerst der Fuß eines Europäers betrat, der democratischen Form verfallen war, — so ist das Königthum und die fürstliche Herrschaft in Saft und Blut und Leben von Europa eingedrungen, — und der Europäer müßte seiner Vorzeit und den Erinnerungen seiner Kindheit, seiner Poesie, wie seinen Begriffen von Ehre, ja seiner gesammten, in Sprache und Sitte ausgeprägten Eigenthümlichkeit abschwören, wollte er jemals die fürstliche Herrschaft als ein nothwendiges Stück des europäischen Gesammtlebens zu betrachten aufhören.

Dieses Gefühl theilt auch das katholische Volk wie der Priesterstand um so mehr, als Kirche und Staat, in der alten christlich-germanischen Ordnung, nichts weniger als getrennt und in Eifersucht und Mißtrauen einander entgegengesetzt, sondern als Arme eines Leibes gedacht wurden, dessen Haupt Christus ist. Von dieser erhabenen Idee ausgehend haben die Könige und Fürsten es als den heiligsten Beruf ihres Lebens angesehen, das Reich Christi auf Erden zu erwei-

tern, mit dem weltlichen Schwerte die Kirche zu schirmen und mit der Fülle ihrer irdischen Mittel denselben Zwecken zu dienen, die die Kirche auf Erden auf ihren Wegen zu erreichen strebt. Die katholische Welt hält ihnen dessen treue Rechnung auch an ihren Nachkommen, und wenn gleich der Geist der Verneinung zuerst durch die Glaubensspaltung, dann durch die falsche Staatslehre die Herzen vieler Mächtigen der Kirche entfremdet hat, so kann sie dennoch sich der Hoffnung nicht entschlagen, daß diese Abwendung von der Kirche bei denen, welche zur Wahrung und zum Schutze ihrer eigenen Autorität so wesentlich der Kirche bedürfen, nur ein vorübergehendes Mißverständniß sey. — Und wäre selbst diese Hoffnung eine nichtige, — die Kirche kann dennoch, weil sie verbunden ist die Wahrheit zu lehren, nicht aufhören die Völker zu ermahnen: daß sie ihren rechtmäßigen Fürstenhäusern die schuldige Treue bewahren. — Sie kann und wird nie dem Beispiele der verwirrten Staatsweisheit unserer Tage folgend, die Achtung und Ehrfurcht vor der Legitimität der Regenten als eine bloße Meinung, als eine Richtung oder Verirrung des Geschmacks oder als Sache der Convenienz behandeln, der man huldigen dürfe oder nicht, je nach dem Wohlgefallen oder der Abneigung des Einzelnen. — Sie kann und wird nie aufhören den rechtmässigen Besitz einer Krone, nicht etwa aus bloßer Vorliebe für monarchische Formen, sondern um des Gebotes der Gerechtigkeit willen, wie jedes andere Recht und Eigenthum zu vertheidigen. Mag es seyn daß sie deshalb von den Feinden der Throne angefochten, ja daß sie selbst von den Organen des Absolutismus geschmäht werde, die lieber den Untergang der Monarchie als ihre Erhaltung durch die von der Kirche verkündete, christliche Lehre wollen; — die Gunst der Menschen oder dessen, was sie ihre öffentliche Meinung nennen, ist niemals die Richtschnur des Verhaltens der Anstalt gewesen, welcher der Geist Gottes verheißen ist bis ans Ende der Tage. —

Aber abgesehen von dieser Rechtspflicht der Treue und des

Gehorsams gegen die bestehenden fürstlichen Häuser, kann auch für diejenigen, welche die Heiligkeit dieser Verpflichtungen nicht bezweifeln, die Frage entstehen: ob nicht der Uebergang der fürstlichen Herrschaft in die Democratie, zu welcher neben so vielen andern Erscheinungen unserer Tage das Repräsentativsystem und der liberale Constitutionalismus die Brücke bildet, der Kirche eine größere Freiheit verspreche? ob nicht viele jener Bedrückungen, welche eben diese Kirche im heutigen Europa von dem pseudophilosophischen Staatsthume leiden muß, durch diese traurige aber vielleicht nothwendige Veränderung wegfallen würden? Eine Ueberzeugung solcher Art könnte selbst bei denen, die dem Geiste der Revolution und aller Unordnung und Auflehnung abhold sind, das bedenkliche Resultat erzeugen, daß ihnen die furchtbare Crisis, die immer drohender gegen Europa heranzieht, als die Morgenröthe einer bessern Zukunft erschiene, was dann begreiflicherweise nicht bloß ihren Widerstand gegen Uebel, die vielleicht nicht unabwendbar sind, schwächen, sondern selbst ihr Herz und ihr Gemüth jener Catastrophe zuwenden würde. —

Wir halten es für unsere Pflicht, offen und ungescheut der Frage entgegen zu gehen: würde die Kirche unter einer democratischen Verfassung der Gefahr einer Beeinträchtigung ihrer rechtlichen Freiheit überhoben seyn, die ihr von einem möglichen Mißbrauche der höchsten Gewalt unter einer fürstlichen Herrschaft droht? würden diese Gefahren durch die democratischen Formen des Staatslebens nicht wenigstens vermindert werden? —

Die Antwort hierauf wollen wir mit den Worten desselben Schriftstellers geben, den wir oben als einen Lobredner der in Nordamerika obwaltenden kirchlichen Verhältnisse citirten. In einem besondern Kapitel seines Werkes von der „Tyrannei der Majorität“ — sagt derselbe Folgendes:

„Was ist eine Majorität, als Collectivwesen, anders, als ein Individuum, welches Meinungen und oft auch Interessen hat, die denen eines andern Individuums gerade entgegenge-

setzt sind, welches man Minorität nennt. — Wenn ihr nun zugebt, daß ein Mensch, der mit aller Macht bekleidet ist, sie in Bezug auf seinen Gegner mißbrauchen kann, warum wolltet ihr dann nicht dasselbe hinsichtlich einer Majorität zugeben? Aendern die Menschen, wenn sie sich vereinigen, ihren Charakter? werden sie den Hindernissen gegenüber geduldiger, wenn sie mächtiger werden? —

Wenn ich sehe, daß man irgend einer Gewalt das Recht und die Macht beilegt, Alles zu thun, so nenne man sie Volk oder König, Democratie oder Aristocratie, man übe sie in einer Monarchie oder in einer Republik aus; ich sage: hier ist der Keim der Tyrannei, und ich sehe zu, ob ich nicht unter andern Gesetzen leben kann“. —

„Was ich der democratischen Regierung, wie sie in den vereinigten Staaten geordnet ist, am meisten vorwerfe, das ist nicht, wie viele Leute in Europa behaupten, ihre Schwäche, sondern im Gegentheile ihre unwiderstehliche Macht. Und was mir am meisten in Amerika zuwider ist, das ist nicht die übertriebene Freiheit, die dort herrscht, sondern die geringe Garantie, die man in jenem Lande gegen die Tyrannei besitzt“.

„Wenn ein Mensch, oder eine Parthei in den vereinigten Staaten eine Ungerechtigkeit erlitten hat, an wen soll er sich wenden? — An die öffentliche Meinung? Sie wird von der Majorität gebildet. — An den gesetzgebenden Körper? Er repräsentirt die Majorität und gehorcht ihr blindlings. An die vollziehende Gewalt? Sie wird von der Majorität ernannt und dient ihr als blindes Werkzeug. — An die öffentliche Macht? Die öffentliche Macht ist nichts anders, als die Majorität unter den Waffen. An die Jury? Die Jury ist die Majorität, bekleidet mit dem Rechte Urtheile zu fällen; die Richter selbst werden in gewissen Staaten durch die Majorität erwählt. — Wie ungerecht oder unvernünftig auch die Maaßregel sey, die Euch treffen möge, Ihr müßt Euch unterwerfen“. —

So ist also die Democratie auch eine Herrschaft, nämlich

die der Majorität. — Aber vielleicht ist die Freiheit des Gewissens und Gedankens unter diesem Herrn besser gewahrt, als unter einer fürstlichen Regierung? — Es ist interessant auch über diesen Punkt unsern Gewährsmann zu vernehmen. —

„Wenn man sich mit der Prüfung beschäftigt, wie es in den vereinigten Staaten um die Gedankenfreiheit stehe, so gewahrt man erst recht deutlich, bis auf welchen Punkt die Gewalt der Majorität jedwede Gewalt übertrifft, die wir in Europa kennen“.

„Der Gedanke ist eine unsichtbare und oft gar nicht wahrnehmbare Macht, die aller möglichen Tyrannei spottet. — Die absolutesten Herrscher in Europa würden in unsern Tagen gewisse, ihrer Autorität feindliche Meinungen nicht verhindern können, im Stillen in ihren Staaten und selbst an ihrem Hofe herumzuschleichen. — So ist es nicht in Amerika. — So lange die Majorität zweifelhaft ist, spricht man, aber so wie sie sich unwiderruflich ausgesprochen hat, schweigt ein Jeder; Freund und Feind scheinen einer Meinung zu seyn und spannen sich vor ihren Wagen. — Der Grund ist einfach; es giebt keinen absoluten Monarchen, der in seiner Hand alle Kräfte der Gesellschaft vereinigen und jeden Widerstand besiegen könnte, wie dieß die Majorität im Stande ist, die die Gesetze macht und sie vollstreckt“. —

„Ein König hat ferner nur eine materielle Macht, die bloß auf die Handlungen wirkt und den Willen nicht erreichen kann; aber die Majorität ist gleichzeitig mit einer moralischen und mit einer materiellen Macht bekleidet, die auf den Willen wie auf die Handlungen wirkt, und die zu gleicher Zeit die That und den Wunsch der That verhindert“. —

„Ich kenne kein Land, wo es im Allgemeinen so wenig Unabhängigkeit des Geistes und so wenig wahre Freiheit der Discussion gäbe, wie in Amerika“.

„Es giebt keine religiöse oder politische Theorie, die man nicht in den constitutionellen Staaten Europas frei predigen könnte, und die nicht von dort aus in die andern eindränge.

Denn es giebt in Europa kein Land, welches einer einzigen Gewalt so unterworfen wäre, daß derjenige, der die Wahrheit sagen will, nicht eine Stütze fände, die ihn gegen die Folgen seiner Freimüthigkeit schützen könnte. — Wenn er das Unglück hat, unter einer absoluten Regierung zu leben, so hat er oft das Volk für sich; bewohnt er ein freies Land, so kann er sich im Nothfalle hinter die königliche Autorität flüchten. — Die aristocratische Fraction der Gesellschaft hält ihn in den democratischen Gegenden, in den andern die Democratie. Aber in einer (reinen) Democratie, wie sie in den vereinigten Staaten organisirt ist, trifft man nur eine Gewalt, ein einziges Element an, welches Kraft und Sieg verleiht, und außer ihm nichts".

„In Amerika zieht die Majorität einen furchtbaren Kreis um den Gedanken. Innerhalb dieser Gränzen ist der Schriftsteller frei, aber wehe ihm! wenn er ihn zu überschreiten wagt. Er hat kein Autodafé zu fürchten, aber er ist den widerwärtigsten Verdrießlichkeiten aller Art und täglichen Verfolgungen Preis gegeben. — Die politische Laufbahn ist ihm verschlossen, er hat die einzige Gewalt beleidigt, die das Recht hatte, sie ihm zu öffnen. — Man verweigert ihm Alles, selbst den Ruhm. — Ehe er seine Meinungen drucken ließ, glaubte er Anhänger zu haben; jetzt, da er seine Meinung Allen entdeckt hat, scheint es, daß er deren keine mehr hat; denn diejenigen, die ihn tadeln, sprechen laut, und diejenigen, die wie er denken, ohne daß sie seinen Muth hätten, schweigen still und entfernen sich. — Er giebt nach, er beugt sich unter der Wucht jedes Tages, endlich tritt er in das Stillschweigen zurück, wie wenn er Gewissensbisse hätte, weil er die Wahrheit gesagt hat".

„Ketten und Henker sind grobe Instrumente, die die Tyrannei vormals anwendete. Aber in unsern Tagen hat die Civilisation Alles, bis auf den Despotismus, vervollkommnet, der doch nichts mehr lernen zu können schien".

„Die Fürsten hatten, so zu sagen, die Gewalt materia-

Eben so sey es in Hinsicht der sittenlosen Schriften. Man verurtheile in Amerika Niemanden, weil er dergleichen verfaßt oder verbreitet habe, aber Niemand fühle sich versucht, dergleichen zu schreiben, nicht weil alle Bürger von so reinen Sitten wären, sondern weil die öffentliche Meinung die unreinen verdamme".

Diese Erscheinungen sind ohne allen Zweifel lobenswerth und erfreulich. Aber kein Vernünftiger wird behaupten, daß sie die Folge der democratischen Verfassungsform seyen, — sie sind das Resultat einer durch ein Herkommen, welches so alt ist wie die anglo-amerikanischen Colonien, entwickelten Sitte. — Wer wäre thöricht genug zu glauben, daß in Europa, wo die skeptische Aufklärung und die sophistische Pseudowissenschaft, der Haß des positiven Glaubens, die Entsittlichung seit nahe an hundert Jahren zum Theil von oben herab in's Große getrieben, in breiten Strömen durch alle Lande fluthen, daß da die Majorität, oder richtiger, die Fraction Derer, die sich zu Leitern der unerfahrnen Majorität aufwerfen würden, in ähnlicher Weise, wie in Amerika, die Gewissensfreiheit der Kirche und des Einzelnen zu achten geneigt seyn werde?

Täuscht uns nicht Alles, was um uns her gethan, geschrieben und gesprochen wird, so würde, wenn je in Europa eine Democratie in die Stelle unserer monarchischen Zustände träte, die Leitung der Majorität ohne alle Rettung in die Hände Derer fallen, die Alles hassen, was Gott heißt. Dieß wäre schon aus dem Grunde unvermeidlich, weil jener Uebergang in die Democratie sich in Europa nur auf revolutionärem Wege vermitteln könnte, jede Revolution als solche aber Kraft innerer Verwandtschaft der Principien nothwendig außer den Feinden des Königthums, zugleich die bittersten Gegner der Kirche an die Spitze der Geschäfte bringen würde *). —

*) In Belgien ist allerdings der Sieg des wüthendsten Jakobinismus dadurch abgewendet worden, daß (der Sache nach) der katholische Clerus die Zügel der Herrschaft ergriff; ein Umstand, mit dem sich der servile Jakobinismus in Deutschland aus sehr

Diese Majorität würde, angethan mit einer Macht, wie Tocqueville sie schildert, im umgekehrten Sinne, wie in den vereinigten Staaten verfahren und das Christenthum mit ihrem Banne belegen. — Sie würde über die gläubige Minorität eine Tyrannei üben, neben der die wildeste Verfolgung eines einzelnen Despoten, als ein mildes Regiment zurückgewünscht werden könnte. — Was in unsern heutigen monarchischen Verfassungen die Gewalt auch des unumschränktesten Regenten mildert, der etwa seine Macht gegen die Kirche mißbrauchen wollte, — die Dauer seines Lebens, die Mahnungen seines eigenen Gewissens, die Scheu vor dem Urtheil der Mitwelt und Nachwelt, die Traditionen des eigenen Geschlechts, — dieß Alles fiele bei jenem unpersönlichen Herrn weg.

Daß diese tyrannische Gewalt der Majorität sich des Einflußes auf die innern Verhältnisse der Kirche enthalten, daß sie in Europa wie in Amerika von der Religion und Kirche ein gänzliches Absehen nehmen werde, ist eine Hoffnung, die ein Blick auf die revolutionirten Cantone der Schweiz widerlegt. — Endlich hieße es das Unmögliche voraussetzen, wenn man glauben wollte, daß Katholiken und Protestanten sich in einer Democratie besser und friedlicher einigen würden, als unter einer monarchischen Herrschaft. — In Amerika hat die unüberwindliche Macht des Herkommens und die Gesammtheit aller factischen Verhältnisse den Frieden vermittelt, dort hat kein in einem Religionskriege vergossenes Blut jemals den Boden benetzt. — In Europa müßte, damit hier ein Aehnliches auf Toleranz oder Indifferentismus beruhendes Verhältniß stattfinden könnte, zuvörderst jeder Theil die Geschichte dreier Jahrhunderte vergessen. — Wer sich also nicht gröblich über die wirkliche Lage der Dinge in unserm Welttheil täuschen will, darf keinen Augenblick zweifeln, daß es allein die monarchi-

---

nahe liegenden Gründen schlechterdings nicht aussöhnen kann. — Allein Verhältnisse wie in Belgien, existiren in keinem andern Lande von Europa, und jenes fast theocratische Regiment war nur unter den dort obwaltenden Umständen möglich. —

sche Gewalt ist, die aus weiser Liebe zum Frieden wie aus eigenem Interesse, den Religionskrieg unter den erbitterten Partheien zurückhält, einen Krieg, der Europa in eine Wüste verwandeln und auf Jahrhunderte hinaus jede Spur von Menschlichkeit und Gesittung vom Boden verwischen würde.

Wenn man die europäische Geschichte der letzten hundert Jahre erwägt, so ist die traurige Wahrheit nicht in Abrede zu stellen, daß die scheinbar entgegengesetztesten Ursachen sich zu vereinigen scheinen, um den socialen und politischen Zustand dieses Welttheils der absoluten Democratie entgegenzutreiben. — Ob die Bewegung dieses äußerste Ziel erreichen, ob sie in sich selbst ihre Hemmung finden und rückläufig werden werde, dieß zu entscheiden liegt außer der Macht sterblicher Menschen. — Aber die wahren Glieder der Kirche Christi, — die freilich unter jeder möglichen Form des geselligen Lebens bestehen kann und keine absolut verwirft, die sich auf rechtmäßigem und natürlichem Wege entwickelt hat, — dürfen in Europa sich der Täuschung nicht hingeben, daß die Democratie zur Freiheit der Kirche führe, und dürfen sich weder durch diese gefährliche Voraussetzung noch durch den Mißbrauch der fürstlichen Gewalt zur Sympathie mit denen verleiten lassen, die an der Zerstörung der monarchischen Institutionen arbeiten. — Für die wahrhaft Gläubigen giebt es aber eine Regel, die sicher durch alle Täuschungen dieser Periode hindurch leitet. Mögen sie es für ihre Pflicht halten: die Zukunft und das Schicksal der Kirche im Allgemeinen, dem Herrn der Welt anheim zu stellen, und seiner Verheißung zu trauen, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden, im Einzelnen aber die zunächst liegenden Pflichten zu erfüllen, wie die Kirche sie lehrt und ihre Hülfe im Namen des Herrn zu suchen. — Wer sich auf diesen Standpunkt stellt, wird den rechtmäßigen Widerstand gegen ungerechte Gewalt und Tyrannei, wo er nöthig ist, von dem falschen und gefährlichen Bündnisse mit dem Geiste der Revolution immer mit Sicherheit zu unterscheiden wissen.

VI.

Ueber Nationalität und ihren Untergang in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Empört über die rohe Gewaltthätigkeit und Hypokrisie der Thurgauischen Kirchenräuber und Klostervögte setzte ich meine Wanderung fort, um Recht und Gerechtigkeit in dem klassischen Lande der Freiheit zu suchen. Ich fuhr von Constanz die grünen, durchsichtigen Fluthen des Rheines hinab, vorbei an der alten Reichenau und dem einst so berühmten Kloster Diessenhofen nach Schaffhausen.

Als das Dampfschiff so rasch die Wellen hinabglitt, da dachte ich daran, was wohl die moralischen Folgen davon seyn möchten, daß sich die Verbindung früher weit getrennter Orte in unserer Zeit so wunderbar abgekürzt. Mir schien, es müsse sich zu gleicher Zeit das ganze Leben mehr und mehr mobilisiren und Alles einen beweglicheren, bestandloseren, flüchtigeren Charakter annehmen, gleich dem Dampfe, der zur bewegenden Triebkraft geworden. Hat ja doch der Reisende auf einer so raschen Fahrt, wo die Landschaften wie ein Traumbild an ihm vorüberfliegen, kaum Zeit zum sehen, viel weniger zum denken und nachsinnen.

Unter diesen Betrachtungen fuhren wir an dem Kloster Paradies vorüber; seine entheiligten Mauern erschienen mir als ein neues Denkmal der Gottesfurcht der alten Schweizer und der gewissenlosen Raubgier ihrer Enkel. Was die Wuth der Reformationskriege verschont, das sollte die Beute der Advokatenkünste unserer Zeit werden. Im Jahre 1574 war das Kloster zwischen Protestanten und Katholiken durch ein feierliches Abkommen getheilt worden; die katholischen Stände:

Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und katholisch Glarus hatten sich gescheut, und wie sie sich ausdrückten, es nicht für ehrenhaft gehalten, das, was ihre frommen Vorfahren Gott und seinem Dienste auf den Altar geopfert, mit entweihender Hand sich anzumaaßen und weltlichen Staatszwecken zuzuwenden. Darum hatten sie ihren Theil 1578 frommen Klosterfrauen zurückgestellt, „daß sie nach der Regel von St. Klara den katholischen Gottesdienst mit Beten, Singen und Lesen Tag und Nacht nach Möglichkeit wieder halten und der Ordensregel nach leben sollten“. So lautete die neue Stiftung; sie wurde vollzogen bis in den unruhigen Zeiten des verflossenen Jahrhunderts, die manches andere reichere und mächtigere Haus an den Bettelstab gebracht haben; kein Wunder, daß auch das Gotteshaus der Klosterfrauen von Paradies durch Brand und Kriegsunglück sich in seiner Existenz bedroht sah. So wurde es denn 1804, in ökonomischer Beziehung, mit ausdrücklichem Vorbehalt seines Fortbestandes, und gerade zu diesem Zweck, mit St. Katharinenthal vereinigt. Als fortbestehend erwählte es 1809 und 1819 neue Aebtissinnen, und nachdem es sich in den Friedenszeiten wieder erholt hatte, stellten die Klosterfrauen vom Jahre 1818 bis 1837 neunmal bei der republikanischen Regierung von Thurgau das billige und rechtmäßige Gesuch um Wiedereröffnung des Noviziates in dem Sinne seiner Wiederhersteller von 1578, der fünf katholischen Stände, seiner damals als rechtmäßig anerkannten Eigenthümer.

Allein in der heutigen Schweiz scheint man unter Freiheit nichts anderes zu verstehen, als nach Willkühr über Recht und Gerechtigkeit schalten zu dürfen. Jedes Gesuch des frechsten Demagogen wird gehört, nur das nicht, was sich auf Heiligkeit des Eigenthums und die Unverletzlichkeit feierlicher Verträge gründet. Somit wurden denn auch die Klosterfrauen von Paradies abgewiesen; standen ihnen ja doch keine Kanonen zur Verfügung, womit sie, gleich Louis Philippe, die hohe Regierung der Republik an ihre Pflicht mahnen

konnten. Sie hatten ihren Zwingherren gegenüber nichts, als ihr gutes Recht und Gott, der über den Eiden wacht. Allein dieser Aberglaube ist in einem Lande zum Kinderspott geworden, wo man dem souverainen Volke täglich vorpredigt: „es gibt kein ewiges, göttliches Recht; Recht ist, was ihr wollt; keine Verpflichtung euerer Väter, keiner ihrer geschwornen Eide ist so heilig, daß er für euch Verbindlichkeit hätte; mit der Vergangenheit seyd ihr quitt und Meister eurer Zukunft nach eurer Willkühr, ohne alle Rücksicht auf bestehende Rechte, selbst zu schaffen“. Die Klosterfrauen erboten sich zum Ueberfluß, ohne hiezu irgend eine Verpflichtung zu haben, eine Krankenanstalt oder ein Erziehungsinstitut für die weibliche Jugend zu errichten; die Antwort aber war, daß die Regierung eines Kantons, worin die Protestanten die Majorität haben, diese rein-katholische Stiftung am 1. Juli 1837 für 275,100 fl. an den Meistbietenden verschachert hat.

Vergeblich protestirten dagegen die Enkel seiner Wiederhersteller und zweiten Stifter, die Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden. Sie erklärten: „daß sie geschwornen Eiden getreu in dieser Verfügung eine offenbare Verletzung des geschworenen eidgenössischen Bundesvertrages erblickten“. Allein dieser Berufung auf die Heiligkeit des Eides wurde von der Eidgenossenschaft nicht geachtet; es war ja der uralte Proceß, den der Wolf mit dem Lamm führte, das dem Nimmersatten das Wasser unten getrübt. Den Klosterfrauen blieb nichts übrig, als in einer feierlichen Protestation die Kirchenräuber „vor Gott und allen Menschen persönlich und solidarisch für allen Schaden verantwortlich zu machen und den rechtmäßigen Eigenthümern und ihren Nachfolgern alle ihre Rechte vorzubehalten.

Der große Rath von Thurgau hat vielleicht geglaubt, das Kloster, von dessen zerrütteten Vermögensumständen er so viel verlauten lassen, für 275,100 fl. zu einem guten Preise

mand um die Ehrengaben mitschießen ließ, der nicht, als conditio sine qua non, den sehr aristokratischen Einsatz von fünf großen Thalern erlegt hatte, und jeden Schuß auf die Nebenscheiben mit zwei Batzen bezahlte. Dieser Einsatz nahm mich um so mehr Wunder, da ja mehrere jener Ehrengaben, wie z. B. der erste Preis, der charakteristisch in einer Hechelmaschine oder in 1500 fl. bestand, so wie die Flinte Napoleons patriotische Geschenke waren, worauf also doch wohl Alle und nicht blos die Geldaristokraten Ansprüche hatten. Daß hiedurch das Freischießen kein wahres Volksfest mehr seyn konnte, zu dem dem Reichen wie dem Armen gleichmäßig der Zutritt frei stand, versteht sich von selbst, auch abgesehen von den bekannten hohen Zechen der Schweizer Wirthe, die der Fremde, wenn er nicht vom Wetter begünstigt ist, oft von dort als die einzige Erinnerung mit nach Hause nimmt. Die nothwendige Folge hievon war, daß ich sehen mußte, wie die besten Schützen, die aus ihren entlegenen Thälern viele Stunden herbeigeeilt, um an dem Freudentage Theil zu nehmen, gleichsam bettlend umhergehen mußten, ob man ihnen nicht gegen halben Gewinn ihres Schußes den Einsatz zahlen wolle. War Wilhelm Tell so sehr vom Glück begünstigt, daß ihn seine Armuth nicht davon ausgeschlossen hätte?, ich weiß es nicht, erzählt wurde mir aber, daß der, welcher den ersten oder zweiten Preis bei dem ganzen Schießen gewann, beinahe dieses Unglück gehabt hatte, da sich Niemand finden wollte, der für ihn einsetzte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich denn auch, das ganze Fest sey auf Actien unternommen. Das Comite hatte seine Berechnungen auch in der That so wohl getroffen, und das Wetter sich so günstig gestaltet, daß die Actien außerordentlich stiegen und eine bedeutende Dividende sich herausstellte. Ich dachte, man würde dieselbe zu irgend einem patriotischen Zwecke verwenden, etwa in der Weise, daß bei der künftigen Wiederholung des Festes zu Solothurn auch die Armen um die Ehrengaben mitschießen könnten. Allein hievon verlautete nicht das Mindeste, das Volksfest war eine

Actien-Entreprise auf Verlust und Gewinn, wie jede andere, und was mich am meisten wunderte, war, daß Jedermann dieß natürlich fand und Niemand das Verletzende einer solchen patriotischen Industrie fühlte.

Ich sah auf der Schießstätte die Säle mit Laub umwunden und mit den Wappen aller Kantone der Eidgenossenschaft geschmückt, unter denen ich Inschriften von Eintracht, Brudersinn, Bundestreue u. s. w. las, die mir aber fast wie eine Ironie, auf das was ich wirklich gesehen, erschienen. Der Contrast war auch in der That so grell, daß ein Schweizerblatt, die Berner Zeitung ihn wenige Tage nachher, mit kurzen aber bitteren Worten, hervorhob.

In der Mitte des großen Saales stand eine Rednerbühne mit folgender Unterschrift, wenn ich mich recht erinnere:

Ein freies Wort
Zum freien Volk,
Ein Segenskorn
In gutem Grund.

O sancta simplicitas! dachte ich, die es wagen würde, von diesem freien Rednerstuhle aus ein Wort von all den Ungerechtigkeiten, gebrochenen Verträgen, Gewissensverfolgungen, Bundesverletzungen und Bedrückungen zu reden, deren sich die Häupter der neueren Schweiz schuldig gemacht. Alle Umstände waren hiezu auch so wenig einladend, daß Niemand ein solches Attentat auch nur versuchte. Wenige Tage nachher gab mir denn auch ein Schweizer Correspondenzartikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung hierüber die vollste Beruhigung, wenn ich noch Zweifel gehegt hätte, ob ich den Schweizern hierin nicht Unrecht gethan. Der Sinn lautete kurz: „Ihr dürft frei reden, was ihr wollt, aber untersteht euch ihr Ultramontanen und Aristokraten den Mund aufzuthun, dann wehe euch“!

Daß bei dieser Stimmung, die sesquipedalia verba, die ich hier hören mußte, wenig Eindruck auf mich machen konnten, leuchtet wohl ein. Und ich würde bald die Flucht vor

der schweizerischen Rhetorik, deren Tugend eben nicht in übermäßiger Kurzweile besteht, ergriffen haben, wäre nicht ein Redner aufgetreten, der mir eine neue Wendung zu nehmen schien. Er begann ohngefähr mit den Worten: „Da meine verehrten Vorgänger so Vieles von dem Glück, den Ehren, Wünschen und Hoffnungen der neueren Schweiz gesprochen haben, so will ich in dieser festlichen Versammlung auch der alten Schweiz und ihrer großen Männer gedenken". Nun sprach er von Tell, Winkelried rc. rc., und schloß ohngefähr in folgender Weise: „so laßt uns denn diese Zierden des Vaterlandes zum zweitenmale taufen", und damit goß er aus dem Rednerpokal den Wein die Bühne hinab. Ich schaute mich rings um, Alles lachte über den wunderlichen Wiedertäufer und schien den köstlichen Wein zu bedauern; wer aber nicht lachte, sondern sehr mißmuthig hinaufblickte zu dem Begeisterten, das war die Ehrenwache, die unter der Tribüne stand. Denn sie hatte den ganzen Taufwein, als Stellvertreter der Hingeschiedenen, per Procuration, ins Gesicht bekommen und triefte im buchstäblichen Sinne des Wortes.

Es ließ sich noch ein Anderer vernehmen, dessen Rede den Zuhörern, wie mir schien, besser einleuchtete. Sie war nämlich höchst einfach und lautete ohngefähr so: „Biedere Eidgenossen, meine Rede wird kurz seyn; die Hitze ist, wie ihr fühlt, nicht klein, mein Durst sehr groß; unten in der Menge wurde mir kein Trunk zu Theil, darum bin ich heraufgestiegen, um auf des Vaterlandes Wohl den Pokal zu leeren." Nun nahm er den Becher und trank ihn unter allgemeinem Beifalle aus. Ich dachte, das ist doch noch ein ehrlicher Schweizer, der zum mindesten sagt, was er denkt; wie manchen Anderen, der hier glänzende, kunstreiche Phrasen mit großer Ostentation hören läßt, treibt vielleicht auch nichts anderes auf die Rednerbühne, als der leidige Durst und die sacra fames, wenn nicht nach Wein, so doch nach Beifall, Ehren und Würden.

Nach diesen komischen Rednern vernahm ich einen drit-

ten, mehr epischen. Er sagte sich im Namen der Schweiz, in sehr starken Ausdrücken, von Frankreich los, ja er ging so weit, ausdrücklich zu erklären, daß er dem französischen Volk keinen Toast ausbringen werde. Nach dieser negativen Huldigung, auf die ich eben nicht vorbereitet war, hatte ich das Vergnügen, zu hören, wie der Redner sich herabließ, uns Deutsche, die man sonst Fürstenknechte zu nennen pflegt, zu loben, und deutscher Bildung, Wissenschaft und Kunst, den Quellen, an denen schweizerische Jünglinge zu Männern erstarkten, seine Huldigung darzubringen. Diese Rede, die gerade nicht von Allen beifällig aufgenommen wurde, machte auch auf mich nicht den erwarteten Eindruck. Denn ich dachte: mit welchem Rechte kann der Redner also von Frankreich sprechen, da ja doch der ganze radikale Spuk, der seit sieben Jahren die Schweiz erschüttert, ihren Frieden nach innen zerstört und ihre Ehre nach außen bloßstellt, nicht viel mehr ist, als eine schlechte, schwerfällige Uebersetzung der Julirevolution in schweizer Deutsch, wobei Advokaten und Rabulisten die einträgliche Rolle der libraires editeurs übernommen haben. Sind aber die neueren Ereignisse die Früchte deutscher Wissenschaft und Bildung, dann wollte ich gern auf dies Lob verzichten, und den Schweizern rathen, lieber an diesen Quellen nicht zu schöpfen, von wo sie ein Gift heimbrächten, das ihre ehrwürdige, alte Freiheit und Nationalität tödten muß. Darum stimmte ich in den Toast nicht ein, die Schmähung Frankreichs und das Lob meines Vaterlandes ließ mich kalt; denn ich dachte: es bedarf nur eines Ministerwechsels in Paris oder einer freundschaftlichen Note des Herzogs von Montebello, und das Wetter ändert sich, man fraternisirt dann wieder radikaler Seits mit dem Auswurfe der großen Nation, und nennt uns, wie früher, Fürstenknechte, die der Freiheit nicht werth seyen, da sie ihr Joch so geduldig ertrügen, trotz dem Beispiele, das ihnen die Stifter des Bundes auf dem Rütli gegeben.

Ich hatte jetzt der Reden über genug, konnte mich aber

nicht der Wehmuth erwehren, wenn ich um mich her das gutmüthige gemeine Volk aus den Thälern und Bergen sah, das alle Bemühungen der Liberalen um eine irreligiöse Jugenderziehung noch nicht ausgerottet haben, wie es in seiner arglosen, treuherzigen Einfalt den Rednern mit gläubiger Andacht zuhörchte, als ob sie ihm die Worte des Lebens verkündigten. Mir aber, der ich diese Illusionen nicht theilen konnte, und immer hörte, wie die Thaten gegen die Worte laut auf zum Himmel schrieen, mir schien es, als sey in diesen Deklamationen die Wahrheit so selten, wie die Gemsen und Steinböcke auf den Alpen der Schweiz. Ich suchte mich daher vor ihnen zu retten und flüchtete in die Kirche des heiligen Gallus, um hier auszuruhen und Trost zu finden.

In die weiten, hohen, reichgeschmückten Hallen trat ich ein, sie ermahnten mich an eine andere Zeit, die die Erstlinge ihres Reichthums als Opfer auf den Altar gelegt und bildeten einen schmerzlichen Kontrast zu dem Zuchthause, welches die Häupter jetziger Zeit, einem Lustschloße ähnlich, vor der Stadt aufzuführen begonnen, und das, charakteristisch genug, den Fremden gleich beim Eintritt in die Stadt als ein Werk der neuen Verfassung begrüßt. Der Gottesdienst begann, ich hörte die vollen, klaren, nachhaltigen Töne der majestätischen Orgel, wie sie, gleich Wellen eines Meeres, über dem der Geist Gottes schwebte und es bald in leisem Säuseln, bald in gewaltigem Sturme bewegte, voll heiligen Ernstes auf- und niederwogten. Es schien mir eine Messe von Drobisch zu seyn, die ich hörte, und gegen ihre alterthümliche Strenge und Einfalt bildete der leichtsinnige Flitter und Prunk des modernen politischen Lebens einen seltsamen Mißklang. Das Gloria wurde gesungen, das Evangelium gelesen, der Priester betrat die Kanzel und legte die heiligen Worte aus, und das Volk horchte in feierlicher Stille.

Aber wie erschrack ich, als nach geendigter Predigt, mitten im Gottesdienste, eine Stimme mich plötzlich daran erinnerte, wie sehr ich mich geirrt hatte, zu glauben, ich würde

in dem Tempel des Herrn sicher seyn vor dem Charivari des Marktes und dem Rufe seiner Gesetzgeber und ihrer Häscher.

Es wurden nämlich nicht nur die Verordnungen eines hohen Rathes der Republik St. Gallen mit lauter Stimme verkündet, sondern auch allen anwesenden Gläubigen notifizirt, wo und wann eine freiwillige Versteigerung oder eine Gant statt habe, wo man ferner eine elegant gebaute Chaise oder einen alten Kasten kaufen könne, sammt einer detaillirten Beschreibung aller zu verkaufenden Grundstücke und Habseligkeiten, nebst dem jedesmaligen üblichen Zusatze, daß sich die Kaufliebhaber doch recht zahlreich einfinden möchten.

Diese Profanation des Gottesdienstes mochte ohngefähr eine Viertelstunde dauern, mit jeder neuen Polizeiverordnung und Lizitation, die gar kein Ende nehmen wollten, stieg mein Befremden und meine Ungeduld, und sie malten sich zuletzt so lebhaft auf meinem Gesichte, daß mein Nachbar die Bemerkung für gerathen fand: „ich möchte doch bedenken, wo ich mich befinde“. Und in der That, der Mann hatte Recht. Ich hatte geglaubt, ich sey in dem Hause Gottes; allein ich befand mich auf einer Polizeistube, wo man mir die jüngsten Verfügungen und Vexationen notifizirte, die man zur Demüthigung und zum Ruin der Kirche neuerdings ersonnen, und wo man mir mit einer Strafe von, ich weiß nicht wie viel Batzen, drohte, wenn ich mich nicht nächsten Sonntag bei der Abstimmung über die Revision der Verfassung einfinden würde. Zugleich wurde mir kund gethan, daß ich keinen Zins an einen Bürger von Graubündten zahlen dürfe, und daß alles bündtnerische Eigenthum im Kanton St. Gallen sequestrirt sey, weil dieser Kanton die Güter von Pfäfers innerhalb seines Gebietes gleichfalls mit Beschlag belegt, in der löblichen Absicht, Theil an dem Raube dieses Klosters zu nehmen, den die hohe Republik St. Gallen allein zu verschlingen gedachte. Ich hatte geglaubt, ich befände mich in einer Kirche der alten Schweiz, deren Söhne einst, als sie die großen Schlachten ihrer Freiheit schlugen, vor dem Beginne des Kampfes

zur Erde niederfielen und demüthig und gottesfürchtig den Beistand des Herrn und die Fürbitte der heiligen Jungfrau Maria anriefen, damit sie der Uebermacht ihrer Feinde die Spitze bieten könnten, also daß der stolze Burgunder gewähnt, die Knieenden flehten um seine Gnade, allein ich befand mich auf einem Trödelmarkte der neuen Schweiz, wo mir der Eine seine alte Kuh, der Zweite ein junges Roß feil bot und der Dritte mich einlud, um ein Schaaf seiner Raçe in seinem Wirthshause mitzukegeln.

Durch die Bemerkung meines Nachbars auf meinen Irrthum aufmerksam gemacht, hatte ich Zeit, während des Ablesens meine Betrachtungen anzustellen. Mir erschien es als die Summe aller Ungerechtigkeit, daß diejenigen, welche ziemlich unverholen als oberstes Princip ihrer Staatstheorie erklären: la loi doit être athée, d. h. die in ihren Gesetzen nicht die mindeste Rücksicht darauf nehmen, daß es einen katholischen oder christlichen Glauben in der Welt gibt, nichts desto weniger ein Vogtei- und Aufsichtsrecht über die Kirche in Anspruch nehmen, als bestehe hier eine privilegirte Staatsreligion, die diese Protection damit erkaufen müsse, daß sie als willenloses Werkzeug der Zuchtruthe des Staats unbedingt gehorche. Kraft dieser Zwitterordnung, die die Religion der Irreligion unterordnet, geriren sich die radikalen Stimmführer und Gesetzgeber der Schweiz und die Mitglieder ihrer großen und kleinen Räthe als diejenigen, die nicht nur über das Dogma der Kirche und ihre Disciplin zu verfügen haben, sondern die auch als ihre Küster die Kirchenschlüsseln, die Wachskerzen, Rosenkränze, Glocken, Abläße und Wallfahrten unter ihre polizeiliche Aufsicht von Rechts wegen gestellt wissen wollen. In dem gleichen Sinne machen sie auch das Oberhoheitsrecht über die Kanzel geltend und lassen von dort herab, im Hause Gottes, die willkührlichen Verfügungen ihrer Gottlosigkeit dem Volke verkünden, so lange es nämlich in seiner Unerfahrenheit den falschen Propheten glaubt und einen Mißbrauch dul-

det, der das Allerheiligste den Publikanen und Zöllnern preisgiebt.

Nachdem der Diener des Staates ausgeredet, durfte der Priester des Ewigen auch wieder zu Wort kommen und in der Celebration des Opfers fortfahren. Beim Herausgehen aus der Kirche sagte mir jener Nachbar: „Hüten Sie sich künftig, Ihr Mißfallen allzu deutlich zu erkennen zu geben, denn Sie befinden sich hier, wie Sie wohl vergassen, in einer Republik, deren Würde eine solche Verletzung ihrer Majestät nicht dulden kann. Wir haben zwar kein Preßgesetz, wie das, welches die Liberalen Berns ersonnen und das durch seinen absolutistischen Geist dem Scharfsinne des Divans seiner ottomanischen Majestät Ehre machen würde. Allein wir haben doch Gerichte, die solche Vergehen zu strafen wissen. Es ist noch nicht lange her, so wurde ein neues Hundsgesetz oder wie Jean Paul sagen würde, ein Hundgesetz gleichfalls in der Kirche verkündet. Sein Inhalt lautete dahin, daß für jeden Hund, der des Schutzes der Staatsgesetze theilhaftig seyn wolle, in unserem Kanton jährlich ein oder zwei Franken sollten bezahlt werden. Diese Verkündigung brachte den Pfarrer, der noch dem alten Regime aus den Zeiten des Aberglaubens angehören mochte, so sehr aus der Fassung, daß er sich die Bemerkung herausnahm: hätte unser Herr Christus der Verkündigung dieses Gesetzes beigewohnt, er würde zweifelsohne den Hundsgesetzgeber und seinen Verkündiger zum Tempel hinausgejagt haben. Einen solchen Mißbrauch der Denk- und Redefreiheit konnte die Behörde natürlich nicht dulden, sie machte dem Pfarrer einen Prozeß, der noch nicht zu Ende ist. Es gab, so fuhr der Mann fort, in unserm Kantone allerdings Dörfer, wo früher dergleichen Publikationen nach dem Gottesdienste auf dem Kirchhofe verlesen wurden, allein es gehört zu den Segnungen der neuern Zeit, daß dies gegenwärtig auch dort in der Kirche stattfindet, freilich nicht wie hier nach der Predigt, aber doch ehe der Priester das Volk mit Weihwasser besprengt, also noch vor Beendigung des Dienstes

zur Erde niederfielen und demüthig und gottesfürchtig den Beistand des Herrn und die Fürbitte der heiligen Jungfrau Maria anriefen, damit sie der Uebermacht ihrer Feinde die Spitze bieten könnten, also daß der stolze Burgunder gewähnt, die Knieenden flehten um seine Gnade, allein ich befand mich auf einem Trödelmarkte der neuen Schweiz, wo mir der Eine seine alte Kuh, der Zweite ein junges Roß feil bot und der Dritte mich einlüd, um ein Schaaf seiner Raçe in seinem Wirthshause mitzukegeln.

Durch die Bemerkung meines Nachbars auf meinen Irrthum aufmerksam gemacht, hatte ich Zeit, während des Ablesens meine Betrachtungen anzustellen. Mir erschien es als die Summe aller Ungerechtigkeit, daß diejenigen, welche ziemlich unverholen als oberstes Princip ihrer Staatstheorie erklären: la loi doit être athée, d. h. die in ihren Gesetzen nicht die mindeste Rücksicht darauf nehmen, daß es einen katholischen oder christlichen Glauben in der Welt gibt, nichts desto weniger ein Vogtei- und Aufsichtsrecht über die Kirche in Anspruch nehmen, als bestehe hier eine privilegirte Staatsreligion, die diese Protection damit erkaufen müsse, daß sie als willenloses Werkzeug der Zuchtruthe des Staats unbedingt gehorche. Kraft dieser Zwitterordnung, die die Religion der Irreligion unterordnet, geriren sich die radikalen Stimmführer und Gesetzgeber der Schweiz und die Mitglieder ihrer großen und kleinen Räthe als diejenigen, die nicht nur über das Dogma der Kirche und ihre Disciplin zu verfügen haben, sondern die auch als ihre Küster die Kirchenschlüsseln, die Wachskerzen, Rosenkränze, Glocken, Ablässe und Wallfahrten unter ihre polizeiliche Aufsicht von Rechts wegen gestellt wissen wollen. In dem gleichen Sinne machen sie auch das Oberhoheitsrecht über die Kanzel geltend und lassen von dort herab, im Hause Gottes, die willkührlichen Verfügungen ihrer Gottlosigkeit dem Volke verkünden, so lange es nämlich in seiner Unerfahrenheit den falschen Propheten glaubt und einen Mißbrauch dul-

det, der das Allerheiligste den Publikanen und Zöllnern preisgiebt.

Nachdem der Diener des Staates ausgeredet, durfte der Priester des Ewigen auch wieder zu Wort kommen und in der Celebration des Opfers fortfahren. Beim Herausgehen aus der Kirche sagte mir jener Nachbar: „Hüten Sie sich künftig, Ihr Mißfallen allzu deutlich zu erkennen zu geben, denn Sie befinden sich hier, wie Sie wohl vergaßen, in einer Republik, deren Würde eine solche Verletzung ihrer Majestät nicht dulden kann. Wir haben zwar kein Preßgesetz, wie das, welches die Liberalen Berns ersonnen und das durch seinen absolutistischen Geist dem Scharfsinne des Divans seiner ottomanischen Majestät Ehre machen würde. Allein wir haben doch Gerichte, die solche Vergehen zu strafen wissen. Es ist noch nicht lange her, so wurde ein neues Hundsgesetz oder wie Jean Paul sagen würde, ein Hundgesetz gleichfalls in der Kirche verkündet. Sein Inhalt lautete dahin, daß für jeden Hund, der des Schutzes der Staatsgesetze theilhaftig seyn wolle, in unserem Kanton jährlich ein oder zwei Franken sollten bezahlt werden. Diese Verkündigung brachte den Pfarrer, der noch dem alten Regime aus den Zeiten des Aberglaubens angehören mochte, so sehr aus der Fassung, daß er sich die Bemerkung herausnahm: hätte unser Herr Christus der Verkündigung dieses Gesetzes beigewohnt, er würde zweifelsohne den Hundsgesetzgeber und seinen Verkündiger zum Tempel hinausgejagt haben. Einen solchen Mißbrauch der Denk- und Redefreiheit konnte die Behörde natürlich nicht dulden, sie machte dem Pfarrer einen Prozeß, der noch nicht zu Ende ist. Es gab, so fuhr der Mann fort, in unserm Kantone allerdings Dörfer, wo früher dergleichen Publikationen nach dem Gottesdienste auf dem Kirchhofe verlesen wurden, allein es gehört zu den Segnungen der neuern Zeit, daß dies gegenwärtig auch dort in der Kirche stattfindet, freilich nicht wie hier nach der Predigt, aber doch ehe der Priester das Volk mit Weihwasser besprengt, also noch vor Beendigung des Dienstes

damit die Gemeinde ja mit ganzer Sammlung des Gemüthes beiwohnen könne."

Ich dankte dem Freundlichen für die mir ertheilte Belehrung und hatte dessen wohl Ursache. Hatte er mir ja doch den Schlüssel in die Hand gegeben, um Manches zu verstehen, was mir früher ein unauflösliches Räthsel geschienen und worüber ich mich höchlich gewundert. Bei dieser despotischen antireligiösen Gesinnung einer unumschränkt herrschenden Majorität, fand ich nun die Klagen der Katholiken, die mir früher unglaublich vorgekommen, ganz natürlich. Sie klagten: man habe die mit der Kirche eingegangenen Verträge willkührlich zerrissen, Bisthum und Kapitel aufgehoben, die Verbindungen mit Rom verpönt und einen Prälaten vor Gericht gestellt, weil er ohne Erlaubniß einer hohen Pforte der Weihung eines Bischofs beigewohnt habe.

Auch die Geschichte des Klosters Pfäfers war mir nun vollkommen verständlich, sie zeichnete sich vor ihren vielen Schwestern nur durch ein dreifaches Klimax, einen Positiv, Comparativ und Superlativ von Ungerechtigkeit und Gewissenlosigkeit aus. Zuchtlose Mönche, denen ihr Gelübde zu schwer und deren Leben längst zum Aergerniß geworden, wandten sich am 9. Januar 1838 an den heiligen Stuhl mit einem Gesuche, worin sie ihren Zustand schilderten, die Nothwendigkeit ihrer Auflösung vorstellten, und selbst mit der Bitte um Dispensation und Auflösung ihres uralten Klosters einkamen, das im Jahre 720 vom heiligen Pirmin gegründet worden. Hievon setzten sie auch den Verwaltungsrath des Kantons in Kenntniß, indem sie sich demüthigst seiner Gnade empfahlen. Das katholische große Rathscollegium fand es trotz der feierlichen Garantirung aller Klöster in der eidgenossischen Bundesakte und der speziellen Gewährleistung des Klosters Pfäfers in dem Concordate St. Gallens mit Leo XII., nicht für nöthig, auch nur die Antwort von Rom abzuwarten. Allen Verträgen und Eiden zum Trotz erklärte es schon am 6. Februar das Kloster für aufgehoben, und nach Aus-

scheidung des Gnadengehaltes der Conventualen verfügte es, daß der reine Ueberschuß, in 500,000 fl. bestehend, zur Errichtung von Realschulen in den Bezirken des katholischen Confessionstheiles sollte verwendet werden. Allein diese schreiende Verletzung des Kirchengutes genügte dem aus Katholiken und Protestanten gemischten allgemeinen großen Rathe noch nicht. Dieser erklärte mit einer Majorität von 81 gegen 43 Stimmen Pfäfers durch seinen „Selbstmord" für herrenloses Gut, das dem Staate anheimgefallen und nun zum Besten von Katholiken und Protestanten gleichmäßig zu verwenden sey. Daß selbst die Conventualen ihren Selbstmord an die Genehmigung des heiligen Stuhles geknüpft, dieß wurde nicht im geringsten beachtet und alsobald zur Aufhebung geschritten.

Nach schon erfolgter Transaktion baten sich jene zuchtlosen Mönche, aus deren Hand der Staat ein Gut an sich gerissen, was ihnen nicht gehörte, noch als besondere Gnade aus, daß sie ein Faß ihres besten Weines, den sie Completwein(!) nannten, zum Schützenfest nach St. Gallen senden dürften. Was ihnen gnädigst gestattet wurde. Ob nun der Wein, den die großen Redner auf das Heil der Eidgenossenschaft aus dem patriotischen Pokal tranken, von diesem Completwein war, weiß ich nicht, eben so wenig, ob man einen Toast zu ihrer Ehre trank, wie es die Dankbarkeit gefodert. Denn aus wessen Becher ich trinke, dessen Bruder bin ich, und dem bin ich jedenfalls Dank schuldig.

Allein mehr noch. Man begnügt sich in der heutigen Schweiz nicht damit, eine Ungerechtigkeit zu begehen, man verlangt auch noch von dem ungerecht Unterdrückten, daß er selbst die Ungerechtigkeit gut heiße; ein Verfahren, das dem eines Räubers gleicht, der den Wanderer ausraubt und ihm dann den Dolch auf das Herz setzt, mit der Drohung, ihn niederzustossen, wenn er nicht bei Allem, was ihm heilig ist, schwöre, ihm sey sein Recht geschehen, und er, der Strassenräuber, sey sein Wohlthäter. Vier von den Kapitularen,

ligion glaubten so viele Tausende im Lande in Gefahr, als wir keinen rechtmäßigen Bischof mehr hatten und der kirchlichen Oberleitung beraubt waren? — Welche Religion glaubten die Katholiken im Aargau und im Jura in Gefahr, als sie sich gegen die Badener Artikel und die Eingriffe ihrer Regierungen muthig erhoben? Für welche Religion sind heute noch die Katholiken in Glarus in so hohem Grade bekümmert, nachdem sie von ihrem kirchlichen Oberhirten gewaltsam getrennt, ihrer rechtmäßigen Seelsorger beraubt sind? — Welche Religion leidet Gefahr, wenn in höheren und niederen Schulen unsere heiligen Bücher als Sammlungen von alten Mythen und Sagen mit anderen Gedichten der fabelhaften Vorwelt gleichgestellt werden, und die Jugend zum bespötteln aller kirchlichen Gebräuche so zu sagen angeleitet wird? Es ist unstreitig die katholische Religion, die Religion unserer Väter, die nach der Ansicht von tausend und tausend Katholiken in Gefahr ist oder es war, und diese Religion, „welche in Gefahr ist", wagt ein fremder Vorberg (der Redakteur der schweizerischen Dorfzeitung) offen als „eine Religion des Hochverrathes, des Meineides, des Mordes, der Bestechung und des Raubes" zu erklären u. s. w."" Diese Zurechtweisung erwiederte jener Dr. Vorberg, — der als Radikaler und Anhänger des jungen Deutschlands, ohne Zweifel auch ein Anhänger der unbedingtesten Preßfreiheit ist, wovon er eben einen so frechen Mißbrauch gemacht, — mit der Anzeige, er habe den Redakteur des Wahrheitsfreundes Injurien wegen vor Gericht geladen und der Prozeß werde sofort beginnen, da dieser sich nämlich geweigert hatte, zu widerrufen, wo nichts zu widerrufen war.

Der Volksbote von Zürich hatte den Landamman Schmid von Lachen einen schlechten Hund, einen Erzschelm in allen Sachen, eine Universal-Canaille, einen rasenden Staatsgauner, einen Lachenschuft mit meineidigen Fingern, einen Lachnerlumpen von einem geschändeten Leben, eine sich am Gift weidende Kröte und ei-

nen Mordwütherich mit einer Ochsenstimme genannt, ich glaube aber nicht, daß irgend ein republikanischer Hahn danach gekräht hat. Derselbe Volksbote hatte in demselben Blatte eine Schrift angezeigt, welche die protestantische Regierung Würtembergs verboten, und von der selbst die Leipziger Allgemeine Zeitung gestanden, daß sie durch ihre fanatische Sprache den Protestanten mehr schade als nütze. Sie nun, die den ihren Inhalt bezeichnenden Titel führt: „Das Papstthum, im Widerspruche mit Vernunft, Moral und Christenthum, nachgewiesen in seiner Geschichte von Antiromanus". 3 Bände, hatte der Volksbote mit folgenden Worten zur Beherzigung empfohlen: „Katholische Eidgenossen! Nehmet dieses Buch zur Hand und leset! Leset ihr Rothstrümpfler und Krautstirzler! (Namen, womit die radikale Courtoisie in der Schweiz die Katholiken bezeichnet), die ihr aus dummer Gutmüthigkeit zu schwach seyd, um den Schlechtigkeiten und Dummheiten zu widerstehen, welche die Pfaffen im Beichtstuhle und am Krankenbette Euch in die nur allzulangen Ohren (!!) flüstern, wie die eifrigsten Diener des Satans. Papst der Antichrist, die Pfaffen seine Emissäre und Spione! Dafür habt ihr in dem obigen Buche den geschichtlichen Beweis, dafür habt ihr hier in den niederländischen Katholiken und ihrer Regierung Beispiele die wirksamsten Gegenmittel. Trennung vom Pabste, der euch schmählich, niederträchtig und betrügerisch unterjocht, der an seinen Seelenwucher eure Seeligkeit heftet, dem ihr diese allerheiligste Urlüge glaubet, als hättte sie der Satan selbst Euch mit der gefährlichsten aller Zaubereien in die Köpfe gehext. Wie schmählich! Schweizer, freie Schweizer liegen in der schändlichsten Sklaverei des römischen Antichrists"! Soweit der Volksbote in seiner brutalen Sprache, die ganz an den grimmigsten Sektenhaß jener unseligen ersten Reformationszeit erinnert, wo die Menschen wie Hyänen gegen einander gewüthet und unser Vaterland durch Religionskriege in

eine Wüstenei verwandelt wurde. Ich hörte aber nicht, daß der, den man hier den **Antichrist** nannte, noch die, welche man als seine **Emissäre** und **Spione** der Volkswuth preis bot, zu Zürich den Schmäher vor Gericht luden, und hätten sie es gethan, so würde man sie wohl mit kaltem Hohne auf die Preß- und Gewissensfreiheit verwiesen haben. Allein in St. Gallen glaubte der Redakteur der Dorfzeitung mit dem Wahrheitsfreunde, der sich wider seine Schmähungen erhoben, einen Prozeß beginnen zu können. Da dachte ich, als ich diese Anzeige las, nun ist es Zeit, daß du St. Gallen verläßt, sonst machen dir diese Repnblikaner auch noch den Prozeß, und geben dir vielleicht, wie jener preußische Offizier seinem Rekruten, Schuld, du raisonnirtest und empörtest dich in Gedanken.

Somit packte ich meine sieben Sachen zusammen und machte mich auf den Weg nach Luzern zur Tagsatzung, die ich gleichfalls besuchen wollte. Unterwegs aber konnte ich mich nicht enthalten, über das, was ich gesehen und gehört, folgende Betrachtungen anzustellen:

Was wollen diese Schweizer Wühler mit ihrem tyrannischen Raubsysteme und ihrer kleinlichen, spießbürgerlichen Verfolgungs- und Vexationssucht gegen ihre Geistlichen, ihre Kirchen und ihre Klöster? Geben sie nicht selbst dadurch ihren Feinden die gefährlichsten aller Waffen in die Hand, die ihrer eigenen Freiheit ein Ende zu machen drohen. Gleicht die Schweiz in ihrem Verhältniße zum Auslande nicht selbst einem Kloster, dessen zuchtlose Mönche eben diese halben oder ganzen Radikalen und Scheinliberalen sind?

Was ist das heilige Band, welches ein Kloster zusammenhält? — Das Gelübde. Und was bindet die Eidgenossenschaft? — Der Eid und seine Heiligkeit. Könnte man aber vielleicht nicht mit größerem Rechte die Eidgenossenschaft gegenwärtig eine **Meineidgenossenschaft** nennen, wenn man bedenkt, daß diejenigen, welche also räuberisch verfahren, alljährlich einen Eid auf den 12ten Artikel ihrer Bundesakte ab-

legen, der also lautet, „der Fortbestand der Klöster und Kapitel und die Sicherheit ihres Eigenthumes, so weit es von den Kantons-Regierungen abhängt, sind gewährleistet!" Heißt dieses nicht ein frevles Spiel mit dem Heiligsten treiben? Und wenn man diesen Schwur also verletzt, welche Heiligkeit wird fortan jenen schirmen, den die Väter auf dem Rütli geschworen?

Was sind die Klostergelübde? — es sind die drei Gelübde: der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams. Und ist ihre Heilighaltung vielleicht einer Republik minder nothwendig als einem Kloster. Wie viele ältere mächtigere Republiken sind nicht durch entnervenden Reichthum, Sittenlosigkeit und Anarchie untergegangen. Wie aber habt ihr diese Gelübde gehalten! Ist euer Luxus in euren Städten, wo eure Häupter wohnen, etwa geringer als der in monarchischen; legen nicht selbst die Bauern, die um eure Stadt wohnen, mehr und mehr das einfache Kleid eurer Väter ab, kleiden sie sich nicht städtisch, wollen sie nicht, der alten Einfalt sich schämend, auch an jeder städtischen Frivolität theilnehmen! Und der Gehorsam! laßt ihr ihn nicht von jedem Volktribunen in euren hundert Journalen täglich untergraben und offen verhöhnen. Erheben nicht überall Ungehorsam und Anarchie ihr Haupt. Wird nicht jährlich ein alter Bundesvertrag, nicht durch das Recht und freiwilliges Uebereinkommen aller Betheiligten, sondern, wie in Glarus, durch die Majorität einer Parthei vernichtet. Während Basellaud von Baselstadt sich losreißt, während Luzern, Schwyz überzieht und Bern sein katholisches Pruntrut mit Truppen bedroht und sich also überall in euren Kantonen innere Auflösung kund giebt, will da nicht eine mächtige Parthei in eurer Mitte alle Kantone vernichten und auf den Trümmern eine allgemeine Diktatur errichten? Fragt sie euch nicht täglich: „Schweizer wollt ihr noch nicht"? das heißt den alten Bund zerreißen? Wer hat ein größeres Interesse als ihr, die ihr in Mitte mächtigerer Staaten liegt, Eide und alte Verträge mit Wehrlosen und Schwa-

chen heilig zu halten. Können eure Feinde euch nicht mit euren eigenen Waffen schlagen und auf die Klöster hinweisend sprechen: wie ihr diesen gethan, also soll auch euch geschehen. Ihr wollt, daß wir eure fünfhundertjährige Freiheit ehren sollen, allein habt ihr Stiftungen geachtet, die mehr als tausend Jahre alt waren? Ihr seyd schwach, und beruft euch auf die Heiligkeit des Besitzstandes und der Verträge, allein hattet ihr ein anderes Recht, als das der Gewalt gegen sie geltend zu machen? Ihr machtet mit ungerechter Hypokrisie, ohne des Unglücks der Zeiten und eurer eigenen Ablösungsgesetze Rath zu halten, ihnen den Vorwurf, sie seyen in ihrer Oekonomie zurückgekommen. Aber sprecht, wie steht es denn mit euerer Oekonomie? Habt ihr nicht selbst mit pomphafter Ostentation Bauten von Zucht- und Irrenhäusern, Schulen und Zeughäusern begonnen, und Universitäten und kostbare Einrichtungen überall eingeführt, wie sie die Kräfte kleiner Republiken weit übersteigen? Und worauf habt ihr hiebei zum Theil für das Defizit gerechnet, als auf den Raub der Klöster, deren freien Eigenthümern ihr den Vorwurf schlechter Oekonomie machtet? Ist es daher nicht nothwendig, daß auch wir eure zerrüttete Oekonomie besser ordnen und eure Einkünfte zu anderen als den bestimmten Zwecken verwenden. Ihr brachtet gegen die Klöster vor, sie, einer anderen Zeit angehörig, widerstrebten dem Zeitgeiste, allein gehört ihr, die ihr mitten in monarchischen Ländern liegt, nicht auch einer anderen Zeit an? In den Klöstern erhielten eure Kinder Unterricht, sie wurden zum Gehorsam und zur Gottesfurcht angewiesen, und Brod und Almosen wurde dort eueren Armen gereicht. Allein was lernen unsere Kinder bei euch auf dem Markte und auf alten Straßen? etwas anders als die zerstörenden Lehre, der Revolution und Irreligion? Wurden nicht unter eueren Augen die Expeditionen ausgerüstet, die auch unseren Frieden vernichten und unsere Throne stürzen sollten? Ist es nicht dahin gekommen, daß wir keinem Jüngling das Studium auf eueren Universitäten, ja keinem Handwerksbur-

Wir sagen nicht zu viel, Görres, der längst erprobte Meister, hat ein großes Meisterwerk gefertigt; was uns aber das Büchlein ganz besonders lieb und werth macht, ist, daß es mehr als alle seine andern Schriften, die Persönlichkeit des Verfassers, ihn, den Mann der Wahrheit, der mit Ruhe, Besonnenheit und Liebe auch seinen Widersachern entgegentritt, klar schauen läßt. Hat er etwa da, wo ein Gegner ihn mit Schmähworten angefallen, ihm mit gleichem Maaße gemessen? nein, er weiß das Achtbare und Schätzenswerthe in jedem derselben herauszuheben, wie er dieß, — nachdem er den Streit auf sein eigentliches Gebiet, welchem Leo ihn durch das unpassende Wiederaufwärmen der alten Partheinamen: Welf und Gibelline zu entrücken gesucht hatte, zurückgeführt hat, — in Betreff des Hallischen Sendschreibers thut. Dieser hatte den Verfasser des Athanasius auf die unglimpflichste Weise der Lüge, Verläumdung, Beschönigung und Verwuthigung angeschuldigt und den „Welflein“ mit dem Stocke gedrohet, der sie bändigen sollte; auf die jene Artigkeiten enthaltende Stelle folgt als Erwiderung:

Also, und wörtlich also lauten die Worte des Textes, der am jüngstvergangenen Palmsonntag in Halle über den unglückseligen Welfenführer gelesen worden. Und wer hat ihm diesen Liebesbrief gesendet? Etwa von dem literarischen Janhagel Einer, den man reden und schimpfen läßt nach Wohlgefallen, und den der Zurechnung zu entbinden man stillschweigend übereingekommen. Nein, es ist ein Mann, der sitzt, wo die Ehrenmänner zu sitzen pflegen; und der einsichtig und wohl unterrichtet in der Regel weiß, was er thut und spricht. Was er irgend andern Ueberzeugungen Mißfälliges geschrieben, er hat immer seine jedesmalige Ueberzeugung ausgedrückt; als diese sich geändert, hat er aufrichtig zur besseren sich bekannt. Seither sind alle Gutgesinnten mit Theilnahme, bis an die letzten Zeiten, seinen Bestrebungen gefolgt; während die Andern ihm zum öfteren unzweideutige Zeichen ihrer steigenden Unzufriedenheit gegeben; und es kam, wie er selbst erzählt, so weit, daß er vor zwölf Jahren verdächtig wurde, als wolle er zum Katholicismus übertreten. Dieser also hat den Absagebrief mir zugesendet, und trägt darin die Auflösung jener gemischten Ehen des Geistes

VII.

Litteratur.

Die Triarier H. Leo, Dr. P. Marheinecke, Dr. K. Bruno, von J. Görres. Regensburg 1838.

Görres hat geantwortet auf das Hallische Sendschreiben, auf die Berliner Recension und auf die pseudonyme Brochüre: Kern und Schaale; diese drei Schriften, als die beachtungswerthen, hat er aus der ganzen Menge derer herausgewählt, welche gegen den Athanasius in die Welt geschickt worden sind. „Die Triarier" ist der Titel, welchen er dem Antwortschreiben gegeben hat, das Gleichniß hernehmend von der dritten Linie in der römischen Legion, welche erst dann an dem Kampfe Theil nahm, wenn die beiden ersten bereits fruchtlos gestritten hatten; als Triarier erschienen ihm nun in diesem Kampfe die stattlichsten seiner Gegner, Leo, Marheinecke und Karl Bruno. Wir beeilen uns, eine vorläufige Uebersicht dieser Schrift, die das katholische Deutschland mit Recht als eine überaus freudige Erscheinung begrüßen wird, schon jetzt unsern Lesern mitzutheilen. Dünkte uns schon der Athanasius unübertrefflich schön, so möchten wir dieses Büchlein noch über denselben setzen. Dort sprach Görres in ergreifender Rede über die Sache, hier tritt er außerdem auch als Person den Personen gegenüber auf. Aber indem er diesen antwortet, liefert er wiederum eine Fülle von Belehrung über den Gegenstand des Streites selbst, geht ein in die Tiefen der Dogmatik, und erbaut auf dem unerschütterlichen Fundamente der Worte Christi das hehre Gebäude der Kirche.

Wir sagen nicht zu viel, Görres, der längst erprobte Meister, hat ein groſses Meisterwerk gefertigt; was uns aber das Büchlein ganz besonders lieb und werth macht, ist, daß es mehr als alle seine andern Schriften, die Persönlichkeit des Verfassers, ihn, den Mann der Wahrheit, der mit Ruhe, Besonnenheit und Liebe auch seinen Widersachern entgegentritt, klar schauen läßt. Hat er etwa da, wo ein Gegner ihn mit Schmähworten angefallen, ihm mit gleichem Maaße gemessen? nein, er weiß das Achtbare und Schätzenswerthe in jedem derselben herauszuheben, wie er dieß, — nachdem er den Streit auf sein eigentliches Gebiet, welchem Leo ihn durch das unpassende Wiederaufwärmen der alten Partheinamen; Welf und Gibelline zu entrücken gesucht hatte, zurückgeführt hat, — in Betreff des Hallischen Sendschreibers thut. Dieser hatte den Verfasser des Athanasius auf die unglimpflichste Weise der Lüge, Verläumdung, Beschönigung und Verwnthigung angeschuldigt und den „Welflein" mit dem Stocke gedrohet, der sie bändigen sollte; auf die jene Artigkeiten enthaltende Stelle folgt als Erwiderung:

Also, und wörtlich also lauten die Worte des Textes, der am jüngstvergangenen Palmsonntag in Halle über den unglückseligen Welfenführer gelesen worden. Und wer hat ihm diesen Liebesbrief gesendet? Etwa von dem literarischen Janhagel Einer, den man reden und schimpfen läßt nach Wohlgefallen, und den der Zurechnung zu entbinden man stillschweigend übereingekommen. Nein, es ist ein Mann, der sitzt, wo die Ehrenmänner zu sitzen pflegen; und der einsichtig und wohl unterrichtet in der Regel weiß, was er thut und spricht. Was er irgend andern Ueberzeugungen Mißfälliges geschrieben, er hat immer seine jedesmalige Ueberzeugung ausgedrückt; als diese sich geändert, hat er aufrichtig zur besseren sich bekannt. Seither sind alle Gutgesinnten mit Theilnahme, bis an die letzten Zeiten, seinen Bestrebungen gefolgt; während die Andern ihm zum öfteren unzweideutige Zeichen ihrer steigenden Unzufriedenheit gegeben; und es kam, wie er selbst erzählt, so weit, daß er vor zwölf Jahren verdächtig wurde, als wolle er zum Katholicismus übertreten. Dieser also hat den Absagebrief mir zugesendet, und trägt darin die Auflösung jener gemischten Ehen des Geistes

an, in der er und die seines Glaubens sind, von einem Irrthum befangen, mit den Katholischen bisher gelebt.

Doch Görres geht auf die Vorwürfe, welche Leo gegen seine Persönlichkeit erhoben hatte, noch weiter ein, indem er sagt:

Inzwischen fehlbare Creaturen sind wir allzumal, und es ist gut, daß wir unsere Schwachheit uns allzeit vor Augen halten. Beim Empfang des Hallischen Scheidebriefes hat also der, an welchen er gerichtet war, zu sich gesagt: hast du doch deinerseits nicht etwa durch dein Buch gegründete Ursache zu so maaßlosen Angriffen deiner Persönlichkeit gegeben: und hat diese dort oder auch früher sich so herausgestellt, daß man mit vollem Rechte ihr nur eingemessen, wie sie ausgemessen, und also nun, da eins aufgeht gegen das Andere, Alles sich wieder ins Gleichgewicht gesetzt. Er hat also die Anklage vor sich hingelegt, und ihrer als eines Beichtspiegels sich bedienend, an ihr sein Gewissen zu erforschen angefangen. Hast du, so hat er sich gefragt, dein Buch wirklich mit einer Bosheit im Herzen angefangen, hat irgend ein Groll dich dabei getrieben? — — Nein, keiner Bosheit und keines Grolles bin ich mir bewußt, beide sind meiner Natur fremd ganz und gar. Wahr ist, mit Entrüstung habe ich den Bericht vernommen über die That, die vorgefallen, und deren tiefe Bedeutung ich im ersten Moment erkannt, denn ich habe das Unglück, während ich an Dingen, die sonst die Menschen aufzuregen pflegen, mit Gleichgültigkeit vorübergehe, dagegen von andern, die sie ihrerseits gleichgültig lassen, auf's tiefste bewegt zu werden. In dieser Bewegung, die aber in mir nie hassende Leidenschaften weckt, habe ich das Buch geschrieben, das von ihr auf jeder Seite zeugt; auf Bosheit aber unmöglich zeugen kann, weil keine da gewesen. Hast du, fahre ich weiter fort, den Staat nicht als ein auf ewigen Gesetzen und geforderten Gedanken Ruhendes, sondern für etwas blos Conventionelles ausgegeben? Keineswegs, vielmehr das Gegentheil! Aber hast du doch wenigstens bei dem ihm zugestandenen Aufsichtsrecht über die Kirche eine Nebenthür offen gelassen, damit die Revolution hereinschlüpfen könne? Ich habe dieß Recht durch nichts als das Gegenrecht der Kirche sich durch seine Ausübung nicht in ihrem Bestande gefährden zu lassen, beschränkt. — Aber diese Revolution, hast du nicht unter dem Vorwand, gegen sie zu reden, sie vielmehr zu fördern dir vorgesetzt? — Desselben hat vor beinahe zwanzig Jahren ein Mächtigerer, denn dieser, mich beschuldigt, und hinzugefügt: die Schuld sey so klar, daß sie keiner Untersuchung bedürfe. Die Untersuchung

mußte indessen doch eingeleitet werden, und sie ist zur Beschämung der Ankläger ausgefallen. Man hätte denken sollen, so kläglicher Ausgang einer mit so großer Zuversicht gemachten Anklage hätte auf Lebenszeit gegen die Wiederholung ähnlicher gesichert. — Wie denn, hast du nicht offenkundig die Kirche zur Fahne gemacht, und als solche ausgerufen, um welche sich alle besonderen Unzufriedenheiten sammeln und einigen sollen? — Die Kirche zu einer Fahne machen, das fügt sich nicht zu rechtem Sinne; die Kreuzesfahne aber, die schon an der Milvischen Brücke gesiegt, steht seit dieser Zeit als Panier aufgepflanzt, zu dem sich Alle sammeln, die da Unrecht leiden. — Du hast aber nach einem Religions- und Principienkriege dich zu sehnen geschienen, sagt der Spiegel: der Spiegel lügt, Religions- und Principienkrieg? Glücklicher Weise hat Gott, argen Mißbrauchs wegen, auf langehin Vorkehrung getroffen, daß aller Krieg nicht gut mehr thunlich ist. Sagen sie Ihm auch, es soll ein Religionskrieg werden, um Deiner Sache willen laß uns fechten, es wird Ihn wenig rühren; wüßte Er auch nicht von vorn herein, wie's um die Sache steht, Er hätte aus der Erfahrung vieler Jahrhunderte es sich gemerkt, welche Bewandtniß es um dies Erbieten habe. — Rechte hast du doch wenigstens unantastbare Rechte genannt, die nie in dieser Weise recht gewesen? Ich habe noch bei meinem Leibesleben mit diesen meinen Augen gesehen, daß sie in allgemeiner Anerkenntniß als solche gegolten. So gehe in dich und sprich: hast du nicht Lüge geredet? Nicht in der kleinsten Thatsache hat man das Buch einer Lüge überwiesen. — Hast du nicht verleumdet? Ich habe nur Verleumdung abgewehrt. — Hast du nicht beschönigt? — Hier vielleicht könnt ich mich schuldig geben, um des Friedens wegen Einiges, statt gerade beim rechten Namen zu nennen, mit Umredung gemildert zu haben. Und die Verwuthigung, deren du angeschuldigt bist, wie wirst du von dieser dich reinigen? — Ach wohl, wir wissen ja, der Ecce homo hat die Römischen Kriegsknechte bespieen; denn diese sind viel zu wohl erzogen gewesen, als daß sie dergleichen Ungezogenheiten sich erlaubt. Ja speien; hast du nicht, wie aus tausend und tausend Warzen, die K. Preuß. Regierung mit ekelm Krötengifte zu bespritzen dich erfrecht? — Krötengift? ich verkehre nicht in diesem Material, der Markt ist anderseits mit diesem freilich sehr gesuchten Artikel überführt. Wo ich gekonnt, habe ich überall nur auf's Nahgelegenste und Nothdürftigste mich beschränkt; bin an Manchem schlimmster Art, als habe ich es nicht bemerkt, vorübergegangen; habe entschuldigt, gemildert, zum Besten gekehrt, wo ich es, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun, nur irgend gekonnt; Personen habe ich kaum genannt, überall die Sache

dazu war: „um die Kirche dazu zu nöthigen, in sacramentalische Gemeinschaft mit einer Confession einzutreten, die sie von ihrer Einheit ausgeschlossen“. Solchem Verlangen konnte die Kirche freilich nicht nachgeben, dafür wird aber dem erhabenen Hirten, welcher die Rechte der Braut Christi wahrte, vorgeworfen: er sey ein Revolutionär, und Leo, welcher in der ihm entgegengesetzten schönen Erörterung über das Verhältniß der Kirche zum Staate und zu den von ihr getrennten Confessionen (Triarier, Seite 29. bis 40) sich wohl eines Bessern belehren sollte, ist auch schon mit einer seiner Meinung nach dafür passenden Theorie fertig geworden, indem er sagt: Revolutionär ist derjenige, welcher hartnäckig sein (?) Recht wie ein Privatbesitzthum vertheidigt. Ja er geht so weit, daß er es fast seiner Regierung zum Vorwurfe macht, daß sie, da doch die alte Kirchenordnung in Rheinland und Westphalen der Sache nach abgethan gewesen sey, den Bischöfen noch die Titel der ehemaligen Bisthümer belassen habe; seinen Ohren lautet es wohltönender statt Erzbischof von Cöln, lieber von Erkelenz, statt Bischof von Trier, Münster und Paderborn lieber: Trarbach, Appelhülsen und Brakel zu hören. Dieser höhnenden Naivität fügt er dann die Ansicht bei: eine verschmitzte Parthei wolle am Rheine noch einmal eine Herrschaft der Kirche begründen; dazu führt er noch einige Worte des verkommenen Lamennais an, welchem selbst in dessen Blüthentagen zu huldigen, Görres niemals eingefallen ist, und glaubt nun, den schlagenden Beweis der Revolution geführt und zugleich gezeigt zu haben, wie Frankreich, Belgien und Bayern in der Sache des Erzischofs zusammengekommen seyen. Hören wir, was dem ersten der Triarier hierauf entgegnet wird:

So lauten die Worte, die ein deutscher Geschichtschreiber, und wahrlich nicht der Schlechtesten einer, geredet. Es geht über Menschenkräfte, bei solchen Reden ernsthaft und gelassen zu bleiben. Ehe denn Abraham gewesen, sagte Jener von Oben, bin Ich; und nun soll eine Macht, von der die Urgroßväter sich der Tage noch erinnerten, wo sie nicht gewesen, Ihn überbietend sagen kön-

nen: ehe denn du gewesen, bin aber Ich; denn ich habe dich in deiner Kirche nackt gefunden, und habe dich in ihr bekleidet; du warst verlassen, und ich habe dich aufgenommen; du warst heimathlos, und ich habe Nothhütten dir erbaut. Statt der zwei Erzbisthümer, die früher links am Rheine in ihrem Gebiet bestanden, und statt des einen Bisthums, das sie noch vorgefunden, hat sie nämlich deren zwei errichtet und dotirt, nicht aus Gnade, sondern aus Gerechtigkeit, im Gefolge feierlich abgeschlossener Verträge; nicht aus ihren Mitteln, sondern aus den Mitteln der Kirche, aus Wäldern und Domänen und nutzbarem Besitzthum mancher Art, das sie vorgefunden, und das die gemachten Verwendungen weit überträgt. Also sie ist es gewesen, die die erloschene Kirche wieder auferweckt; diese Kirche, über deren Haupt tausend Jahre hingegangen in diesen Gegenden, und beinahe nochmal tausend Jahre, ist mit einemmale unter ihrer pflegenden Hand umgeboren zum Kind geworden, das jetzt zur Stunde drei und zwanzig Jahre zählt. So ist denn Napoleon, der die Bischofsstühle durch die Revolution umgekehrt vorgefunden, und sie zuerst wieder aufgerichtet, obgleich wieder in seiner Macht um vieles jünger als die Preußische Regierung, in Wahrheit älter als sie, und gehört in die vorsfluthige Zeit hinauf, als Lamech sein Lied gesungen, und Tubalcain zuerst das Eisen zu schmieden erdacht. Man hat in der Wiener Ordnung allerdings einen Scheidestrich gezogen, zwischen den früheren reichsständischen Verhältnissen der Kirche und ihren Ausstattungen und Berechtigungen in dieser Eigenschaft, und zwischen der Kirche als solcher; aber wer hat im vorliegenden Falle auch nur mit einem Worte diese Ausstattungen und diese reichsfürstliche Stellung ihr vindicirt? Keinem Menschen 'sind Dinge der Art eingefallen. Von dergleichen war auf dem Congreß zu reden, wo man aber freilich davon zu reden so ziemlich vergessen hat. Wir haben zwar auch damals der Gasse erwähnen hören, die durch die geistlichen Fürstenthümer hindurch gegangen, und die Selbstverleugnung rühmen, die sich durch Uebernahme derselben zur Wächterin dieser Gasse hergegeben; wir wußten aber damals aus frischer Erinnerung, daß leider durch alle unsere Gränzländer solche Gassen gegangen, freuten uns indessen, diese Eine als Nebenvortheil wenigstens besser bewahrt zu sehen; konnten jedoch kaum der Hoffnung uns hingeben, sie auf immer geschlossen zu wissen. Seither hat man, was dort geschehen, ohne Widerspruch und ohne Murren hingenommen, und was das Kirchliche betrifft, auf die Kirche als solche sich zurückgezogen. Diese Kirche als Solche, die nicht von ihrer äußeren Bekleidung abhängt, ist aber nun nicht rechtlos: sie hat Rechte, gute, volle, ganze, unbe-

streitbare, ihr zwiefach von Oben und von Unten gewährleistete Rechte; und diese Rechte hat sie, hat der Erzbischof für sie, als man sie ihr gefährden wollte, nicht als ein Privatbesitzthum, sondern als eine Gotteswidmung, vertheidigt; nicht in starrem Eigensinn, sondern nach heiliger Verpflichtung und mit voller Befugniß. Diese Rechte bestanden in vollem und ganzem Bestande; sie hätten auch unverändert bestanden, wenn man die Bischöfe, wie hier gar klug vorgeschlagen wird, statt sie Bischöfe von Trier, Münster, Paderborn zu nennen, Bischöfe von Spandau, Glatz oder Magdeburg genannt; wie man den Erzbischof von Cöln gleich in den von Minden umgewandelt: denn beim Fortbestand der Sache ändert der Wechsel des Namens nichts. Die Sphäre, die diese Rechte erfüllen, muß also im Ganzen der umgebenden Verhältnisse ihren Platz finden; denn diese Verhältnisse sind zu ihr, nicht aber sie später zu den Verhältnissen gekommen; und diese Verhältnisse sind nur auf die Bedingung eingetreten, die Kirche in ihrem ungestörten Bestande aufrecht zu erhalten. Der Erzbischof ist auch nicht aus dieser Rechtssphäre angriffsweise herausgegangen, er hat keine reichsständische, kurfürstliche oder landesherrliche Befugnisse in Anspruch genommen; er hat nur die Herrschaft über den Beichtstuhl, der in der Kirche steht, und über die Seminarien verlangt; er hat die Disciplin gehandhabt, seinen Theologen gegen die Irrlehre das Ohr geschlossen, und das Päpstliche Breve nach seinem Inhalt und nicht nach falscher Interpretation ausgelegt. Das Ministerium aber seinerseits, das dieses Breve zu einem Instrument gemacht, um die Convention, die wieder um die Instruction zu erlangen, hat diese sofort brauchen wollen, um den Erzbischof zu einem Werkzeug zu machen, der Kirche Alles, was man wollte, abzugewinnen. Das ist der wahre Stand der Sache, in sechs Zeilen dargestellt; keine Sophisterei, kein zorniges Gebahren, keine Schmähreden, werden die Welt bereden, daß es anders sey; die aber, welche diesen Zustand herbeigeführt, haben Genugthuung zu leisten.

Der Gang der weitern Erwiderung auf das Hallische Sendschreiben wird durch die Polemik des Gegners bestimmt, die „auf ein einseitiges Umreden des von der Kirche Behaupteten hinausläuft, indem sie, was diese thetisch von sich aussagt, immer dem Protestantismus vindicirt“. Leo geht in seiner Schrift auf das ganze Gebiet der kirchlichen Ordnung und Disciplin, so wie der Sacramente ein, überall sich abmühend den größern Reichthum des Protestantismus im Gegensatze zur

katholischen Kirche zu beweisen; der Hallische Briefsteller verweilt besonders bei der Eucharistie und redet von dem hochheiligsten Sakramente in einer Art, die jedes katholische Herz mit Schrecken erfüllen muß; zur Erquickung verweisen wir unsere Leser auf die gründliche dogmatische und mit außerordentlicher Klarheit geschriebene Entgegnung auf alle die Vorwürfe, welche Leo gegen die Kirche vorgebracht hat; wir überlassen es ihnen, sich durch eigene Lectüre daran zu erfreuen, nur eine Stelle noch können wir, wegen ihrer Lieblichkeit und Anmuth, in welcher sie den erhabenen Cultus unserer heiligen Kirche darstellt, nicht umhin, schon jetzt mitzutheilen:

Lassen wir indessen diese Sache auf sich beruhen, und gehen auf das Rühmen einer besseren Wahrheit ein, in deren Besitz die protestantische Confession sich zu wissen glaubt; dann wird uns beim Eintritt aufgegeben, uns des äußeren Reichthumes an Lichterchen, und Bilderchen, Kleiderchen, und symbolischen Begehungen als leeren Tandes zu entschlagen, und die Frage auf den Boden des innerlichsten Heiligthums der Kirche zu versetzen. Wir lassen uns das Letzte gern gefallen, müssen jedoch gegen das Erste schon wieder Einspruch thun. An diese symbolischen Begehungen, in Mitte der Lichterchen und unter der Umhülle der Kleiderchen knüpft sich nämlich die ganze Feier des würdigsten Gottesdienstes, der je bestanden; es knüpft sich daran der ganze Festkalender, den die gesammte Christenheit in ihrer immer sich wiederholenden Umkreisung der Sonne der Ewigkeit, jedes Jahr immer wieder auf's Neue in allen seinen Häusern und Zeichen und Aspekten durchläuft. Und wie es im Physischen geordnet ist, daß jedesmal, wenn die Erde an einem bestimmten Punkte ihres Umlaufes angelangt, an gewiesener Stelle bestimmte Blüthen ihre Blumenkronen freudig öffnen, und vor dem Lichtgestirn ihre duftgefüllten Kelche zum Dankopfer ausgießen; so wiederholt es sich auch in dieser anderen Jahresbahn. An geordneter Stelle erblüht nämlich auch hier, dem in Gemessenheit geneigten Lichtstrahle jener höhern Sonne, in der Kirche über alle Erde immer auf's Neue dieselbe Festblume, die um Mitternacht knospend, und mit dem steigenden Gestirne sich immer mehr und mehr öffnend, um den Mittag den vollen Blätterschmuck entfaltet; und dann am Abend ihn wie zum Schlafe wieder zusammenfaltet; um zur anderen Mitternacht ihre Stelle einem andern Blühen einzuräumen. Aus allen aber, wie sie eine um die andere aufgesproßt, windet sich der Kranz zusammen,

in dem das gerettete Geschlecht seit unfürdenklichen Zeiten, alljährlich in sinnreicher Symbolik, Blüthe an Blüthe fügend, dem Heilbringer und Lichtspender in geheimnißvoller Blumensprache seinen Dank ausspricht. Wieder knüpft sich an die Liederchen, die in diesen Begehungen erschallen, die ganze kirchliche Tonkunst; sey es, daß im Chorale ihre Harmonien in großen Tonmassen gesammelt, in würdig gehaltener Bewegung, gleich dem ebbenden und fluthenden Meere, vorschreitend und rückschreitend in großer Majestät aushallen; sey es, daß sie, in Begeisterung geflügelt, gleich Springwassern in Psalmen überhoch in zahllosen Strahlen ansteigen, und im Rückfalle dann in einem Adernnetze sich zusammenflechten, in dem die Töne verfangen, den ganzen Reichthum ihnen einwohnender Farbe zur Lösung auslassen müssen; sey es endlich, daß sie, kleineren Quellbächen vergleichbar, in Fest- und Marienliedern durch die kirchliche Aue rinnen, und jeden zu ihnen niederneigenden Halm und den ganzen Schmelz der Umgebung spiegeln. Und es fluthet, springt und rinnt Reinigung, Sühne und Gnade in allen diesen Strömungen, die Kirche aber steht am Quellbrunn und schöpft fort und fort; jeder erhält seinen Theil nach Bedürfniß, Maaß und Verständniß, und jeder gewinnt sein Genüge. Die Bilderchen zuletzt, an sie ist die ganze bildende Kunst gewiesen, und sie hat gerade ihr Bestes hier geleistet. Die Baukünstler haben nämlich der Kirche über jenen großen Säulenstellungen jene Unzahl von Domen aufgebaut; die Bildner haben diese innen und außen mit ergossenen, erhauenen und ergrabenen Bildern ausgeschmückt; die Maler haben darauf ihren Formen- und Farbenreichthum an Altären, Wänden und Gläsern ausgelegt, und um alle die Herrlichkeit schmiegt sich in reicher Fülle wie der Blätterschirm einer Palme, so der Glockenklang, der von der Höhe der Thürme sich allumbreitet. Das ist ein Reflex der Gottesschöne, die ihrerseits wieder die Gotteswahrheit umwebt; wo die eine in ganzer Reinheit zugegen ist, muß sich sofort auch die andere ohne Verzug herzufinden, damit beide in rechter Güte sich verbinden.

Dieß ist die Bedeutung der katholischen Kleiderchen, Lichterchen, Liederchen und Bilderchen! — Der zweite Triarier war in anderem Ton aufgetreten; er hatte mit Milde und Freundlichkeit sich an Görres gewendet, und es scheint gerade deshalb seine Schrift lange von der Censur zurückgehalten zu seyn. Ihm wird in gleicher Weise geantwortet, und die Discussion in Betreff aller der Punkte, welche Marheinecke zur Sprache gebracht hat, aufgenommen. Derselbe macht der

Kirche hauptsächlich den Vorwurf des Aufgehens in bloße Aeußerlichkeit und will ihr allen Anspruch auf Selbstständigkeit nehmen, dem Primate droht er mit dem Episcopalsysteme und mit Förderung desselben durch die weltliche Gewalt, dann geht er überhaupt auf das Verhältniß zwischen Kirche und Staat ein. Dieß führt in der Entgegnung auf die Fragen, wie der Herr zu seinen Aposteln stand, als er noch auf Erden wandelte und in den ersten Zeiten den Keim der ganzen Kirche sich in ihnen und um ihn zusammenschloß? und: in welcher Form die Uebertragung von Ihm an die Apostel geschehen sey? Als besonders schön mag hier die Beantwortung der letztern Frage herausgehoben werden.

In welcher Form ist aber nun dieser Uebertrag geschehen? Zunächst im Allgemeinen an seine sämmtlichen Jünger, als er sie aussendend, wie ihn der Vater ausgesendet, sie angehaucht und zu ihnen gesagt: empfangt den heiligen Geist; welchen ihr die Sünden nachlaßt, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten. Denn was ihr auf Erden binden werdet, wird auch im Himmel gebunden seyn, und Alles, was ihr auf Erden auflösen werdet, wird auch im Himmel aufgelöset seyn. Dann aber im Besondern durch die ausdrückliche Substitution des Simon Petrus an seiner Stelle; einmal *vor* seinem Hingange, nachdem er ihn auf seinen *Glauben* geprüft, ihn nun zum *Grundstein* seiner Kirche untergelegt, und ihm insonderheit die *Schlüssel* des Himmelreichs mit der Macht zu binden und zu lösen anvertraut. Dann nochmal *nach* seinem Hingange, als er auch seiner *Liebe* in dreimaliger Aufforderung sich versichert, und ihm nun gleichfalls in dreimaliger Wiederholung die dargebrachte Huldigung mit den Worten: weide meine Lämmer, weide meine Schafe! erwidert. An Alle also war der Uebertrag der Gewalt geschehen; die höchste aber, die oberste Schlüsselgewalt, und das Oberhirtenamt dem Einen zugetheilt; die Andern sollten es in der Unterordnung unter ihn, ihr Haupt, ausüben. Aber wie? in dieser einfältigen Handlung sollte der Grund des ganzen Kirchengebäudes gegeben, in den einfachen Worten die ganze Verkettung von Consequenzen gerechtfertigt seyn, die man daraus abgeleitet. Allerdings, wie aus dem Keim der Eichel die ganze Eiche erwächst, so aus dem gelegten Grundstein in der Triebkraft des höheren Geistes der ganze Bau, und die wenigen Worte sind zu einer großen Rede ausgeschlagen. War der, der hier gehandelt, wirklich ein

Gottmensch, dann mußte auch jede seiner Handlungen, die er in seinem großen Berufe gehandelt, das Gepräge dieser seiner zweigeeinten Natur an sich tragen; sie mußte in einem menschlichen Momente in den Complex menschlicher Handlungen in der Geschichte eintreten, und in einem göttlichen Elemente sich eben so der Einheit göttlicher Thathandlungen, und der in Ruhe stehenden Gegenwärtigkeit der Gottesgeschichte eingeben. Vermöge des ersten verlief die Handlung in Räumlichkeit und Zeitlichkeit; sie war in sich je nach wirkenden Ursachen und Endursachen getheilt, und gab sich der Verkettung allgemeiner Ursachlichkeit ein; während sie vermöge des andern über Raum und Zeit und Causalität hinaus, das Alles überschauend, in ungetheilter Einigung über dieser Getheiltheit stand. Da beide Elemente aber nun, wie die beiden Naturen des Handelnden, wieder in Einheit sich verbunden fanden; so bildete das Höhere, dem Tieferen untergestellt, die Mitte und den inneren Träger dieses Tieferen; das seinerseits wieder; jenem nach unten unterstehend, den äußeren Träger und die Umhülle desselben hergab. So war also jede Handlung eine universalhistorische, der Art, daß sie, unter einfacher Hülle den Kern eines Wunders bergend, als symbolische, zwiefache Wirksamkeit in Einheit beschloß. Sie war universalhistorisch, weil dem, der sie wirkte, als wirkende Kraft alle Macht im Himmel und auf Erden zugetheilt war, als Endziel aber die Erlösung des Geschlechtes ihm aufgegeben. Sie war aber zugleich auch ganz und gar persönlich und beschränkt, weil der, der sie vollzog, der Person nach in Knechtsgestalt, in einem Winkel der Erde, den Völkern unbekannt, umwandelte. Die allerengste Fassung barg also den reichsten Inhalt; eine Fülle, die der augenblicklichen Gegenwart zwar gerecht, nur durch die Fülle der Zeiten einigermassen sich aufschließen konnte; in ihrem Ausgange also arm und bescheiden, ihren einwohnenden Reichthum durch alle Zukunft offenbarte. Wie um die Handlungen, so ist es auch um die Worte beschaffen, die der Handelnde dabei geredet. Wer da redete, war der Logos im Menschen und durch den Menschen. Der Mensch schaute und dachte und redete innerhalb der Schranken menschlicher Geistigkeit; der Logos aber schaute über diese Schranken hinaus Gottesschauungen, dachte Gottesgedanken und redete Gotteswort; die Gottesgedanken aber hüllten sich in Menschengedanken, und so auch des Gottes Wort in Menschenworte. Wie der Gott nun, die ganze Geschichte bis zum Ende der Dinge überschauend, das Ganze in steter Gegenwart vor sich sieht; so wird auch, was er in dieser Eigenschaft denkt und spricht, für die ganze Geschichte gedacht und geredet seyn; weil es sich aber innerhalb der Schranken der menschlichen Per-

son gefaßt ausspricht, darum wird es äußerlich nur der unmittelbaren Gegenwärtigkeit dieser Person anzugehören scheinen, innerlich aber die ganze Zukunft kernhaft in sich tragen. Er wird also in Symbolen und Parabeln reden, die unter unscheinbaren Worten unerschöpflich tiefen Inhalt bergen. Er wird reden, wie er da geredet, als er im Untergange Jerusalems den Untergang aller Dinge sehend, den Weltuntergang in den Formen der Zerstörung der Stadt ausgesprochen. Er wird centrale, wurzelhafte, genetische Worte reden; Worte, die stammhaft eine ganze Descendenz in die Zukunft hinaus begründen, und ganz ideenhafter Art doch in Demuth sich nur als Begriffe geben. Solcher Art sind die Einsetzungsworte beim Nachtmahle gewesen; solcher Art auch die von dem Felsen, den Schlüsseln, dem Weiden der Heerde; und nun wundere man sich ferner noch, daß die Kirche so reichen Inhalt ihnen abgewonnen.

Wird also viel bedeutet durch die Rede, dann wird vor allem Andern das Wesentlichste dadurch bedeutet. Wesentlich aber ist der Glaube und die Lehre; beide sind also zunächst mit dem Weiden und der Schlüsselgewalt gemeint, und in diesem Sinne heißt „weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“ speise sie mit dem Worte Gottes, führe sie auf die ewig grünen Auen der christlichen Lehre! Die Schlüssel aber wollen sagen, schließe den Gläubigen die Geheimnisse dieser Lehre und ihres Glaubens auf! Wer also auslegt, hat recht ausgelegt: er hat anerkannt, daß durch die Worte der Uebertrag des Lehramtes und der Glaubenshut an die, zu welchen sie geredet worden, die sämmtlichen Apostel mithin, geschehen; und zwar also, daß der Redende Einem in ihrer Mitte die Oberhut und den Schlüssel znm innersten Schatz der Lehre und ihrer Deutung anvertraut hat. Damit ist aber keineswegs noch der ganze Inhalt der Worte erschöpft; denn es giebt noch mehr des Wesentlichen, wofür Vorsehung gethan werden mußte, und auch darauf wird in der Rede Bedacht genommen seyn. Nicht blos der Geist wird mit dem Worte geregelt und genährt, auch das Leben hat in den Sacramenten seine höhere Diätetik und seine Speise; damit, durch sie umgebildet, alle Gläubigen, in Einen Leib geeinigt, in einem gesteigerten Leben sich behalten finden. Auch darauf mußten die Worte gehen, und sie sagen in diesem Sinne: Ihr, denen ich, euch anhauchend, den Geist dazu mitgetheilt, bereitet in seiner Kraft die Lebensspeise meiner Heerde; euch vertraue ich die Schlüssel zu der Vorrathskammer, die sie aufbewahrt, damit ihr als Speisemeister dem Bedürftigen spendet, was ihm frommt; führt bindend und lösend die ganze übrige Heilsordnung in gleicher Weise aus; damit Alles,

was in meiner Liebe und meinem Leben sich zu einem kirchlichen Organism wohl gefügt, auch in rechter und voller Gesundheit blühe. So hat er also in dieser Bedeutung seiner Rede das Priesterthum unter einem Oberpriesterthum, gegenüber einem Laienthume, in seiner Kirche eingesetzt; und ein eigenes Sacrament dazu begründend, jenes dadurch mit dem Ganzen verbunden und verknüpft. Aber auch damit ist alle Bedeutung noch nicht gefunden und ausgelegt.

Hatte natürlich schon in der ganzen Schrift von dem Verhältnisse zwischen Kirche und Staat viel die Rede seyn müssen, so war doch durch Marheinecke's Aufforderung eine zu dringende Veranlassung gegeben, als daß nicht dieser wichtige Gegenstand nochmals in seiner Grundbedeutung hätte erfaßt werden sollen. Auch hievon möge Einiges mitgetheilt werden.

Wahr ist ferner, wenn gesagt wird; es komme der Kirche nicht zu, Staat zu seyn, vorausgesetzt, daß auch auf der anderen Seite der Gegensatz Anerkenntniß findet, es komme dem Staate nicht zu, Kirche zu seyn; was jedoch nur halb zugegeben wird in dem Satze: es sey ein ganz anderes Verhältniß, wenn die Kirche den Staat in sich herüberziehe, oder der Staat die Kirche mit zu regieren unternimmt. Es ist vielmehr gar kein Unterschied; beide sind gleich sehr im Unrecht, wenn der eine in die eigenthümliche Rechtssphäre des andern gewaltsam hinübergreifend, sich ihm zu substituiren versucht; beide sind gleich sehr im Rechte, wenn in der ihnen gemeinsamen Sphäre die Kirche den Staat in ihrer Weise, der Staat die Kirche in der seinigen mit zu regieren unternimmt. Wo nun der Staat des Glaubens der Kirche ist, und mithin innerhalb derselben sich befindet, von ihr ganz erfüllt, obgleich sie keineswegs von ihm: da wird diese Sphäre der Gemeinsamkeit so weit gehen, als die Kirche, aus Staatsangehörigen zusammengesetzt, in der Erscheinung sich ausbreitet; so weit also wird auch nach beiden Seiten das gleichmäßige Regieren und Gehorchen sich austheilen. Ist dagegen der Staat, einem anderen Glauben zugefallen, nicht des Glaubens der Kirche, und steht also außer ihr; dann findet eben deswegen keine solche gegenseitige Durchdringung und Durchwachsung statt, und da nun eine organisch-lebendige Vermittlung der Gegensätze in der Einheit hier nicht möglich ist, so können auch beide nicht in eine solche Gemeinsamkeit des Gebens und des Nehmens zusammengehen; weil die Kirche sich alsdann bedroht sähe, durch den Mißbrauch der Staatsgewalt, diese aber hinwiederum durch die Eingriffe der Kirchengewalt, beeinträchtigt zu werden. Bei einer solchen Ordnung oder

vielmehr Unordnung der Dinge kann daher von einer durchgebildeten lebendigen Einverleibung der beiden Mächte in ein ungetheiltes Ganze nicht die Rede seyn; es bleibt nichts übrig, als nachdem eine die andere in ihrer Selbstständigkeit nach Gebühr anerkannt, jeder eine eigene Sphäre einzuräumen, in der sie von der andern nicht geirrt werden darf. Weil aber nun beide Sphären also aus einander gehalten, obgleich die natürliche Einheit fehlt, doch wieder in einer künstlichen zusammengehen, so wird für die Berührungen, die an allen Gränzpuncten eintreten, auch das gegenseitige Verhältniß durch gütliche Uebereinkunft zwischen dem besondern Staat und der Gesammtkirche, von Macht zu Macht, geordnet werden müssen, und es giebt keine andere Weise, zum Ziel zu kommen. Staaten der Art mögen also politisch immerhin homogene, und selbst absolutistisch-centrirte Monarchien seyn, als Totalitäten sind sie es in keiner Weise. Denn kirchlich sind sie bloße Bundesstaaten, aus der katholischen Kirche und den andern Confessionen erbaut; und wenn diese letzteren nun auch in Hörigkeit der herrschenden Einheit sich hingegeben; so hat die erste doch ihre ganze Selbstständigkeit und Unabhängigkeit sich bewahrt, und sie ist ihr rechtlich auf's Feierlichste garantirt; weswegen denn auch sie in keinem andern, als einem bloßen Bundesverhältniß zum Staate steht, das von allen Garanten des Europäischen Friedens gehandhabt werden muß.

So wäre es denn also eingestanden, was der Gegner der Kirche vorgeworfen: Sie, die da den Anspruch mache, der Staat selbst zu seyn, wolle andererseits auch als der Staat im Staate stehen! Mit nichten ist es also; die Kirche will nichts als ungekränkt und ungefährdet Kirche im Staate und ihm gegenüber seyn: und gestattet gern, daß seinerseits auch der Staat ungefährdet Staat in ihr und ihr gegenüber bestehe. Wie sie aber sich nicht herausnimmt, den Staat zu spielen im Staatsgebiet, und Staatsgeschäfte zu betreiben; so gestattet sie auch nicht, daß der protestantische Staat die Kirche spiele im kirchlichen Gebiete, und Kirchengeschäfte treibe, wie er es innerhalb seiner Confessionen sich gestattet.

Auf eine glänzend siegreiche Weise trägt mit leichter Mühe Görres aus diesem zweiten Streite die Palme davon, doch nicht sich schreibt er die Gewinnung derselben zu, indem er sagt:

Darum mögen sich die beiden Gegner trösten, daß es auch ihnen nicht besser ergangen; sie haben es keineswegs mit dem Verfasser des

Athanasius zu thun, der ein schwacher, sterblicher, gebrechlicher Mensch ist, gleich ihnen, und dem sie ohne Zweifel in Vielem gewachsen sind, und in gar Manchem ihn übertreffen. Sie haben es mit der Kirche, oder vielmehr, da auch diese es nicht von sich selber hat, sondern von einer höhern Macht, die sie über allem Zwieträchtigen immer schwebend erhält, mit dieser höheren Macht aufgenommen; und so war es leicht, den Angriff durch die katholische Wahrheit, die er ihr zugetheilt, abzuweisen.

Einen ganz andern Standpunkt, als Leo und Marheinecke, nimmt eine Mehrzahl von Schriften, dem Athanasius gegenüber, ein, indem sie denselben nicht unmittelbar von dem kirchlichen Gebiete aus anfeinden, sondern sich vielmehr auf das Fundament bloßer Politik stellen, und nebenher irgend einen scheinbar religiösen Grund sich suchen. Diese Schriften, als deren Repräsentant diejenige, welche den Titel: „Kern und Schaale", führt, ausgewählt ist, erhalten auch eine Entgegnung in änderer Manier. Ist, wie anerkannt wird, diese Schrift nicht ohne Einsicht, Geist und Witz geschrieben, so wird in weit höherem Grade mit eben diesen Waffen gegen sie gestritten. Dr. Karl Bruno fußt sich bei seinem Angriffe gegen den Athanasius, wie er sagt, vorzüglich auf die Bibel und das Corpus Juris. Allein in dem ganzen Büchlein ist von den heiligen Schriften gar nicht die Rede; etwas mehr geschieht des Justinianeischen Rechtsbuches Erwähnung; Görres hat sich aber recht gut darauf verstanden, sich in die römischen Antiquitäten hineinzustudiren; wir verweisen auf die Emancipationsformel S. 136. Dieser ganze Theil des Buches, der gegen den dritten Triarier gerichtete, ist überhaupt mehr im scherzhaften Tone gehalten; mit Erstaunen hatte der Dr. Bruno die Frage aufgeworfen, wie die Cölnische Frage es hatte wagen können, mit Runkelrüben und Eisenbahn als drittes Tagsinteresse in Concurrenz zu treten, zu gleicher Zeit hatte er aber auch erklärt, daß die ganze Angelegenheit selbst durchaus gefahrlos sey. Nur hin und wieder scheint sich ihm eine gefährliche Seite zu zeigen, und Görres hat hier folgende Zusammenstellung gemacht.

Der Scharfsinn geht nun an die Untersuchung der Gefahr, die aus dem bösen Handel hervor dem gemeinen Wesen droht. Da hat er nun herausgebracht: „Erstens, es ist keine Gefahr; viel Geschrei und wenig Wolle; viel Rauch und wenig Feuer; viel Wind und wenig Macht, much ado about nothing. pag. 50. Da jedoch zuweilen unter Umständen, aus solchen und ähnlichen absolut nicht bedeutenden Ereignissen erhebliche Folgen in weiterer Entwicklung entstanden, so ist zweitens allerdings doch Gefahr vorhanden. pag. 51. Indeß, den Herrn von Droste als Talent, als Charakter, als bisherige Potenz der Zeit auch nur obenhin, allenfalls im Zusammenhalte mit seinem Portraite angeschaut, ist drittens doch keine Gefahr und die Sache nur ein Schneeball. pag. 51. Damit soll aber keineswegs gesagt seyn, daß nicht dennoch das Cölnische Ereigniß und jene unbedeutsame Persönlichkeit Gefahr bringen könne; somit ist also viertens in progressiver Entwicklung und Verwicklung der Sache sehr bedeutende Gefahr. pag. 51. Indessen sagt der Verfasser fünftens: das Ereigniß ist für sich ohne Gefahr. pag. 55. Die Zeit ist nichts desto weniger alt, sie ist eng und beengt, sie ist complicirt, sie ruht auf unklaren, disparaten Fundamenten der religiösen und ganzen socialen Bildung, sie ist fictiv, sie ist in vielen Beziehungen Papier, sie ist durch Ausschweifungen und noch mehr durch angreifende Arzneimittel erschöpft, sie ist gelangweilt, sie ist habersüchtig, ohne eben viel kalten, klaren Muth zu haben, sie ist verstimmt, sie ist gereizt, sie ist hysterisch, kurz es ist zum sechsten doch wieder Gefahr. pag. 52. Da indessen bei der Cölnischen Geschichte kein pecuniäres Interesse in's Spiel kommt, die geistigen aber für sich nicht sonderlich wirken, wenn nicht irdische, vorzüglich pecuniäre mit heizen helfen; jetzt aber, was seit der Reformation verdaut ist, verdaut bleibt; so scheint es siebentes dem Verfasser, daß das Cölnische Ereigniß für sich keine erhebliche Gefahr drohe. pag. 58 — 60. Da aber, — obgleich gottlob der Ultramontaner gar wenige sind in Deutschland, und die Presse, und ihr erstgeborner Sohn, der Dr. Luther, die Kritik, die Geschichte, die Antike, die ganze Englische, Französische und Deutsche classische Literatur seit der Reformation die Atmosphäre außerordentlich von hierarchischem Dunst gereinigt, und Geist, Licht und Luft außerordentlich in Europa sich verbreitet haben, — doch manche glauben, nur an der Finsterniß sey ein sicherer Anhaltspunkt zu finden, was ein arger politischer Irrthum ist, der uns eben jetzt so viel zu schaffen macht; und da nun auch weltliche Opposition sich damit verbindet, so ist doch achtens und letztens wieder Gefahr bei der Sache. pag. 62 — 73. So hat man rothen und weißen Wein in einer Fla-

sche; jeder kann verlangen, wonach sein Begehren steht, und ihm wird servirt nach seines Herzens Lust, Gefahr oder keine Gefahr. Aber die Flasche ist eine Vexirflasche für den Trinker, sie ist es auch für den Schenkwirth. Denn, hat dieser seine Sache auf den Dünkel und den Uebermuth gestellt; liebt er es, wie das so eine Art und Unart unserer Zeitgenossenschaft ist, über Alles hoffährtig hinzufahren, und aus der Höhe seiner Vortrefflichkeit, seiner Intelligenz und seiner Kraft verächtlich auf die Andern niederzusehen, die ihre eigenen Gedanken über die Dinge dieser Welt und jener Welt haben, und nicht gleich ihm an Baches Rand sich niederlegen, und nach der Hunde Art die vorbeifließenden Wasser lecken: dann meint der Mundschenk zwar auf seines Herzens Begehr Nichtgefahr einzuschenken; es fließt aber nun in Wirklichkeit Gefahr. Ist er aber bescheidener Art, ehrt er wohlbegründete Rechte; erfüllt er gewissenhaft die Verbindlichkeit, die er auf sich genommen, lebt er und läßt er leben; dann wird der Schenke Gefahr zu credenzen glauben: Gefahr vor der Macht und Herrschaft des Priesters über alle weltliche Behörde, Roms über Deutschland, eines Häufleins ausländisch gesinnter Pfaffen über die Aufklärung; es läuft aber dann ihm zur Verwunderung Nichtgefahr.

Hier schließlich möge nur noch eine Stelle ihren Platz finden, in welcher Görres sich über seine persönliche Stellung zu den Gegnern und dann seinen Landsleuten, dem Volke am Rheine, ausspricht:

Sagt man, ich sey unwissend, unläugbar ist meine Antwort: ich mache davon jeden Tag auf's Neue die betrübteste Erfahrung, und so mit allem Andern. Ohne Bedenken räume ich jedem das Recht ein, über meine Persönlichkeit zu raisonniren und zu deraisonniren nach Wohlgefallen, auf die Bedingung jedoch, nur, wenn es mir beliebt, Rede zu stehen: wozu ich bisher beides, zu stolz und zu bescheiden, gewesen. Stolz, weil ich meinen Richter in der eigenen Brust schon berge, und euerm parteiischen Gerichte ganz und gar nicht pflichtig bin; bescheiden, weil ich nie es so weit gebracht, auf diese meine Persönlichkeit solchen Werth zu legen, daß ich versucht seyn könnte, mich lange bei ihr aufzuhalten, weswegen ich auch hier nur mit Widerwillen mich dazu verstanden. Wenn ich daher auch zu dem glänzenden Leichenbegängniß, das, wie Jener oben gesagt, das protestantische Deutschland mir aufbehalten, so ich mich in Ruhe zu meinen Vätern versammeln lassen, mich herzugeben zur Zeit noch keine Lust gezeigt; so ist freilich noch weniger Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß ich ihm je die Sensationen und Uebergänge zur Schau auslege, um eine unnütze und unfruchtbare Neu-

gierde zu befriedigen. Was aber endlich das Volk am Rheine betrifft, so seyd ihr sehr im Irrthum, wenn ihr glaubt, all euer Toben und Anfeinden werde sein Vertrauen im geringsten erschüttern. Dies Volk hat mich von Jugend auf in seiner Mitte wandeln gesehen, und ist Zeuge gewesen, wie ich durch Revolution, Krieg, Despotism und vielfache Schicksalswechsel, ohne mich irgend zu beschmutzen, hindurchgegangen. Es weiß, daß ich wie jeder Andere dem Irrthum verfallen und Thorheiten begehen konnte; aber es hat auch selbst dann die aufrichtige Ueberzeugung und ein, wenn auch irrendes, Streben nach dem Guten ehrend anerkannt, weil es gesehen, daß ich in Allem nie meinen Vortheil gesucht, und Einfluß und Gewalt nie zum Nachtheile irgend eines Menschen mißbraucht. Das ist der Grund, auf dem sein Vertrauen zu mir ruht, und das ist die Hauptsache; alles Andere geb ich euch zum Zerreißen hin; ihr mögt euch um die Fetzen streiten nach Herzenslust. Das zum erstenmale und wahrscheinlich auch zum letztenmale über diesen Gegenstand.

Nun noch ein Wort zum Schlusse. Wir zweifeln nicht im Mindesten, daß manche Gegner unsrer Sache, wenn sie diese Anzeige gelesen, sogleich gegen uns unisono die Beschuldigung erheben werden, wir seyen auch von Jenen, die sich selbst zu loben pflegen, da ja der Verfasser des Athanasius bekanntlich zu den Mitarbeitern dieser Blätter gehöre. Diese Betrachtung hat uns indessen nicht im mindesten bewegen können, aus falscher Schaam der Wahrheit ihr wohlverdientes Zeugniß vorzuenthalten, überzeugt, daß das Urtheil aller derer, die das Buch unbefangenen Sinnes lesen, mit dem hier ausgesprochenen übereinstimmen werde.

Darum nehme ich auch keinen Anstand, dieser Anzeige meinen Namen beizufügen.

Dr. G. Phillips.

VIII.

Der Welt Urtheile über geistliche Vereine.

Eine Betrachtung.

Von je haben die Kinder der Welt, das heißt die Genossen jener Gemeinschaft, die ihre eigene Verherrlichung und nicht die Verherrlichung Gottes sucht, kirchliche, durch Gelübde verbundene Vereine abwechselnd bald mit Verachtung und bald mit einer fast ins Lächerliche gehenden Wuth, immer aber mit einer gewissen Angst, verfolgt und zu unterdrücken gesucht. Sie wehren sich gegen dieselben wie ein verkehrtes Kind gegen Schule und Arznei und wie das böse Gewissen gegen das unvermeidliche Gericht. Aber endlich, wenn der Gräuel der Zerstörung vollendet ist, wird die Welt von der Wahrheit so gezüchtiget seyn, daß sie von Herzen dankend neuen Segen von solchen Vereinen geistlicher Thätigkeit hinnimmt, deren Saatkorn ewig aus den Händen des Heilandes in den Schooß der Kirche niedergelegt ist. Danken wird sie dafür, sagen wir; denn nicht die politischen Marktschreier, nicht die Kulturquacksalber, nicht die Humanitätsbärenführer, nicht die Erziehungsseiltänzer, nicht die Finanzalchymisten, nein, nicht das ganze Theaterpersonal der modernen Volksbeglückung mit seinen hohen Künstlerleistungen, sie Alle werden nicht diese Hülfe mit allen ihren Heilssurrogaten, die noch nie die Zeit des Patentes überlebten, dem Volke unnatürlich aufpfropfen; sondern sie wird wieder erscheinen, wie der Schatz, den der Herr in den Acker gelegt, auf seinen Wink zu seiner Zeit hervortritt, wie das Heil aus dem Schooße der Noth zu seiner Zeit geboren wird und der Quell aus der

Wüste zu Tage bricht. Die Wüste aber wird dann grün werden und eine Weide der Lämmer.

Eben weil solche heilbringende Vereine zu geistlicher Thätigkeit nur dann aus der Natur der Menschengeschichte hervorgehen, wenn die Gnade Gottes sich ihr durch den Glauben verbindet, haben sie sich von Anfang und zu allen Zeiten in den Momenten ihrer Demüthigung, Buße und kindlichen Aussöhnung mit dem Vater wiederholt; und werden deswegen nie als ein Machwerk des stolzen, selbstsüchtigen Weltgeistes erscheinen, der seit dem Thurmbau zu Babel fortfährt, in steter Sprachverwirrung ewig von neuem scheiternde Selbsthülfe zu versuchen, und jene allein auf Gotteshülfe vertrauenden Verbindungen anzufeinden, zu verläumden, zu stören und zu verderben.

Es ist wahr, eine jener geistlichen Verbindungen steht bereits den speculativen Kindern der Welt wieder an. Sie verschmähen es nicht, von den müheseligen Früchten geistlicher Arbeit leiblichen, zeitlichen Nutzen zu ziehen. Jene Orden, die den Leib der Kranken pflegen, und den Armen nähren, erscheinen ihnen gar bequem und wohlfeil; denn nachdem die Welt durch die Zerstörung aller andern Vereine zu geistlicher Thätigkeit nur an Armen, Sittenlosen, Kranken und Wahnsinnigen reicher geworden, glaubt sie diese Trophäen ihrer weltbeglückenden Feldzüge, diese Ausbeuten ihrer wissenschaftlichen Kunstreisen, diese Rheumatismen ihrer philosophischen Luftfahrten in keinen besser verwalteten und weniger kostenden Museen aufstellen zu können, als in den Hospitälern der barmherzigen Schwestern.

Das Nasenrümpfen und hämische Maulziehen unserer bettelstolzen Zeit bei der Erwähnung geistlicher Orden spielt häufig in die Grimasse eines Don Ramiro de Colibrados hinüber, der so adelstolz als hungrig, mit hochgetragener aber schnuppernder Nase, mit verachtendem aber wässerndem Munde den Hirsenbrei seines essenden gutmüthigen Dieners anblickt. Noch einen Grad Armuth und Hunger mehr, und die hoffährtige

Figur, die bereits stark mit den Knien schlottert — was als Vivacität gemeldet wird — dürfte mit der Nase in die Schüssel fallen. Dazu aber wird der fromme Diener unter stillen Thränen des Dankes das Benedicite sprechen. Die Infanten der hohen Herrschaft aber werden sagen: Nicht wahr, Gnaden Papa! das schmeckt besser als hungern. Sieh, wir haben uns seit lange schon heimlich das Leben damit gefristet, haben dir auch etwas davon während deinem Mittagsschläfchen in den Mund gestrichen, den du alsdann aufzusperren pflegst. Es war immer dann geschehen, wenn du nachher so artig schmatztest und uns hoch und theuer versichertest, es befinde sich die hohe Familie und deren Unterthanen im blühendsten Zustande.

Ich will mich noch näher darüber erklären, was ich unter jenen Lebensmitteln verstehe, die der Welt im Schlafe, während sie sich wunders was Großes von eigener Hülfe träumen läßt, durch Kindesliebe und Dienertreue zufließen. Geschieht es nicht oft, daß eine Zeit noch mit stolzen Proklamationen von moralischem, wissenschaftlichem, künstlerischem, commerziellem und finanziellem Gedeihen um sich wirft, während sie kein ander Saatkorn gründlicher Hülfe mehr aufzuweisen hat, als jenen Geist vereinter geistlicher Thätigkeit, der sich in dem wiederbekehrten oder in dem noch nicht verkehrten Theile der Generation überwintert hat, und nun aufkeimt. Jenen Geist der Ordnung meine ich, der viele Einzelne mit Aufopferung ihres individuellen Nutzens zu einem stärkeren Ganzen vereiniget, um der Noth zu begegnen. — Ich verstehe auch zum Beispiel darunter, daß nicht selten, während die Jugend durch irreligiöse Doktrinen, verkehrter, und in todter antiker Hoffahrt versteinter Lehrer verderbt wird, in den Familien der Geist der Andacht aus der Tradition einer bessern alten Zeit bereits wieder aufblüht. — Ich verstehe darunter ferner, daß, während Bibelmeere austreten, um den Unglauben zu ersäufen, und dieser seine Backsteine zum Thurmbau von Babel sprachverwirrend und sinnspaltend dabei aus dem Schlamme formt und brennt, in

der allgemeinen Verwirrung hier und dort bereits manche stille Schaar sich zu verschiedenen Einzäunungen und Eindämmungen des Glaubens vereiniget, so wie Andere auf offner Fluth verschlagen, die erlogene Seekarte verfälschter Geschichte, welche ihnen die Entdeckung des Schlaraffen-Landes verhieß, über Bord werfen und einer schier vergessenen, mütterlichen Sage von einem Felsen heiliger Tradition und einer ewigen Kirche auf demselben zusteuern.

Nirgends zeigt sich die göttliche Weisheit bewunderungswürdiger, als in ihrer Art, den menschlichen Uebermuth zu demüthigen. Ebenso wie die Dilapidation grade dann am schaamlosesten zu seyn pflegt, wenn sie mit dem Geitze schwanger geht, und wie die Aufklärung auf ihrem höchsten Punkte somnambül werden muß, um sich selbst im Innern zu erkennen; so auch widerfährt ihr aller Orten das Gegentheil von dem, was sie erwartet. — Der seiner selbst sicherste Unglaube, der bei den modernen Christen sich arglistig eingeschmeichelt, macht bereits in neuester Zeit oft die beunruhigende, unangenehme Erfahrung, am Theetische mit einigen Gespenstern und armen Seelen aus dem magnetischen Hades confrontirt zu werden, und die Hausfrau ist etwa gar so unschuldig, ihn zu einer Katechese derselben aufzufodern. — Während ein modischer Denkglaube noch im großen Salon unumschränkt zu gebieten scheint, fängt es im eleganten Boudoir magnetisch und somnambulistisch zu spuken an: Stiefel, Arzneigläser, Amulette marschiren ohne Menschen durch die Stube, und aus einem Reinigungsorte, der nicht geglaubt wird, kommen schreckliche Gestalten und flehen um Hülfe. Philosophen und Aerzte müssen für die Wahrheit der Gespenster fechten, sie thun es ganz plausibel, um nicht aus der Zunft ausgestossen zu werden. Sie sagen etwa, man scheint allerdings mit der Läugnung eines Reinigungsortes etwas zu weit gegangen zu seyn, einige Christen haben ihn immer geahndet, geglaubt, dabei aber enthalten sie sich gänzlich einer Abbitte gegen jene, denen dieser Glaube ein Dogma ist, und welchen man Alles dergleichen

seit Jahrhunderten als Trug und Lug in die Schuhe geschoben hat. Sie können zwar nicht umhin, das Schuldgeständniß eines dieser Geister anzuführen, daß er um den Besitz einiger Armen- und Waisenpfenninge so lange ohne Ruhe sey; aber sie enthalten sich gänzlich von diesen Specialfällen, auf ein Universalgesez der Beunruhigung durch fremde eingezogene, ihrer Bestimmung nicht immer zugewendete Güter zu schließen. Ist es nicht in der That seltsam, daß in einer Zeit, wo man sich abmüht, den Geist des Wunderglaubens aus der historischen Grundlage des Christenthums abzutreiben, und die lieben Andächtigen auf die magere rationelle Stallfütterung zu reduziren, daß in dieser Zeit jener Spiritus in den seltsamsten, altfränkischen Geister- und Gespenster-Essenzen abdestillirt und entbunden bei religiösen Familienthees, als die Erfindung der neuesten, geistigen Gourmandie zur Erregung des abgestumpften Sinnes servirt wird, während sich die übrige Gesellschaft an den Trebern gütlich thut.

IX.

Reformation.

Beim Rückblicke auf die Geschichte der christlichen Kirche und beim Vergleiche der Gegenwart mit der Vergangenheit drängt sich wie von selbst die Frage auf: welches denn eigentlich die Zeit, welches das Jahrhundert war, wo die Kirche so ganz in ihrem vollen Glanze erschienen sey? Unmöglich kann es die Zeit der blutigen Verfolgungen unter den römischen Kaisern seyn, eben so wenig die Periode, während welcher die germanischen Völker sich allmählig zum Christenthum bekehrten. Traten ja doch von diesen die meisten zu der Irrlehre des Arius über, während auch diejenigen, welche den Glauben der Kirche annahmen, heidnische Sitte und Rohheit bewahrten. In wilder Verderbniß bereitete der königliche Stamm der Merowinger sich selbst den Untergang zur selbigen Zeit, als die erste Krone der Christenheit im Oriente das Spiel des wüthendsten Partheihasses geworden war. Eine kurze Frist hindurch schien, als unter Karls des Großen Herrschaft viele Völker vereinigt waren und sein königlich Haupt geschmückt ward mit dem kaiserlichen Diadem, die Kirche in ihre Rechte eintreten zu sollen, denn solchen Schirmherrn hatte sie bisher noch nicht unter den Sterblichen gefunden, allein die Sonne des karolingischen Hauses erlosch, und schon unter Ludwig, und mehr noch unter seinen gottvergessenen Söhnen brach neue Verwirrung herein. Dann aber folgte jene Zeit, wo eine Reihe unwürdiger Männer als Nachfolger des Apostelfürsten die Kirche leiteten; der Verfall kirchlicher Zucht und Ordnung nahm im zehnten und eilften Jahrhunderte in einem bedauerlichen Grade überhand, bis endlich Gregor VII. den Vorschriften der Cano-

nes, in Betreff der Lebensweise der Geistlichen, von Neuem Kraft und Ansehen verschaffte. Doch es dauerte fort der Kampf der weltlichen Gewalt gegen die geistliche, der sich schon unter Konrad, dem ersten und einzigen Kaiser dieses Namens, entzündet, ihm setzte das Wormser Concordat nur in dem Punkte der Investitur ein Ziel. War nun das zwölfte Jahrhundert, wo Friedrich I. gegen die Kirche stritt, die Glanzperiode derselben? war's das dreizehnte, als Friedrich II. auf dem Throne saß und mehr auf die Stimme sarazenischer Weiber, als auf die Warnungen des heiligen Vaters hörte? war's das vierzehnte, als der Papst französischem Einflusse hingegeben und die Einheit der Kirche zerrissen ward? oder gar das fünfzehnte, wo allgemeine Verwirrung Kirche und Reich heimsuchte, und dann im sechszehnten den Abfall vieler Millionen von jener zur Folge hatte?

Ein vergeblich Suchen ist es, wenn das durch die äußere Erscheinung leicht zu täuschende Auge einen eigenen Zeitraum besonderen kirchlichen Glanzes erspähen will. Stets hat die Kirche in gleicher Glorie geglänzt, so wie die Sonne stets leuchtet, wenn auch Wolken sie verbergen, und der Erde, selbst dann, wenn sie sich von ihr kehrt, ihr Licht durch die Gestirne sendet. Allerdings hat es Zeiten gegeben, in welchen die Kirche mehr, als in andern, in einer größern äußern Pracht auf Erden erschienen ist; dessenungeachtet ist sie, wenn auch nicht mit jener Pracht geschmückt, doch von gleicher Herrlichkeit umflossen. Oft haben aber die Stürme der Zeit Wolken an ihr vorübergetrieben, aber stets hat das wärmende Sonnenlicht diese Nebel zertheilt. So sind zu allen Zeiten Unordnungen und Verwirrungen eingetreten, so hat es zu allen Zeiten schlechte Priester und schlechte Laien gegeben, aber immer hat Gott Seine Kirche glorreich aus aller Trübsal hinausgeführt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in jeder Hinsicht zu den trübsten gehört, und es soll die Aufgabe der folgenden Zeilen

seyn, auf die Gebrechen in der kirchlichen Ordnung, auf den Verfall der kirchlichen Zucht, zugleich aber auch auf die Heilung der Krankheit hinzuweisen, die der Tröster, welcher bei der Kirche bleiben wird bis zum Ende der Tage, gewirkt hat. Freilich würde die Reichhaltigkeit des Stoffes einen grossen Umfang der Darstellung in Anspruch nehmen; wir müssen uns hier mit einer kurzen Uebersicht begnügen.

Die Versetzung des päpstlichen Stuhls von Rom nach Avignon (1305) hatte im Jahre 1378 die unseelige Folge, daß das kirchliche Schisma entstand, dessen bereits oben erwähnt wurde. Seither bekämpften sich zwei Päpste gegenseitig, es schleuderte Einer den Bannstrahl auf den Andern, die ganze Christenheit wurde in zwei Partheien getheilt. Mit Uebergehung der beiden Päpste, Benedict XIII. und Gregor XII., wählten die zu Pisa versammelten Cardinäle 1409 in der Person Alexanders V. einen dritten, in der Hoffnung, dadurch dem Uebel zu begegnen; die Verwirrung ward aber noch grösser. So wurde vielfach durch die Häupter der Kirche Aergerniß gegeben, und die Völker begannen sich dem päpstlichen Stuhle zu entfremden. Es wurde daher der Ruf nach einer „Reformation“, und zwar dem damaligen Sprachgebrauche gemäß, nach einer „Reformation in Haupt und Gliedern“, allgemein, und keine Forderung war mehr und besser begründet. Zu diesem Zwecke kam im Jahre 1414 das Costnitzer Concilium zusammen, und es führte dasselbe in so fern die gewünschte Reformation durch, als es durch die Wahl Martins V. zum geistlichen Oberhaupte der Christenheit und durch die erlangte Resignation der übrigen Päpste das Schisma hob, und somit die Einheit der Kirche wieder herstellte. War dadurch freilich viel gewonnen, so fehlte doch auch noch sehr viel, und die Reformationsdecrete, welche die Costnitzer Synode zum Schlusse erließ, behielten sehr wichtige, zu reformirende Dinge noch für eine spätere Zeit auf. Das Baseler Concilium, welches bestimmt war, die Reformation in der Kirche fortzusetzen, leistete nur wenig, da es sich mit dem

Päpste verumeinigte; hielt es zwar dessenungeachtet seine Sitzungen, so konnten diese kirchlich doch nicht anerkannt werden, und gelten daher als schismatisch. Der Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts ist daher derjenige Zeitpunkt, wo jener völlige Verfall aller Disciplin immer schreiender wurde, und eben damals bestiegen einzelne Männer den päpstlichen Stuhl, deren unsittliches Treiben jedes Gemüth mit Grauen erfüllen mußte. Noch mehr aber ward das Gefühl der Völker verletzt, als zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts mit dem Ablaß ein schimpflicher Handel getrieben wurde, und selbst Kirchenfürsten, wie der Erzbischof Albrecht von Mainz, ihre Hände damit befleckten. Also Reformation! Reformation! war der allgemeine Ruf, der immer ungestümer wurde, je weniger Entscheidendes zu diesem Zwecke geschah. Aber die Zeiten waren schwer und es stellten sich darum einer Reformation große Hindernisse entgegen. „Alles war mit Haß und Zwietracht erfüllt, und diejenigen Fürsten vorzüglich, denen Gott fast alle Gewalt der Dinge übergeben, waren unter sich entzweit; die Einheit des christlichen Glaubens wurde alsbald durch Spaltung getrennt und zerrissen; wegen der Verirrungen und der Schuld, die die Menschheit auf sich geladen, schwebte der Zorn Gottes über ihnen, und der grausame und gottlose Feind der Christenheit hielt den Hader und den Zwist unter den Christen für eine gute Gelegenheit zur Ausführung seiner Zwecke". Dennoch durften diese Hindernisse nicht beachtet, es mußte eine Reformation ins Werk gesetzt werden.

Was also war nothwendig zu reformiren? Vor allem Andern der Lebenswandel des Clerus in allen Graden der Hierarchie. Eben in diesem Stücke hatte die Geistlichkeit eine große Schuld auf sich geladen, uneingedenk dessen, „daß auf sie, da sie auf eine höhere Stelle erhoben sind, die Laien ihre Augen gleichsam wie auf einen Spiegel richten, und von ihnen abnehmen, was sie thun sollen". Aber der Clerus jener Zeit — es versteht sich von selbst, daß es

sehr rühmliche Ausnahmen gab — war versunken in Ueppigkeit und weltlicher Lust, und kümmerte sich wenig um die Vorschriften der Kirchengesetze, welche seit den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung gegen die Uebung der Jagd, gegen die Schwelgereien, gegen Würfelspiel, Tanz und Mummerei, gegen das Besuchen der Schauspiele und Umhertreiben in den Gasthäusern, ja überhaupt gegen das zu viele Einmischen der Geistlichen in weltliche Geschäfte eiferten. An den Gesetzen hat es also nicht gelegen, sondern an Denen, die sie schlecht befolgten. Die Gesetze wollten: „daß das Aug und Ohr desjenigen, der einmal bestimmt war, die heiligsten Geheimnisse der Religion zu schauen und zu hören, nicht durch eiteln Tand zu weltlichen Dingen abgezogen werde," allein die Verderbniß der Sitten, das schlechte Beispiel, welches die Geistlichen der niederen Stufen der Hierarchie von ihren Vorgesetzten selbst erhielten, war im Bündnisse mit dem Gelüste des Fleisches mächtiger als die Schranken des Gesetzes. — Unter diesen Verhältnissen verstand es sich von selbst, daß die Bischöfe bei Anstellung der Geistlichen nicht eine besondere Rücksicht auf ihre Ehrbarkeit und ihren bisherigen Lebenswandel nahmen. War es jemals wahr, wie es schon in einem alten Canon heißt: „ein großes Unglück für die Kirche ist's, wenn die Laien besser als die Geistlichen sind," so galt es für jene Zeit. Damit standen andere Dinge im Zusammenhange, die, aus jenem Verfalle der Zucht hervorgehend, selbst wiederum auf die Verschlimmerung des Uebels hinwirkten. Hierher gehört es insonderheit, daß das Gebot für die Geistlichen, sich einer ihrem Stande und ihrer Würde angemessenen Clerikalkleidung zu bedienen, von einer großen Zahl gänzlich unbeachtet blieb. Allerdings ist es wahr: das Kleid macht nicht den Mann, allein es ist für den Geistlichen in der That „eine Geringschätzung der eigenen Würde und der geistlichen Ehre, wenn er öffentlich in weltlicher Kleidung einhergeht, und so seine beiden Füße auf entgegengesetzten Boden stellt, den Einen auf den göttlichen, den Andern auf

den weltlichen.“ Kann man schon bei einem Heere weltlicher Krieger mit Sicherheit auf gänzliche Auflösung aller Zucht und Subordination rechnen, sobald man ihnen gestattet, sich nach Belieben des militärischen oder bürgerlichen Rockes zu bedienen, so ist dieß in einem noch höheren Grade bei der militia spiritualis der Fall. Gerade diese Pflichtvergessenheit, daß damaliger Zeit der Clerus oft die abgeschmacktesten und unschicklichsten Moden in Betreff der Kleidertracht mitmachte, mußte ganz wesentlich zu noch größerer Demoralisation desselben beitragen.

Ein anderer Umstand, der ebenfalls nur höchst nachtheilig in dieser Rücksicht wirken konnte, war der, daß die ehedem errichteten Bildungsanstalten für die Geistlichen, die Seminarien nämlich, allmählich ihre Bedeutung ganz verloren hatten. So sehr man auch den Werth der Universitäten anerkennen muß, so große Lehrer hier auch auftraten, so darf man doch nicht verkennen, daß diese neuen Bildungsanstalten hinsichtlich der geistlichen Erziehung gar kein hinlängliches Surrogat für die bischöflichen Seminarien boten. Hier half es auch nichts, daß die theologischen Facultäten unter die besondere Obhut des Bischofes gestellt wurden, in dessen Diöcese sich die Universität befand, denn so sorgfältig konnte hier doch die Aufsicht nicht geübt werden, wie sie zum Heile derjenigen, die der Kirche dienen wollten, und zum Wohle dieser nothwendig war. Es mußte daher durchaus eine Reformation mit der Erziehung des Clerus vorgenommen werden und in dieser Hinsicht erschien die Wiedererrichtung oder Wiederherstellung der Seminarien als ein ganz dringendes Bedürfniß; vorzüglich aber waren Seminarien nothwendig, „in welchen nicht erst Jünglinge, sondern Knaben von solcher Gemüthsneigung und solchem Willen aufgenommen wurden, welche zu der Hoffnung berechtigten, sie würden sich auf immer dem Dienste der Kirche widmen. Denn gerade das Jünglingsalter ist, wenn es nicht ordentlich unterwiesen wird, geneigt, den Vergnügungen der Welt nachzugehen, und wenn es nicht von

den Jahren der Kindheit an zur Frömmigkeit und Religion, noch ehe die Angewöhnung der Fehler den Menschen ganz in Besitz hat, angehalten wird, verharret es nie vollkommen und ohne besondere Gnade Gottes in der kirchlichen Zucht." —

Obschon es jener Zeit an gelehrten Leuten freilich nicht gebrach, so konnte es bei dem Mangel an Disciplin nicht ausbleiben, daß nicht ein großer Theil der Geistlichen in grober Unwissenheit blieb. War ein solcher einmal zu einer Stelle gelangt, mit welcher etwa das Predigtamt oder eine Seelsorge verbunden war, so lassen sich die Folgen davon a priori berechnen; dieß war denn auch der Fall, es nahm die Unwissenheit und in ihrem Gefolge der Aberglauben bei dem Volke in einem bedrohlichen Grade überhand. Wir erinnern in letzterer Beziehung daran, daß dieses die Zeit war, in welcher die Hexenprocesse jene schauderhafte Richtung nahmen, in welcher sie wie eine Epidemie im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte wütheten. Wir sind freilich sehr weit davon entfernt, diese Hexenprocesse, wie es so häufig geschieht, dem Clerus oder wohl gar den Päpsten auf die Rechnung schreiben zu wollen. Man mag Papst Innocenz VIII. vorwerfen, er habe der Simonie Thor und Thür geöffnet und alle Vergehungen, um für leutseelig zu gelten, mit Geld abkaufen lassen, die Behauptung aber, er habe durch seine Bulle vom Jahre 1484 die Hexenprocesse eingeführt, ist völlig falsch. Er beabsichtigte mit seinem Gesetze nichts weiter, als das Crimen magiae dem geistlichen, hierin competenten Forum zuzuweisen, weil die desselben Angeschuldigten unter den Händen der völlig unwissenden und rohen weltlichen Richter eine aller Gerechtigkeit Hohn sprechende Behandlung erfuhren. Eben so sind wir auch weit davon entfernt, das Verbrechen der Zauberei selbst als ein Unding zu verwerfen; die Kirche hat es von jeher in ihren Gesetzen bekämpft und hat überhaupt nicht die Gewohnheit, sich Phantome zu schaffen, um gegen diese zu streiten, wohl aber hat, wie bemerkt, die Unwissenheit und der an diese sich schließende Aberglaube, wel-

chem zu steuern des Clerus Sache gewesen wäre, eine große Menge von Personen auf den geringsten Verdacht, auf irgend eine beliebige Anzeige durch die fürchterlichsten Torturen zu Geständnissen und dann zum schmählichsten Tode gebracht. —

Es darf nicht verkannt werden, daß es damals ganz wesentlich am Predigtamte fehlte und ein großes Bedürfniß vorhanden war, daß „der himmlische Schatz der heiligen Bücher, welchen mit höchster Milde der heilige Geist den Menschen gegeben hat," nicht so vernachlässigt würde, wie es damals geschah, wo das Wort in Erfüllung ging: „die Kinder baten um Brod und Niemand war da, der es ihnen brach." Ist ja doch das Predigtamt eine der wichtigsten Obliegenheiten der Bischöfe selbst, die als Nachfolger der Apostel ausgesendet sind, das Evangelium zu verkünden, und daher, wenn sie persönlich an der Ausübung gehindert sind, die heiligste Pflicht haben, für taugliche Stellvertreter zu sorgen. Nur wenige Bischöfe kümmerten sich aber darum, und so konnte es auch kommen, daß das Volk sich in einer so gänzlichen Unkenntniß über die wahre Bedeutung des von den Almosensammlern so schnöde gemißbrauchten Gnadenschatzes des Ablasses befand. Schon frühere Concilien, das Lateranische zur Zeit Innocenz III., das von Lyon und von Vienne, eiferten gegen die Ablaßquästoren, deren „Böswilligkeit zur großen Aergerniß und Klage des Volkes täglich so anwuchs, daß keine Hoffnung zu ihrer Besserung mehr vorhanden war." Dieß Institut mußte abgeschafft werden, hier durfte kein Privilegium mehr schützen, und sollten „die himmlischen Schätze der Kirche nicht zur Gewinnsucht, sondern zur Frömmigkeit geübt werden," so mußte die Einsammlung der Almosen und Liebessteuern treu und durchaus ohne allen Lohn geschehen. —

Ein anderer Gegenstand, in welchem die Belehrung des Volkes zur Vermeidung von Aberglauben und Irrthum so außerordentlich nothwendig ist, damals aber nur zu sehr vernachläßigt wurde, ist die Lehre von der Fürbitte und Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Reliquien und der Ge-

brauch der Bilder. Hier bedurfte es allerdings des Unterrichts, „daß nicht geglaubt werden dürfe, den Bildern wohne eine Gottheit oder Kraft inne, wegen welcher sie verehrt werden sollen, oder als ob von ihnen etwas zu erbitten, oder das Vertrauen auf die Bildnisse zu setzen sey, wie ehemals die Heiden thaten, welche ihre Hoffnung auf die Götterbilder setzten, sondern daß die Ehre, die ihnen erwiesen wird, sich auf das Abgebildete beziehe, welches sie darstellen.“ Es mußte in Beziehung auf die Bilder, „auf denen Gott selbst dargestellt wurde, das Volk belehrt werden, daß dieß nicht deshalb geschehe, als ob die Gottheit mit leiblichen Augen gesehen oder mit Farben und Bildern ausgedrückt werden könne.“ Es bedurfte ferner einer Abstellung des schändlichen Gewinns, welcher mit dem Verkaufe von Reliquien getrieben wurde, es bedurfte der Vermeidung alles Schlüpfrigen dadurch, daß keine Bilder mit verführerischer Schönheit gemahlt oder ausgeziert würden u. dgl. mehr. —

In allen diesen Stücken zeigen sich unverkennbar die mannichfaltigen Gebrechen, die beseitigt, die reformirt werden mußten; aber es gab außerdem noch viele andere Dinge, die eben so dringend eine Verbesserung erforderten. Es war nicht allein das Predigtamt, welches die Geistlichen vernachlässigten, sondern auch ihren übrigen Berufspflichten kam eine große Anzahl gar nicht nach. Der Reichthum der Kirche setzte dieselbe in den Stand, auch sehr geringe Mühewaltungen doch schon mit einem großen Lohne zu vergelten, aber gerade dieß trug dazu bei, daß eine verderbliche Trägheit sich des Clerus überhaupt bemächtigte. Die Säcularisation des geistlichen Gutes, die neuere Schriftsteller unter den fictiven, juristischen Gesichtspunkt einer „Eroberung im Frieden“ gestellt haben, ist und bleibt ein Unrecht, dessen Erfolg sich in dem Mangel alles Segens für die Besitzer von Kirchengütern auf eine so verständliche Weise ausgesprochen hat, daß man wahrlich blind seyn müßte, um darin nicht Gottes Finger zu erkennen, aber dennoch darf mit Recht behauptet werden, der

Verlust, den die Kirche dadurch erlitten hat, war eine Wohlthat für sie. In jener Zeit aber, von welcher wir hier sprechen, war nun die Trägheit des Clerus und die Habsucht nach weltlichem Gute so hoch gestiegen, daß gerade in dieser Hinsicht eine Reformation unumgänglich nothwendig war. Die meisten Pfründner versahen ihre Aemter gar nicht selbst, sondern bestellten Vicarien, denen sie, während sie für ihre Person im Ueberfluße praßten, nur einen nothdürftigen Unterhalt verabreichten. Nachdem dieses Vicariatswesen allgemein Eingang gefunden hatte, so war die weitere Folge davon die, daß eine große Anzahl von Geistlichen sich auch gar nicht mehr für verpflichtet hielt, auf ihrer Pfründe zu residiren, sondern es vorzog allerhand andern Beschäftigungen nachzugehen, an den Höfen der Fürsten und Herren herumzuschweifen und sich um die ihnen anvertrauten Gläubigen nicht viel zu kümmern. Wenn sie also „nach der Söldlinge Art ihre Heerden verließen, und sich der Hut ihrer Schaafe, deren Blut aus ihren Händen von dem höchsten Richter gefordert wird, nicht widmeten", wie konnten sie dieß von denen fordern, die wirklich ihre und noch dazu schlecht belohnten Söldlinge waren. Will man sich eine ungefähre Vorstellung von dem damaligen Zustande machen, so denke man an die Verhältnisse in England, wo jenes verderbliche Vicariatssystem noch bis auf den heutigen Tag fortdauert, und wo man den Pfarrern überall, nur nicht bei ihren Gemeinden begegnet.

Trotz dessen, daß die angestellten Geistlichen es sich nicht angelegen seyn ließen, das ihnen von der Kirche anvertraute Amt zu verwalten, so war ihnen dieß doch gar oft kein Hinderniß, außer demselben noch ein anderes mit gleicher Untreue zu übernehmen; dieß gilt von Bischöfen, Priestern und andern Clerikern. „Wie glücklich ist derjenige zu schätzen, dem es zu Theil wird, eine einzige Kirche gut und fruchtbar und zum Heile seiner Gemeinde zu regieren, aber zugleich wie schwer und verantwortlich ist solches Amt!" Nichtsdestoweniger wurden die Beneficien cumulirt, als ob es sich bloß

darum handle, sich die Mittel zu verschaffen, um mehr als gemächlich zu leben. Es wäre daher dringend nothwendig gewesen, daß die Oberhirten der Kirche selbst mit gutem Beispiele der Mäßigkeit, der Bescheidenheit, der Enthaltsamkeit und der heiligen Demuth vorangegangen wären, alle Cumulationen der Kirchenämter gemieden und durch ein einfaches Leben den übrigen Geistlichen vorangeleuchtet hätten. Aber sie waren nicht mit einem bescheidenen Hausgeräthe und Tische, nicht mit mäßigem Unterhalte zufrieden und brauchten obenein die Einkünfte der Kirche dazu, um ihre Blutsverwandten und Hausfreunde zu bereichern, oder bedienten sich ihres Einflusses dazu, um ihnen vorzüglich die geistlichen Stellen zuzuwenden. Rechnet man dazu, daß so mancher hohe Prälat auch die Gebote der Keuschheit übertrat, so dienten ihm die Kirchenpfründen nicht selten zur Versorgung seiner Kinder und die Geschichte weiset leider auch das Beispiel mehrerer Päpste auf, welche auf diese Weise die Güter der Kirche benüzt haben. Ist der Nepotismus überhaupt eine Ursache großen Uebels — wie auch hierin England ein auffallendes Beispiel bietet — so mußte natürlich jene Art desselben am aller verderblichsten wirken.

Haben wir bei den bisherigen Betrachtungen jener Zeit vorzüglich den weltlichen Clerus im Auge gehabt, und ist der Religiosen keine Erwähnung geschehen, so könnte man vielleicht glauben, bei diesen habe die Verderbniß keinen Eingang gefunden, die Mauern ihrer Klöster hätten sie vor der Ansteckung bewahrt. Es hat Zeiten gegeben, wo die Regularen ein Muster für die Weltgeistlichkeit waren; man denke an die ersten Jahrhunderte der Kirche, an die Apostel Deutschlands, an die Klöster, welche auf dessen damals noch unwirthbarem Boden erblüheten, an das spätere Auftreten der Franziskaner und Dominicaner, ja man erinnere sich an die unzähligen Segnungen, welche die Klöster über Deutschland gebracht. Allein damals, im fünfzehnten Jahrhunderte, war es nicht also; auch in den Klöstern war alle

Zucht verfallen, und drinnen wie draußen fand der stets wachsame und umhergehende Feind Viele, die er verschlang. Die frommen Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams erschienen als eine unerträgliche Last; wie hätte es sonst geschehen können, daß im sechszehnten Jahrhunderte eine so große Zahl bei der ersten Gelegenheit, die sich ihnen bot, den vermeintlichen Kerker verließ, wenn hier nicht die ganze Wahrheit des Ausspruches, den der gottseelige Verfasser der Nachfolge Christi that: „die wohlbewahrte Zelle ist süß, die schlechtbewahrte ekelt an“, sich kund gegeben hätte. Hierzu kam noch ein äußerer Umstand, welcher den Klöstern eine Stellung gab, in welcher ihre Aebte einer zu großen Selbstständigkeit genossen. Es hatten früherhin mancherlei gute Gründe obgewaltet, einzelne Klöster von der Gewalt des Diöcesanbischofs zu eximiren, allein dergleichen Privilegien waren bis zum Extrem getrieben worden, so daß auch der Bischof, welcher ernstlich gegen den Verfall klösterlicher Zucht einschreiten wollte, gehindert war, entscheidend aufzutreten. So ausgedehnte Exemtionen waren mit der kirchlichen Ordnung und mit der eigentlichen Bedeutung der bischöflichen Gewalt nicht vereinbar, und es bedurfte daher dieser Zustand durchaus einer kräftigen Abhülfe.

Daß von allen jenen Uebeln der Zeit, welche zu verhehlen gar keine Ursache vorliegt, die Laien in gleichem Grade ergriffen waren und werden mußten, versteht sich, wenn auch das Zeugniß der Geschichte verloren gegangen wäre, von selbst. Hierzu kam aber auch der Umstand, daß gerade dasjenige kirchliche Institut, welches am tiefsten in das Leben der Laien eingreift, die Ehe wahrhaft einer Reformation benöthigt war. Zwar hatte die Kirche von jeher empfohlen, daß die Ehen unter kirchlichen Feierlichkeiten eingegangen würden. Hatten ja doch alle heidnischen Völker dieses Bündniß mit religiösen Ceremonien umgeben, die, so abgeschmackt sie auch bisweilen seyn mögen, doch den Grundsatz erkennen ließen, die Ehe werde in Beziehung auf die Gottheit geschlossen. Zum We-

sen der Ehe selbst gehörte freilich immer nur der gegenseitige Consens der beiden zu dieser Verbindung schreitenden Personen, der dahin gerichtet war, daß sie mit einander eine Ehe in Christo führen wollten; daher hat die Kirche mit Recht auch solche Ehen anerkannt, wo dieser Consens auch nicht gerade in einer besondern Form ausgedrückt wurde. Allein die formlosen Ehen waren des größten Mißbrauches fähig, sie zogen gar häufig Bigamie und Ehebruch nach sich, und darum forderte die Kirche immer dringender, daß die Ehen feierlich geschlossen würden. Das Uebel hatte so um sich gegriffen, daß kaum etwas Anderes übrig blieb, als durch ein ausdrückliches Gesetz die formlosen Ehen zu verbieten. —

Welches war nun das beste Mittel, allen diesen Uebeln, Gebrechen und Mißbräuchen, die wir mit Freimüthigkeit hervorgehoben haben, abzuhelfen? auf welche Weise ließ sich bei dem von Jahr zu Jahr zunehmenden Verfalle die Reformation bewerkstelligen? Es blieb nur das eine, wahrhaft angemessene und zugleich einzig rechtmäßige Mittel, die Wiederherstellung der kirchlichen Ordnung und Disciplin durch ein öcumenisches Concilium. Schon sonst hatten in den höchsten Gefahren der Christenheit die Päpste sich dieses Mittels bedient, und so wünschte es auch schon Papst Clemens VII. im Jahre 1532. Allerdings wäre es zu wünschen gewesen, nicht nur daß die Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts mehr geleistet hätten, sondern daß auch diese Versammlung früher hätte zusammen kommen können. Daß dieß nicht geschah, daran lag indessen die Schuld nicht allein an den Päpsten, sondern auch in den Zeitumständen überhaupt. Nachdem Paul III. sich überzeugt hatte, „daß die Gesinnungen der Fürsten, deren Zustimmung ganz besonders nützlich und dienlich für die Sache schien, nicht abgeneigt waren, so beraumte er ein öcumenisches Concilium nach Mantua an. Die Hoffnungen des Papstes wurden jedoch zerstört; die Stadt Mantua wurde ihm zum Sitze des Conciliums nur unter Bedingungen bewilligt, welche den bestehenden kirchlichen Einrichtungen, dem Zustande der Zeiten und

der Würde und Freiheit des päpstlichen Stuhls so wie des kirchlichen Namens gänzlich fremd waren. Es wurde also nöthig, einen andern Ort auszuwählen; da sich ein solcher nicht sogleich fand, so mußte einstweilen die Eröffnung des Conciliums auf mehrere Monate verschoben werden. Unterdessen griffen die Türken mit einer großen Flotte Italien an, plünderten mehrere apulische Küstenstädte, und schleppten die Einwohner mit sich in die Gefangenschaft fort. Auch der Kirchenstaat war in dringender Gefahr, dessenungeachtet ließ der Papst nicht ab, fortwährend mit den Fürsten über den zur Haltung des Conciliums schicklichen Ort zu berathen. Da man aber immer nicht zu einem Resultate kommen konnte, so entschied sich der Papst für Vicenza, und setzte die Eröffnung der öcumenischen Synode auf den Mai des Jahres 1530 an. Nach langem Bitten und Flehen gelang es dem heiligen Vater, den Kaiser Karl V. und den König Franz I. zu einer Zusammenkunft zu bewegen; er ermahnte sie, „ihre Rathschläge auf die gemeinsame Wohlfahrt der Christenheit zu richten, denn sie, denen vorzüglich zur Erhaltung der christlichen Kirche ihre Macht zugetheilt sey, müßten, wenn sie Jenes nicht thäten, dereinst Gott strenge und ernste Rechenschaft ablegen“. Die Zusammenkunft wurde zu Nizza gehalten, und in seinem hohen Greisenalter unternahm der Papst, Gott und der Wiederherstellung des Friedens zu Lieb, eben dahin den weiten Weg; auch sandte er zur Eröffnung des Concils drei Cardinäle als Legaten nach Vicenza. Trotz aller Bemühungen bewirkte der Papst doch keinen Frieden, sondern nur einen Waffenstillstand. Die Fürsten, vom heiligen Vater ersucht, zum Concilium zu kommen, entschuldigten sich und in Vicenza selbst waren nur so wenige Prälaten versammelt, daß an einen Anfang gar nicht zu denken war; daher abermaliger Aufschub. Jetzt verlangten die Fürsten allgemein, daß das Concilium erst nach Abschluß des Friedens gehalten werden sollte, und so blieb dem Papste nichts mehr übrig, als dasselbe zu suspendiren. So ging es fort und

fort, es reihete sich ein Unfall an den andern, und es luden wahrlich die Fürsten, die unter jenen Umständen ihre Streitigkeiten nicht ruhen ließen, eine große Schuld auf ihr Haupt. Da mußte denn freilich der Papst inne werden, daß er nicht länger zögern dürfe, daß zuletzt für die Eröffnung eines Conciliums, welches dringend nothwendig sey, jede Zeit recht sey, und so wurde Trient als der am günstigsten gelegene Ort ausgewählt und hier am 13ten Tage des Monats December im Jahre des Herrn 1545 die erste Sitzung des hochheiligen, allgültigen und allgemeinen Conciliums gehalten. —

Wir haben es uns hier nicht als unsere Aufgabe gestellt, eine Geschichte des Conciliums selbst mitzutheilen, sondern nur darauf hinzuweisen, was dasselbe für Mittel angeordnet hat, um die nothwendige Reformation zu bewerkstelligen. Wenn man sich die Mühe geben will, die Beschlüsse dieser öcumenischen Synode auch nur oberflächlich zu durchblättern, so wird man, außer der erforderlichen scharfen Bestimmung einzelner damals angefochtener Dogmen der Kirche, eine Mehrzahl von Kapiteln finden, welche die Ueberschrift: de Reformatione führen, und somit bildet die Reformation den ganz eigentlichen Gegenstand der Verhandlungen des Kirchenrathes. Zur Uebersicht möge aber doch Folgendes im Einzelnen angeführt werden:

5te Sitzung. Reformationsdecret. Kap. 1. Von der Herstellung oder Einführung der Vorlesung der heiligen Schriften. Kap. 2. Von den Predigern des göttlichen Wortes und den Almosensammlern.

6te Sitzung. Reformationsdecret. Kap. 1. Von der Pflicht der Kirchenprälaten zur Anwesenheit bei ihren Kirchen. Kap. 2. Von der Anwesenheit der minder Verpfründeten, und wie sie abwesend seyn dürfen. Kap. 3. Von der Zurechtweisung der Welt- und Ordensgeistlichen außer dem Kloster durch die Ordinarien. Kap. 4. Von der Visitation jeglicher Kirchen durch die Bischöfe.

7te Sitzung. Reformationsdecret. Kap. 1. Wer des Vor-

standes der Kathedralkirchen fähig sey. Kap. 2. Daß Jeglicher nur Einer Kirche vorstehen dürfe. Kap. 3. Daß die Beneficien nur tauglichen Personen ertheilt werden sollen. Kap. 4. Daß die Inhaber mehrerer Beneficien gegen die Canones, derselben beraubt werden sollen u. s. w., noch eilf Kapitel.

13te Sitzung. Reformationsdecret. Kap. 1. Von der Zurechtweisung der Untergebenen durch die Bischöfe, und daß davon nicht appellirt werden dürfe u. s. w.; im Kap. 2. bis 8.

14te Sitzung. Reformationsdecret. Vorwort: Es ist das Amt der Bischöfe, die ihnen Untergebenen, vorzüglich diejenigen, welche eine Seelsorge zu verwalten haben, an ihre Pflicht zu mahnen. — Die nunmehr folgenden Kapitel handeln von den Bedingungen der Ordination.

21ste Sitzung. Reformationsdecret. Kap. 1. Die Bischöfe sollen sowohl die Weihen, als auch die Dimissorialien unentgeltlich ertheilen. Kap. 2. Es sollen diejenigen, welche keinen Lebensunterhalt haben, von den heiligen Weihen ausgeschlossen bleiben. Kap. 6. Unerfahrenen Vorstehern sollen Vicarien mit einem Antheile an den Früchten beigeordnet werden; diejenigen, welche fortdauernd ein Aergerniß geben, können ihrer Beneficien beraubt werden. Kap. 9. Der Name und der Gebrauch der Almosenquästoren wird aufgehoben. Ablässe und geistige Gnaden sind von den Ordinarien zu verkünden.

22ste Sitzung. Reformationsdecret. Kap. 1. Die Canones über den Lebenswandel und die Ehrbarkeit der Cleriker werden von Neuem eingeschärft u. s. w.; in noch 10 Kapiteln.

23ste Sitzung. Reformationsdecret. Kap. 1. Die Nachlässigkeit der Vorsteher der Kirchen in Betreff der Residenz soll auf alle Weise bezwungen und für die Seelsorge Vorsorge getroffen werden. Kap. 7. Die zu Ordinirenden sollen von Männern, die des göttlichen und weltlichen Rechtes kundig sind, geprüft werden. Kap. 18. Von der Errichtung der Knaben-Seminarien.

24ste Sitzung. Reformationsdecret. Kap. 1. Von der

Vorschrift, wie bei der Wahl der Bischöfe und Cardinäle zu verfahren sey. Kap. 2. Alle drei Jahre sollen Provincialsynoden und einmal jährlich Diöcesansynoden gehalten werden. Kap. 3. Auf welche Weise die Visitation von den Prälaten anzustellen ist. Die Pfarrkirche soll am Sonntage besucht werden, um das Wort Gottes zu hören. Kap. 7. Die Kraft der Sakramente soll, bevor man sie dem Volke administrirt, von dem Bischofe oder dem Pfarrer erklärt werden. Kap. 17. Art und Weise, wie die Beneficien zu verleihen sind, und wenn mehrere behalten werden dürfen. — Reformationsdecret in Betreff der Ehe. Kap. 1. Daß die Ehen in Gegenwart des Pfarrers und zweier Zeugen eingegangen werden müssen; außerdem noch 9 Kapitel über diesen Gegenstand.

25ste Sitzung. Reformationsdecret. Kap. 1. Die Cardinäle und alle Kirchenprälaten sollen einen mäßigen Hausrath und Tisch halten; ihre Freunde und Verwandte sollen sie nicht aus den Kirchengütern bereichern. Kap. 3. Das Schwert der Excommunication soll nicht unvorsichtig gebraucht werden. Kap. 14. Vorschrift für das Verfahren gegen die Cleriker, welche die Cölibatsgesetze übertreten. Kap. 16. Curatbeneficien sollen nicht in einfache verwandelt werden, und derjenige, dem die Seelsorge übertragen ist, soll als Vicar einen angemessenen Theil der Einkünfte erhalten. Kap. 17. Die Bischöfe sollen ihre Würde durch Ernst der Sitten bekunden, und sich nicht in unwürdiger Herablassung mit den königlichen Dienern abgeben. Kap. 18. Die Kirchengesetze sollen ganz genau beachtet werden; wenn aber eine Dispensation eintritt, so soll dieß wirksam und unentgeltlich geschehen. Kap. 19. Der Zweikampf wird mit den schwersten Strafen geahndet.

In den obigen Beispielen sind aber nur einige, keineswegs alle Verbesserungen hervorgehoben worden, welche das Concilium von Trient angeordnet hat; allein aus ihnen wird schon genug erhellen, wie die Hoffnungen der Zeit und die Ansprüche, die man an die Väter der Kirche in Betreff der Reformation gestellt hat, nicht getäuscht wurden und nicht un-

befriedigt geblieben sind. Es sey indessen vergönnt, auf einige Punkte noch näher einzugehen. Nur mit Unrecht würde uns wohl in Betreff unserer Bemerkungen ein Mangel an Offenheit vorgeworfen werden; wir haben mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit die Gebrechen der kirchlichen Disciplin aufgedeckt; sollte der Eine oder der Andere in unserer, zu diesem Zwecke gemachten Darstellung sogar eine tiefere Einsicht finden, so würden wir ihm ohne Erröthen beistimmen, denn alle jene Bekenntnisse beruhen nicht etwa auf einem besondern Verdienste der Freimüthigkeit von unserer Seite, sondern die erheblichsten oben angeführten Punkte sind sämmtlich auch aus dem Concilium von Trient entlehnt und durch Anführungszeichen kenntlich gemacht worden. Somit hat also die Kirche im sechszehnten Jahrhundert selbst nicht das mindeste Hehl hinsichtlich der Mißbräuche gemacht, welche sich in ihre Disciplin in einem so hohen Grade eingeschlichen hatten, daß es einer so gründlichen Reformation derselben bedurfte, wie auch nicht leicht in einer früheren Zeit.

Ueberhaupt aber glaube man doch nicht, daß das Wort Reformation der Kirche so fremd sey, sie will nichts weiter als Reformation, und Reformation ist ihr steter Ruf an das Menschengeschlecht im Ganzen, so wie an ihre einzelnen Glieder. So förderte das Concilium von Trient die Reformation des Lebenswandels des Clerus in der Weise, „daß diejenigen, welche sich den Herrn als Loos erwählt, sich durch ihr ganzes Benehmen und Verhalten, in Rede und überhaupt in jedweder Weise, nicht anders als ernst und erfüllt von der Heiligkeit der Religion zeigen und selbst die kleineren Gebrechen, die für sie sogar als große erscheinen, fliehen sollten, so daß ihre Handlungen Allen Ehrfurcht einflößten. Es setzte daher die heilige Synode fest, von je größerem Nutzen und höherem Sinn für die Kirche Gottes diese Dinge sind, daß sie um so sorgfältiger beachtet werden sollten, und daß dasjenige, was von Päpsten und Concilien über Lebenswandel und Ehrbarkeit den Geistlichen vorgeschrieben war, beobachtet werden solle,

und daß die Vergehungen der Geistlichen mit noch härterer Strafe als früher zu belegen seyen. Insbesondere aber wird den Bischöfen eingeschärft, daß sie vor Allem darauf achten sollen, nur taugliche Personen zu den heiligen Weihen zu promoviren und vorzüglich darüber zu wachen, daß das so verantwortliche Predigtamt nicht ungeschickt verwaltet werde, und daß man auf alle Weise durch Lehre und Unterricht dem Irrthum, Mißverständnisse und Aberglauben entgegenarbeite. Sie sollen daher ihre Cleriker ermahnen, dem Volke auch mit gutem Beispiele voranzugehen, damit auch an ihnen vorzugsweise der göttliche Ausspruch in Erfüllung gehe: Ihr sollt heilig seyn, weil Ich heilig bin, und daß das Wort des Apostels bei ihnen Anwendung finde: Ihr sollt keinem irgend einen Anstoß geben, damit nicht das Amt, dem ihr vorstehet, getadelt werde, sondern in allen Dingen sollen sie sich zeigen als die Diener Gottes, damit es nicht von ihnen heiße, was der Prophet sagt: die Priester Gottes beflecken das Heiligthum und verwerfen das Gesetz. Ein ganz besonderes Gewicht legte aber der heilige Kirchenrath auf das Predigtamt; es sollten daher die Bischöfe gerade in dieser Hinsicht die Geistlichen streng, und zwar auch mit Entziehung der Einkünfte zu ihrer Pflicht anhalten. Nicht minder wurde die Cumulation der Beneficien aufs strengste verboten. Kurz, es ist kein einziges Punkt, in welchem sich dieß oder jenes mangelhaft gezeigt hätte, wo nicht von dem Concilium wirklich die Besserung angeordnet worden wäre? Man bedient sich daher, da diese Synode eine wahrhaft reformatorische gewesen ist, mit vollkommenem Rechte des Ausdruckes Reformation in Beziehung auf die gründliche Realisirung, welche in der kirchlichen Disciplin bewerkstelligt wurde, und somit haben wir in der Kirche wirklich und wahrhaft eine im sechszehnten Jahrhunderte durchgeführte Reformation.

Aber das Dogma blieb ja unverändert? ja, Gott sey Dank, daß er in dieser Hinsicht die Kirche durch den Beistand des heiligen Geistes unfehlbar gemacht hat; nur die äußere,



den Menschen anheimgegebene Seite der Kirche ist veränderlich und darum, wenn sie durch die Menschen auf eine schlechte Weise verändert worden ist, einer Reformation bedürftig. Und somit wollen wir uns freuen, daß eine solche Reformation eingetreten ist, in Betreff welcher wir nur wünschen könnten, daß von Allen ohne Unterschied des Conciliums rechtmässige Autorität, an welches auch eine Zeit lang von Allen gemeinschaftlich appellirt wurde, anerkannt worden wäre. Leider haben aber die unglücklichen politischen Zwistigkeiten, von denen eben die Rede war, die Eröffnung des Conciliums in eine Zeit hinausgeschoben, wo neben derjenigen Richtung, die eifrig auf Realisirung in der Disciplin drang, noch jene andere, welche irrthümlich der Kirche Irrthum im Glauben vorwarf und daher ihre Autorität leugnete, sich schon so entscheidend geltend machte, daß sie den Namen Reformation mißdeutend auch auf die Lehre bezog, und somit jene Spaltung im Glauben herbeiführte, welche leider bis auf den heutigen Tag durch die Christenheit hindurchgehet. —

X.

Eine Prophezeihung des jungen Deutschlands.

Als wir, drei Monate nach dem Kölner Ereigniß, das Erscheinen dieser Blätter ankündigten, erhob sich im Lande der helmumflatterten Hyperboräer, von dem die Sage meldet, daß die Sonne der Aufklärung dort nie untergehe, kein geringer Halloh. Man erwartete von uns, oder that wenigstens desgleichen, als würden wir, Besessenen gleich, mit schäumendem Munde, heulend wie Wölfe und brüllend wie Löwen, in blinder Wuth über unsere Gegner herstürzen, und Keinrr von Allen, die sich je auf das Protestiren verlegt, werde Gnade vor unseren Augen finden.

Schon der angekündigte Titel erschien Manchen als ein sacrilegisches Attentat an den heiligsten Interessen der aufgeklärten Menschheit. Daß es eine historisch-politische Zeitschrift nur wage, sich an das katholische Deutschland zu wenden, und daß sie mit jedem neuen Hefte aufs Neue Jedem kund und zu wissen thun werde, sie sey für Katholiken bestimmt, dieß war in der That mehr als man vertragen konnte. Seit drei Jahrhunderten hatte man ja schon so oft gemeldet: die altersschwache katholische Kirche habe nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse dieses Leben mit einem besseren vertauscht; man hatte alle Freunde und Gönner zur stillen Theilnahme eingeladen, das feierliche requiescat in pace ihr gesungen und ein Kenotaphium der Verblichenen errichtet. Ein so gröbliches Verkennen des Zeitgeistes ließ daher das Schlimmste befürchten. Denn was die Gegner der Kirche für Wahrheit gehalten, das hatten sie für die allgemeine katholische Wahrheit ausgegeben, und ihm, wie sie meinten, bei allen Wechselbänken der Humanität und Wissenschaft volle Geltung al Pari, ohne Prüfung und Sichtzeit verschafft. Da wird plötzlich, wo man es am wenigsten erwartete, hiegegen feierlicher Protest eingelegt, die ausgestellten Wechsel werden nicht honorirt, der ganze Credit des Handlungshauses Aufklärung und Compagnie, selige Wittwe, sieht sich bedroht.

Dieß war es, ohne Zweifel, was die gewaltigen Nordlandshelden, die großen Goliathiden so außer Fassung brachte, daß sie im voraus schon gegen das neugeborne Kind, dessen Unschuld noch die der unschuldigen Isabella übertraf, grimmiglich zu wüthen begannen. Denn was wäre sonst bei dieser ganzen Sache so absonderliches gewesen? Hat man ja doch Kalender, Kirchen, Schulen und Universitäten für Katholiken und andere für Protestanten, warum nicht auch ein Journal für das katholische Deutschland, da das protestantische mehr denn hundert für sich besitzt. Wie nun aber der Schreck bekanntlich störend und verwirrend auf die Einbildungskraft wirkt, so machte man sich auch allerlei abentheuerliche Vor-

stellungen von dem Einbruche der neuen Feinde, der bekannten Dunkelmänner, die in den Gemächern des Jammers und des Elends wohnen. Alles, was man in der alten Rüstkammer der Polemik aufbewahrt hatte, suchte man hervor, um uns damit würdig auszustaffiren. Man dachte sich, es sollte ein Hauptspektakel, ein großer Herentanz bei beleuchtetem Hause aufgeführt werden. Die ganze thebaische Legion mit dem grossen Mörser von Antwerpen und den blutigen Fahnen der Bartholomäusnacht würde in Reih und Glied aufmarschirt kommen, unter einer Beleuchtung von Feuerrädern und vergifteten Raketen. Auf der Mitte der Bühne sollten Scheiterhaufen errichtet und Auto da Fe's abgehalten werden. Im Hintergrunde aber würden alle Ungethüme der Fabelwelt, die vier gewaltigen Elephanten, die die Erde auf dem Rücken tragen und sämmtliche Riesenschlangen des großen Milch- und Eismeeres der indischen und nordischen Mythologie erscheinen, in ihrer Mitte der gewitterrauschbartige alte grimme Gott Thor auf dem Donnerwagen einherfahrend, den zerstörenden Hammer in die Saaten friedlicher Menschen hinabschleudernd. Kein Wunder also, daß die alten kupfernen Wetterhahnen auf den Thürmen alsobald zu krähen anfingen, daß von allen Warten Sturm geläutet und geblasen wurde und die Burgwächter zu rufen anhuben:

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Was die Glocke hat geschlagen,
Bringet Feuer, bringet Licht,
Eilt herbei und zögert nicht,
Daß dem Staat kein Schaden geschicht
Von den Jesuiten!

Als Feldgeschrei für den beginnenden Kampf verkündeten dann die Herolde, die der gesammten Staatsdienerschaft voranschritten:

Hört ihr Herrn, so soll es werden:
Gott im Himmel, wir auf Erden,
Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut
Fort die Jesuiten!

Im Feuer des heiligen Eifers hielt man uns schon im voraus lange Strafpredigten über alle die Majestätsbeleidigungen, die wir künftig begehen würden; die Leipziger Allgemeine Zeitung verkündete unsere staatsgefährlichen Dogmen a priori und der deutsche Courier meldete, die preußische Regierung habe, überzeugt von unserem gefährlichen Beginnen, die historisch=politischen Blätter, ehe sie erschienen, auf das strengste verboten.

Hatte sich nun einerseits die Ritterschaft voll Furcht und Schreck unter ihrer heiligen Oriflamme versammelt, so wünschte sie andrerseits auch von ganzem Herzen, daß wir es doch ja recht toll machen, und blinden Grimmes, unbehelmt und unbehüt, gleich den alten Berserkern, die Fehde anheben möchten. So dachte man am leichtesten mit uns fertig zu werden, und ließ es auch nicht daran fehlen, uns auf jede Weise zu reizen. Denn die Edelen meinten mit uns dasselbe ehrlose Spiel spielen zu können, womit sie einen so ruhmvollen Sieg über die neue Würzburger Zeitung davongetragen. Würden wir uns in der Hitze des Unwillens über ungerechte Schmähungen zu unbesonnenen, maaßlosen Aeußerungen hinreißen lassen, dann dachte man, uneingedenk der eigenen, zehnfach größern Sünden, über Mißbrauch der Presse, Aufhetzung zum Bürgerkrieg und zu Revolt, Verletzung der geheiligten Majestät und dergleichen mehr, so lange Zeter zu rufen, und der Majorität am Bundestage gewiß, alle Regierungen zu unserer Unterdrückung aufzufordern, bis der todgehetzte Hirsch halali sey und auch wir, gleich dem Redakteur der Würzburger Zeitung erklären müßten, wir seyen genöthigt, von der Leitung dieser Blätter zurückzutreten. Ein Verbot von Seite Preußens beim Erscheinen des ersten Heftes wäre dann der erste Schritt zu unserm Verderben gewesen, und mit Ungeduld harrte man der Scandale, die wir zum Besten geben sollten.

Wir unserer Seits hatten zu all diesen schmeichelhaften Erwartungen nicht die geringste Veranlassung gegeben, noch weniger hatten wir Lust, ihnen zu entsprechen.

Wir hatten nichts weniger als ein Hauptspektakel angesagt, sondern ganz prosaisch angekündigt: „unsere und unserer Freunde Absicht sey bei diesem Unternehmen ausschließlich darauf gerichtet, in politischer wie in kirchlicher Hinsicht der Wahrheit ohne Haß und ohne Furcht zu dienen, zugleich aber auch durch den Ton unserer Mittheilungen und Erörterungen die Ehrfurcht zu bekunden, die wir unserm Gegenstande schuldig seyen. Die Ueberzeugung des katholischen Deutschlands auf eine seiner würdige Weise zu vertreten, das sey unsere Aufgabe".

Ob wir dieß erfüllt haben oder nicht, darüber mögen Andere urtheilen, daß sich aber jene Edelen in ihren wohlgemeinten Erwartungen auf das schmerzlichste getäuscht sahen, davon gaben sie uns bald die unzweideutigsten Beweise. Denn von Allem, was sie gehofft, geschah nichts. Von dem großen Theaterspuk, von Feuerrädern und Raketen war keine Rede. Man hatte geglaubt, wir würden uns an die Leidenschaften wenden, allein wir redeten die Sprache der Besonnenheit und Vernunft. Auf persönliche Invectiven und Gehässigkeiten aller Art hatte man gerechnet, und sah sie gänzlich vermieden. Man hatte sich überredet, das neugeborne Kind würde Tag und Nacht: Clemens Augustus Athanasius, und Athanasius Clemens Augustus! schreien, als ob es in der ganzen Welt nichts gäbe, als Köln und wieder Köln. Nun aber erschienen die beiden ersten Hefte, und der Name Clemens Augustus und Athanasius wurde nicht einmal genannt, ja sie thaten fast, als ob Köln gar nicht in der Welt existire. Und als endlich diese Angelegenheit zur Sprache gebracht wurde, geschah es nicht in der erwarteten Lamennaischen Jakobiner Weise, sondern mit aller der Rücksicht, die eine legitime Regierung verlangen kann. Und somit fand man sich denn auch in einer andern Erwartung getäuscht; die preußische Regierung hielt ein Verbot nicht für geziemend, das ihr mit Recht den Ruf der intolerantesten Geistesunterdrückung zugezogen hätte, indem es so gut wie eine Erklärung gewesen

wäre, das sie jede vernünftige Discussion abweise und an die Intelligenz der Bajonette appellire.

Was unsere Gegner noch insbesondere verdroß, war, daß wir es aus guten Gründen vor der Herausgabe zum Gesetze gemacht, keinen Namen, außer auf ausdrückliches Verlangen, zu nennen. So standen sie nun mit verbundenen Augen da, wollten sie an einem ihren Zorn auslassen, so wußten sie nicht an wen die Rede richten, und da die Divinationsgabe eben nicht zu ihren besondern Talenten gehört, so schlugen sie in der Regel falsch; der Schlag traf gerade in die Mitte, und der, dem er eigentlich galt, so wie der, auf den er zufällig geführt war, lachten über den blinden Zorneseifer.

Diesen so arg getäuschten Zuschauern war es darum nicht übel zu nehmen, wenn sie nun beschämt über den gemachten Allarm sich mißmuthig nach Hause schlichen. Dieß war ganz in der Ordnung, und wir wären größere Thoren, als sie selbst gewesen, wenn wir etwas Anderes von ihnen erwartet hätten, ist ja unsere Bekanntschaft nicht erst von heute.

Wer konnte es ihnen daher verdenken, wenn sie nun zur Satisfaktion beim Nachhausegehen so etwas in den Bart hineinbrummten von „namenlosen Kutten, Fledermäusen, Sumpflichtern, Dämmerschein, Schülerarbeit, mattherzigen lithographirten Copien, historisch-politischem Klingklang und verrosteten Kuhschellen“.

Allein hiebei ließen sie es nicht. Da sie sich die Welt nun einmal nicht anders gesinnt denken können, als sie selbst, so meinten sie: mit ihnen sey Alles nach Hause gelaufen und wir allein auf der Bühne zurückgeblieben. In dieser angenehmen Täuschung, die nicht geringer war als die erstere, machten sie sich das unschuldige Vergnügen, unseren baldigen Tod zu prophezeihen und sich mit dieser seligen Hoffnung zu trösten.

Dieß ist ohngefähr der Gang der Sache. Zu denen, welche sich dieser Reihe von Täuschungen hingegeben, gehört auch das junge Deutschland. Keines seiner Organe aber hat

sie mit größerer Naivität selber dargestellt, als der Telegraph für Deutschland, Mai Nro. 88, in einem Artikel, der die Ueberschrift führt: „Die Münchner historisch-politischen Blätter". Wir haben daher unsern Lesern das Vergnügen nicht vorenthalten wollen, und theilen ihn hier, ohne ein Wort davon zu nehmen oder zuzusetzen, mit. Die telegraphische Depesche beginnt mit den abentheuerlichen Erwartungen, die man aus unserer Ankündigung herausgelesen, und endet mit der erwähnten Prophezeihung, sie lautet also:

Ein großer Kreuzzug war von München aus angesagt, mindestens eine prachtvolle Frohnleichnamsprozession; Görres als Gottfried von Bouillon an der Spitze, um ihn her die vier Verfasser des im Athanasius mitgetheilten Gutachtens als Baldachinträger, voran vier Staabstrompeter, dazwischen päpstliche Nuntien, Ritter vom goldenen Sporn, Ritter des St. Georgordens, Weltpriester, Bischöfe mit dem Schwert gegürtet, Hellebardierer, seraphische Doktoren, Hartschiere, kurz eine prächtige Scene, auf welche man sich bei allen Postämtern mit 6 fl. für das ganze Jahr 1838 hindurch bei Zeiten abonniren sollte. Der Straßburger Münster, der Kölner Dom, die Kathedrale von Regensburg, alle berühmten Denkmäler der alten Zeit sollten daran als Mitarbeiter auftreten, die 11,000 Jungfrauen in Köln sollten aus dem Grabe auferstehen und Abonnenten sammeln. Das katholische Deutschland hatte man schon an allen vier Zipfeln gefaßt und wollte es von dem protestantischen abreißen. Es sollte eine ganz neue Landkarte von Deutschland gemacht werden, eine Spezialkarte, wo nur die katholischen Gegenden als festes Land, die protestantischen aber als Sümpfe, Sandwüsten und todte Meere bezeichnet werden sollten. Man wollte drei Jahrhunderte auf dem Rost verbrennen, Luthern aus der Geschichte wie einen Schreibfehler der Clio ausradiren; man wollte mit der Asche des Scheiterhaufens, auf welchem Huß verbrannt wurde, eine Demarkationslinie ausstreuen, um des eigentlichen ächten Germaniens natürliche Gränze zu ziehen. Siehe aber, würde Görres in seiner Art sagen, das Werk wurde eitel Thorheit und Flickwerk. Statt eines Kreuzzuges oder wenigstens eines Frohnleichnamszuges huschen bloß im Dämmerschein einige namenlosen Kutten an den Häusern entlang, schwirren nur einige Fledermäuse in gräßlicher Mißgestalt um unser Haupt. Die Könige sind nicht gekommen, und das einmal angerichtete Essen muß nun von den Köchen selber und den Lakayen aufgegessen

werden. Das große Feuerwerk ist abgesagt und die Raketenmeister gehen traurig mit dünnen Stumpflichtern zwischen den prächtigen Feuerrädern und bengalischen Glorien einher, die sie dem Publikum versprochen hatten. Droht ein Regenguß oder merken die Feuerwerker, daß ihnen ein Schalk die Schwärmer statt mit Pulver, mit Sand gefüllt hat?

Die „historisch-politischen Blätter" geben sich das Ansehen, als wenn ihnen äußere Hemmnisse die Entfaltung einer größern Kraft untersagten; indessen kömmt das matte Ansehen nur von dem Widerspruche her, der in dem Systeme selbst liegt, welches diese polemische Erscheinung hervorrief. In der Polemik kann man nicht homöopathisch heilen: man kann auch in der Politik nicht Gleiches durch Gleiches widerlegen und den Satan durch Beelzebub austreiben. Gegen die Legitimität für die Legitimität durch die Legitimität streiten wollen, wie diese „historisch-politischen Blätter", ist eine todtgeborne Anstrengung. Es gibt nur zwei Sprachen, die alle Reize und Schönheiten der Entschiedenheit für sich haben, Für und Wider. Jede Vermittelung, wo das Viertel gegen das Achtel, das Drittel gegen das Neuntel einer Meinung kämpft, ist etwas Unnatürliches, wenigstens etwas Schwächliches und auch von der Lüge kaum zu Unterscheidendes. Es macht einen erbärmlichen Eindruck, wie diese Blätter bei allen ihren Angriffen gegen die bestehenden Staatsgewalten doch immer demüthigst versichern, daß sie Freunde der Monarchie, der Legitimität, der wahren dynastischen Interessen sind, daß man ihre Liebe verkenne, ihre Freundschaft geringer achte, als die Nebenbuhlerei liberaler Tendenzen, mit welchen Thron und Altar nur leider allzusehr unterhandelten! Es liegt in der erlogenen Stellung dieser Parthei, daß Geist und Kraft dabei in einer schwächlichen, unendlichen homöopathischen Verdünnung auftreten müssen.

Erst das dritte Heft der historisch-politischen Blätter erwähnt der Kölner Differenzen, und befehdet einige darüber laut gewordene Stimmen. Der Artikel ist eine Schülerarbeit, wahrscheinlich aus der Feder des jungen Görres, einer mattherzigen lithographirten Kopie seines Vaters. Man sieht den Rothstift des Vaters, der die Arbeit durchsah und sie hie und da zurecht stutzte, um von dem Kinde keine Schande zu erleben. Die Polemik gegen die Leipziger Allg. Zeitung wird diese wohl selbst zu beantworten wissen; die gegen die Einmischung des „jungen Deutschlands" in die Kölner Debatte verdient aber eine kurze Rüge.

Es entsprach den jesuitischen Maximen, welche Römischerseits in

dem schwebenden Kampfe obwalten, daß Michelis an Binterim schreibt: Nur ja den Fürsten vorgeredet, daß die Interessen der Hierarchie auch die der Monarchie wären, daß es nur einen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen gäbe, die Revolution u. s. w. Ebenso hat man neuerdings Preußen dadurch zu erschrecken gesucht, daß es in Gefahr gerathen könne, sich zum Bundesgenossen des „jungen Deutschlands" zu machen. Einige Aufsätze im Telegraphen, Gutzkow's Schrift gegen Görres gaben die Veranlassung zu diesem Stratagem, welches von mehren Seiten gegen die Preußische Regierung schon benutzt wurde. Auch die Münchner Blätter wiederholen die Maxime und zeichnen sich nur durch die neue Wendung aus, daß sie sagen: nicht Preußen habe die aufgeregte werdende Literatur in sein Interesse gezogen, sondern diese selbst spiele den Protektor und wäre so gnädig, den Preußischen Adler in jenes Nest aufzunehmen, wo Clemens Brentano das „junge Katzenellenbogen" hausen läßt. Bei dieser naiven Auffassung wird wenigstens der Charakter der Betheiligten geschont, indem Preußen consequent genug wäre, Streitschriften von jener Seite her zu unterdrücken, und anderseits das „junge Deutschland" sich doch nicht überwinden könne, in seine Vertheidigung der Preußischen Maaßregeln Dinge einzumischen, von denen es voraussehen konnte, daß man sie in Berlin als nicht zur Sache gehörig sogleich verwerfen würde. Es kann also nur die irreligiöse Richtung des jungen Deutschlands überhaupt seyn, die es theilweise zur Einmischung in die Kölner Debatten verleitete. Hier bleibt wenigstens ein Charakter, wenn auch ein schlechter, in Ehren! Anderswo wird geradezu von einer Untreue gegen sich selbst gesprochen. Dies geschieht bei jenen Leuten, die gern die Bezeichnung eines „jungen Deutschlands" zum Sündenbock aller möglichen Dummheiten hätten machen mögen, gerade wie vor sechs Jahren kein Schriftsteller so trivial und albern war, der nicht an Börne (vulgo Baruch, wie man damals sagte) zum Ritter werden wollte. Diesen Dummköpfen wäre nichts lieber, als wenn das „junge Deutschland" eine Rotte von Menschen wäre, die nur deßhalb Unsinn triebe, damit jene gegen sie schreiben können. Seitdem das „junge Deutschland" nicht mehr die Weiber emanzipiren, die Güter vertheilen, Gott im Himmel abschaffen will, ist den Tugendhelden kein Stiel oder Styl recht; alle ihre schönen Widerlegungsschriften sind in den Wind gerathen. Das „junge Deutschland will sich nicht bequemen, auf dem Kopf zu stehen, mit den Händen zu laufen, mit den Beinen zu essen, es will sich gar nicht anschicken, mit den Kegeln nach den Kugeln zu schieben, drei mal drei für zehn auszugeben, mit bloßem Kopf über die

Marktplätze zu laufen, überhaupt gar nichts Dummes, Gotteslästerliches, Unsittliches, und Niederträchtiges zu begehen; daher denn der Spektakel über Gesinnungslosigkeit, umgewandte Monturen und gemachte Zugeständnisse. Es ist schade um die viele Tugend und Weisheit, daß sich das Laster und die Dummheit nicht finden wollen, denen gegenüber jene sich gern brüsten und herausstellen möchten!

An einem schönen Morgen, wenn die Lerche jubelt und der Morgenthau recht in der Sonne blinkt, wird es plötzlich heißen: Die Münchner historisch-politischen Blätter sind eingegangen! Sie werden thun als müßten sie den Umständen weichen, während sie nur aus Mangel an Theilnahme sterben werden. Von dem goldenen Vließ, das sie versprochen, wird nichts übrig bleiben, als ein wenig Wolle, die der Wind als Altenweibersommer an die gelben, verwelkenden Blätter des Herbstes spielen wird. Sie werden die Zeit, wo die Astern blühen, nicht überdauern.

Diese Prophezeihung publizirte der Hamburger Telegraph im Monat Mai, da nun gegenwärtig die Zeit gekommen, wo die Astern blühen, so hat ein anderer Hamburger Briefsteller ohne Zweifel geglaubt, sie müsse sich nun nachgerade realisiren, und somit lesen wir in dem sogenannten Hamburger „unpartheischen" Correspondenten in einem Schreiben, angeblich aus München, eine Notiz über unsere Blätter, die der Depesche des Telegraphen, wie eine Grille der andern gleicht und also lautet:

Fast scheint unsre Stadt vom Schicksal dazu bestimmt zu seyn, die leeren Blätter ihrer obscuren Chronik aus den letzten Jahren auf ein Mal ausfüllen zu müssen mit dem Aufsehen, das sie in der jetzigen Zeit für ganz Deutschland erregt; sie mag wollen oder nicht, sie muß Interesse erwecken. — Die große Sturmglocke, welche zuerst der altrüstige Görres mit seinem Athanasius gezogen, war eben daran, in den Gauen des gemeinsamen Vaterlandes wohl nicht spurlos, doch ohne die beabsichtigte Wirkung, allmählig zu verhallen, als darob verwundert der jungmatte Görres und Consorten sich aufmachten, dem angeschlagenen Tone eine Erinnerung zu sichern in einem historisch-politischen Klingklang. Das Publikum abonnirte auf das in allen Ecken angesagte Concert, ein Theil aus Neugierde, ein Theil aus inniger Theilnahme; allein wie groß ist nun sein Erstaunen, statt gediegener Compositionen fast jedes Mal einen alten Kriegsmarsch von verrosteten

Kuhschellen anhören zu müssen. Gewiß, es gehört ein ganz eigenthümlicher Geschmack dazu, dergleichen lange auszuhalten, und wenn ich recht verstehe, so habe ich hie und da nicht undeutlich vernommen, daß man schon auf das Requiem begierig ist, das diese verbündeten Herren über dem Sarge ihrer gemeinsamen Kräfte de profundis anstimmen werden.

Die Leser sehen hieraus, welchen Lohn die Mässigung bei diesen Leuten sich verdient. Man wirft uns vor unsere matte, homöopatisch heilen wollende Polemik, entbehre aller Reize und Schönheiten der Entschiedenheit, ja in einem andern Artikel geht der Telegraph des jungen Deutschlands so weit, uns des Servilisms gegen Preußen zu beschuldigen. Wir lassen dieß billig auf sich beruhen, die preußische Regierung wenigstens scheint hinsichtlich unsrers Servilismus nicht so ganz mit ihm einzustimmen, da sie den Debit dieser Zeitschrift zwar durch den Buchhandel, aber nicht durch die Post erlaubt hat, und unsere Ankündigung in preußischen Blättern abzudrucken untersagt. Wenn der Telegraph aber sich vernehmen läßt: „gegen die Legitimität für die Legitimität durch die Legitimität streiten wollen, wie diese historisch-politischen Blätter, ist eine todtgeborne Anstrengung“, so lassen wir ihm auch gern diese Redefigur und bemerken blos, daß die Sache sich nicht ganz so verhält, indem wir nur die illegitimen und illegalen Maaßregeln legitimer Regierungen mit legitimen uud legalen Mitteln bestritten haben und bestreiten werden, gerade wie umgekehrt das junge Deutschland ihre legitimen Maaßregeln mit illegitimen Waffen zu bekämpfen sich bemüht.

Jener Artikel im dritten Hefte, der hier als: „eine Schülerarbeit wahrscheinlich aus der Feder des jungen Görres, einer mattherzigen lithographirten Copie seines Vaters, dessen Rothstift man daran sehe“, ausgegeben wird, ist leider nicht aus dieser Feder geflossen; auch hat der Rothstift seines Vaters ihn nicht berührt; ob er aber eine Schülerarbeit sey, hierüber wird wohl sein Verfasser das Urtheil des jungen Deutschlands oder der deut-

schen Jungen schwerlich für competent halten. Auch hat es bis dahin die Leipziger Allgemeine an einer Beantwortung fehlen lassen.

Wenn übrigens das junge Deutschland *nicht mehr auf den Händen laufen und mit den Beinen essen will*, so wird es sich gewiß selbst am besten dabei befinden; wenn es ferner *Gott im Himmel nicht mehr abschaffen will*, so wird derselbe sich sicherlich bei ihm höflichst bedanken, und wenn es überhaupt weiter *gar nichts Dummes, Gotteslästerliches, Unsittliches und Niederträchtiges zu begehen gedenkt*, so sind das alles sehr löbliche Vorsätze, zu denen wir ihm Glück wünschen. Wird es dabei beharren, so haben wir einige Hoffnung, daß es sich vielleicht auch noch einmal mit den historisch-politischen Blättern aussöhnen wird.

Es war vielleicht wohl gar schon eine Ahnung dieser künftigen Freundschaft, die den Verfasser bewog uns am Schlusse seines Artikels einen so schönen Sterbetag zu prophezeihen. „*An einem schönen Morgen*, sagt er, *wenn die Lerche jubelt, wird es plötzlich heißen: die Münchner historisch-politischen Blätter sind eingegangen! — Sie werden die Zeit, wo die Astern blühen, nicht überdauern*“. Bei diesen frommen und gewiß recht aufrichtigen Wünschen thut uns die kritische Bemerkung leid, daß im alten Deutschland die Lerche nicht zu jubeln pflegt, wenn die Astern blühen, so daß wir also bei unserm Tode dieses Vergnügens entbehren müßten. Allein das wird wohl, wie so manches Andere, im jungen Deutschland auch anders seyn. Aber noch eins: der Todestag wäre uns freilich angesagt, die Astern blühen auch, und nach dem Correspondenten ist man schon auf das Requiem und das de profundis begierig, allein, was das Schlimmste ist, es fehlt auch hier leider nur wieder Eins, die Leiche nämlich. Ja mehr noch, der Telegraph dürfte vielleicht nicht über allzu lang eine andere Nachricht, als den F[illegible]
tritt der historisch-politischen Blätter vernehmen: denn es [illegible]
gen in der That ihre Exemplare an stark einzugeh[illegible]

wir bald genöthigt sind, an eine Palingenesie oder zu deutsch eine zweite Auflage zu denken, die wohl die beste Palinodie auf die Prophezeihung des jungen Deutschlands seyn wird.

Es wäre vielleicht am besten gewesen, derlei sogenannten geistreichen Klatsch ganz mit Stillschweigen zu übergehen; da man indessen Cabinette für physische und organische Naturspiele anlegt, so mag man auch von Zeit zu Zeit solche geistige aufbewahren, damit die Zukunft daran erkennt, mit welcher Schaamlosigkeit man in dieser Zeit einem gewissen Publikum jede Thorheit, Lüge und Alfanzerei aufbindet, und mit welcher schaafmäßigen Stupidität dieses sich dergleichen aufbinden läßt, ohne selbst gegen das Frechste und Abgeschmackteste auch nur ein Zeichen von Reaction zu geben.

XI.

Bilder und Gespräche aus Paris.

II.

Das Tagebuch.

Nachdem ich die Verse in das Geschenk meines Freundes geschrieben, öffnete ich das Fenster und blickte hinab in die bewegte Straße. Wagen, Reiter und Fußgänger zogen an mir in geschäftiger Eile und im bunten Wechsel vorüber. Alle, die ich sah, gingen dieselbe Straße neben einander, und doch schien jeder seinen eigenen, einsamen Pfad zu gehen. Keiner kannte, keiner grüßte den Andern, jeder folgte seinem eigenen Interesse. Die Aufmerksamkeit, die sie einander schenkten, beschränkte sich vorzüglich darauf, einander auszuweichen, und in dem Gedränge, wenn sich die Straße sperrte, sich

vor Taschendieben, vor den Hufen der Pferde und den Rädern der Wagen vorzusehen. Dazwischen kreischten die heiseren Stimmen der Colporteurs aller Art, der Savoiarden und der Ausrufer der Journale und Straßenliteratoren wirr durcheinander. Jeder pries seine Waare an, suchte den Anderen zu überschreien und die Aufmerksamkeit des vorübereilenden Publikums auf sich zu ziehen.

Mir erschien dies Treiben wie ein großes Bild des Egoismus, und es ward mir dadurch klar, wie der Geist eines Hauptstädters, der stets in diesem ruhelosen Meere gleich einer der tausend Wellen hin- und hergetrieben wird, so leicht den Charakter eines kalten, in jedem Augenblicke sein Interesse verfolgenden Egoismus annehmen wird. Denn wie sie hier auf den Straßen, einer unbekümmert um den andern, an einander vorüberrennen, wie sie sich drängen und stoßen, einer dem andern zuvorzukommen sucht, und im Geschrei einander überbieten, so rennen sie, dachte ich, in den Büreaux der Administration nach Aemtern, so suchen sie in den Ministerien einander zu stürzen, so überschreien sie sich in den Kammern, so überbieten sie sich auf der Börse und so möchte einer den andern in den Salons überglänzen. Ueberall hat jeder nur sein Interesse im Sinne, wie hier auf der Straße die Nummer des Hauses, dem er zueilt.

Der Abend senkte sich mehr und mehr hernieder, aber die Ruhe des Abends kam nicht mit ihm herab, ja mit der Nacht schien erst das Leben recht zu erwachen und immer geräuschvoller zu werden. Die Unruhe, die die Straße bewegte, theilte sich auch mir mit und meine Gedanken drängten sich wirr durcheinander gleich den Vorübereilenden. Ich hätte gern nach den stillen Sternen hinaufgeschaut, aber die Häuser gegenüber waren so hoch, daß man den Himmel nur wie durch die schmale Spalte eines Gefängnisses erblickte; und die Gaslichter rings in den Häusern warfen ein so blendendes Licht, daß das mildere der Sterne wie verschüchte[illegible] ihnen barg.

Ich schloß das Fenster und ging in dem Zimmer auf und ab, aber auch hier tönte der Lärm immer noch in mein Ohr, und bei jedem vorüberrollenden Wagen zitterte der Boden. Wie kann hier der Mensch, dachte ich, bei dieser Uebermacht der Aeußerlichkeit zu sich selbst kommen. Und Manches, was mir früher ein Räthsel gewesen, schien mir nun natürlich, wenn ich bedachte, daß bei allem, was ein Pariser Geist denkt und sinnt, der Lärm der Straße zu ihm hinauftönt und seine Gedanken beherrscht. Wie manchem muß es daher geschehen, daß er wähnt, er schreibe seine eigenen Empfindungen nieder, während es nichts ist, als der Nachhall des Geschreies auf den Straßen und das Ohrengesumse dessen, was er in den Salons gehört.

Nach und nach ward ich indessen abgestumpft gegen den eintönigen Lärm, die Friedensbilder, die ich am Tage auf meiner Pilgerschaft gesehen, tauchten in meinem Innern wieder auf, und wie eine duftende Schattenlaube umrankten mich die Erinnerungen und wurden mächtiger und mächtiger. Kein Ton der Straße drang mehr zu meinem Ohre, der Friede theilte sich mir mit, und ich schrieb ruhig folgende Betrachtung in mein Tagebuch: Wie viele jener Anstalten der Barmherzigkeit und Andacht, die Jahrhunderte ihren Segen über die christliche Welt verbreitet, hat nicht die neuere Zeit in ihrem nimmersatten Hunger verschlungen. Ist es aber nicht eine belehrende Erfahrung, daß ein großer Theil von Europa, nachdem er jenen Reichthum an zeitlichen Gütern, den er der Kirche zum Vorwurf machte, längst verdaut hat, doch kein wahres Gedeihen davon empfinden will. Ja daß selten Kräfte genug vorhanden scheinen, der herzzerreißenden Armuth, der großen Unwissenheit an frommendem Wissen, der vielfältig beklagten Sittenlosigkeit der Jugend und niederen Stände abzuhelfen!

Sehen wir nicht öfters, daß trotz aller öffentlichen Unterrichts- und Armeninstitutionen die Behörden großer Residenzen ihre Mittel als unzureichend erklären, und daß die Barmher-

zigkeit der Einzelnen sich selbst in Vereine sammeln muß, um bei aller Anstrengung und Aufopferung doch nur die Sache leidlich von Tag zu Tag zu fristen, ohne für die Zukunft vorbauen zu können. Wohin ist dann der Esprit de misericorde aller säcularisirten Abteien übergetrieben worden? die Corda sind versteint und die Miseri haben alle Welt angefüllt.

Aber die Armuth glaube nur an die göttliche Barmherzigkeit; Er wird sie nicht verschmachten lassen; wenn die Quellen, Brunnen und Zisternen verschüttet oder vergiftet sind, sendet Er das Mitleid, die Thautropfen von den Blättern der Bäume zu sammeln, um den Dürstenden zu erquicken. Hat er doch einstens einem sterbenden Indianer, der herzlich nach Belehrung flehte, mitten in der wasserlosen Wildniß in der letzten Lebensstunde einen reisenden Missionär, einen der vielgeschmähten Jesuiten, zugeführt, der ihn mit den abgestreiften Thautropfen erquickte und taufte. Dieser Bote des Glaubens meinte sich verirrt zu haben, und war doch recht auf dem Wege seiner Sendung.

Wohl ist es eine der tröstlichsten Wahrheiten, daß Elias in der allgemeinen Noth Israels eine Hand voll Mehl und ein wenig Oel bei der gläubigen barmherzigen Wittwe fand, und daß er, von ihr gespeist, sagte: du und dein Sohn sollst auch davon essen, denn sieh, es spricht Gott, der Herr Israels, Oehlkrug und Mehl sollen dir nicht ausgehen, bis der Herr die Erde erquicken wird.

Wie oft schon hat das Centralisiren aller Hülfsquellen und Armenmittel den größten Theil der Oberfläche drückendem Mangel ausgesetzt, und das geraubte Gut des Einzelnen ist segenlos wie ein verrückter Schatz verschwunden. Immer aber hat sich Eliä Verheißung am Oelkrüglein der Wittwe bewährt, und hat ihr den kranken Sohn geheilt und hat mit seinem Gebet die Regenwolke über Israel segnend ausgeleert. Jenem Oelkrüglein der Wittwe, die dem von Ahab verfolgten Propheten glaubt und ihn ernährt, gleicht [illegible] vereinte geistliche Thätigkeit, aus der wir zu [illegible] [illegible]oßer

geistlicher oder leiblicher Bedrängniß Hülfe hervorkommen sahen, die nach Maaßgabe des ewigeren oder zeitlicheren Werthes, oder nach dem mehr oder weniger geistigen Leben in der Liebe der ersten Anregung, vergänglich oder anhaltend war, bis Gott das Land mit Regen erquickte. Solche Thätigkeit im Verein aber ist die erste Geschichte aller der so schnöde verschrieenen geistlichen Orden, und namentlich auch der so segenbringenden und von Freund und Feind bewunderten Institute der barmherzigen Schwestern und Brüder aller Gattungen.

Welchen Segen sah Frankreich und Lothringen und ein großer Theil der Welt nicht dem heil. Vincentius a Paula und seinem Orden der Mission entströmen, und während die moderne Weisheit über die Missionäre in Frankreich, und erst neuerlich noch in Belgien, lästerte, bewundert sie die Töchter der Barmherzigkeit, welche doch aus den Missionen hervorgegangen; denn auf einer Mission nahte ein armes Hirtenmädchen dem heil. Vincentius, und fragte ihn demüthig, ob es wohl gut sey, daß sie arme Kinder lesen lehre, sie habe es von selbst bei der Heerde gelernt, nachdem ein guter Mensch ihr eine kleine Anweisung gegeben. Diese demüthige, gehorsame, keusche Hirtin war die erste unter den Töchtern der christlichen Liebe, dieser bewunderungswürdigen Anstalt, welche, von der Revolution verfolgt und mißhandelt, nicht aufhörte zu heilen und zu segnen, und als die Bürger-Wohlthäterinnen kurze Zeit in den Hotels d'humanité Alles verderben und verwildern ließen, als demüthige, treue Bräute des Erlösers zum Heile der Armen und Kranken wieder gerufen wurden.

Alle diese Anstalten, von heiligen Priestern erweckt, gegründet, geregelt und in ihren Individuen geleitet und getröstet, haben den gräulichsten Sturm gegen die Religion und Ordensvereine, die Revolution überlebt. Man sieht über sie hin, und läßt sie thun; man hat keine andere Sorge für ihr geistliches Bestehen, als ihnen Kranke und Arme genug auf-

zubürden; aber wo irgend eine Anstalt gegründet wird, welche den Geist der Gottseligkeit, der Einfalt, der Demuth, des Gehorsams, der Keuschheit, der Buße, der unbedingt an den Erlöser hingegebenen Liebe verbreiten und jenen Geist wieder erwecken soll, aus dem die Glieder der Anstalten allein tüchtig hervorgehen, oder von dem sie veranlaßt werden: da ertönt ein Angstgeschrei über Obscurantismus, Priesterherrschaft, Mönchsdummheit, Zeloten, Proselytenmacher, und alle die Höhlen der Besessenen bei Gergeßa hallen wieder, als seyen die Teufel aus den Schweinen wieder in ihre alten Quartiere gefahren.

Ist aber nicht die allgemeine Bewunderung dieser Anstalten bei allen, die sie kennen, und die Sehnsucht aller hülfebegierigen Behörden nach solchen Instituten eines der tröstlichsten Zeichen der Zeit? Allerdings, aber nicht überall und nicht in dem Grade, wie es scheinen möchte und sich Viele überreden wollen. Denn nur zu oft fehlt dem Wunsche der Zeit nach solchen Instituten noch gar sehr ein in wirklicher Liebe wurzelndes Verdienst. Ehe die Zeit Buße gethan, hat ihre Sehnsucht keine Wahlverwandtschaft zu solchen Anstalten, deren Lebensprincip ganz geistlich ist. Leider gleicht ihre Sehnsucht nach dergleichen oft nur dem Hunger eines Müßiggängers oder bankrotten Projektenmachers nach Brod, der das Feld nicht bauen und das Korn nicht ärndten will, es gern aber hier mit Geld erkaufte, weil er schwerer Gewicht und besseres Gebäck um geringeren Preis erhält. Ein Zeichen, welches ich in der Zeit für versprechender halte, ist der sich an allen Orten regende Trieb zu den mannigfachsten Hülfsvereinen. Erklärt sie nicht dadurch ihr Unvermögen, und wird sie seiner nicht dadurch mehr und mehr bewußt werden? Während sie noch, wo sie nur hinreichen kann, das wenige Uebrige von geistlicher Association mit der rechten Hand zu zerstören strebt, muß ihre linke bereits wieder Subscriptionen und Beiträge für weltliche Vereine aller Art unterzeichnen. So wird vielleicht einmal die Zeit kommen, wo dies nicht mehr hinreicht und sie nicht als eine speculirende Rechnerin, sondern als eine

dem schwebenden Kampfe obwalten, daß Michelis an Binterim schreibt: Nur ja den Fürsten vorgeredet, daß die Interessen der Hierarchie auch die der Monarchie wären, daß es nur einen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen gäbe, die Revolution u. s. w. Ebenso hat man neuerdings Preußen dadurch zu erschrecken gesucht, daß es in Gefahr gerathen könne, sich zum Bundesgenossen des „jungen Deutschlands" zu machen. Einige Aufsätze im Telegraphen, Gutzkow's Schrift gegen Görres gaben die Veranlassung zu diesem Stratagem, welches von mehren Seiten gegen die Preußische Regierung schon benutzt wurde. Auch die Münchner Blätter wiederholen die Maxime und zeichnen sich nur durch die neue Wendung aus, daß sie sagen: nicht Preußen habe die aufgeregte werdende Literatur in sein Interesse gezogen, sondern diese selbst spiele den Protektor und wäre so gnädig, den Preußischen Adler in jenes Nest aufzunehmen, wo Clemens Brentano das „junge Katzenellenbogen" hausen läßt. Bei dieser naiven Auffassung wird wenigstens der Charakter der Betheiligten geschont, indem Preußen consequent genug wäre, Streitschriften von jener Seite her zu unterdrücken, und anderseits das „junge Deutschland" sich doch nicht überwinden könne, in seine Vertheidigung der Preußischen Maaßregeln Dinge einzumischen, von denen es voraussehen konnte, daß man sie in Berlin als nicht zur Sache gehörig sogleich verwerfen würde. Es kann also nur die irreligiöse Richtung des jungen Deutschlands überhaupt seyn, die es theilweise zur Einmischung in die Kölner Debatten verleitete. Hier bleibt wenigstens ein Charakter, wenn auch ein schlechter, in Ehren! Anderswo wird geradezu von einer Untreue gegen sich selbst gesprochen. Dies geschieht bei jenen Leuten, die gern die Bezeichnung eines „jungen Deutschlands" zum Sündenbock aller möglichen Dummheiten hätten machen mögen, gerade wie vor sechs Jahren kein Schriftsteller so trivial und albern war, der nicht an Börne (vulgo Baruch, wie man damals sagte) zum Ritter werden wollte. Diesen Dummköpfen wäre nichts lieber, als wenn das „junge Deutschland" eine Rotte von Menschen wäre, die nur deßhalb Unsinn triebe, damit jene gegen sie schreiben können. Seitdem das „junge Deutschland" nicht mehr die Weiber emanzipiren, die Güter vertheilen, Gott im Himmel abschaffen will, ist den Tugendhelden kein Stiel oder Styl recht; alle ihre schönen Widerlegungsschriften sind in den Wind gerathen. Das „junge Deutschland will sich nicht bequemen, auf dem Kopf zu stehen, mit den Händen zu laufen, mit den Beinen zu essen, es will sich gar nicht anschicken, mit den Kegeln nach den Kugeln zu schieben, drei mal drei für zehn auszugeben, mit bloßem Kopf über die

Marktplätze zu laufen, überhaupt gar nichts Dummes, Gotteslästerliches, Unsittliches und Niederträchtiges zu begehen; daher denn der Spektakel über Gesinnungslosigkeit, umgewandte Monturen und gemachte Zugeständnisse. Es ist schade um die viele Tugend und Weisheit, daß sich das Laster und die Dummheit nicht finden wollen, denen gegenüber jene sich gern brüsten und herausstellen möchten!

An einem schönen Morgen, wenn die Lerche jubelt und der Morgenthau recht in der Sonne blinkt, wird es plötzlich heißen: Die Münchner historisch-politischen Blätter sind eingegangen! Sie werden thun als müßten sie den Umständen weichen, während sie nur aus Mangel an Theilnahme sterben werden. Von dem goldenen Bließ, das sie versprochen, wird nichts übrig bleiben, als ein wenig Wolle, die der Wind als Altenweibersommer an die gelben, verwelkenden Blätter des Herbstes spielen wird. Sie werden die Zeit, wo die Astern blühen, nicht überdauern.

Diese Prophezeihung publizirte der Hamburger Telegraph im Monat Mai, da nun gegenwärtig die Zeit gekommen, wo die Astern blühen, so hat ein anderer Hamburger Briefsteller ohne Zweifel geglaubt, sie müsse sich nun nachgerade realisiren, und somit lesen wir in dem sogenannten Hamburger „unpartheischen" Correspondenten in einem Schreiben, angeblich aus München, eine Notiz über unsere Blätter, die der Depesche des Telegraphen, wie eine Grille der andern gleicht und also lautet:

Fast scheint unsre Stadt vom Schicksal dazu bestimmt zu seyn, die leeren Blätter ihrer obscuren Chronik aus den letzten Jahren auf ein Mal ausfüllen zu müssen mit dem Aufsehen, das sie in der jetzigen Zeit für ganz Deutschland erregt; sie mag wollen oder nicht, sie muß Interesse erwecken. — Die große Sturmglocke, welche zuerst der altrüstige Görres mit seinem Athanasius gezogen, war eben daran, in den Gauen des gemeinsamen Vaterlandes wohl nicht spurlos, doch ohne die beabsichtigte Wirkung, allmählig zu verhallen, als darob verwundert der jungmatte Görres und Consorten sich aufmachten, dem angeschlagenen Tone eine Erinnerung zu sichern in einem historisch-politischen Klingklang. Das Publikum abonnirte auf das in allen Ecken angesagte Concert, ein Theil aus Neugierde, ein Theil aus inniger Theilnahme; allein wie groß ist nun sein Erstaunen, statt gediegener Compositionen fast jedes Mal einen alten Kriegsmarsch von verrosteten

reuige Sünderin zum Altare ihre Zuflucht nimmt, um von Dem geistige und leibliche Stärkung auf immer zu empfangen, Der alle Müden und Gedrückten zu sich gerufen und ihrer mit ausgebreiteten Armen harret.

XII.

Literatur.

Das Metropolitankapitel zu Köln in seinem Rechte oder Verhalten desselben und seine Verhandlungen mit dem apostolischen Stuhle in der erzbischöflichen Sache. Eine kanonistische Abhandlung mit authentischen Aktenstücken. Köln 1838. Verlag von F. C. Eichen. 8. Seiten 160.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift beabsichtigt in ihr die Handlungen des Metropolitankapitels in der vielbesprochenen Kölnersache zu prüfen und alle darauf lautenden Aktenstücke, so weit er ihrer habhaft werden konnte, dem Publikum vorzulegen. Die Veranlassung hiezu giebt er auf dem ersten Blatte mit folgenden Worten an: „Obgleich wir die einzelnen Vorgänge mit uns möglicher Aufmerksamkeit verfolgten, so waren wir doch nie Willens, darüber je ein Wort laut werden zu lassen, sondern vielmehr entschlossen, uns jeder Aeußerung zu enthalten. Wir glaubten um so mehr uns in der Stellung eines ruhigen Beobachters halten zu müssen, als wir die ganze Sache sofort in die Hände desjenigen gewiesen sahen, dem allein die Untersuchung und Entscheidung darüber in so ferne sie unsere religiösen Interessen betrifft, zusteht und von dem wir Gläubige alle den Ausgang ruhig abzuwarten verpflichtet sind und abwarten können; allein die Lebhaftigkeit des Antheiles, den das Publikum an diesen Begebenheiten nimmt, hat uns von dem Vorhaben abgebracht, weil wir es ihm schuldig zu seyn glaubten, so viel wir könnten, zu seiner Orientirung in der Sache beizutragen.“

Wirklich verdanken wir auch dem Verfasser die Mittheilung einiger von dem Metropolitankapitel abgefaßter Sitzungsprotokolle, welche auf den Gang der Berathungen noch ein helleres Licht werfen, als nach

unseren bisherigen Quellen uns geboten war. Die Mittheilung dieser Aktenstücke und die genaue und persönliche Bekanntschaft mit allen Mitgliedern des Kapitels, deren sich der Verfasser rühmt, macht es zum Wenigsten sehr wahrscheinlich, daß er selbst dem Kapitel angehören dürfe, woher sich auch das Bestreben erklärt, durch eine mühsam construirte, den Leser ermüdende und eine nur zu große Seitenzahl sich hindurch schleppende Deduction, eine an sich einfache Sache, deren Beurtheilung keineswegs eine außergewöhnliche Kenntniß des kanonischen Rechts voraussetzt, zu Gunsten des Metropolitankapitels darstellen und die Verhandlungen desselben als gültig und geeignet begründen zu wollen. Diese Verhandlungen beziehen sich auf die Uebernahme der Verwaltung der Erzdiöcese und auf die Wahl eines Verwesers des Erzbisthums.

Am Morgen nach der Abführung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs, erzählt der Verfasser, den 21. November v. J. eröffnete der königl. Oberpräsident der Rheinprovinz, Freiherr von Bodelschwingh dem versammelten Kapitel die Begebenheiten des vorigen Abends und trug das Publikandum und das Schreiben des Herrn von Altenstein an das Domkapitel vom 15. November v. J. vor. Der bekannte Inhalt dieser Aktenstücke ist, daß der König von nun an die fernere Verwaltung des erzbischöflichen Amtes dem Herrn Erzbischofe in seinem Reiche nicht mehr gestatte, und der Prälat sich aller dahin einschlagenden amtlichen Handlungen zu enthalten, die erzbischöfliche Wohnung aber und den Sprengel sofort zu verlassen habe. Sollte er ungeachtet dessen in der Ausübung seines Amtes fortfahren, so seyen dessen Handlungen als ungeschehen zu betrachten, und es solle ihnen keine Folge oder Wirkung beigelegt werden. Jeder Geschäftsverkehr mit dem Erzbischofe wurde ernstlich und bei Strafe untersagt, das Domkapitel aber von diesem Vorgange in Kenntniß gesetzt, um bei der nunmehr eingetretenen Hinderung des erzbischöflichen Stuhles diejenigen kanonischen Verfügungen zu treffen, die dem Falle einer sedes impedita angemessen und geeignet seyen, sowohl die innere Verwaltung der Diöcese augenblicklich aufrecht zu erhalten, als auch die Herstellung einer geordneten kirchlichen Regierung auf kanonischem Wege einzuleiten, an die Dekane und Pfarrer die nöthigen Bekanntmachungen zu erlassen, dem päpstlichen Stuhle den ganzen Vorgang zu berichten und dessen Weisheit die ferneren kanonischen Verfügungen anheimzustellen. Den Eindruck, welchen diese Eröffnungen auf das versammelte Domkapitel machten, schildert der Verfasser so:

„Das war eine ernste Stunde, deren Gewicht jeder der Domkapitularen mit Schwermuth empfand. Sie waren, wie wir nach zuver-

seyen; aus welchem Grunde stand es der Regierung zu, die Wirkung solcher Handlungen annulliren zu wollen? Die dem Erzbischofe zur Ausübung seines Amtes verliehene Gewalt ist die der Weihe und Jurisdiktion, die auf kirchlichem Wege ertheilt, nur auf kirchlichem Wege gehemmt werden kann; durch die Verhaftung des Erzbischofes konnte das Recht zur Ausübung der einen und der andern dem Inhaber nicht geschmälert oder entzogen werden, und das dem Bischofe eidlich verpflichtete Kapitel hätte des ihm geleisteten Eides gedenken und die vorgebliche Annullirung der Verwaltung seines Amtes geradezu zurückweisen sollen.

Wie der Verfasser den Zustand der Diöcese nach der Abführung des Erzbischofes sich vorstellte, und wie er dem wahren Begriffe der sedes impedita die uneigentliche Bedeutung desselben unterschob, dieß zeigt sich aus dem Schlußsatze, den er Seite 47 nach einer schleppenden Entwicklung über Gefangenschaft und bürgerlichen Tod aufstellt:

„Durch die Gefangenschaft ist, so lange sie währt, die Wirksamkeit des Gefangenen für seine Kirche gehemmt. An seinen persönlichen Rechten leidet er nur durch die Beschränkung seiner äußeren Freiheit; rechtsunfähig an sich wird er nicht, bürgerlich todt ist er aber gegenüber seiner Kirche, jedoch nicht ganz bürgerlich todt, weil er noch ihr Bischof ist und seine Rechte nicht erloschen sind. So ist auch die Kirche nicht erledigt, sondern nur in eine der Erledigung ähnliche Lage versetzt; sie ist, für sich betrachtet, quasi erledigt, oder wird als erledigt gedacht, juristisch fingirt, mit Rücksicht auf die Ursache betrachtet ist sie behindert (impedita). Daher kann sie auch nicht wieder besetzt werden, bis entweder der natürliche oder der gänzliche bürgerliche Tod durch einen obiger Vorgänge eingetreten ist.“

Allerdings wird die Wirksamkeit eines gefangenen Bischofes auf seine Diöcese durch die Gefangenschaft gehindert, gänzlich gehemmt wird sie aber nur dann, wenn der Gefangene selbst auf keine Weise sich mit ihr in Gemeinschaft setzen und eben so wenig durch einen Mandatar irgend einen Einfluß üben kann. In den Schriften einiger Kanonisten wird der Analogie wegen auch von einem bürgerlichen Tode des Bischofs bei Abdankung, Versetzung oder Deposition gesprochen, wie man aber zwischen ganz eingetretenem und nicht ganz statthabendem bürgerlichem Tode unterscheiden könne, wie der Verfasser gethan, wird immer unbegreiflich bleiben; überhaupt führt die ganze Unterscheidung zwischen natürlichem und bürgerlichem Tode eines Bischofes, wie sie hier durchgeführt ist, besonders in unseren Tagen, wo im rechtlichen Leben mit dem Begriffe des bürgerlichen Todes

Infamie und verschuldeter Verlust seines Amtes verbunden ist, nur zur Verwirrung der Begriffe.

Das Kapitel hat sich in dem bezeichneten Protokolle noch nicht, wie es später gethan, erklärt, nach welcher Rechts-Kategorie es den faktischen Zustand der Diöcese betrachtet wissen wolle, sondern sich auf die Entscheidung des Papstes Bonifaz VIII. berufen, in welcher eine solche Diöcese, als gleichsam durch den Tod des Bischofes erledigt (quasi vacans) erklärt wird, denn diese Entscheidung lautet: Wenn ein Bischof von Heiden oder Schismatikern gefangen genommen ist, so soll nicht der Erzbischof, sondern das Kapitel, als wenn der Stuhl durch jenes Tod erledigt wäre, die Verwaltung in geistlichen und zeitlichen Dingen führen, bis er entweder wieder in Freiheit gesetzt, oder von dem apostolischen Stuhle (dem die Fürsorge für die Bedürfnisse der Kirche obliegt), bei welchem das Kapitel selbst deßhalb, sobald es füglich kann, sich Rathes holen muß, ein Anderes angeordnet seyn wird. De supplend. neglig. Prael. in. 6. (1. 8.)

Papst Bonifaz unterscheidet daher zwischen einem gleichsam erledigten Sitze, dessen Verwaltung, wenn der Bischof gefangen ist, das Kapitel, und einem wirklich erledigten Sitze, dem das Kapitel oder ein Administrator vorstehen soll, wie sie der Papst für solche Diöcesen häufig sendete (Episcopali sede vacante, potest capitulum, seu is, ad quem episcopalis jurisdictio tunc temporis noscitur pertinere, etc. in VI. 1, 17 cap. un.), der auch den Erzbischöfen das Recht einräumte, einem erledigten bischöflichen Sitze einen Administrator zu bestellen, wenn das Kapitel in der Verwaltung den kanonischen Gesetzen nicht entsprach (in VI. 1, 8. cap. 4.). Ohne Zweifel hatte der Papst das Gesetz auch gegen die Uebergriffe der Erzbischöfe gegeben, von denen der Verfasser im dreizehnten Jahrhundert keine Spur in der Geschichte mehr finden will, die aber dennoch häufig vorkamen (de offic. ordin. in VI. cap. I.). Generalvikarien in der heutigen Bedeutung des Wortes finden sich in jener Zeit noch nicht, wenn auch die bischöflichen Officialen so genannt wurden, sie scheinen erst nach Bonifaz VIII. entstanden zu seyn. (Thomassin discipl. eccl. P. I. lib. I. cap. 8. §. 6.. Der ganzen Sachlage nach war demnach der Herr Erzbischof von Köln verhindert, die Diöcese persönlich zu leiten (episcopus impeditus), der mit ihm im engsten Mandatsverhältnisse stehende Generalikar befand sich aber noch in der Diöcese und bildete das alter ego des Erzbischofes. Demnach hätte wohl in der Sitzung, in welcher das Kapitel die Verwaltung übernahm, die Frage entstehen sollen, wer, da das Haupt des Kapitels verhaftet war, die Stelle desselben

vertreten solle: ob der von ihm selbst bestellte Stellvertreter, der noch fortwährend dem Erzbischofe verpflichtet blieb, wie das Kapitel ihm Gehorsam schuldig war, oder das ganze Kapitel? Der Verfasser schreibt dem Generalvikar nur mehr habituelle Jurisdiktion zu und erklärt, daß die Rechte des Kapitels dieselben seyen, als wenn die Diöcese durch den natürlichen Tod des Bischofs erledigt wäre, obgleich Bonifaz VIII. nur das Administrationsrecht bis zu einer päpstlichen Entscheidung, nicht die gewöhnlichen Rechte während der Sedis-Vakanz bestimmt hat.

„Alle Lehren, sagt er S. 83, welche im praktischen Rechte über die Auktorität und die Befugnisse des Kapitels bei Erledigung durch den Tod vorkommen, sind auch im Falle der Quasi-Erledigung geltend." Welche Unkenntniß des kanonischen Rechtes legt der Verfasser nicht hier an den Tag! Erledigt wird ein bischöflicher Stuhl durch den Tod, durch Versetzung, Resignation oder Absetzung des Bischofes, in allen diesen Fällen ist das vorzüglichste Recht, das dem Kapitel gebührt, nach allgemeinem Kirchenrechte das Recht, den bischöflichen Stuhl durch freie Wahl wieder zu besetzen; will der Verfasser auch bei der Quasi-Erledigung vielleicht eine neue Wahl vornehmen lassen?

Ohne auf die Prüfung der vom Verfasser für seine Ansicht aufgestellten Autoritäten einzugehen, wollen wir hier nur die der Natur der Sache nach zunächst liegende Frage aufwerfen: ist das Mandatsverhältniß zwischen einem Bischofe und dessen Generalvicar durch die Gefangennahme des Ersteren aufgehoben?

Aus der rechtlichen Natur dieses Verhältnißes ergiebt sich, daß es nur dann aufhöre, wenn auch der Bischof aufhört Bischof zu seyn, oder wenn er das Mandat zurücknimmt und den Generalvicar dadurch seiner Pflichten entledigt.

Da nun für den gegebenen Fall keine gesetzliche Bestimmung in den Sammlungen des kanonischen Rechts ausdrücklich enthalten ist, so muß die Frage, ob der Generalvicar aufhöre als alter ego des Bischofes Jurisdiction zu üben, wenn dieser selbst hierin verhindert ist, nach der Analogie des Rechtes und der Praxis beantwortet werden.

Eine gleichfalls lange eintretende Verhinderung des Bischofes, die wir der einer längeren Gefangenschaft gewiß mit vollem Rechte an die Seite setzen können, ist eine langwierige Krankheit. Hier wird wohl Niemand behaupten, daß der Generalvikar, wenn auch durch die Beschaffenheit der Erkrankung jeder Verkehr mit dem Bischofe für längere Zeit unterbleiben müßte, deßhalb aufhöre actueller Generalvikar zu seyn und nur habituell mehr fortzubestehen habe, da das kanonische Recht deutlich bestimmt, daß ein Capitel, wenn der Bischof durch Alter oder

Krankheit zur Führung seines Amtes untauglich geworden sey, ihm gegen seinen Willen keinen Coadjutor bestellen könne, sondern nach Rom berichten solle. (cap. univ. de clerico aegrotante in VI.).

Derselbe Fall tritt bei längerer Abwesenheit des Bischofes aus seiner Diöcese ein, hier führt der Generalvicar gleichfalls die Geschäfte fort. Die Frage, ob das Kapitel, wenn kein Generalvikar bestellt ist, in Abwesenheit des Bischofes einen bestellen könne, wurde von Papst Pius II. verneinend entschieden. Nicolaus von Cusa, Cardinal und Bischof von Brixen, wurde zu Brunek den 14. April 1460 vom Herzoge Sigismund gefangen genommen, aus der Haft aber gegen das ihm abgedrungene Versprechen entlassen, sich in Rom für den Herzog zu verwenden und sich dahin zu begeben. Das Kapitel verlangte nun einen vicarius in spiritualibus, der Papst aber verweigerte ihn, und der Cardinal ermahnte von Rom aus sein Kapitel, der Eide nicht zu vergeßen, die sie ihm geschworen hätten. (Sinacher Beiträge zur Gesch. von Brixen. Band VI. S. 494.)

Dieselbe Frage wiederholt sich, wenn der Bischof suspendirt oder excommunicirt ist. Die Canonisten sind hier in ihren Ansichten nicht einig, der Verfasser führt den Canonisten Ferraris selbst auf und sagt von ihm, er habe das in Rom geltende praktische Recht wohl gekannt, besitze auch große Auktorität (S. 103.), ja der Verfasser führt sogar noch folgende Stelle desselben an: Non potest tamen capitulum Vicarium constituere in casu, quo episcopus sit excommunicatus vel suspensus, vel in casu, quo episcopo in remotis degente, vicarius generalis ab ipso relictus moriatur vel a principe saeculari ejiciatur a diöcesi, quia tunc recurrendum esset ad sedem apostolicam pro provisione, ohne der Consequenzen, die aus dieser Stelle gegen seine Deduction hervorgehen, auch nur mit einem Worte zu gedenken.

Referent stimmt der Ansicht des Ferraris bei, da das vor der Suspension von dem Bischofe gegebene Mandat durch diese nicht erlischt, und alle Handlungen des Bischofes vor seiner Suspension oder Excommunication vollkommene Gültigkeit haben, bis zur päpstlichen Entscheidung würde also auch hier der Generalvicar die Verwaltung führen.

Von diesem Standpunkte aus zeigt sich demnach, daß unter den in Köln obwaltenden Verhältnissen die Anwendung der Verordnung Bonifaz VIII. nicht gegeben war; auch hat Herr Hüsgen selbst in späterer Zeit die von ihm ergangenen Fastendispense als Generalvicar unterzeichnet. Denn nicht dem Capitularvicar, der eine kirchlich unbekannte Person ist, sondern dem Generalvicar waren die Quinquen-

nalien, delegirt, oder kann man vielleicht, wie der Verfasser meint, auch als habitueller Generalvicar eine solche Dispense unterzeichnen?

Nach dem Bisherigen würde demnach die Prüfung der zweiten Handlung des Kapitels, die Wahl eines Verwesers der Erzdiöcese ihre Beantwortung schon in dem Prüfungsresultate der ersten Handlung finden. Obgleich sich nun aus unserer Entwicklung zeigt, daß die Anwendung der Verordnung des Papstes Bonifaz VIII. weder gegeben, noch nothwendig war, so will Referent doch annehmen, die Ansicht des Verfassers sey die richtige, um die weitere von ihm auf die Gültigkeit der Wahl eines Verwesers gezogene Schlußfolge gleichfalls prüfen zu können.

Vor Allem aber müssen wir das seinem Inhalte nach merkwürdige Aktenstück, das der Verfasser seinem vollen Inhalte nach abdrucken ließ, wenigstens auszugsweise mittheilen. Die Sitzung, in welcher die Wahl des Kapitelsverwesers statt fand, wurde am 27. November 1837 gehalten; gegenwärtig waren dießmal sämmtliche Mitglieder des Kapitels; Skrutatoren waren der Dompropst Freiherr von Beyer und die Domkapitularen Dr. Schweizer und Dr. Filz; die einstimmige Wahl fiel auf den Domdechanten Hüsgen, Doktor der Theologie und beider Rechte, Generalvikar, Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe.

Das Protokoll schließt mit den Worten:

Dem Herrn Oberpräsidenten ist dieses Wahl-Protokoll einzusenden und ein Begleitungsschreiben beizufügen, worin das Kapitel die Meinung äußern wird, daß die getroffenen Maaßregeln zur Verwaltung der Erzdiöcese während der sedes impedita oder sedes vacans nach kanonischen Bestimmungen hinreichen, bis zur Wiederkehr einer geregelten oberhirtlichen Verwaltung. Sobald das landesherrliche placetum eingegangen ist, wird die erfoderliche Publikation ad clerum erlassen werden."

Referent muß gestehen, nie ein Aktenstück gesehen zu haben, in welchem eine und dieselbe Sachlage nach so verschiedenen Rechtsbegriffen bezeichnetwird. Im Eingange des Protokolles wird der erzbischöfliche Stuhl als quasi erledigt durch die Worte sede quasi vacante bezeichnet, gegen den Schluß desselben wird er sedes impedita oder vacans genannt, gleich als ob diese Rechtsbegriffe in Nichts von einander unterschieden wären. Die Einholung des königlichen Placets gründet sich, wie der Verfasser in einer Note zeigt, auf ein kaiserliches Decret vom 28. Februar 1810 als Beigabe zu den organischen Gesetzen für das französische Concordat. Dort heißt es, wie der Verfasser selbst anführt: En consequence *pendant les vacances des sièges*, il sera pourvu,

conformement aux lois canoniques, aux gouvernemens des diocèses. Les chapitres présenteront à notre ministre des cultes les Vicaires généraux qu'ils auront élus, pour leur nomination être reconnue par nous. Es ist also nur von dem Verfahren bei der Erledigung eines bischöflichen Stuhles die Rede, wahrscheinlich hat das Kapitel von den drei im Protokolle erwähnten Rechtsbegriffen hieher den des sedes vacans gezogen und somit die Einholung des Placet für nöthig erachtet. Wer möchte hier wohl ein anderes Urtheil fällen, als dieses, daß das Kapitel die einfachsten rechtlichen Verhältnisse mißkannt habe und die mühsamsten aus allen Kanonisten zusammengesuchten Vertheidigungsgründe eine Rechtfertigung desselben zu erzielen nicht vermögen?

Handelt es sich nun um die Gültigkeit der bezeichneten Wahl, so muß vor Allem die Frage aufgeworfen werden, worauf das Kapitel sein Verwaltungsrecht gründe. Sie beantwortet sich nach dem Sitzungsprotokolle vom 26. November 1837 dahin, daß es in Gemäßheit des cap. 3 de supplenda negligentia praelatorum in 6. die Verwaltung übernommen habe, auf das Verwaltungsrecht aber gründet sich auch ferner, nach den Ansichten der Kapitularen wenigstens, das Wahlrecht eines Verwesers.

Die bezeichnete Stelle des sechsten Buches der Decretalen enthält eine Vollmacht, welche man im kanonischen Rechte gesetzliche Delegation nennt; es bedarf aber wohl keines Beweises, daß derjenige, der durch das Gesetz delegirt ist, nicht subdelegiren kann, und doch ist diese Wahl eines Kapitelsverwesers unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Köln nichts Anderes, als eine von den Mitgliedern des Kapitels vorgenommene Subdelegation, zu der sie auf keine Weise berechtigt waren.

Wenn der Verfasser sich mit dem Gemeinplatze helfen will: Was Jemand selbst thun kann, kann er auch durch einen Andern thun, c. 68. in VI. de regulis juris, so hätte er hier nicht nothwendig gehabt zu dem sechsten Buche der Dekretalen zu greifen, sondern besser gethan, nach den Rechtsverhältnissen des gewöhnlichen Lebens zu erwägen, daß Niemand ein Recht, welches er nur stellvertretend ausübt, auf einen Andern wieder übertragen kann.

Auf Gültigkeit kann die Wahl eines Kapitelsverwesers in Köln daher durchaus keinen Anspruch machen, und eben so hat Papst Pius als er zu Fontainebleau gefangen war, in der Angelegenheit des Bisthums Troyes im Jahre 1811 entschieden. Napoleon hatte den Bischof von Troyes, den Herrn von Boulogne in das Schloß Vincennes

einsperren, nachher aber ihn zur Entsagung seines Amtes und Leistung eines Versprechens bestimmen lassen, die Diöcese nicht mehr zu verwalten, das Kapitel aber wurde aufgefodert, da Herr von Boulogne nicht mehr Bischof sey, und seine Generalvikarien keine Vollmacht mehr hätten, zur Wahl eines Kapitelsverwesers zu schreiten.

Der Papst erklärte die Wahl des Kapitelsverwesers für ungültig und antwortete dem Kapitel, die Generalvikarien des Herrn Boulogne hätten die Verwaltung in seinem Namen führen sollen, da er die ihnen ertheilte Vollmacht nicht widerrufen habe, und dem Kapitel somit keine Jurisdiktion zustehe.

Die ganze Darstellungsweise des Verfassers hat Referenten zu dem Wunsche veranlaßt, es möge derselbe mehr beherzigt haben, was er gleich am Anfange seiner Schrift ausspricht:

„Es giebt kein Gefühl, das in seinen Regungen bedenklicher ist, als das der Theilnahme an der Religion überhaupt, selbst wenn ihm entweder die Wahrheit als Grundlage abgeht, oder wenn ihm nicht eine feste christliche Gesinnung und die übrigen religiös gebildeten Gefühle das Gleichgewicht halten und die gehörigen Schranken anweisen.“

Die nachfolgenden Aktenstücke sind aus den öffentlichen Blättern bekannt.

XI.

Correspondenz.

An einen der Herausgeber dieser Blätter ist unter dem 13. Aug eine Zuschrift eingelaufen, deren Inhalt der Erwiderung hier voranzusenden, räthlich seyn möchte. Sie lautet:

Es würde eine gar ungebührliche Anmaaßung seyn, wenn der Verfasser irgend einer Schrift, deshalb, weil er es der Mühe werth gehalten, sie zu schreiben, verlangen wollte, daß andere sie auch des Lesens werth finden müßten, vollends wenn er forderte: daß jeder, dem sie zu Gesicht gekommen, auch Notiz davon nehmen sollte; — wer kann alles lesen, was unsere Zeit schreibt! — überdem ist das Ignoriren eine kritische Methode, die ihre Vorzüge vor mehrern andern

hat — das muß sich jeder gefallen lassen, und niemand hat sich darüber weniger zu beklagen, als ein obscurer Anonymus. —

Wenn Sie aber, verehrter Herr Redakteur der hist. polit. Blätter für das katholische Deutschland, pag. 490 Ihres 9ten Heftes, nachdem Sie den Schriften, welche das unglückliche Zerwürfniß des Erzbischofs von Köln mit seinem Landesherrn veranlaßt hat, eine eifrige Aufmerksamkeit, bis hinunter in die Tratschereien der Zeitungen, geschenkt haben, den Ausspruch thun: „das einzige, von Seiten der Protestirenden, zu Gunsten der weltlichen Regierung ergangene Wort, welches seinen Standpunkt über der rohen Gemeinheit und auf nicht revolutionärem Gebiete nimmt, rührt von einem Juden her", und wenn Sie dies Ergebniß Ihrer Betrachtungen, als bedeutsam und „seltsam" verkündigen, so können Sie es, billiger Weise, nicht übel deuten, wenn einer Ihrer Leser sich die Freiheit nimmt, Ihnen das hier beiliegende Schriftchen, als einen Beleg für die Bemerkung zu überreichen: daß Ihr Ausspruch nicht ganz richtig ist. —

Wie wenig Beifall diese Blätter vor Ihren Augen finden mögen, wie verwerflich es Ihnen erscheinen mag, daß ein Protestant von der Allokution des Papstes, wie von dem Wort eines sterblichen Menschen über menschliche Dinge, zu reden sich erkühnt, so werden Sie doch darin weder rohe Gemeinheit noch revolutionäre Standpunkte nachweisen, noch das Büchlein in ein Anathem einschließen können, das, zwischen „Feinden der katholischen Kirche" und Protestanten, welche von ganzem Herzen den Frieden wünschen, obgleich sie sich nicht blindlings zu unterwerfen und auf Gnade und Ungnade zu ergeben gesonnen sind — keinen Unterschied statuirt.

Wenn die Idee einer Versöhnung, eines Friedens zwischen den christlichen Konfessionen, von der einen Seite als eine Chimäre angesehen wird, die keine Beachtung verdient, so hat diese sich offenbar nicht über Unterdrückung zu beklagen, noch der andern Feindseligkeit vorzuwerfen; alle dergleichen Klagen und Vorwürfe treten alsdann in ein so klares Licht, daß sich niemand mehr darüber täuschen kann, der nicht absichtlich die Augen verschließt. — Wegen dieser Idee, welche der Brochüre zu Grunde liegt (so mangelhaft die Ausführung seyn mag), erlaubt sie sich, so ungerufen, bei Ihnen einzudringen, damit Sie nicht ferner glauben, das einzige Wort, das sich zum Frieden habe vernehmen lassen, komme von einem Juden her, was allerdings seltsam wäre — wenn es sich so verhielte, dies war schon vor der Jacobyschen Schrift vorhanden. — Der Schreiber dieser Zeilen kann nicht den Vortheil für sich geltend machen, ein poetischer Jude zu seyn

er ist von Nation ein Preuße, von Konfession ein evangelischer Christ, von beiden hofft er, bis zum Grabe, nicht abzufallen; übrigens kann er mit gutem Gewissen versichern, keineswegs ein Feind der katholischen Kirche zu seyn, vielmehr hält er den Kern des katholischen Glaubens, wie den des eignen, für heilig, und weiß diesen recht gut zu unterscheiden von mancherlei sehr unheiligem Kram, der in neuester Zeit unter dem Vorwand zu Markt gebracht worden ist, als wäre er zur Vertheidigung der Kirche nöthig und nützlich. —

Den schmutzigen Troß, der sich unserer Sache zu bemächtigen versucht hat, erkennt unser eins nicht als Alliirte an, so wenig wie Sie alles Gift und alle Galle für heilsam erkennen können, was gegen uns ausgespieen worden ist; wer den Unfug dieses Gesindels provozirt, wer überhaupt Schuld hat an der Verbitterung? — das möge beruhen! —

Alles in einen Topf werfen, wie es in dem Aufsatz Ihres 9ten Hefts geschieht — „Leo und Gutzkow, Hengstenberg und Marheineke" ꝛc. — das mag recht bequem seyn, aber der Gerechtigkeit und Wahrheit ist es nicht zuträglich, und die sollten, Blätter für das katholische Deutschland, doch ihren Lesern nicht versagen, selbst wenn von Protestanten die Rede ist. —

Sollten Sie dies Blatt mit einer Antwort beehren wollen, so würde eine Addresse: Für den Verf. der Bemerkungen über Görres Athanasius an die Hahn'sche Buchhandlung in Hannover couvertirt, seine Bestimmung erreichen. — Nehmen Sie dies indessen nicht für eine belästigende Bitte, — so erfreulich eine Erwiderung seyn würde, und so sicher Sie vor jeder Indiscretion seyn können — so ist der Zweck dieser Zeilen auch ohne Recipisse erreicht, wenn nicht etwa die bayerischen Posten verpflichtet sind, ketzerische Pakete ohne Weiteres ins Feuer, als an ihre eigentliche Bestimmung, zu spediren

mit vollkommener Hochachtung verharrend!

Ihr aufmerksamer Leser.

Dieser Abdruck wird dem ungenannten Verfasser zeigen, daß unsere bayerischen Posten, sogenannte ketzerische Pakete nicht nur nicht verbrennen oder confisciren, wie vielleicht mit unketzerischen anderwärts geschehen dürfte, sondern daß auch die bayerische Censur ihrem Inhalt das imprimatur nicht verweigert.

Die Schrift, worauf die Aufforderung sich bezieht, ist jene, die unter dem Titel: „Die Allokution des Papstes Gre-

gor XVI. vom 10. Dezember 1837. Mit einem Nachtrage über Görres Athanasius." eine der frühesten über diese Angelegenheit, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover erschienen. Der Brief ist, wie man sieht, nicht ohne Empfindlichkeit geschrieben, und dieser liegt allerdings wieder, wenn auch unbewußt, der Anspruch zu Grunde, der uns wie früher allerwärts, so auch neuerdings in dieser Sache ganz ohne Umstände entgegentritt: protestantischer Seite sey es nun einmal nicht abzuhalten, daß man im Streite jedes Mittel, jeden Hohn, jede Invective, jede Unwahrheit sich gestatte; katholischer Seite aber müße man dagegen, nicht bloß sich innerhalb der gemessensten Schranken haltend, all dergleichen sich versagen, sondern man sey gehalten, wenn ja in Mitte des Wustes, den die Gegenparthei aufgehäuft, eine verlorene Stimme sich gefunden, die Maaß gehalten und Schlechtigkeiten sich nicht gestattet, sie sogleich herauszufinden, sie ehrend anzuerkennen, und ihr strenge Rechnung zu führen über die herablassende Großmuth, die sie bewiesen. Die, die ein solches Ansinnen machen, scheinen nicht zu ahnen, wie ehrenvoll es für die ist, denen es also angemuthet wird; die Männer, die sich verbunden, um in diesen Blättern die katholische Wahrheit und ihre Sache zu vertreten, sind daher auch keineswegs gesinnt, diesen Anspruch von sich abzuweisen; aber wenn sie ihm seither, so viel thunlich gewesen, zu genügen gesucht, sind sie jedoch keineswegs geneigt, das, was sie im Bewußtseyn der guten Sache, im Gefühle ihrer Würde und in der Sicherheit der Gesinnung gern freiwillig gewähren, sich als eine Forderung abdringen zu lassen, auf die man in einzelnen Fällen nothwendig zu erfüllende Prätensionen gründen könne. Wer sich würdig hält auf der Gegenseite, der hat sich damit selbst geehrt, und er kann ihrer persönlichen Anerkenntniß sicher seyn, wenn sie dies ihr Urtheil auch nicht öffentlich ausgesprochen; weil sie entweder in Mitte des thierischen Geheules umher seine Stimme überhört, oder diese auch zur Zeit gar nicht bis zu dem eben Sprechenden ge-

langte. Es ist damit noch keineswegs ganz gethan, sich vom Unfuge der Parthei loszusagen, eine gewisse solidarische Verantwortlichkeit bleibt immer zurück, wenn in Mitte zahlloser Ungebührlichkeiten einige wenige Gebührlichkeiten, von dem Halloh jener völlig überlärmt, sich vernehmen lassen. Sie haben dann wenigstens dadurch einstweilen das Recht verloren, sich als die Regel geltend zu machen und zu prätendiren, daß man vor Allem sie als den Ausdruck der eigentlichen Gesinnung ihrer Parthei nehme und gebührend ehre. Die Weigerung auf solche Ansprüche einzugehen, ist daher auch keineswegs ein geflissentliches Ignoriren, um das Drückende stillschweigend zu beseitigen; sondern ein Gebrauchmachen von der Befugniß auch seinerseits das Kriegsrecht walten zu lassen, bis man andererseits sich zur Billigkeit versteht. Aber wenn auch ein absichtliches Ignoriren stattgefunden, dann hätte eine Parthei, die beinahe seit ihrem Ursprunge Alles, was von katholischer Seite in irgend einem Fache gethan und geleistet worden, und in stets zunehmender Selbstgefälligkeit, zuletzt den Katholizism selbst ignorirt, *) am wenigsten sich zu beklagen, wenn ihr geschähe, wie sie gethan, und nun auch der Ignorirte, nachdem er dem Blindesten den Beweis in die Hand gelegt, daß er noch im gesundem Leben grünt, auch seinerseits thäte, als sey er allein da, und Alles, was sonst noch neben ihm besteht, nur vorhanden, um als Dünger ihn in seinem Bestande zu erhalten. Das hieße Hochmuth mit Hochmuth abfertigen, es wäre vollkommen verdient; aber es würde geringen Segen und wenig Ehre bringen, also auf gleichen Fuß mit dem Gegner sich zu setzen,

*) Wer daran zweifeln mögte, den fordern wir, um nur einzig beim Artikel Literatur stehen zu bleiben, auf, im Beiblatte des Pfizerischen Auslandes, das bestimmt ist, die Deutschen mit der Literatur der auswärtigen Völker bekannt zu machen, ein einziges fremdes, etwa französisches oder englisches, in katholischer Gesinnung geschriebenes Werk anzugeben, das die geringste Würdigung oder auch nur eine anerkennende Erwähnung erlangt.

und in ganz und gar unkatholischer Selbstüberhebung Gleiches mit Gleichem vergeltend vor der Welt sich lächerlich zu machen.

Wir wollen daher den Verfasser jener Schrift keineswegs entgelten lassen, was seine Glaubensgenossen an uns gesündigt, und sagen ihm, daß wir diese seine Schrift gleich bei ihrem Erscheinen gesehen; daß wir den in ihr herrschenden Ton würdig und in löblicher Mäßigung wohl gehalten befunden; und daß wir in ihm einen wohlmeinenden, verständigen, wacker gesinnten, in vielen und zwar wichtigen Dingen unbefangenen Mann erkannt; einen Mann, mit dem man sich verständigen könnte, wenn Verständigung in solchen Angelegenheiten allein vom Menschen abhienge, und einzig durch Erörterungen hin und herüber erlangt werden könnte. Seine Schrift, so klein sie ist und so sehr sie sich im Allgemeinen hält, hat doch denen, die später gekommen, die Wege gewiesen und die meisten der Punkte angegeben, auf die es ankömmt, und die sie nur weiter ausgeführt, obgleich keiner von Allen ihrer Erwähnung thut. Aber gerade, weil sie mit einer gewissen Aufrichtigkeit geschrieben worden, kann sie nicht dem Zweck entsprechen, weswegen sie geschrieben ist; sie muß vielmehr dienen, das Recht der Kirche in der vorliegenden Sache zu erhärten und ins Licht zu stellen, was sogleich klar werden wird, wenn wir ihren Ideengang in seinen hervorspringendsten Punkten hier vor Augen führen.

Er stellt nämlich in der vorliegenden Sache die Aufgabe also: entweder ist in ihr von einem Dogma der katholischen Kirche die Rede, dem ein Bischof dieser Kirche folgen muß, unbekümmert um Alles, was dagegen eingewendet werden mag; oder von einer Einrichtung, die der weltlichen Gesetzgebung nicht entzogen werden kann, die das Dogma nicht verletzt, wo folglich, den Landesgesetzen ohne Vorbehalt treulich zu gehorchen, jedes Unterthans unzweideutige Pflicht seyn muß. Ist das Erste der Fall, wie der jetzige Erzbischof von Köln geglaubt, dann kann nicht die Rede von einem Mitteldinge seyn zwischen erlaubter Handlung und Sünde, zwischen wel-

chen beiden nach katholischen Begriffen eine ewige, unveränderliche, leicht zu erkennende Gränze liegt; und weder er noch der römische Stuhl mogte gestatten, was sie als verwerflich erkannt. Ist das Andere aber eingetreten, dann hat die weltliche Macht ihrerseits vollkommenes Recht und unausweichliche Verpflichtung, die Schranken zu vertheidigen, die Niemand übertreten darf, und dem Gesetze Geltung zu verschaffen gegen jeden unbefugten Einspruch. Ob das Eine, ob das Andere im vorliegenden Streite der Fall sey, darüber kann aber kein weltliches Gericht, noch auch eine Jury entscheiden; es kann aber auch in allen Dingen, die den Boden der Glaubensfreiheit überschreiten, dem Gutbefinden der Bischöfe nicht anheimgestellt werden, den Gehorsam gegen die Gesetze und die Befolgung bestehender Verträge aufzukündigen, oder ohne Aufkündigung aufzuheben. In allen solchen Fällen wird also die kirchliche Autorität mit der weltlichen sich zu verständigen haben, und bei dieser Verständigung wird man, statt den unabweisbar sich immer wieder aufdrängenden Fragen auszuweichen, ihnen vielmehr fest ins Antlitz sehen müssen, um die Verhältnisse zu erblicken, wie sie sind, sich darüber zu einigen in Wahrheit, in christlicher Liebe und in Frieden, und dadurch die Gewissen zu beruhigen, und zugleich den Gesetzen ihr Recht zu lassen. — So weit sind wir mit dem Verfasser vollkommen einverstanden, seine Wege sind unsere Wege, und auch der Athanasius hat die Sache auf den gleichen Punkt gestellt; mit dem einzigen Vorbehalte, daß unter dem Gesetze, wie die Dinge liegen, nicht ausschließlich das preußische Landrecht, sondern auch die früher landüblichen Gesetze in dieser Angelegenheit verstanden werden.

Wenn aber nun weiter als Grund für eine solche Verständigung die Alternative aufgestellt wird: entweder man verbiete die gemischten Ehen unbedingt von Seiten der Kirche; oder man erlaube sie, wie sie die Landesgesetze statuiren ohne Vorbehalt, und überlasse der freien Ueberzeugung und dem Gewissen eines jeden, was seine Sache ist, weil jeder Mit-

telweg über kurz oder lang zu Verwicklungen und Konflikten führen muß; dann müssen unsere Straßen auseinandergehen, weil die Wahl blos zwischen zweien Unmöglichkeiten freizustellen, wohl zur Beschönigung eines Zwanges, aber nimmer zu einer Verständigung führen kann. Die gemischten Ehen ohne allen Vorbehalt frei zu geben, ist nämlich eine moralische Unmöglichkeit für die Kirche, die nach den Grundsätzen des Verfassers ihr nicht zugemuthet werden kann. Sie gänzlich zu verbieten, führt unmittelbar zu einer feindseligen, völligen Scheidung der Confessionen, die, um uns der Ausdrücke desselben Verfassers p. 23 zu bedienen, „in jeder Beziehung unheilvoll, und wenn der Fanatism um jeden Preis sie durchzusetzen entschlossen wäre, evident unmöglich seyn würde." Eine solche Alternative also, als die gesuchte Verständigung hinstellen, heißt die Frage als Auflösung geben, wie Krug ehemals ganz in ähnlicher Weise es in der Philosophie gehalten. Verständigung kann nur auf dem Wege gefunden werden, den seine Schrift bezeichnet, daß sich beide Confessionen gegenseitig als in der gemeinsamen Christenheit befaßt anerkennen, und es kömmt nun darauf an, in welchem Verstande diese Gemeinsamkeit genommen wird. Wenn nun der Verfasser in dieser Hinsicht sagt: beide Theile sollen einander zugestehen, daß es keine Sünde, sondern Gottes Gebot ist, sich untereinander als Brüder zu lieben, erwidert die Kirche! ohne alles Bedenken einverstanden. Wenn er weiter sagt: sie müssen darüber gegenseitig übereinkommen, daß das Reich Gottes nicht gefördert wird durch gegenseitigen Haß, Zorn und Verachtung, so wird ihm die gleiche Erwiederung. Wenn er dann ferner hinzufügt: es könne niemals, und vollends in der heutigen Welt nicht, die Aufgabe der Christenheit seyn, einen erbitterten Streit untereinander zu führen; sondern gegen den inneren Feind der christlichen Kirche zu kämpfen, der jeden Ausbruch des Unfriedens mit tückischem Beifall begrüßt; so wird ihm andererseits ohne Bedenken wieder Recht gegeben. Wenn er aber endlich noch dahin sich

Christenthum und Heidenthum begann. Was aus den Juden nur immer für das Reich Gottes zu gewinnen war, hatte Christus an sich gezogen, die übrige verdorrte Masse verstockte in sich selbst und ward daher sich selbst überlassen. Das Christenthum, das sich schon unter den Aposteln, besonders durch Paulus, den Heiden zugewandt und den erfreulichsten Eingang gefunden, wendet sich von nun an ausschließlich an letzteres, um alles, was empfängliches Gemüth zeigte, in sich aufzunehmen. Um die Geschichte des Wirkens des Christenthums unter den Heiden zu begreifen und zu verstehen, wie es aufgenommen und abgestossen worden ist, wirft sich uns die Frage auf: wie wir das Heidenthum selbst zu betrachten haben?

Wenn wir uns über das Heidenthum gehörig orientiren, so müssen wir uns nothwendig vor allem gegen die zwei sich entgegenstehenden, extremen Ansichten verwahren: die eine, die wir unter den christlichen Sekten im 2ten und 3ten Jahrhundert schon finden, und die auch im 16ten wieder aufgetaucht ist, betrachtet das Heidenthum und eben deshalb die Menschen im Heidenthum als durch und durch diabolisch, weil die Menschen selbst alles Gottverwandten, alles Gottebenbildlichen beraubt gewesen. Wollen wir uns solche Ansicht gefallen lassen, so wäre es gar nicht zu erklären, wie das Christenthum Eingang finden und sich verbreiten konnte. Wäre der Mensch alles Gottverwandten beraubt gewesen, so fehlte auch alle Empfänglichkeit für das Christenthum, es wäre kein Anknüpfungspunkt im Menschen, keine höhern Sinne und Organismen, womit das Göttliche aufgenommen und verstanden werden konnte. Wenn wir also von einer Verbreitungsgeschichte des Christenthums reden wollen, dürfen wir nicht die Ansicht vom Heidenthum hegen, als wäre es ganz diabolisch, indem sie jede Verbreitungsgeschichte von vorn herein unmöglich macht.

Dieser Ansicht steht nun eine andere gleich verkehrte entgegen, welche ebenfalls aller Geschichte widerspricht. Betrachtet die erste das Heidenthum als durch und durch diabolisch, so faßt

die zweite das Heidenthum als eine völlig normale, naturgemäße Erscheinung in der Geschichte der Menschheit, als eine Erscheinung, die das Christenthum als höchste religiöse Entwicklung des Menschengeschlechts zur nothwendigen Folge hat. Im Heidenthum selbst werden verschiedene Stufen der Entwicklung angenommen, an deren höchste sich das Christenthum als Resultat anschließt. Wie aus dem Saamen zuerst der Keim, aus diesem der Ansatz zum Stengel, dann Blätter, Blüthen u. s. w., so nimmt man an, werden alle religiösen Erscheinungen als successive Naturentwicklungen angesehen, zu denen sich das Christenthum wie Krone und Blüthe verhält. Wir sehen, daß dieser Ansicht zufolge die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts dadurch verloren geht; was erscheint, das ist durch und durch nothwendige Erscheinung, es verhält sich wie die schlechthin nothwendige Wirkung aus bestimmten Ursachen.

Würden wir dieser Ansicht folgen, so verstünden wir weder das Christenthum noch die Anfeindung. — Die Art und Weise der Anfeindung nämlich, die das Christenthum unter den Menschen gefunden. Das Christenthum kündigte sich den Menschen nicht an als die religiöse Veranstaltung, wodurch der menschliche Geist in seine höchste, naturgemäße Entwicklung eingienge, sondern vielmehr so, daß es forderte, die bisher betretene Bahn als gottwidrig zu verlassen und eine neue anzutreten. Das Christenthum forderte die Menschen auf, Buße zu thun, d. h. sich nicht als solche zu betrachten, die bisher auf dem rechten Wege zu Gott gewesen, sondern vielmehr auf einem falschen, der von Gott abführe. Es kündigte sich nicht an, als eine Veranstaltung, die den Menschen zu seiner natürlichen Vollendung bringen werde, sondern verlangte Wiedergeburt, Ablegung des alten Menschen und Anlegung des neuen — eine ganz neue Schöpfung. Daher wurde Christo nicht die Krone aufgesetzt, er mußte leiden und sterben, eben weil er etwas ank[illegible] das dem Menschengeschlechte ganz entgegen wa[illegible]gte, das der

solches Zwangsrecht ihnen gegeben ist, heißt nicht ihre Unterwerfung unter die römische Gesetzgebung aussprechen; sondern nur ihre willige Fügung in die ewige, gottgegründete Rechtsordnung bekunden, deren Weigerung auch ihren Rechten jeden höheren Grund entzieht. Denn wenn, wie der Verfasser sagt, der Ausspruch: gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist! älter als das Papstthum ist; dann ist der Andere: gebt Gott, was Gottes ist! älter als das Kaiserthum, dieses ist an ihn als seine Vorbedingung geknüpft, und steht und fällt mit ihm.

Ein Anhang der kleinen Schrift ist der Polemik gegen den Athanasius bestimmt. Es wird von ihr, wie bei den meisten späteren, ohne weiteres vorausgesetzt, es sey bitterer Haß, der diese Schrift eingegeben, und unfähig von ruhiger Besonnenheit sich gebieten zu lassen, sein Gift in konzentrirter Galle ergossen. Die Sache wird als sich von selbst verstehend angenommen, und darum auch nicht einmal ein Versuch gemacht, irgend einen Grund dafür aufzusuchen. Andere haben zwar ergänzend einen solchen Grund in dem Unrecht, das man früher dem Verfasser des Buches angethan, zu finden geglaubt; aber es ist ihnen nicht gelungen, die Zwischenglieder nachzuweisen, die dies Unrecht mit der späten Rache einigermassen vermitteln und verknüpfen. Man nimmt dergleichen nicht so genau, und man muß es dem Verfasser verdanken, daß er dadurch höchstens zu einigen kleinen Maligen, aber nicht gleich so vielen Andern zu Unanständigkeiten sich hat verleiten lassen. Darüber viel mit Worten zu streiten, würde zu keinem erheblichen Resultate führen; da, wer dem ganzen Zusammenhange der Dinge nicht geglaubt, auf einzelne Versicherungen um so weniger geben wird. Dieser Zusammenhang hat sich seither aber klar aufgedeckt; die Nemesis hat ihr Recht geübt, und was im Dunkeln gesponnen worden, an das Licht hinausgezogen, so daß fortan bei Unbefangenen keine Illusion weiter möglich ist. Wer die Actenstücke, die dabei zu Tage gekommen, erwogen; wer die Thatsachen, die der Crise vorangegangen und gefolgt, combinirt; wer der ganzen Verfah-

rungsweise der Regierung seit 20 Jahren gefolgt; der wird vollkommen begreifen, wie es gekommen, daß das katholische Volk einstimmig und eines Sinnes jene Haltung angenommen, die die Welt verwundert an ihm sieht, die das Buch keineswegs ihm eingeredet, in der es aber seine volle Rechtfertigung gefunden. Die seither erschienenen Triarier werden dieß der erzürnten protestantischen Welt vollends klar zu machen dienen, wenn dieser noch irgend ein Sinn für Wahrheit und Recht geblieben.

XIV.

Die Staatsstreiche der Regierung von Aargau gegen die Katholiken.

Da die Schweizer Correspondenzartikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung in der Regel eben nicht geeignet sind, ein vollständiges und getreues Bild von dem heillosen Zustande der heutigen Schweiz und den täglichen schreienden Rechtsverletzungen zu geben, so werden die Leser uns Dank wissen, wenn sie in der folgenden Mittheilung eine vollständigere und minder einseitige Darstellung der dortigen Verhältnisse erhalten. Sie rührt aus der Feder eines Mannes her, der gänzlich außerhalb dem Kampfe der Partheien steht und für dessen Wahrhaftigkeit und historische Treue wir uns verbürgen können, wie er denn auch selbst im Nothfalle jede seiner Behauptungen aktenmäßig belegen könnte. Doch lassen wir ihn selbst sprechen.

Die radicalen Elemente sind in der Schweiz nicht erst durch die glorreichen Hundstage des Jahres 1830 hervorgerufen worden; sie giengen als Verlassenschaft der Revolution auf das Inventarium der Mediation über, und die sogenannte Restauration im Jahre 1814 übernahm dieselben als höchst brauchbare und gewandte Werkzeuge der bisherigen staatsrechtlichen Zustände. Diesen Elementen, welche, der Natur corrosiver Stoffe gemäß, Alles sich zu assimiliren bestrebten, stand ein anderes gegenüber, dem nur schwer beizukommen war: die Vitalität

der katholischen Kirche. Es wurde zwar hier, wie anderwärts Alles aufgeboten, um diese zu bekämpfen. Die Schule wurde, so weit es immer möglich war, von der Kirche losgerissen: man suchte ihrer Einwirkung jene boden- und marklose Aufklärerei entgegenzustellen, welche sie wirkungslos machen sollte; der verstorbene Schultheiß Pfyffer bemühte sich, ihr gegenüber eine Phalanx von Schulmeistern zu kommandiren, deren Kriegsmuth er besonders dadurch anfeuerte, daß er ihnen verhieß: binnen zehen Jahren würden sie zu den Klosterfenstern der Mönche hinausschauen. Zum Unglück aber hatte das Volk selbst an dem volksfreundlichen Vorhaben eben keine sonderliche Freude, und es war nicht zu hoffen, daß einer der Zeitgenossen den Aufgang der neuen Sonne erblicken würde.

Da schoß die sengende Juliussonne einige Nebenstrahlen auf die Schweiz, und bald stand auch hier Alles hellauf in Flammen. Nur zeigte sich mitten unter diesen ein Gebäude mit festen Mauern, an welchen sie vergeblich hinaufzüngelten; und die Maulwürfe unter der Erde berichteten mißmuthig, wie sie in der Tiefe auf einen Felsen gestoßen, an dem sie ihre Nagzähne abgestumpft hätten. Da gedachten die Dirigenten der großen Illumination des Sprüchleins eines alten Dichters: labor *improbus* vincit omnia. Alsofort gaben sie sich das Wort nach Baden. Vom 20. bis 27. Januar 1834 wurden dort Maaßregeln verabredet, wodurch die Kirche geknebelt der Omnipotenz des Staates überliefert werden sollte. Es waren die josephinischen Ordonnanzen, in einem radicalen Decoct aufgewärmt.

Sobald diese Beschlüsse ruchbar und den großen Räthen zur Annahme vorgelegt wurden, zeigte sich in den meisten Kantonen starke Aufregung unter dem katholischem Volk. Es ahnete darin einen Pact seiner Regenten gegen die Kirche, ihre Rechte und Freiheiten; und zwar nicht nur gegen die Geistlichkeit, sondern ebensosehr gegen die Gläubigen und den Gottesdienst in seinem ganzen Umfange. Es waren nicht bloß Coercitiv-Maaßregeln gegen Geistliche, welche der Einsegnung gemischter Ehen sich weigerten, verabredet, sondern der Staatsgewalt sollte auch überlassen seyn, Erlassen rein dogmatischer Natur die Bewilligung zur Bekanntmachung zu ertheilen, — oder nicht; welche Worte freilich dem Protokollführer in der Feder stecken blieben, aber der Satzfügung zufolge subsumirt werden müssen. Das Leben der Kirche sollte sonach gänzlich unter der Zuchtruthe jedes großen Rathes oder vielmehr seiner Dirigenten stehen; sie athmete, je nachdem jene stärker oder schwächer die seidene Schnur rabulistischer Willkühr anzogen; aber auch nichts konnte sie hindern, ganz zuzudrücken.

Eine Vorstellung gegen Annahme dieser Beschlüsse an den großen Rath von Bern fand in den vormals bischöflichen baselschen Landestheilen dieses Kantons in ganz kurzer Zeit über 8000 Unterschriften. Bei solcher Stimmung der gesammten Bevölkerung rieth der kleine Rath jener obersten Behörde an, über die verabredeten Beschlüsse hinwegzugehen. Die Furibunden im großen Rath dagegen fanden gerade in dem Widerspruch ein Motiv mehr zu deren Annahme. Drei Jahre früher hatte man auf allen Straßen gehört: „Der Wille des mündig gewordenen Volkes müsse als oberstes Gesetz gelten"; jetzt lautete die Parole anders: „Das Volk sey eine blinde Masse, die nicht einsehen könne, was ihr fromme, auf ihre Stimme sey keine Rücksicht zu nehmen." Um die Einwohner des katholischen Jura von der höhern Intelligenz ihrer Gebieter und deren zarter Fürsorge um Aufklärung handgreiflich zu überzeugen, wurden die Bezirke sofort militärisch besetzt und durch den Präfecten Choffat alle die eines Sejans würdigen Maaßregeln verfügt, welche Jederman in der höchst interessanten Correspondence secrete de M. M. les préfets de Porrentruy, Delémont, Seignelégier et Montier avec le conseil executif de Berne lesen kann. Im Octoberheft der Jenaischen Literatur-Zeitung von 1837 findet sich ein getreuer Auszug daraus. Ein schlimmerer Streich, als die Veröffentlichung dieser Acten, konnte den Gewalthabern in Bern nicht gespielt werden. Aber aes triplex circa pectus ist eine der nothwendigsten Eigenschaften eines radicalen Gewalthabers. Man that, als ob nichts geschehen sey.

Aehnliche Besorgniß, wie im katholischen Jura, erwachte gleichzeitig in den vormaligen freien Aemtern (nun Theil des Kantons Aargau), in deren Mittelpunkt das Kloster Muri liegt. Auch hier wurden für ähnliche Petitionen Unterschriften gesucht, gestützt auf §. 17 der aargauischen Verfassung, der also lautet:

„Jedermann hat für sich und mit andern vereinigt das Recht, Wünsche, Gesuche und Beschwerden in gesetzlich bestimmter Art und Weise an alle öffentlichen Gewalten und Behörden zu bringen."

Implicite ist in diesem §. auch die Befugniß ertheilt, Verbindungen zu nicht verbotenen Zwecken zu stiften. Dergleichen, auch solche, die sich mit sehr bestimmt ausgesprochenen, politischen Zwecken befassen, bestehen in allen Kantonen, auch im Kanton Aargau viele; ja gerade dieser Kanton ist gewöhnlich der Sammelplatz derjenigen Vereine, welche, unter dem Vorwand volksthümlichen Voranschreitens den ganzen Boden stets zu durchwühlen beabsichtigen.

Unter dem Namen Vertheidigungsverein (der katholischen Kirche)

wurde nun im Bezirk Muri eine Verbindung gestiftet, eine ähnliche im Bezirk Baden gab sich den Namen katholischer Verein. Der Zweck beider war kein anderer, als Abwehr der Angriffe auf die katholische Kirche. An der Spitze der erstern stand mit andern Männern der allgemein sehr geachtete Decan Groth, Weltgeistlicher, und der Arzt Dr. Baier, Mitglied des großen Raths, ein höchst einfacher, schlichter, durchaus biederer und gewissenhafter Mann, dessen stets rückhaltloses Bekenntniß wahrhaft freisinniger und aber dabei gerechter Grundsätze der Mehrzahl der Mitglieder des großen Raths häufig sehr unbequem fiel. Einige andere Pfarrer, darunter auch ein Konventual von Muri, gleichwie mehrere Mitglieder des großen Raths, waren diesen Vereinen beigetreten. Einige Vorsteher derjenigen von Muri begaben sich nach Solothurn zu dem Bischof, wegen verschiedener Schlußnahmen des großen Raths in kirchlichen Angelegenheiten dessen Ansicht und Rath zu vernehmen. Sofort wurde von Aarau aus dem Bezirksgericht in Muri eine Untersuchung gegen die namhaftesten Mitglieder des Vereins anbefohlen. Die aufgesetzte Petition, hieß es, sey Mißbrauch des Petitionsrechtes; der Zweck des Vereins sey ein staatsgefährlicher; die Reise zu dem Diöcesan-Bischof nannte man den Versuch, eine auswärtige Macht (ein Bischof heutzutage eine Macht!) zu Hülfe zu rufen. Hiermit hatte man Gründe zu einer Hochverrathsklage, wenn nicht gefunden, doch gefertigt. Männer, wie Herr Decan Groth, Dr. Baier wurden nun ohne Weiteres, als sey das Martialgesetz in der freien Republik von Aargau proklamirt, der Hochverrätherei verdächtig, nicht einfach verhaftet, o nein, damit begnügt sich der Advokatenübermuth unserer Republikaner nicht, sie wurden vielmehr mit einer ausgesuchten Büberei behandelt oder richtiger mishandelt, deren sich jede andere Regierung heutzutage bei dem verworfensten Verbrecher schämen würde. Wir verweisen hierüber jeden, der das Nähere zu wissen begehrt, auf die eben so ruhig gehaltene, als gründliche (actenmässige) „Recursschrift für die Herren Decan Groth u. s. w. an das hohe Obergericht des Kantons Aargau, von Dr. Rudolf Feer“ (Aarau 1835.)

Die strengsten Hausdurchsuchungen, die mannigfaltigsten Einvernehmen, alle Mittel, die man sich erlaubte (und man war hierin eben nicht besonders wählig), vermochten die gehofften Beweise, daß das Kloster Muri zu Stiftung des Vereins (was übrigens demselben so gut erlaubt gewesen wäre, wie jedem andern Kantonsbürger) mitgewirkt, oder denselben durch irgend welche Mittel unterstützt hätte, nicht an die Hand zu geben. Wenn es aber dennoch demselben nicht ganz fremd blieb, wenn es dessen Entstehen billigte, wenn es dessen Absichten guten

Erfolg wünschte, wer mag es demselben verargen? Galt es nicht eine Angelegenheit, die den Klosterbewohnern die heiligste seyn mußte, galt es nicht nebenbei sie selbst? Während aber Recht und Freiheit Exilirte in der Schweiz sind, hat die schamloseste Lüge und Verläumdung dort ein Asyl gefunden. Wiewohl die angestrengteste Mühe keine Beweise zu Tage brachte, hörte man dennoch im großen Rath, las man dennoch in öffentlichen Blättern die grellsten Anschuldigungen gegen die Klöster, welche sich nach der Sinnesart und der Bildungsstufe der Einzelnen von der süßlich-giftigen Begeiferung eines Zschokkes bis zu den ungezogensten Verläumdungen der brutalradicalen Schreier ausprägten.

Nun noch ein Beispiel, mit welcher Willkühr man in Aarau die ausdrücklichsten Bestimmungen der Verfassung verletzt. Das Kloster Muri hatte, wie alle Benedictinerabteien, eine zahlreich besuchte Schule. Wer je dieselbe gesehen hat, wird ihr das Zeugniß nicht versagen, daß es dort den Schülern weder an einer umfassenden geistigen, noch an einer ebenso zweckmässigen als sorgfältigen körperlichen Pflege gefehlt habe. Daher genoß diese Schule eines wohlverdienten Zutrauens nicht allein im Bereich des nächsten Umkreises, sondern weithin durch die katholische Schweiz, ja selbst außerhalb derselben.

Der §. 187 des neuen Aargauischen Schulgesetzes lautet wörtlich: „Die Unternehmer von Privatlehranstalten, welche ausgedehnteren Unterricht bezwecken, als den in den Gemeindsschulen ertheilten, haben von Errichtung der Anstalt dem Kantonsschulrath davon, wie von ihren Lehrgegenständen, Anzeige zu machen. Diese Lehranstalten genießen den Schutz des Staates, stehen unter des Kantonsschulrathes allgemeiner Aufsicht, und können nur dann vom Staat untersagt oder aufgelöst werden, wenn sie gesetzlichen Bestimmungen und den Zwecken veredelter Jugendbildung widerstreiten.“

Die Schule von Muri hatte seit Jahrhunderten bestanden, man kannte ihre Lehrgegenstände, ihre Leistungen, die Männer, welche sie leiteten; seit dem Daseyn des Kantons hatte sie ununterbrochen gewirkt. Man hätte mithin denken dürfen, hier wäre das Nachsuchen um neue Befugniß überflüssig. Dennoch unterzog sich der Prälat von Muri für seine uralte Schule dem nagelneuen Gesetz; er sandte die Uebersicht der Lehrgegenstände ein; er suchte um Bewilligung zu Fortsetzung der Anstalt nach; es war kein gesetzlicher Grund vorhanden, dieselbe (zugleich eine Wohlthat für den ganzen Bezirk) zu beschränken; allein die gestrengen Herren der Republik, der Majorität nach Protestanten, verfügten dennoch ihre Aufhebung; alle Knaben von Aargauern mußten fortgeschickt werden. Wie sich von selbst versteht, so hielt man es nicht einmal der Mühe werth,

den in ihren Rechten so schwer Gekränkten auch nur einen beschönigenden Grund anzugeben, es wurde ihnen bloß unter dem 7. Oktober 1835 vom kleinen Rath trocken geantwortet: „man finde sich unter den obwaltenden Verhältnissen nicht bewogen, dem Begehren zu entsprechen". Car tel est nôtre bon plaisir. Hätte dagegen ein hergelaufener Sohn des jungen Deutschlands irgend eine Pflanzschule für junge Revolutionaire gründen wollen, so hätte ihm dieselbe Behörde die Erlaubniß gewiß bereitwilligst ausgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

XV.

Miscelle.

Als unter Karl VI. Frankreich durch den Zwist der Häuser Orleans und Burgund furchtbar verwüstet, und die Beute seiner Feinde, der Engländer, ward; damals als die Diener der Großen sich jeden Frevel erlaubten, erschien einst, im Namen der Universität von Paris, ihr Kanzler, der berühmte Joh. Gerson vor dem König und hielt ihm eine Rede, vorzüglich gegen den Orleans, die uns noch erhalten ist. In ihrem Beginne wendet er sich also an Gott: „Erfülle Herr, wir bitten dich, alle unsere guten Wünsche durch deine heilige geheimnißvolle Eingebung. Und was ist unser Wunsch? Gott du weißt es, Vivat Rex, es lebe der König. Und du edler, erhabener Fürst! und ihr meine Herrn! hört geduldig und gütig an, was ich zu sagen habe. Achtet nicht auf die Niedrigkeit und Geringheit der Person, noch auf die Rauhheit und Unhöflichkeit der Sprache; sondern auf die Sache, die so gerecht und vernünftig ist". Nachdem er hierauf alle Frevel der Diener der Großen vorgetragen, fährt er fort: „Du, o Fürst, wahr ist es, du verübst diese Frevel nicht, allein du duldest sie; siehe daher zu, ob Gott nicht gerecht über dich urtheilt, wenn er einst sprechen wird: ich strafe dich nicht, aber wenn die Teufel der Hölle dich quälen, so werde ich sie nicht daran hindern". Der Herzog von Orleans nahm die Rede sehr unwillig auf, als er aber durch die Meuchelmörder des Burgunders fiel, hielt Gerson ihm zu Ehren eine Leichenrede, worüber ihm die Burgunder also zürnten, daß er selbst unter dem geisteskranken König nimmer sicher war.

XVI.

Reliquien von Möhler.

Das Heidenthum.

Eine Betrachtung.

Schon in dem ersten Bande dieser Blätter haben wir unsern Lesern ein Bruchstück aus dem geistigen Nachlasse jenes reichbegabten Mannes mitgetheilt, dessen Name an der Spitze dieser Betrachtung steht, die seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte entlehnt ist. Auch in ihr wird man, so hoffen wir, jenen ruhigen, milden, von oben erleuchteten Geist wieder erkennen, der einer goldgeflügelten Lichtbiene gleich, überall auch in den Schatten des Todes und in der Nacht des Heidenthums voll Liebe die verlorenen Strahlen des göttlichen Lichtes sammelte und daraus eine Opferflamme zum Preise Gottes bereitete. Möge daher auch sie eine dankbare Erinnerung im Herzen des Lesers an Jenen erwecken, der stets eine leuchtende Zierde der katholischen Kirche und Wissenschaft bleiben wird. Hören wir ihn also, wie er Tag und Nacht im Heidenthum scheidet, und uns zeigt, wie das vom Himmel herabgestiegene Licht des neuen Bundes sich dem, auch in den Heiden, noch nicht ganz erloschenen des alten mitgetheilt hat:

Bei Lebzeiten der Apostel war es vorzugsweise der Gegensatz zwischen Judenthum und Christenthum, welcher Veranlassung zu den wichtigsten Ereignissen gab, und die eigentlichste Seele der Geschichte der damaligen Zeit geblieben ist. Erst nach dem Tode der Apostel, namentlich Petri und Pauli († 67 u. 68) oder nach der Zerstörung von Jerusalem, nahm die Geschichte eine andere Wendung, und der Kampf zwischen

Christenthum und Heidenthum begann. Was aus den Juden nur immer für das Reich Gottes zu gewinnen war, hatte Christus an sich gezogen, die übrige verdorrte Masse verstockte in sich selbst und ward daher sich selbst überlassen. Das Christenthum, das sich schon unter den Aposteln, besonders durch Paulus, den Heiden zugewandt und den erfreulichsten Eingang gefunden, wendet sich von nun an ausschließlich an letzteres, um alles, was empfängliches Gemüth zeigte, in sich aufzunehmen. Um die Geschichte des Wirkens des Christenthums unter den Heiden zu begreifen und zu verstehen, wie es aufgenommen und abgestossen worden ist, wirft sich uns die Frage auf: wie wir das Heidenthum selbst zu betrachten haben?

Wenn wir uns über das Heidenthum gehörig orientiren, so müssen wir uns nothwendig vor allem gegen die zwei sich entgegenstehenden, extremen Ansichten verwahren: die eine, die wir unter den christlichen Sekten im 2ten und 3ten Jahrhundert schon finden, und die auch im 16ten wieder aufgetaucht ist, betrachtet das Heidenthum und eben deshalb die Menschen im Heidenthum als durch und durch diabolisch, weil die Menschen selbst alles Gottverwandten, alles Gottebenbildlichen beraubt gewesen. Wollen wir uns solche Ansicht gefallen lassen, so wäre es gar nicht zu erklären, wie das Christenthum Eingang finden und sich verbreiten konnte. Wäre der Mensch alles Gottverwandten beraubt gewesen, so fehlte auch alle Empfänglichkeit für das Christenthum, es wäre kein Anknüpfungspunkt im Menschen, keine höhern Sinne und Organismen, womit das Göttliche aufgenommen und verstanden werden konnte. Wenn wir also von einer Verbreitungsgeschichte des Christenthums reden wollen, dürfen wir nicht die Ansicht vom Heidenthum hegen, als wäre es ganz diabolisch, indem sie jede Verbreitungsgeschichte von vorn herein unmöglich macht.

Dieser Ansicht steht nun eine andere gleich verkehrte entgegen, welche ebenfalls aller Geschichte widerspricht. Betrachtet die erste das Heidenthum als durch und durch diabolisch, so faßt

die zweite das Heidenthum als eine völlig normale, naturgemäße Erscheinung in der Geschichte der Menschheit, als eine Erscheinung, die das Christenthum als höchste religiöse Entwicklung des Menschengeschlechts zur nothwendigen Folge hat. Im Heidenthum selbst werden verschiedene Stufen der Entwicklung angenommen, an deren höchste sich das Christenthum als Resultat anschließt. Wie aus dem Saamen zuerst der Keim, aus diesem der Ansatz zum Stengel, dann Blätter, Blüthen u. s. w., so nimmt man an, werden alle religiösen Erscheinungen als successive Naturentwicklungen angesehen, zu denen sich das Christenthum wie Krone und Blüthe verhält. Wir sehen, daß dieser Ansicht zufolge die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts dadurch verloren geht; was erscheint, das ist durch und durch nothwendige Erscheinung, es verhält sich wie die schlechthin nothwendige Wirkung aus bestimmten Ursachen.

Würden wir dieser Ansicht folgen, so verstünden wir weder das Christenthum noch die Anfeindung. — Die Art und Weise der Anfeindung nämlich, die das Christenthum unter den Menschen gefunden. Das Christenthum kündigte sich den Menschen nicht an als die religiöse Veranstaltung, wodurch der menschliche Geist in seine höchste, naturgemäße Entwicklung eingienge, sondern vielmehr so, daß es forderte, die bisher betretene Bahn als gottwidrig zu verlassen und eine neue anzutreten. Das Christenthum forderte die Menschen auf, Buße zu thun, d. h. sich nicht als solche zu betrachten, die bisher auf dem rechten Wege zu Gott gewesen, sondern vielmehr auf einem falschen, der von Gott abführe. Es kündigte sich nicht an, als eine Veranstaltung, die den Menschen zu seiner natürlichen Vollendung bringen werde, sondern verlangte Wiedergeburt, Ablegung des alten Menschen und Anlegung des neuen — eine ganz neue Schöpfung. Daher wurde Christo nicht die Krone aufgesetzt, er mußte leiden und sterben, eben weil er etwas ankündigte, das dem Menschengeschlechte ganz entgegen war, etwas verlangte, das der

Mensch in seiner Unnatur nicht begreifen konnte. Dafür ward Christus geschlachtet, und was für eine Krone ihm aufgesetzt ward, ist bekannt. Christus könnte kein Leidender seyn, wäre er nur die höchste Entwicklung des Menschengeschlechtes gewesen; dann hätte man ihn mit Triumph empfangen und freudig als den begrüßt, der die Menschen nur belohnen und sie weiter bringen werde. Aber weil dieß nicht der Fall war, darum mußte er sterben — sterben für unsere Sünden als Versöhnungsopfer. Etwas ganz anders ist dieß, als wenn das Christenthum nur Vollendung einer naturgemäßen Entwicklung des Menschengeschlechts wäre.

Das Christenthum wollte den Menschen in den verlassenen Urstand zurückführen; es liegt also zwischen diesem verlassenen ursprünglichen Zustande und dem Christenthume etwas in der Mitte, und das ist das Heidenthum, das nicht naturgemäß ist, sondern Unnatur. So kündigt das Christenthum sich an, und wie nahmen denn die Menschen dasselbe auf? Etwa so, daß sie mit ihrem bisherigen Zustande sich zufrieden gezeigt hätten? Nein, mit Reue und Schmerz umfaßten sie das Kreuz und baten Gott um Erbarmung. Das weist uns auf etwas ganz anderes hin, als daß sie nur den höhern Grad einer naturgemäßen Entwicklung anzutreten glaubten. Welches Kind könnte Gott um Erbarmung anrufen, wenn es ein Knabe wird, welcher Knabe, wenn er Jüngling wird, welcher Jüngling, wenn er ins Mannesalter tritt? Das mußte der Fall seyn, wenn das Christenthum das Mannesalter bildete, in diesem Naturprozeß; und wie könnte der Uebergang zu ihm durch Reue und Schmerz hindurchgehen. Das ist das Eigenthümliche des Christenthums, daß der Mensch sich selbst als Sünder erkennt und die angebotene Gnade umfaßt und so ins Reich Gottes aufgenommen wird. Dieß Factum bietet sich uns in der Geschichte dar, daß die Heiden mit Schmerz und Reue über ihren vorigen Zustand sich dem Christenthum anschlossen. Es kann demnach auch mit dieser zweiten Ansicht von einer Geschichte, d. h. von einer wahren Ge-

schichte des Christenthums die Rede nicht seyn; mit ihr gestaltet sich Alles zur Lüge, und eine ethische Auffassung des Menschengeschlechtes ist dann nothwendig unmöglich.

Wollen wir daher das Heidenthum in seinem Verhältnisse zum Christenthum gehörig begreifen, so müssen wir in demselben Nichtheidnisches anerkennen. Das Heidenthum ist Unnatur, das Gott Widerwärtige, es war, als aus der Sünde geboren, dem Christenthume entgegen; und das mußten die Menschen aufgeben. Aber im Heidenthume sind noch göttliche Keime verborgen, an sie schließt sich das Christenthum an, um den Menschen in Stand zu setzen, zur ursprünglichen Natur, zum reinen Ebenbilde Gottes erhoben zu werden.

Wie haben wir uns nun den Ursprung des Heidenthums zu denken? — Die ethische Betrachtungsweise der Dinge muß wie in Gott Wahrheit und Heiligkeit als eins und dasselbe, so im Menschen Irrthum und Sünde, als innigst verbunden auffassen. Mit der ersten Sünde war der Keim alles Irrthums gegeben. Der Ungehorsam des Willens hatte sogleich Verdunklung der Vernunft im Gefolge, die wieder rückwärts auf den Willen wirkte, der hinwiederum die Vernunft verschlimmerte und so in gegenseitiger Wechselwirkung fort, bis das Gebäude des Heidenthums in seiner furchtbar gräßlichen Gestalt sich darstellte. Welche Gestalt das Heidenthum ursprünglich gehabt, ob es zuerst den Menschen, oder dem Menschen göttliche Verehrung gezollt, ist für uns hier gleichgültig. Das aber ist wichtig, daß wir den nun von Gott abgefallenen Menschen so betrachten, daß er anstatt Gott die Natur verherrlichte, anstatt den Schöpfer das Geschöpf als Gottheit anbetete. Der Mensch fühlt sich jetzt nur von Geschöpflichem angezogen, findet darin seine Freude und seinen Genuß. Die Vernunft erkannte das, was dem Menschen das Höchste war, nicht an, er ward Gottvergessen, und wie er bereits practisch das Geschöpf dem Schöpfer vorgezogen, so ward es ihm auch theoretisch das Höchste; denn was der Mensch liebt, das wird er auch als das Höchste anerkennen. Hier

ist also Confusion Gottes und der Natur, und des Geistes und der Materie; denn wie Gott nicht von der Welt, so ward der Geist nicht von der Materie gehörig und wesenhaft unterschieden.

Das Heidenthum offenbart sich besonders in folgenden Erscheinungen. Es erscheint uns nämlich als Polytheismus; die eine Idee von Gott zersplittert sich, da Gott mit der Welt der Erscheinungen confundirt wird, in eine Vielheit von Göttern, da eben die Welt eine Vielheit von Erscheinungen, Kräften und Wirkungen darbietet. Die Einheit Gottes steht höchstens noch da, wie im dunklen Hintergrunde, als eine Reminiscenz; der Polytheismus dagegen ist das herrschende Element. Eben deshalb steht zweitens das Heidenthum vor uns da, als nur Nationalkunde kennend. Wie der eine Gott verlassen war, konnte auch die Menschheit nicht mehr als große Einheit aufgefaßt werden; nicht eine Religion verband jetzt die Menschen; sondern vielmehr gab es jetzt so viel Culte als Götter. Menschen, die auf derselben Localität sich befanden, die dasselbe Schicksal, dieselbe Geschichte hatten, bildeten sich einen eigenen Cultus; die Religion ward sofort von allem Endlichen, Physischen beschränkt, also daß alles dieß die Religion so modificirte, daß keine Universalreligion mehr sich geltend machen konnte. Drittens war im Heidenthume die Idee der Heiligkeit Gottes aufgegeben, von Gott als dem Heiligen war nicht mehr die Rede, wo er mit der Welt confundirt ward. Ebenso stellte sich viertens das Heidenthum dar, als Vergessenheit einer göttlichen Weltregierung. Die Götter, die die Natur erschaffen hatte, vermochten daher nichts über die Natur und Welt, konnten dieselbe nicht frei regieren; sie waren selbst an die Natur gebunden, waren selbst einem Fatum unterworfen, das unpersönlich und sich selbst unbewußt, den Begriff einer Weltregierung ausschloß. In diesen vier Punkten können wir die Hauptgestaltungen, worin das Heidenthum erscheint, zusammenfassen.

Man kann sich leicht denken, daß das Heidenthum, das

Gott in solches Verhältniß setzte, auch den Menschen ganz verkehrt und falsch auffassen mußte. Wir heben folgende Punkte besonders heraus. 1) Die Verehrung Gottes war eine äußerliche, denn, da Gott ganz physisch aufgefaßt wurde, nicht wesentlich als Geist, so konnte er auch nur so verehrt werden. Es ist wohl nicht nöthig zu beschreiben, welche Opfer 2c. sie demselben darbrachten. Sie mochten danken oder bitten, immer dieselbe Aeußerlichkeit, freilich ganz und gar einem solchen Gotte angemessen. 2) Das Heidenthum bot dem Menschen keine ethischen Motive des Handelns dar. Wie Gott selbst nicht als Heiliger und Freier aufgefaßt wurde, so konnte auch der Mensch in seinem Handeln sich nicht als solcher betrachten. Der christliche Begriff von Heiligkeit wird im Heidenthume nicht verstanden: ἅγιος und sanctus haben ganz andere Begriffe, als was das Christenthum damit verbindet, gerade so, wie auch ihr Begriff von ταπεινοφροσύνη gar weit von dem der Demuth entfernt ist — denn es fehlt ihm alle ethische Beziehung. Weil nun Gott nicht als heilig erkannt ward, konnte auch dem Menschen der Begriff, daß er heilig seyn solle, nicht aufgehen, eine höhere Beziehung seiner Handlungen war ihm unbekannt, an eine ewige Folge derselben ward gar nicht gedacht.

Daher zeigt sich 3) im Heidenthum, in Beziehung auf den Menschen, daß die Idee der Unsterblichkeit sehr häufig ganz vergessen wurde. Der Geist war durch seine Hingabe an die endliche Natur so geschwächt, daß er sich selbst als nur vergänglich aufzufassen vermochte, und seine ewige Bestimmung nicht mehr fühlte. Wer der Sinnlichkeit angehört, verliert die Kraft sich als unsterblich im Bewußtseyn aufzunehmen. Hiemit hängt zusammen, daß im Heidenthum das ganze Leben, im großen Durchschnitte, als ein fürchterliches und schauerliches aufgefaßt wurde.

Das sind poetische Träume der neuern Zeit, daß die Griechen das Leben so heiter und glanzvoll gefunden hätten; eine schauerliche Furcht vor dem Tode durchdringt das Ganze, denn

nothwendig bebte der Mensch vor der Vernichtung zurück. Wie ihnen die Zukunft grauenhaft war, so das ganze Leben trübe und jammervoll, und in wie vielen Erscheinungen, selbst in der griechischen Literatur tritt uns dieß mit Schmerz entgegen!

4) In solchen Religionen war die Würde des Menschen gleichfalls vergessen. Wenn sich der Mensch nur als zeitlich erkennt, und seine Bestimmung zur Unsterblichkeit aus dem Auge verliert, da kann er weder sich noch Andere achten, die Würde des Menschen gilt nichts. Dieser Untergang des Bewußtseyns der Würde zeigt sich in der Sklaverei, dem eigentlichsten Erzeugniß des Heidenthums. Seine Mitmenschen wie einen Gegenstand des eigentlichen Verkehrs anzusehen, so daß er wie ein Rind ꝛc. gekauft und verkauft und vom Herrn getödtet werden konnte, ohne die geringste Rechenschaft darüber geben zu müssen, das war nur da möglich, wo die Würde des Menschen gänzlich vergessen war. Der Mensch war nur ein Naturwesen, wer am meisten Naturkraft besaß, war der Herr, der sodann die andern zu seinen Sklaven machte. Aber weder Herr noch Sklave hatten das Bewußtseyn ihres hohen Ursprungs. Diese Sklaverei geht als eine der abscheulichsten Erscheinungen durchs ganze Heidenthum und wird überall um so gräßlicher, je älter das Heidenthum wird.

Dieses Vergessen der Menschenwürde offenbart sich denn auch in den Gladiatorspielen, wo oft hunderte von Menschen und noch mehr sich gegenseitig nach dem blutigsten Ringen zu tödten hatten, um andere zu belustigen. Es offenbart sich ferner auf die fürchterlichste Weise in der Unzucht, die uns in schauerlicher Größe auf allen Punkten sich darstellt. Unzucht ward in keiner Form als Sünde an sich betrachtet. Der Ehebruch galt höchstens als ein Unrecht gegen einen Dritten, nie als in sich unrecht; und es liegt das Laster der Unzucht so tief in dem Heidenthum, daß wir die Wollust zur Göttin personificirt finden, der tausend von Priesterinnen geweiht waren, die als gottesdienstliche Handlung sich jedwedem hinga-

ben. So wissen wir, daß in dem Tempel zu Korinth sich mehr denn tausend solcher Priesterinnen befanden; die Phönizier oder die kananitischen Völker feierten denselben Cultus; auch in Armenien und Babylon finden wir ähnliche Gottheiten, deren Verehrung auf gleiche Weise gefeiert wurde. Alles das war nur möglich in diesem ganzen Zusammenhang; aber merkwürdig ists, daß wir uns durch die Natur der Sache genöthigt sehen, von der im Heidenthume herrschenden Grausamkeit zu den Greueln der Volkslust überzugehen; beide beruhen auf demselben Grunde, auf der Verachtung des Menschen und Mißkennung seiner Würde, und so erscheint im Heidenthume die Grausamkeit als Wollust und hier wieder die Wollust als Grausamkeit. Wahre eckelhafte Erscheinungen, die damit zusammenhängen, übergehen wir, da sie der Art sind, daß man dieselben unter Christen auszusprechen sich scheuen muß. Aber es wird aus dem ganzen klar seyn, wie falsch die Ansicht derer ist, die das Heidenthum als eine naturgemäße Erscheinung auffassen, was nur bei denen möglich ist, die die ethische Auffassung des Menschen ganz außer Acht gelassen haben.

Dieß ist das Heidenthum als Heidenthum; aber in ihm ist noch manch Gottverwandtes, auf Gott Hinweisendes, wie sich in den einzelnen Heiden immer etwas Gottebenbildliches erhalten hatte. Das Christenthum hatte nun das Heidenthum zu zerstören, aber es hatte zugleich an das Nichtheidnische, das sich im Heidenthume fand, anzuknüpfen, und von diesem Anknüpfungspunkte aus, seinen Bau zu vollenden. Was ist nun das Nichtheidnische im Heidenthume? Es ist das Gottebenbildliche im Menschen, das auch nach dem Falle im Menschen sich fand; denn das Ebenbild Gottes wurde zwar durch den Fall verdunkelt, aber nicht vertilgt, es wurde verstört aber nicht zerstört. Wie nun im einzelnen Menschen noch die Ebenbildlichkeit mit Gott vorhanden war, so auch im Heiden, und so mußte auch im gesammten Heidenthume noch manches zu Gott Hinführende gefunden werden. Das Heidenthum ist

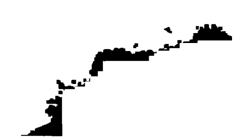
ja eben nichts anders, als der gefallene, nicht wiedergeborne Mensch im Großen; und was von den Einzelnen gilt, das gilt auch von dem Ganzen. Das ist indeß nur das Allgemeinste, was sich hierüber sagen läßt; es muß nun noch in einzelnen Erscheinungen nachgewiesen werden.

So ist es allbekannte Thatsache, daß auch die Heiden noch an Götter glaubten, zu ihnen beteten, von ihnen Hülfe erwarteten; das deutet an, daß das Gottbewußtseyn aus dem Menschen nicht ganz verschwunden war; daß zwar die Idee Gottes entstellt und von Irrthum umhüllt war, daß sich aber immer noch ein dunkles Gefühl davon erhalten hatte, das sich, auch in den allerniedrigsten Stufen des Fetischismus, noch offenbarte. Dieß noch vorhandene, wenn gleich gräuelvoll entstellte Gottesbewußtseyn ward unterhalten durch die Urtradition, die nirgend ganz verloren ging und durch den mannichfachen Verkehr der Völker unter einander nicht verloren gehen konnte. Aus den Volksreligionen und der Urtradition, die sich durch die Geschichte der Menschheit fort erhalten hat, bildeten sich die Mysterien, die allenthalben unter den mannichfachsten Gestalten uns begegnen.

Es ist zwar nicht genau bekannt, was eigentlich in den Mysterien bildlich dargestellt und ausdrücklich gelehrt wurde; denn sie hatten das Eigenthümliche, daß sie in sich abermals Esoterisches hatten, Stufen der Einweihung, wodurch es geschah, daß uns nur sehr Dunkles und Dürftiges von den Alten hierüber berichtet ist. Doch das ist gewiß, daß darin den Menschen etwas Höheres dargeboten wurde, etwas, was die Volksreligion nicht gewährte, etwas besseres als diese. Freilich ist's traurig, daß die Wahrheit, — oder doch diese Funken von Wahrheit, verborgen werden mußten; es lag aber dieß ganz im Wesen des Heidenthums. Aus der Volksreligion, den Mysterien und der noch fortlebenden Urtradition bildete sich die heidnische Philosophie heraus, worin, wie wohl jedem bekannt ist, oft Ueberraschendes auch in Bezug auf die höchsten Interessen, auf göttliche Dinge, sich findet.

Die philosophischen Systeme bildeten, abgesehen von dem Materiellen, das wir manchmal antreffen, auch noch den Verstand sehr aus, lenkten den Menschen dadurch von dem Sinnlichen zu dem Unsinnlichen, wenn gleich auch noch nicht zu dem Uebersinnlichen. Dadurch ward eine höhere Lust unter den Menschen erhalten; was aber diese formelle Bildung besonders Wichtiges für uns darbietet, ist, daß je weiter der menschliche Geist darin kam, desto unsinniger die Volkssagen und Mythen erscheinen mußten. Dadurch kamen die philosophischen Systeme in Opposition mit dem Volkscultus und oft wurden deßhalb, wie bekannt, griechische und römische Philosophen angeklagt. Durch dieß Bestreben wurde die mythische Volksreligion ganz unterwühlt und aufgelöst — ein wesentlicher Dienst fürs Christenthum, wenn gleich nur ein negativer. Das alte Gebäude von Irrthümern ward zerstört und weggeräumt, so daß das Christenthum Feld und Boden finden konnte, worin es seinen Saamen ausstreuen mochte. Dieß allseitiger zu verstehen, ist zu bemerken, daß gerade dadurch, daß man die Volksreligion und Mythologie bekämpfte, allenthalben unauflösliche Zweifel erwachten.

Der Mensch fühlte eine Leere und einen Jammer in seinem Innern, der immer mehr und mehr unerträglich ward. Dadurch entstand eine Sehnsucht, ein glühend hervortretendes Verlangen nach höherer Hülfe. Es ist ein tragischer Anblick, nach dieser Richtung hin den Heiden zur Zeit der Geburt Christi zu betrachten. Im römischen und griechischen Abendlande war völlige Unzufriedenheit mit den bisherigen Göttern; wonach das Herz sich sehnte, das ward nicht gewährt, und daher begreift sich die Annahme der mannichfachsten Culte aus dem Orient; der Cultus von Isis und Osiris, des Heracles, der Kybele rc. Man ließ sich in Mysterien einweihen, verlangte von ihnen innere Beruhigung; aber alle Versuche blieben erfolglos, und die menschliche Seele blieb immer unbefriedigt. Von den römischen Satyrikern lesen wir oft bittern Tadel über dieses qualvolle Haschen nach fremden Gottheiten



ausgesprochen; aber sie verstanden nicht, was diesem Streben zu Grunde lag, und vermochten kein Mittel anzugeben, das gefühlte Bedürfniß zu befriedigen; gerade wie die Philosophen, die gleichfalls nur zerstörten, aber nichts auferbauen konnten.

Aus dieser Sehnsucht bildeten sich die merkwürdigen Weissagungen auf einen Erlöser im ganzen Orient, von wo aus sie sich nach dem Occident verbreiteten und die größte Aufmerksamkeit erregten. Dergleichen finden wir bei den Persern, Chinesen ꝛc. oft in ganz überraschender Weise, und wenn manche gebildete Völker uns keine Spur davon hinterlassen haben, so läßt sich aus der Analogie mit andern Völkern erschließen, daß auch sie dergleichen gehabt. Suetonius und Tacitus haben uns Zeugnisse hierüber aufbewahrt und, was die Perser betrifft, so vergleiche man Kleuker I. Anhang zur Zendavesta, und über die Chinesen Schott's Uebersetzung der Schriften des Confucius, 1826.

Zwar sind diese Prophezeihungen nichts weniger als rein, sie beziehen sich meist nur auf das Ideal eines künftigen Herrschers, der zugleich Weltbeglücker seyn solle wie auch die Juden nicht über eine solche Vorstellung — oder doch nur selten — sich erheben konnten. Eine merkwürdige Erscheinung sind die sibyllinischen Bücher, die in der ersten Zeit des Christenthums herumgeboten wurden und so viel Aufsehen machten. Die sibyllinische Weissagung, die wir jetzt noch besitzen (im Ganzen acht Bücher, wozu noch ein fünfzehntes gefunden wurde) sind unächt. Sie sind keineswegs die berühmten, die die Sibylla dem Tarquinius angeboten und verkauft hatte; sie waren ein Raub der Flammen geworden, so daß wir eigentlich nicht recht wissen, was sie enthielten; die später neu gesammelten hatten dasselbe Schicksal. Aber der Unächtheit ungeachtet sind doch unsere sibyllischen Bücher geschichtlich von großer Bedeutung. Man hätte auf keine Weise nur auf den Gedanken kommen können, solche Weissagungen zu erdichten, wenn nicht im Volke selbst eine große Empfänglichkeit und andere Weissagungen sich vorfanden, an die die erdichteten

sich anknüpften. Diese wurden auch zum Theil schon vor dem Christenthum gedichtet, und zwar von Juden, welche die Messiasidee verbreiteten, oder auch von Heiden, die dem Judenthume sich genähert. Daß sie schon vor dem Christenthume im Umlauf waren, ist offenbar aus Citationen derselben bei Alexander Polyhistor, Strabo und Josephus. Die übrigen Theile sind im ersten christlichen Jahrhunderte gedichtet; einiges erst im zweiten und dritten, wie sich dieß genau nachweisen läßt.

Wir ersehen daraus, daß in der ganzen alten heidnischen Welt ein Entgegendrängen gegen den Erlöser sich zeigte; denn diese Weissagungen sind nichts anders, als Worte der Sehnsucht nach demselben. Was unter den Juden die göttlichen Propheten, das erreichte anderwärts das noch im Menschen vorhandene Gefühl des Höhern durch dunkle Ahnung, woran sich die Erfüllung anschloß. Diese Ahnung aber ist nicht möglich ohne ein Gefühl des Bedürfnisses nach Befreiung. Ohne Zweifel ist jedem klar, daß unter allen griechischen Philosophen bei Plato das Beste gefunden wird, was die alte Welt durch Speculation hervorbringen konnte. Aber gerade in der platonischen Philosophie finden wir dergleichen Weissagungen, eine unklare Sehnsucht, ein dunkles Bewußtseyn der künftigen Erlösung klar ausgesprochen. Ja nicht mit Unrecht kann man behaupten, daß gerade das den Kern der platonischen Philosophie ausmache; dieß Gefühl des Bedürfnisses des Heils, das nur von Gott zu befriedigen sey. Ackermann, der ein geistreiches Werk über das Christliche im Plato 1834 geschrieben, verstand unter dem Christlichen nicht blos eine Menge von einzelnen Stellen, die an Christus erinnern, gleichsam Vorklänge christlicher Wahrheiten, sondern, worauf er besonders Gewicht legt, ist, daß durch die ganze Philosophie dieß höhere Gefühl einer Heilbedürftigkeit, eine Art von Weissagung der Welterlösung hindurchgeht. Wenn wir an das erinnern wollen, was im Heidenthum Vorbereitendes auf das Christenthum sich fand, so müssen wir auch vieler Fabeln einge=

denk seyn, mannichfacher Mythen, die oft einen tiefen Sinn verbergen, und gewiß nicht wenig auf das Göttliche aufmerksam machen, und so einen Anknüpfungspunkt fürs Christenthum bilden.

War auch die Lehre von der Unsterblichkeit wie vergessen, konnte der Mensch seine eigene Größe — die ewige Fortdauer — nicht mehr fassen, so hatte man doch in dem Glauben an die Schatten, worin noch viel liegt, noch ein äußeres Bild von Körperlichem, Wahrhaftem, das fortdauert. Die Manen und Penaten sind darum eine merkwürdige Erscheinung. Was vom Tartarus, Olymp und Elysium gesagt wurde, das ist mehr als ein Gedicht, und was von nie aufhörenden Qualen schwerer Verbrecher, besonders solcher, die einer Blasphemie gegen die Gottheit sich schuldig gemacht, gelehrt ward, ist gewiß sehr wichtig. Alles ist zwar ungemein dunkel, dichte Nacht liegt auf der Wahrheit, aber es war doch noch die Spur vorhanden. Es ist klar, daß das Sittliche nie völlig untergegangen ist, und braucht dieß wohl nicht weiter bewiesen zu werden. — Es giebt noch Regionen der heidnischen Mythologie, die ganz ins tiefste Dunkel für unser Auge gehüllt, aber doch von großer Bedeutung sind. Die ägyptisch-phönizische Mythe von Isis und Osiris, ähnliche unter den Griechen, die überall vorkommenden Menschenopfer, alles das deutet auf etwas sich allerdings überaus tragisch, aber mit entsetzlicher Kraft Aussprechendes, wodurch die Nothwendigkeit einer Versöhnung klar ausgesprochen wird.

Kann man sich nicht etwa denken, daß wenn wirklich der Sohn Gottes den Heiden angekündigt war, daß auf einmal das Unklare ihnen zum Bewußtseyn kam, daß sie in vieler Beziehung jetzt erst sich verstanden. So hat es Gott auf vielfache Weise vorbereitet zur Aufnahme seines Sohnes, den er zur Erlösung und Heiligung der Menschheit gesandt hat.

Aber auch die äußern Verhältnisse der damaligen Zeit, — besonders im römischen Reich, sind nicht unwichtig und verdienen unsere Betrachtung.

Die Römer waren als Welteroberer aufgetreten; ihr Scepter umfaßte die damals gebildete Welt; es waren dadurch eine Menge von Stämmen und Völkern um ihre Selbstständigkeit und Volkseigenthümlichkeit gebracht, womit für dieselben alles das aufhörte, was das Leben für sie noch hätte erheitern können. In der alten Welt war das bürgerliche Leben, das Leben im Staate das Höchste für den Menschen. Mit dem Staate fiel der Cultus zusammen, und die Götter waren oft nichts anders, als die Ideale eines gewissen Volkscharakters und die schützenden Genien derselben. So war der Staatsdienst nothwendig bei den heidnischen Völkern Gottesdienst. Auch bei uns muß der Staat eine religiöse Beziehung haben, der Staatsdienst soll Gottesdienst werden, aber der Gottesdienst darf im Staatsdienst nicht aufgehen, und dieß letztere war bei den Alten der Fall. Bei der Zerstörung der Reiche wußten sie für sich keine Bestimmung mehr auf dieser Welt, in sich fanden sie nichts als Leere und Oede, und so ward der Mensch schon durch die bürgerlichen Verhältnisse darauf angewiesen, etwas Höheres zu suchen, von oben Hülfe zu erwarten. Das ist der wichtigere Gesichtspunkt, unter dem das römische Reich zur Zeit Christi aufgefaßt werden muß: Es hatte die alte Welt vernichtet, damit die neue darauf entstehen könne.

Aber dieß ist nicht der einzige Gesichtspunkt. Rom strebte ein Universalreich zu gründen, dadurch fielen alle äußern Schranken weg, die vordem ein Volk von dem andern getrennt hatten. Die Menschen wurden so vorbereitet zum Bewußtseyn der Menschheit zu gelangen, eine Verbindung aller unter einander — das diente als Vorbereitung zum Christenthum. Jetzt war es möglich, daß die verschiedenen Völker in einen andern Verkehr mit einander traten, als es vordem der Fall gewesen; den Aposteln, den Verkündern des Evangeliums, war es so möglich, in alle Theile der Welt zu wandern, ohne daß es Aufsehen erregte, was früherhin ganz unmöglich war, wo jeder Fremde ein Feind, die Verirrten

häufig als ein Opfer für die Gottheit fallen mußten. (Ich erinnere nur an die Iphigenia in Tauris.) —

So sehen wir, daß die göttliche Vorsehung auf den mannichfachsten Wegen die Menschheit vorbereitete, und wie viel Empfängliches für das Christenthum noch vorhanden war. Aber das Christenthum erschien auch gerade zu einer Zeit, wo die Menschheit am empfänglichsten für dasselbe war, und es gehört dieß mit zu dem, woraus wir den göttlichen Ursprung desselben beweisen können.

XVII.

Guizot über die Kirche und den Protestantismus.

Wer es für eine Pflicht und Ehrensache hält, vor aller Welt als Sachwalter des Irrthums aufzutreten, findet keine unbequemeren Gegner, als die Wissenschaft, die Geschichte und die Logik. Diese so oft und in den verschiedensten Beziehungen wiederholte Erfahrung mußte denn auch, in echt menschlicher Weise, zu dem Entschlusse, und nach und nach zu einer großen Uebung und Gewandtheit führen, die Wissenschaft zu umgehen, die Geschichte pro domo zu fabriciren und die Logik als eine obsolete Erfindung gründlich zu verachten. Mit welchem Geschick und Erfolg in unserm lieben Deutschland auf diesem Wege fortgeschritten wird, liegt in den gelesensten Werken der neuesten Zeit, besonders auf dem Morastboden, aus welchem die revolutionären und antichristlichen Tractätlein wie Pilse aufschießen, klar zu Tage; und wir haben eine so unüberwindliche Scheu vor den Matadoren dieser freien Kunst, daß wir ihnen, wenigstens auf dem Felde des literarischen Waffenspiels, gerne und geduldig ausweichen.

Allein es gibt noch eine andere, vornehmere Art von religiöser und politischer Polemik, und auch noch eine andere Art von Vertheidigern der falschen Doctrinen: Männer, die geforscht und gelernt haben; die mit einem scharfen Blicke ein reifes Urtheil zu verbinden wissen, und die der Wahrheit gerne so lange Zeugniß geben, als es sich mit der Stellung und Mission verträgt, die ihnen durch Geburt, Gemeinschaft oder besondere Interessen angewiesen sind. Bei diesen widerstrebt allerdings Geist und Gewissen dem cynischen und unbedingten Gebrauche einer so unedeln und leichtfertigen Taschenspielerei, die eigentlich, wenn Alles ganz nach Wunsch ginge, zur Taschendieberei würde; aber eben dadurch wird das öffentliche Tagwerk solcher besser gesinnter und wohlunterrichteter Irrlehrer, vor allem dort, wo es sich von dem dreihundertjährigen Hader der abgefallenen Religionspartheien mit der alten Kirche handelt, ein überaus peinliches und dornenvolles. Die Wahrheit mögen sie wohl in einzelnen Augenblicken und in vereinzelten Sätzen rund und frei aussprechen, im Ganzen aber nur in sorgfältig bemessener Gabe darbieten, manchmal sogar nur leise vor sich hinflüstern, damit nicht das ganze Publikum sie vernehme. Für ihre Privatanschauung dürfen sie sich nach den ewigen Gestirnen des Himmels orientiren, beim äußern Thun und Lehren jedoch die tief ausgefahrenen Geleise des zärtlich gehegten Dünkels und Vorurtheils keineswegs verlassen. In der Wissenschaft wie im Leben sollen sie am Augenfälligen, in selbstgenügsamer Blendung und alter Gewohnheit, achtlos vorüberziehen; aus richtigen Vordersätzen und Thatsachen verkehrte Schlüsse und Anwendungen bilden; auf der Bahn folgerechter Untersuchung und Entwicklung plötzlich mit gewaltsamer Wendung vom Ziele ab auf zerstreuende und gleißende Nebendinge überspringen, und, wenn zur letzten, unabweislichen Consequenz gedrängt, vor ihr mit verschlossenem Sinn und Herzen, wie ein scheues Wild, mitten ins Dickicht des alten Irrthums zurückflüchten. So aus der göttlichen Weisheit und weltlichen Gebrechlichkeit ein trübes

Elixir des verleugnenden Hochmuths brauend, sehen wir sie im bittern Gefühl des innern Widerspruchs und der äußern Verzerrung, bald mit verbindlichen, bald mit trotzigen Gesticulationen, aber immerfort, in der Pfiffigkeit wie in der weichen Zerflossenheit, schwankend und ungeschickt umherirren.

Auf diesem trostlosen, aus rationalistischer Empörung, Eitelkeit und falscher Schaam erbauten Kreuzwege werden solche Halblinge zwar zur Tödtung, aber nicht zur erlösenden Vollendung des Geistes geführt; und es ist begreiflich, welche seltsame Irrlichtspiele und Luftspiegelungen, welche dialectische Schraubengänge und Meistertouren, aber auch welche verrätherische Vergeßlichkeiten, entschlüpfte Zugeständnisse und schwachverhüllte Selbstanklagen von einem solchen Docenten auf seinem teleologischen Marterbette den Aufmerksamen preisgegeben werden. Weil es aber nützlich und ergötzlich zugleich scheint, Offenbarungen der Art öffentlich anzuerkennen und den Empfang zu bestätigen, so halten wir, bei dem gegenwärtigen Ueberflusse an Unnützem und Betrübendem, um so lieber zuweilen Umschau nach ihnen.

Zu den historischen Notabilitäten unserer Tage zählt man nicht bloß in Frankreich, sondern auch in manchen gelehrten Kreisen Deutschlands den doctrinären Exminister Guizot. Dieser, ein Mitglied der calvinisch-protestantischen Confession, hielt nun während des Jahrs 1828 zu Paris, und zwar im Collège de France, vor der katholischen Jugend Frankreichs Vorlesungen über die katholische Kirche und den Protestantismus, über das Wesen, die Organisation und das Verhältniß beider zum Staat und Souverain: was allerdings zu den vielen Wunderlichkeiten gehört, wodurch sich die sogenannte Restauration auf dem religiösen und politischen Gebiete ausgezeichnet, ja zum Theile selbst aufgehoben hat; und nebenbei auch als Maaßstab für die Wahrhaftigkeit des damals allgemein vernommenen, und auch diesseits des Rheins gerne geglaubten Jammerrufs über Intoleranz, Verfolgung und Je-

suitenherrschaft dienen kann. Welche Motive übrigens die Bourbone für eine solche Einrichtung gehabt haben mögen: jeden Falls konnte dadurch ihre Popularität bei den Franzosen nicht durch den Vorwurf gefährdet werden: sie ahmten die Regierungsmaximen der verhaßten Engländer, Russen oder Preußen nach; denn sie durften, selbst abgesehen von der legitimistischen Zuneigung ihrer Alliirten, gewiß nicht befürchten, daß ihnen ein böses Spiel durch analoges Verfahren bereitet und etwa ein eifriger Katholik beauftragt würde, die protestantische und griechische Jugend über Ursprung, Wesen und Richtung der Reformation und des griechischen Schismas aufzuklären.

In jenen, auch dem Drucke übergebenen Vorlesungen Guizot's zeigt sich nun überall eine unselige Verwicklung und Vermengung des Wahren und Falschen, ein durchlaufender Kampf des innerlich Bewußten und Erkannten mit dem äußerlich Gebotenen und Gewollten, eine stäte Unverträglichkeit der gründlichen Forschung und Wissenschaft mit den Schwächen und Gewöhnungen des Herzens und confessionellen Gemeingeistes; und weil der Sprechende ein ehrenhafter, der Lüge abholder Mann ist, als Folge davon, neben den hohlen Constructionen der Imagination und dem Lobe des Nichtseyenden und Niegewesenen ein getreues Auffassen und Erzählen des Geschehenen und wirklich Bestehenden. Wo es sich aber um die Bilanz, um das Endurtheil handelt, erscheint im Durchschnitte ein vergeßliches Verirren, oder ein halsbrechender Fehlsprung von dem festen Boden der Geschichte und logischen Schlußfolgerung hinweg ins Willkührliche und Bodenlose subjectiver Abstractionen und Fictionen.

Zur Begründung des Gesagten können wir zwar hier nur einige Proben mittheilen, die aber vielleicht genügen werden, den Leser zur Durchsicht des ganzen, in dieser Beziehung wenigstens sehr lehrreichen Buches zu bestimmen.

Wir bemerken vorerst, daß Guizot für jede Art von Regierung zwei Grundbedingungen der Legitimität [illegible]

ren Richtigkeit oder Unrichtigkeit wir uns nicht zu beschäftigen gedenken, sondern sie uns ohne Weiteres gefallen lassen. Die erste besteht nach ihm „in der anerkennenden Achtung vor der Gleichheit, so wie vor den geistigen und sittlichen Superioritäten, und deren Einsetzung als legitime Gewalt.“ Die zweite „in der Achtung der eingesetzten Gewalt vor den legitimen Freiheiten“.

Bezüglich auf die erste findet er in seiner historischen Entwicklung, daß zur Auffindung jener legitimen Superioritäten in der Kirche zwei Principe thätig waren: die Wahl des Niedern durch den Höhern, und die Wahl des Vorgesetzten durch den Untergeordneten. Er sagt:

„Wundern wir uns nicht über den gleichzeitigen Bestand zweier so verschiedener Principe. Betrachten wir die Gesellschaft überhaupt, den natürlichen Lauf der Welt, die Art, wie sich die Gewalt überträgt, immer werden wir wahrnehmen, daß diese Uebertragung bald in dieser bald in jener Weise bewirkt wird. Die Kirche hat sie nicht erfunden, sondern in der providentiellen Führung der menschlichen Angelegenheiten sie gefunden, von dieser sie entlehnt. In der einen wie andern ist Wahres und Nützliches, und ihre Vereinigung möchte oft das beste Mittel seyn, die legitime Gewalt zu entdecken“.

Ahmt aber die Kirche die providentielle Führung nach, wendet sie zur Entdeckung jener Superioritäten die Mittel an, welche Guizot für die besten hält, und gewinnt sie nach seinem eigenen Ausspruche in ihrer Achtung vor der Gleichheit und den legitimen Superioritäten eine unendliche Kraft, so wird man wohl zugestehen müssen, daß sie die erste Grundbedingung jeder Legitimität vollkommen erfülle.

Hinsichtlich der zweiten Guizot'schen Grundbedingung entdeckt er in der Kirche ursprünglich zwei falsche Principe, wovon das erste darin bestehen soll, daß sie die Rechte der individuellen Vernunft leugne. Diese Anklage ist sehr ernster Natur; wir wollen uns aber weder auf die vielen erhabenen Geister und Gelehrten ersten Rangs berufen, die im Schooße der Kirche genährt und gebildet wurden und keine Klage über die Beeinträchtigung ihrer individuellen Vernunft geführt ha-

ben, noch auf das Zeugniß anderer Protestanten, z. B. des deutschen Leibnitz, der von der bösen Unart: die Rechte der individuellen Vernunft zu leugnen, eben so wenig in ihr entdecken konnte. Auch darauf wollen wir nicht besonders bestehen, daß Guizot, wahrscheinlich in allzugroßer Gefälligkeit gegen seine Religionsverwandte, sich eine kleine Confusion des rechtmäßigen Gebrauches und des Mißbrauches der Vernunft erlaubt und vergessen habe, wie oft er selbst wohl den erstern, niemals aber den letztern für frei erklärt hat. Lassen wir nur den Ankläger weiter reden, vielleicht gibt er uns selbst die erwünschte Genugthuung!

„Sucht eine Gesellschaft, wo die individuelle Vernunft sich kühner entwickelt hat, als in der Kirche! Ja, in ihr herrschte eine sittliche Thätigkeit, die, edel und mächtig, die schönste Entwicklung der Intelligenz und des Willens erzeugt hat. — An die Vernunft appellirt sie unaufhörlich, und es ist die Thatsache der Freiheit, die in ihr herrscht. — So groß ist im Schooße des kirchlichen Regiments die Energie des intellectuellen Lebens, daß es zur allgemeinen und herrschenden Thatsache wird, welcher alles Andere weichen muß, und daß aller Orten nur die Thätigkeit der Vernunft und Freiheit glänzend in die Augen springt".

Wir erklären uns durch diese nähere Angabe der Methode, wie die Kirche das Recht der individuellen Vernunft leugnet, vollkommen befriedigt.

Als das zweite falsche Princip der Kirche bezeichnet Guizot das Zwangsrecht, welches sich die Kirche anmaaße, ein Recht, welches der Natur einer religiösen Gesellschaft entgegen sey. Allein auch hier entdeckt er bald, daß dieses Princip den frühesten Regeln der Kirche fremd, und daß es, von mehrern Vätern, wie Ambrosius, Hilarius, Martinus, geleugnet, auch nicht aus diesen Regeln entsprungen sey. Demnach handelte es sich nur von einem Mißbrauch, nicht von einem Principe, was sehr verschieden ist; und er hätte nicht vergessen sollen, daß die Kirche zwar ihre Principien unwandelbar behaupte, jedoch manchmal Mißbräuche zu beklagen, dabei aber auch den Muth und die Kraft habe, sie zu verbessern. Auch wäre es von dem wohlgeschulten Logiker vorsichtiger gewesen,

die Anklage des protestantischen Controversisten: das Zwangsrecht sey der Natur einer religiösen Gesellschaft entgegen, zu vermeiden, weil er selbst lehrt, wie folgt:

„Die erste Aufgabe einer Regierung ist, die Wahrheit zu suchen und das Gerechte, Vernünftige, der Gesellschaft Angemessene zu erkennen. Hat sie es gefunden, dann verkündet sie es; und nun muß sie sich bemühen, es in Fleisch und Blut übergehen, durch die Menschen, auf welche sie einwirkt, anerkennen, sie an das Vernunftgemäße desselben glauben zu machen. Versagt nun Jemand der von der Regierung angenommenen Richtung seine Zustimmung oder freiwillige Unterwerfung, so wendet diese Gewalt an. Immer wird sie sich genöthigt sehen, mit einem gewissen Maaß zu Zwangsmitteln zu greifen. — So verhält es sich auch, meine Herrn, mit dem kirchlichen Regimente. — Dieses hat den Vollzug von Allem, was wir so eben aufgezählt haben zu bewirken“.

Verhält es sich nun mit dem kirchlichen Regimente wie mit jeder Regierung, und hat es den Vollzug von Allem, was Guizot bei letzterer als wesentlich nachgewiesen, zu bewirken, so gehört zum Vollzuge von Allem unwidersprechlich auch die angeführte Anwendung der Gewalt, und es muß auch mit einem gewissen Maaße zu Zwangsmitteln schreiten. Darum stört es uns nicht, wenn an anderer Stelle mit einer abermaligen Verbeugung gegen die Liebhaberei der Confessionsverwandten gesagt wird: „es geziemt dem kirchlichen Regimente, zu predigen, zu lehren, die Gebote aufrecht zu halten, die Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen, aber immer ohne Zwang, und, wenn es nothwendig wird, nur durch Ermahnungen und Kirchenstrafen“.

Wir erklären uns vielmehr unbedenklich mit Guizot einverstanden, denn wir bemerken, daß das „immer ohne Zwang“ nichts anders sagen will, als: im Nothfalle auch ein wenig Zwang. Dieß ist aber im Wesentlichen auch die Gesinnung und Handlungsweise der Kirche, die nur natürlicher und deutlicher spricht, darum zwar nicht sagt: immer ohne Zwang, dennoch aber die Milde der Strenge vorzieht, im Nothfalle Ermahnungen, Kirchenstrafen, Ausschließung des absterbenden

Gliedes anwendet, und wenn die weltliche Macht gegen ihre erbitterten Gegner einschreitet, niemals ein Todesurtheil verlangt, so wie dieß auch von den Fürsten nur dann gesprochen wird, wenn sich Gotteslästerung und Aufruhr mit der Irrlehre verbinden. Und so hätte sich denn auch die Anklage eines angemaaßten Zwangsrechts so ziemlich in Nichts aufgelöst; damit aber und mit dem früher geführten Beweise, daß die Kirche die legitimen Freiheiten achte und aller Orten die Thätigkeit der Vernunft und Freiheit augenfällig entwickle, ist es unwidersprechlich dargethan, daß sie auch im Besitze der zweiten Grundbedingung jeder Legitimität, sohin mit dem Wesen und Character der legitimen Kirche begabt und geschmückt sey.

Im weitern Fortschreiten begegnen wir einer neuen Anklage, die also lautet: „Der natürliche Zug des menschlichen Ehrgeizes und Hochmuthes führte die Kirche zu dem Versuche, nicht nur die Unabhängigkeit der geistlichen Macht, sondern auch die Oberherrschaft über die weltliche Gewalt zu begründen“.

Was die Unabhängigkeit der geistlichen Macht betrifft, so müssen wir daran erinnern, daß diese Frage nach dem wahren oder falschen Princip, von welchem man ausgeht, nothwendig verschieden beantwortet werden wird. Was menschlich ist, ist mit Recht jener menschlichen Gewalt unterworfen, welche die zeitlichen Dinge regiert; und so verfallen überall, wo man nach Guizots Ausdruck die anmaaßliche Einbildung nicht hat, die Glaubenslehren von Oben nach Unten kommen zu lassen, sondern wo sie sich von Unten nach Oben erheben, auch die Religionen, als Menschenwerk, in eine folgerechte Abhängigkeit von der zeitlichen Gewalt. Anders ist es aber mit der Kirche, die mit gutem Rechte behauptet, ihren Glauben und mit ihm die Gabe der Unfehlbarkeit vom Himmel empfangen zu haben. Ihr müssen sich Könige wie Unterthanen unterwerfen, weil es nicht Menschenwort, sondern Gottes Satzung ist, was sie verkündet. Und da die einfachen Regeln der Logik verlangen, daß man entweder von dem Principe seines Gegners ausgehe, oder dessen Gültigkeit untersuche, bevor

man über die daraus abgeleiteten Arte aburtheile: so wird es Guizot selbst natürlich finden, wenn wir dasjenige, was er vom irrigen Gesichtspunkte des protestantischen Princips über katholisches Glauben und Thun zu sagen weiß, nicht besonders beachten.

Anders ist es mit der angeblich versuchten Oberherrschaft über die weltliche Gewalt, und es wäre allerdings ein großes Unglück, wenn die Kirche durch den natürlichen Zug des menschlichen Ehrgeizes und Hochmuthes zur Behauptung derselben als Princip verlockt worden wäre. Vielleicht hat es aber der Kläger mit der Klage nicht sehr ernstlich gemeint; wir lassen ihn deswegen weiter reden:

„Ein gerechter und ehrenwerther Grund bestimmte die Kirche, die allgemeine Leitung der Welt im zehnten Jahrhundert zu übernehmen. Die zeitlichen Regierungen waren in furchtbarer Weise versunken; Gewalt uud Ungerechtigkeit waren ihr Gesetz. Darum läßt es sich wohl leicht von den Rechten dieser Regierungen sprechen, aber die weltliche Regierung war damals eitle Gewalt und unlenksames Räuberwesen. Der unaufhörliche Nothruf der Völker drängte die Kirche, die Stelle jener einzunehmen. Und so war ein solches Einschreiten, wenn der Pabst oder die Bischöfe einen Fürsten seiner Rechte verlustig und seine Unterthanen ihres Eides der Treue entbunden erklärten, zwar schwerem Mißbrauche unterworfen, im gegebenen Falle jedoch oft rechtmäßig und heilsam. Ueberhaupt war es die Religion, die, wenn die Freiheit den Menschen fehlte, sie ersetzend an ihre Stelle trat“.

Die Kirche als solche hat das gerügte Princip weltlicher Oberherrschaft niemals angesprochen, einzelne Mißbräuche können aber die Legitimität einer Institution um so weniger aufheben, als eine solche nach Guizot's Lehre selbst durch ein falsches Princip nicht von Grund aus verdorben wird. Nach Allem aber, was der Ankläger oben von dem Drange der unglücklichen Völker, von der Natur der weltlichen Regierungen und von der Legitimität und Heilsamkeit der geistlichen Einschreitung vorgetragen, dürfen wir wohl annehmen, daß er selbst, hätte er unter dem Joche der reinen Gewalt und unter jenen unlenksamen Räubern gelebt, diese Einschreitung in zeitlichen Dingen, auf

dem Lehrstuhle wie auf der Tribüne, vertreten und als rechtskräftig gepriesen haben würde, und somit glauben wir, auch diesen Punkt als erledigt ansehen zu können.

Ein radicales Gebrechen in den Verhältnissen der Kirche zu den Völkern nennt Guizot ferner die Absonderung der Regierenden von den Regierten, die Unabhängigkeit des Clerus von den Gläubigen. Was wir oben hinsichtlich der Unabhängigkeit der geistlichen Macht von den Regierungen bemerklich gemacht, ist auch diesem Angriffe gegenüber genügend; denn wo die Fürsten gehorchen, haben sich um so mehr die Völker zu unterwerfen. Uebrigens ist diese Verirrung wohl die Frucht einer gemischten Ehe. Die calvinistischen Passionen haben sich mit den doctrinären Liebhabereien eines Don Quixote des Repräsentativssystems zusammengethan, und da konnte ein solcher Segen nicht fehlen. Die modern konstitutionellen Formen, das mechanische Abwiegen der getrennten Gewalten, das Spiel der Majoritäten und Minoritäten, der Aberglaube an die Unfehlbarkeit der Ziffer, fehlen allerdings in der alten Kirche, wie sie in der Familie und überall fehlen, wo ein natürliches Verhältniß zwischen dem Gebietenden und Gehorchenden, wo ein historisch und rechtlich herangewachsenes gegenseitiges Maaß von Autorität und Unterordnung, von Befugniß und Verpflichtung, wo also wirklich Ordnung und Zucht und als nothwendige Folge davon die Absonderung der Regierenden von den Regierten zu finden sind. Indessen tritt sogar hier Guizot als sein eigener Gegenredner auf, und erklärt:

„Die Neigung der Kirche zur Unabhängigkeit des Clerus ist in gewisser Hinsicht ihre Geschichte von der Wiege an. Diesen Mißbrauch muß man ihr jedoch nicht unbedingt zurechnen, und eben so wenig jene Neigung als eine Eigenthümlichkeit des christlichen Priesterthums betrachten. In der Natur der religiösen Vereine selbst liegt ein mächtiger Hang: die Regierenden über die Regierten zu erheben, den Regierenden etwas Unterscheidendes, Göttliches, beizulegen. Dieß ist eben die Wirkung der ihnen gewordenen Sendung, des Charakters, mit welchem sie vor dem Volke auftreten."

Damit wäre schon — abgesehen von dem sehenden Fehl-

tritte: über katholische Institutionen mit protestantischer Einsicht und Absicht zu urtheilen, und so dasjenige, was bei der protestantischen Geistlichkeit mit Recht Mißbrauch heißt, auch bei dem katholischen Priesterthum als solchen zu bezeichnen — das Genügende ausgesprochen. Allein es soll noch klarer werden, daß man jene Absonderung und Unabhängigkeit, die er gerade deswegen ein radicales Gebrechen schilt, weil sie dem Volke jeden Einfluß raube, nicht allzu wörtlich nehme, indem wir bald noch die Worte lesen: „ich wünschte jedoch nicht, daß man glaube, das christliche Volk sey selbst in jener Epoche, dem zehnten Jahrhundert nämlich, ohne Einfluß auf seine Hirten gewesen, dieser Einfluß fehlte ihm keineswegs.“

Der eifrige Protestant scheint aber diese Nachgiebigkeit dem katholischen Priesterthume gegenüber bald wieder zu bereuen, denn er vergilt sie, das früher Zugestandene vergessend, mit dem wiederholten Vorwurfe: “die Kirche that nichts für die Entwicklung des Menschen, für den innern Fortschritt des Individuums; hierum kümmerte sie sich nicht“.

Gewiß hätte die Kirche, wäre es also, den wesentlichsten Theil ihrer Mission verfehlt! Wird aber der wohlunterrichtete Historiker, wenn der Tag des Protestanten abgelaufen, und das Regiment, wie bei den zusammengewachsenen Zwillingen Jean Paul's, wieder an ihn gekommen ist, der so hart beschuldigten nicht selbst zu Hülfe eilen? Zuverläßig, und wir gewahren mit Freude, wie er, einmal am löblichen Werk, immer mehr die kleinen Absichtlichkeiten vergißt, und der Wahrheit sich allmälich immer freier nähert. Hören wir seine Darstellung:

„Der Kirche lag die Entwicklung des Clerus sehr am Herzen. Für ihn hatte sie Schulen und jede mögliche Einrichtung, die der klägliche Zustand der Gesellschaft im zehnten Jahrhundert zuließ. Allerdings weckte sie dadurch, daß sie Allen, die zu ihrem Dienste geeignet waren, freie Bahn öffnete, die allgemeine Thätigkeit der Geister; darin bestand aber auch Alles, was sie für die geistige Entwicklung der Laien that. — Sie war bemüht, den Herrschern der Welt sanftere Gefühle und, den Schwächern gegenüber, mehr Sinn für Gerechtigkeit

einzuflößen; in diesen Schwächern aber nährte und unterhielt sie das sittliche Leben, die Empfindungen und Hoffnungen eines höhern Lebens, als das war, wozu ihr Schicksal sie bis zum Grabe verdammte. — Indeß vergaß sie weder des Individuums noch der Gesellschaft überhaupt. Es kann nicht bezweifelt werden, daß sie unbeugsam die großen Gebrechen des gesellschaftlichen Zustandes bekämpfte. Sie arbeitete an der Unterdrückung einer Menge von barbarischen Gebräuchen, an der Verbesserung der peinlichen und bürgerlichen Gesetzgebung. — Man kann die unermeßliche Ueberlegenheit der Kirche im Punkte der Legislation und Justiz und in Allem, was die Erforschung der Wahrheit und der Bestimmung des Menschen betrifft, nicht ohne Ueberraschung wahrnehmen. — An allen ihren Geboten erkennt man die Bestrebungen eines hellsehenden Gesetzgebers, der mit der Gewaltsamkeit und Bedachtlosigkeit barbarischer Sitten rang. — Die Kirche hat nicht nur die intellectuelle Bewegung in Europa unterhalten und befruchtet, das System ihrer Lehren und Gebote, kraft dessen sie diese Bewegung wirkte, war selbst allem Dem überlegen, was die alte Welt jemals gekannt hatte. Es war zugleich Bewegung und Fortschritt".

Nach diesen Beweisen für die Anklage, daß die Kirche nichts gethan für die Entwicklung des Menschen, für den innern Fortschritt des Individuums, ist uns jede Vertheidigung derselben erspart, und wir können nur, mit einiger Verwunderung, dem Kläger unsern Dank dafür ausdrücken, daß er in Folge eines loyalen Versehens statt der belastenden die entlastenden Zeugen vorgeführt hat.

Zum Schlusse wollen wir nur noch, nachdem aus Guizot's Untersuchungen über die Kirche auch für ihn die Legitimität derselben dargethan scheint, seine Ansicht über das Wesen und den Ursprung der Reformation vernehmen.

„Sie war weder ein Zufall, das Ergebniß eines persönlichen Interessens, noch eine bloße Aussicht auf kirchliche Verbesserung. Sie nur als eine Abhülfe religiöser Beschwerden, als einen Versuch, lediglich in der Absicht unternommen, eine reine Kirche, die Urkirche wieder herzustellen, als die Frucht einer utopischen Schwärmerei für Wahrheit und Menschlichkeit darzustellen, scheint mir unrichtig zu seyn. — Auch ist es unwahr, daß die damaligen Mißbräuche zahlreicher und greller gewesen, als sonst; unwahr, daß der römische Stuhl im sechszehnten

Jahrhundert sehr tyrannisch gewesen. Vielmehr war das kirchliche Regiment vielleicht zu keiner Zeit milder und duldsamer. Hätte die Kirche erklärt: wohlan, ich werde die gewünschten Reformen vollziehen; ich will die angeblichen Bedrückungen und Abgaben, die Willkühr beseitigen; sogar in Glaubenssachen entschließe ich mich zu den Abänderungen, Auslegungen und zu dem Sinne, wie ihr es für das Ursprüngliche haltet — glaubt man wohl, daß sich die religiöse Revolution mit diesem Preise begnügt und in ihrem Laufe stillegestanden hätte? Ich bin keineswegs dieser Meinung. — Sie war den freien Institutionen des Mittelalters mehr entgegen, als ihre Entwicklung fördernd. In Dänemark verband sie sich willig mit der absoluten Gewalt, welche alle Institutionen, bis zur Gemeindeverfassung herab, durchdringt und beherrscht. In Deutschland, statt politische Freiheit zu begehren, ließ sie sich, wenn nicht politische Knechtschaft, doch den Mangel der Freiheit gefallen. In England zeigte sie sich mit der hierarchischen Verfassung des Clerus und mit der Tyrannei einer Kirche einverstanden, die lange sehr bedrückend, und eben so mißbräuchlich als zu irgend einer Zeit die römische, dabei aber ohne allen Vergleich serviler war, als diese."

„Die Reformation war ein mächtiger Aufschwung der Freiheit des Menschengeistes, ein neues Bedürfniß, frei zu denken und zu urtheilen, und zwar auf eigene Rechnung und allein mit eigenen Kräften. — Sie war eine große Versuchung, den menschlichen Gedanken frei zu machen, und um die Dinge beim rechten Namen zu nennen, sie war ein Aufruhr des Menschengeistes gegen die absolute Gewalt in der geistigen Ordnung. — Dieß ist unzweifelhaft ihre vorherrschende Ursache, die Ursache, die über allen andern schwebt, die das Bedürfniß der eigentlichen Reform, so wie das Bedürfniß der Abhülfe verschiedener Beschwerden weit überflügelt. Und so war die Crisis des sechszehnten Jahrhunderts keineswegs ein bloß reformirender Act, sondern ein wesentlich revolutionärer; und es ist unmöglich, ihr diesen Charakter zu nehmen".

Wir nehmen gerne Urkunde von dieser Erklärung, und sind bereit, der entscheidenden und alles überflügelnden Versuchung des geistigen Hochmuthes nur noch die Nebenversuchungen der Habsucht und Sinnlichkeit beizählend, sie als erschöpfend und das innerste Wesen der Reformation enthüllend anzuerkennen. —

Unsere Leser erinnern sich wohl noch des geistreichen Mei-

sters einer ländlichen Schule, von welchem uns Göthe gar anmuthig erzählt, wie er sich erhob von seinem Stuhle, um sich auch in der Welt umzusehen und in höhere Gesellschaft zu gehn. Der Mann wünschte natürlich, daß die von ihm besehene Welt und Gesellschaft weder an seiner intellectuellen noch sittlichen Bildung zweifeln möge, und war deswegen bemüht, jeder respectabeln Qualität die angemessene Achtung zu bezeigen. Nun fügte es sich aber, daß in dem Augenblicke, wo er von den verschiedensten Eindrücken umdrängt, einen vor ihm stehenden Würdeträger mit allzuhastigen Bücklingen verehrte, eine nicht minder werthe Person gerade hinter ihm stand, und von ihm mit einem Theile, den man gewöhnlich nicht zum Ausdrucke zierlicher Höflichkeit verwendet, unsanft bei Seite gestossen wurde: was die üble Folge hatte, daß der Arme bei seinem rastlosen Streben, jeden solchen Verstoß alsbald durch die schnellste Wendung und Verbeugung a priori wieder gut zu machen, mit seinen Demonstrationen nach rückwärts bald die ganze Windrose durchlaufen mußte, und erst nach einem unfreiwilligen Rückzuge im Freien wieder Muße fand, über sein Mißgeschick und den geringen Erfolg seiner Anstrengung nachzudenken.

Wir wollen nicht leugnen, daß der Anblick der mühseligen und künstlichen Bewegungen, womit Guizot, im stäten Wechsel, bejahend und verneinend, setzend und aufhebend, anklagend und vertheidigend, bald der Wahrheit bald dem Irrthume sich zukehrt, auf kurze Augenblicke uns die Studien jenes ländlichen Doctrinärs ins Gedächtniß zurückgerufen und den Gedanken einer gewissen Verwandtschaft beider aufgedrungen habe. Doch bald wurde unsre Empfindung eine sehr ernste, und wir fühlten aufrichtiges Mitleid mit einem Manne, der von seiner gelehrten und geistreichen Anstrengung keine andern Früchte erwarten darf, als daß der Katholik mit anerkennender Nachsicht Notiz davon nimmt, die eigenen Confessionsverwandten aber mit bitterm Groll ihm zurufen: quid est hoc, quod agis? ut malediceres inimicis meis vocavi te;

ren Richtigkeit oder Unrichtigkeit wir uns nicht zu beschäftigen gedenken, sondern sie uns ohne Weiteres gefallen lassen. Die erste besteht nach ihm „in der anerkennenden Achtung vor der Gleichheit, so wie vor den geistigen und sittlichen Superioritäten, und deren Einsetzung als legitime Gewalt.“ Die zweite „in der Achtung der eingesetzten Gewalt vor den legitimen Freiheiten“.

Bezüglich auf die erste findet er in seiner historischen Entwicklung, daß zur Auffindung jener legitimen Superioritäten in der Kirche zwei Principe thätig waren: die Wahl des Niedern durch den Höhern, und die Wahl des Vorgesetzten durch den Untergeordneten. Er sagt:

„Wundern wir uns nicht über den gleichzeitigen Bestand zweier so verschiedener Principe. Betrachten wir die Gesellschaft überhaupt, den natürlichen Lauf der Welt, die Art, wie sich die Gewalt überträgt, immer werden wir wahrnehmen, daß diese Uebertragung bald in dieser bald in jener Weise bewirkt wird. Die Kirche hat sie nicht erfunden, sondern in der providentiellen Führung der menschlichen Angelegenheiten sie gefunden, von dieser sie entlehnt. In der einen wie andern ist Wahres und Nützliches, und ihre Vereinigung möchte oft das beste Mittel seyn, die legitime Gewalt zu entdecken“.

Ahmt aber die Kirche die providentielle Führung nach, wendet sie zur Entdeckung jener Superioritäten die Mittel an, welche Guizot für die besten hält, und gewinnt sie nach seinem eigenen Ausspruche in ihrer Achtung vor der Gleichheit und den legitimen Superioritäten eine unendliche Kraft, so wird man wohl zugestehen müssen, daß sie die erste Grundbedingung jeder Legitimität vollkommen erfülle.

Hinsichtlich der zweiten Guizot'schen Grundbedingung entdeckt er in der Kirche ursprünglich zwei falsche Principe, wovon das erste darin bestehen soll, daß sie die Rechte der individuellen Vernunft leugne. Diese Anklage ist sehr ernster Natur; wir wollen uns aber weder auf die vielen erhabenen Geister und Gelehrten ersten Rangs berufen, die im Schooße der Kirche genährt und gebildet wurden und keine Klage über die Beeinträchtigung ihrer individuellen Vernunft geführt ha-

ben, noch auf das Zeugniß anderer Protestanten, z. B. des deutschen Leibnitz, der von der bösen Unart: die Rechte der individuellen Vernunft zu leugnen, eben so wenig in ihr entdecken konnte. Auch darauf wollen wir nicht besonders bestehen, daß Guizot, wahrscheinlich in allzugroßer Gefälligkeit gegen seine Religionsverwandte, sich eine kleine Confusion des rechtmäßigen Gebrauches und des Mißbrauches der Vernunft erlaubt und vergessen habe, wie oft er selbst wohl den erstern, niemals aber den letztern für frei erklärt hat. Lassen wir nur den Ankläger weiter reden, vielleicht gibt er uns selbst die erwünschte Genugthuung!

„Sucht eine Gesellschaft, wo die individuelle Vernunft sich kühner entwickelt hat, als in der Kirche! Ja, in ihr herrschte eine sittliche Thätigkeit, die, edel und mächtig, die schönste Entwicklung der Intelligenz und des Willens erzeugt hat. — An die Vernunft appellirt sie unaufhörlich, und es ist die Thatsache der Freiheit, die in ihr herrscht. — So groß ist im Schooße des kirchlichen Regiments die Energie des intellectuellen Lebens, daß es zur allgemeinen und herrschenden Thatsache wird, welcher alles Andere weichen muß, und daß aller Orten nur die Thätigkeit der Vernunft und Freiheit glänzend in die Augen springt“.

Wir erklären uns durch diese nähere Angabe der Methode, wie die Kirche das Recht der individuellen Vernunft leugnet, vollkommen befriedigt.

Als das zweite falsche Princip der Kirche bezeichnet Guizot das Zwangsrecht, welches sich die Kirche anmaaße, ein Recht, welches der Natur einer religiösen Gesellschaft entgegen sey. Allein auch hier entdeckt er bald, daß dieses Princip den frühesten Regeln der Kirche fremd, und daß es, von mehrern Vätern, wie Ambrosius, Hilarius, Martinus, geleugnet, auch nicht aus diesen Regeln entsprungen sey. Demnach handelte es sich nur von einem Mißbrauch, nicht von einem Principe, was sehr verschieden ist; und er hätte nicht vergessen sollen, daß die Kirche zwar ihre Principien unwandelbar behaupte, jedoch manchmal Mißbräuche zu beklagen, dabei aber auch den Muth und die Kraft habe, sie zu verbessern. Auch wäre es von dem wohlgeschulten Logiker vorsichtiger gewesen,

stellen. Jenes geschah, indem man vorgab, ruhestörenden Umtrieben, die in den freien Aemtern ihren Sitz und gewissermaaßen das Kloster Muri zum Hauptquartier hätten, auf die Spur gekommen zu seyn; dieses, indem man den Kanton Zürich zu eidgenossischem Aufsehen (wie der Ausdruck in der alten schweizerischen Kanzleisprache lautet) aufbot. Zürich stellte wirklich mehrere Bataillone auf die Beine, deren Mannschaft sofort nach dem Klosterwein von Muri dürstete, selbst nach den Weibern und Töchtern der freien Aemtler schielte, und es nachher laut beklagte, daß ihnen keine Gelegenheit gegeben worden seye, ihren Muth oder Muthwillen auszulassen.

Zu dieser Zeit stand der Prälat von Muri in seinem achtundsechszigsten Jahre. Fromm, gewissenhaft, ein pflichtgetreuer Religiose, und dabei mit mancherlei gründlichen Kenntnissen ausgestattet, ein besorgter Vorsteher seines Gotteshauses für das Geistliche wie für das Weltliche, war er vollkommen geeignet, von dem ruhigen Gang eines wohlgeordneten Gotteshauses alles abzuwenden, was störend zwischen diesen hätte treten können; hingegen war er weder seinen Anlagen, seinen Gewohnheiten, noch seinem Alter nach gewandt, regsam und welterfahren genug, um ungewöhnlichen Ereignissen, oder sogar stürmenden Wettern mit Kraft und Entschlossenheit die Stirne zu bieten, so unerschütterlich er an der Ordensregel und klösterlichen Einrichtung stets zu halten wußte, so wenig entschieden zeigte er sich bisweilen in Manchem, was außerhalb dieser Bereiche lag. Es blieb dem Kloster Muri nicht unbekannt, noch blieb es ungewarnt, daß die Rüstungen vornehmlich ihm galten. Es ist nachher öffentlich bekannt und nie widersprochen, noch weniger widerlegt worden, daß ein Plan entworfen war, einen Theil der eingerückten Milizen in der Nähe des Klosters zu mustern, vorher Einzelne derselben in Bauernkleidern in das Hauptgebäude sich schleichen, und sie von diesem aus auf ihre Gefährten schießen zu lassen, was das Signal zur Erstürmung des Klosters und Niedermetzelung seiner Bewohner hätte werden sollen. Ferner ist nachmals bekannt geworden, daß ein Hauptmann seine Compagnie mit zwei scharfgeladenen Kanonen vor das Kloster beordert hatte, und daß einzig die Kunde, welche der Oberst noch zu rechter Zeit von dem Vorhaben erhielt, die Ausführung desselben vereitelte. Ein derartiges Attentat aber, welches im regulären Dienst die schwerste Bestrafung nach sich gezogen hätte, ging bei bürgerlichen Milizen und in gegenwärtiger Zeit ganz ungerügt durch, ja wer weiß, ob die Dazwischenkunft des Obersten den Hauptmann nicht um eine Belohnung, gewiß um die Belobung durch alle Sudelblätter brachte?

Nach allem, was man sich früher erlaubt, war es mithin kein grundloser Mangel an Vertrauen, wenn die Besorgniß erwachte, daß weder Schuldlosigkeit, noch Alter, noch kirchliche Würde den Prälaten gegen ungeziemende Behandlung, ja selbst gegen Mißhandlung schützen würde. Von sicherer Hand vielfach gewarnt, kannte man auch die Erbitterung zweier politischer Emporkömmlinge, welche das Kloster im Jahr 1830 um 20000 Franken in ihre Tasche hatten brandschatzen wollen, von dem Prälaten aber abgefertigt worden waren. Alles dieses zusammengenommen, versetzte das Kapitel in die traurige Nothwendigkeit, den Prälat zu bitten, einen Ort zu verlassen, wo für Freiheit und Recht keine Sicherheit mehr war. Die Einigkeit, welche damals und seitdem in dem Kapitel herrschte, ist ein rühmliches Zeugniß für dasselbe und die Bedingung jener Festigkeit, welche es seither unter allen Drangsalen an den Tag gelegt hat.

Demnach begab sich der Prälat kurz vor dem Einmarsch der aargauischen Kriegsarmada auf seine Herrschaft Klingenberg im Canton Thurgau. Nicht lange vorher war ein Antrag des kleinen Raths an den großen Rath gekommen: „die Klöster sollten unter Staatsadministration gestellt und ihnen besondere Verwalter und Rechnungssteller gesetzt werden, welche der kleine Rath zu erwählen und mit Instructionen zu versehen habe“. Wer in dem großen Rath Kenntniß mit Rechtsgefühl, Selbstständigkeit mit Mäßigung vereinigte, bekämpfte diesen Antrag, allein 99 Hände erhoben ihn zum Gesetz. War dieses schon ein Widerspruch gegen §. 16 der Verfassung, welcher so lautet: „die Verfassung sichert die Unverletzlichkeit jedes (mithin auch des klösterlichen) Eigenthumsrechtes“, so eröffnete der Nachsatz jenes Decrets: „der kleine Rath habe die Verwalter mit Instructionen zu versehen“, allen Beeinträchtigungen, Belästigungen und Concussionen (wie der Erfolg genügend erweist) ein weites Feld und schob die Klöster mit ihrem Vermögen aus dem Gebiete des Gesetzes und des Rechts auf dasjenige exceptioneller Verfügungen und maaßloser Willkühr.

Was nach jener gesetzgeberischen Plenipotenz von 99 Händen zu gewarten seye, war leicht vorauszusehen. Das Kloster Muri besitzt für ohngefähr 240000 fl. auswärtige Schuldtitel. Der Prälat, eingedenk seiner beschworenen Verpflichtungen gegen das Kloster, der ihm durch sein Gewissen gebotenen väterlichen Fürsorge für seine Brüder und die uralte Stiftung, und das Beispiel seines Vorfahren des verstorbenen Fürsten Gerold vor Augen habend, der einzig dadurch, daß er bei der ersten Revolution die auswärtigen Schuldtitel auf seine Reichsherrschaften flüchtete, dieselben dem Kloster rettete, nahm diese Schuld

titel ebenfalls mit sich. Eines Theils wurde er auch durch eine eben angedachte Conversion der Fürstenbergischen Schulden in Partialen au porteur hiezu genöthigt; weil dieses Geschäft keine Unterbrechung litt und er dazu die Documente zur Hand haben mußte. Den ganzen Winter über blieb er zu Klingenberg, jedoch in steter Verbindung mit seinem Kloster.

Dieses, in Verbindung mit den übrigen aargauischen Klöstern, richtete unter dem 20. Jänner 1836 eine Vorstellung gegen die angedrohte Verwaltung an den kleinen Rath. Es konnte sämmtlichen Klöstern, Muri zumal, nicht schwer fallen, den ostensiblen Zweck der Bevormundung: „Begründung guter und getreuer *) Verwaltung", zu widerlegen, und sowohl aus der Vergangenheit genugsame Belege darzubringen, daß dieser Zweck stets im Auge behalten worden seye, als die möglichsten Garantieen für die Zukunft darzubieten. Diese Vorstellung änderte nichts. Man erwiderte: „Mit dem ersten Mai würden die Verwalter eintreffen". So haben ehedem die türkischen Sultane als Antwort auf eine mißbeliebige Einwendung ganz laconisch die seidene Schnur gesandt. Auch was ferner zu gewarten seye, ließ sich unschwer aus der Instruction an die Verwalter entnehmen, welche nicht nur Ablieferung aller Schuldtitel nach Aarau gebot, sondern auch erklärte: „die Staatsverwaltung übt ausschließliche Verfügung über sämmtliches Stiftungseigenthum".

War in jenem Befehl der Instruction die Bevormundung in der grellsten Widerrechtlichkeit ausgesprochen, so enthielt diese Bestimmung eine förmliche Expropriation, deren Ausdehnung sich nach Belieben erweitern ließ. Das Kloster Muri gab hierauf in Verbindung mit seinem Prälaten noch vor dem Einzuge des Verwalters eine neue Vorstellung und Protestation ausschließlich für sich unter dem 14. März ein, wohl mehr in der Absicht seinen Rechtszustand zu wahren, als in Hoffnung das Verfügte abwenden zu können. Unter solchen Umständen konnte begreiflich der Prälat weder Lust haben, in sein Kloster zurückzukehren, um dort der schimpflichsten Abhängigkeit sich auszuliefern, noch die geflüchteten Schuldtitel zurückzusenden, worin er seiner Pflicht stracks zuwider gehandelt hätte. Hatten ja jene Dekrete der aargauer Regierung nur dann eine rechtliche Gültigkeit, wenn man den Staat als eine unumschränkte, Alles monopolisirende Räubersocietät anerkennt.

(Schluß folgt.)

*) Der dem Nonnenkloster Fahr aufgezwungene Verwalter Rosenzweig war kein halbes Jahr dort, als er für 20000 Franken Zinsbriefe verkaufte und das Geld unterschlug. Ein Jude und ein „Hochgeachteter" waren seine Spießgesellen. Man will die Klöster getreue Verwaltung lehren!

XIX.

Jerusalem und die Hüter des heiligen Grabes.

(Eine Aufforderung an die deutschen Katholiken.)

Im Westen des todten Meeres, wo das Gebirg von Juda mit seinen zerrissenen, wirr durcheinander geworfenen Spitzen, Klüften und Höhlen am Saume der Wüste abbricht, liegen die Höhen von Engeddi. Einst stand hier eine Stadt gleichen Namens, berühmt im Abendlande wie im Morgenlande durch ihre Weingärten, ihre herrlichen Palmen und ihre kostbaren Balsamhaine. Die Königin von Saba hatte die Schößlinge der Sage nach vom Süden gebracht, Salomo sie gepflanzt und im hohen Liede besungen. Nun ist die Stadt mit ihren Gärten und Hainen dahingeschwunden, die Hügel sind nackt und braun, Haidekraut und Thimian bedecken ihren Rücken, Adler und Geier schweben über ihren Gipfeln, in ihren Thälern aber lagern unter schwarzen Zelten die Söhne der Wüste, Beduinenstämme, die halb Hirten, halb Räuber den nahenden Wanderer abschrecken. Und so liegt das Land in einsamer, schweigender Trauer, als habe es Theil genommen an dem Fluche, der das paradiesische Siddim mit seinen sündigen Städten einst in den rauchenden Fluthen jenes finsteren Seees begraben, dem der Tod seinen vernichtenden Athem eingehaucht.

Wenn aber der Pilger, der diese Regionen der Abgeschiedenen betritt, den steilen, gefahrvollen Fußpfad jener schweigenden Höhen erklimmt, dann breitet sich vor seinem Blicke eine unermeßliche Fernsicht aus; das Land mit seinen Bergen und Thälern liegt wie eine Pergamentrolle vor ihm aufgerollt, und ist seine Gegenwart auch kahl und öd, traurig und zerrissen wie die Felsen, die ihn umgeben, dann tritt [illegible]

so mächtiger überall eine Vergangenheit entgegen, reich an Erinnerungen der Freude und der Trauer aus mehr denn einem Jahrtausend.

Verschieden sind die Bilder, die nach den Weltgegenden hin dem Auge sich darbieten. Im Nordost ziehen sich die Bergwände des Jordanthales hinab, und dort im unteren Theile, wo das Thal an die Wüste des todten Meeres gränzt, wo jetzt ein armer Flecken liegt, dort erhob sich in reichen Gefilden einst Jericho, die Palmenstadt, die Residenz Herodes des Großen, auch sie durch ihren Balsam und ihre Rosen berühmt; dort sucht das Auge Bethel, wo Jakob, da er auf dem Steine schlief, die Engel im Traumgesicht vom Himmel zur Erde steigen sah und die Verheißung erhielt, daß ihm einst dieß Land sollte gegeben, seine Söhne darin gleich dem Sande der Erde und den Sternen des Himmels gemehrt, und in ihm und seinem Saamen alle Völker der Erde gesegnet werden; dort führte Josua das Volk über den heiligen Strom, dort taufte Johannes, und heilte Jesus den Blinden, und dort stand Pella, das den Christen eine sichere Zuflucht bot, als unter Titus an Jerusalem das Wort seines weinenden Heilandes erfüllt, und die Blutschuld gerochen ward; und dorthin ziehen noch heute zahlreiche Pilgerschaaren, sich in den heiligen Fluthen zur Ehre der Taufe Christi zu baden. Weiter das Jordanthal hinauf zeigen sich jenseits dem Blicke das Gebirg von Gilead, hinter ihm liegt das Hauran, eine rauhe Hochebene, reich an schwarzem Basalt.

Im Norden von Engeddi schweift der Blick wie über ein weites, graues Trümmerfeld, über die Berge Judäas. In ihrer Mitte erheben sich die heiligen Höhen von Jerusalem und über sie hinaus ragend, der Oelberg, dann die Spitzen von Bethlehem mit den Teichen, dem verschlossenen Garten und Brunnen Salomos, und die unbebauten kahlen Berge der alten Thekoa, der Vaterstadt Amos, den die Stimme Gottes von der Heerde zum Propheten sich erkoren; endlich der Frankenberg, Paradies von dem Moslemiten genannt und

heilig gehalten, in der Sage des Mittelalters aber gefeiert als die noch lang vertheidigte Zuflucht der Christen, nachdem Jerusalem viele Jahre schon in den Händen der Ungläubigen war.

Gen Abend sucht der Blick die schauerliche Einöde des Klosters St. Sabba, wo einst tausende von Einsiedlern, abgeschieden von der Welt, ein Leben der Buße und Entsagung in den Höhlen des Felsenthales geführt, wo nun blaue Tauben nisten und Füchse umherschleichen. Und weiter gen West grünen die Thäler und Höhen von Hebron, der heiligen Ruhestätte der Patriarchen, wo David zum König gesalbt ward. Noch nennt sie der Araber nach Abraham Halil Rahman, die Stadt des Freundes Gottes, und noch schmückt dort der Sohn des Islams in heiliger Ehrfurcht mit reichen Teppichen die Gräber Abrahams und Saras, Isaaks und Rebeckas, Jakobs und Lias. Hier ebenfalls wurde die Leiche des ägyptischen Josephs von seinem Volke, das er gerettet, feierlich beklagt. Jetzt ist den Söhnen Israels neben dem Thore ein Platz angewiesen, wo sie beten dürfen und weinen um den Tod der Stammväter. Eine Moschee erhebt sich unter jungen Eichen, wo das Zelt Abrahams und die große Terebinthe des Haines von Mamre gestanden. Hier war es auch, wo der Sage nach Noah die erste Rebe pflanzte, und noch prangen Weinberge mit den herrlichsten Trauben dort.

Im Süden liegt der Weg, auf dem Joseph und Maria nach Aegypten flohen, dort zieht sich die Straße der Pilger und Handelskaravanen von Damask nach Mekka; gerade gen Mittag gewahrt das Auge die Wüste, ein Streif in brennendem Gelb, rechts liegt das Land der Kinder von Seir, der Idumäer, links die Gefilde von Moab und Ammon, dort steht auch Petra Deserti, die Geburtsstadt Ruths, von der Isaias prophetisch gesungen: „sende o Herr vom Felsen der Wüste das erdebeherrschende Lamm der Tochter Sions"; jene Felsenburg, die Balduin im Mittelalter mit dreifacher Mauer umgeben, die Saladin vergeblich belagert, die sich die Sultane

von Aegypten zur Schatzkammer ausersehen, und deren Trümmer noch gegenwärtig von der ehemaligen Größe zeugen; in derselben Gegend liegt auch Ar, der Ammoniter große Stadt, und die Ruinen von Rabath, dessen Königsdiadem David mit stürmender Hand sich aufgesetzt.

Kehrt das Auge aber aus der Ferne zurück, blickt es gerade vor sich hin gen Aufgang, dann breitet sich unten vor ihm eine wasserlose Wüste aus, von der Sonne verbrannt, nackte Sandhaufen, die der Wind zusammengeweht; hier suchte einst St. Hieronymus den lockenden Bildern des wollüstigen Roms zu entfliehen, hier stehen die Trümmer seines Klosters. Begränzt von diesem Felde des Todes breitet sich dann der Spiegel des todten Meeres aus, schwarz wie die Nacht, lautlos, düster und unbeweglich. Kein Wind spielt mit diesen schweren Wellen, kein Kahn durchschneidet sie, die Vögel fliehen seinen giftigen Qualm. Ein schneeweißer Rand von bitterem Salz umsäumt seine Ufer, kein Dorf, keine menschliche Wohnung spiegelt sich in seinen Fluthen, kein Baum schmückt den Rand dieses stummen Grabes, wo Sodom und Gomorrha gestanden.

Hebt sich nun der Blick höher gen Osten, wo die Sonne helleren Glanzes am wolkenlosen Himmel Arabiens in einem Lichtmeere aufgeht, dort faßt ein Bergzug das Bild ein, lang hingestreckt, und so gleichmäßig und geschlossen, daß er nach dem Ausdrucke eines neueren Reisenden gleich einem blauen Turban sich um die lichterfüllte Landschaft schlingt. Es ist dieß Phasga und Abarim, das Gebirg des Ueberganges, von wo man im fernsten Süden in der stillen Wüste die einsamen Häupter des Sinai und Horeb erblickt. Ein Theil dieses Gebirges des Ueberganges, durch welches Israel in das Land der Verheißung schritt, erhebt sich fernhin kenntlich eine hohe Spitze; sie ist dem Juden heilig, dem Christen erweckt sie ehrwürdige Erinnerungen, und wenn der Sohn des Islams sie auf Engeddi erblickt, so kniet er nieder und errichtet Steine, jenem zu Ehren, der hier einst herniedergeschaut. Es ist der Nebo. Auf ihm stand vor drei und dreißig Jahrhunderten am letzten Abende

seines Lebens, am Ziele seiner Wanderungen, der prophetische Gesetzgeber Israels, Moses, und blickte, umgeben von seinem Volke in der Tiefe, auf das heilige Land der Verheißung.

Fernhin in Palästina ist der Gipfel des Nebo sichtbar, Moses sah von dort das Land bis zum äußersten Meere, das Thal des Jordan und das todte Meer und Segor und Hebron und die weiten Gefilde Jerichos, der Palmenstadt, das Gebirg von Juda und die heiligen Höhen, die einst Jerusalem umgeben sollten, jene Stadt, von der durch seinen Mund prophezeiht worden: „Aber ihr werdet über den Jordan ziehen und im Lande wohnen, das der Herr, euer Gott, euch geben will, auf daß ihr Ruhe habt von allen Feinden ringsum; dann sollt ihr an dem Orte, den der Herr, euer Gott, erwählet, daß sein Name daselbst sey, alles hinbringen, was ich gebiete, eure Brandopfer und andere Opfer und die Zehnten und die Erstlinge; daselbst sollt ihr essen vor dem Herrn, eurem Gott, ihr und eure Söhne und Töchter und Knechte und Mägde und der Levit, der in eueren Städten wohnet . . . und sollst fröhlich seyn und dich freuen vor dem Herrn, deinem Gotte, über alles, daran du deine Hand geleget hast.“ So schwebte also seinem geistigen Auge eine Stätte des Friedens und der Freude und des Opfers vor, an der alle Genossen des Hauses Antheil nehmen sollten. Und so blickte er vom Nebo auf jene Höhen: auf Morija, den Berg der Vorsehung und des göttlichen Lichtes, wo Abraham seinen Sohn dem Herrn dargebracht; und auf Salem, die Stätte des Friedens, wo Melchisedech, der Priester des Höchsten, der König von Salem, Brod und Wein geopfert, und wo die Verheißung, die Adam geworden, daß ihm Gott einen Schlangenzertreter erwecken werde, durch ein anderes göttliches Opfer des Brodes und Weines, in dem alle Völker der Erde gesegnet wurden, in Erfüllung gehen sollte.

In diesem Hinblick auf das Land seliger Verheißung starb Moses, der Knecht des Herrn, der ihn gekannt hatte

von Angesicht zu Angesicht, und kein Mensch kennet sein Grab bis auf diesen Tag.

Es galt aber im Mittelalter der Glaube, daß dem sterbenden Propheten und Gesetzgeber des alten Bundes, da er im Angesichte Gottes vom Nebo herniederschaute, nicht nur die Fernen des Raumes offen lagen, sondern daß seinem noch ungetrübten Auge auch die Dunkel der Zeiten sich erschlossen, und er durch die kommenden Jahrhunderte die Erfüllung des alten im neuen Bunde gesehen, und die Geschicke jenes irdischen Jerusalems, des Symboles des himmlischen, erkannt, und daß in dieser seligen Anschauung der Ewige ihn den Blicken der Sterblichen entführt. Gedenkt man dessen, was in den drei und dreißig Jahrhunderten, seit er auf jener Höhe gestanden, die Mauern der heiligen Stadt mit Freude und Trauer erfüllt, dann ist es allerdings ein Gesicht, werth der letzten Stunde eines Propheten, wie Israel keinen zweiten gehabt. Denn knüpft sich nicht die ganze Geschichte an jenes Jerusalem, das nun fluchgetroffen eine verlassene Wittwe um ein heiliges Grab trauert? Was gibt es von der höchsten Heiligkeit bis zur tiefsten Verworfenheit, von dem höchsten und reinsten Glücke bis zum furchtbarsten, sich selbst vernichtenden Schmerze der finsteren Verzweiflung, wovon diese Stadt und ihre heiligen Berge nicht tröstende und erschütternde Bilder im Wechsel der Zeiten dargestellt. Jerusalem liegt fern von der übrigen Welt und den großen Straßen ihres Handels und Wandels, wie auf einer Insel, auf einem unzugänglichen Gebirge abgeschieden, und doch, wo ist eine Stadt, um deren Mauern die Stürme der Welt und Zeit wilder gebraust, die größere Geschicke erlebt, als diese geheimnißvolle Tempelstätte.

Im griechischen Theile der Kirche des heiligen Grabes wird eine Stelle gezeigt, von der die Griechen sagen, hier sey die Mitte der Erde, und in Wahrheit, ist in der Kirche des heiligen Grabes nicht die Mitte der Weltgeschichte, der Vereinigungspunkt des Menschengeschlechts? Bedeutungsvoll ist daher in ihr seinem Stammvater eine Kapelle geweiht, von

der die fromme Sage berichtet: als bei dem Tode Christi die Felsen sich gespalten und die Gräber ihre Todten dem Tage zurückgegeben, da sey das Haupt Adams dort gefunden worden. So hat die römische Sage erzählt, als das Capitol gegründet worden, habe man in den Fundamenten ein Menschenhaupt entdeckt, zum Zeichen, daß die Burg dieser Stadt einst das Capitol aller Völker werden würde. Das Haupt Adams aber ist ein Bild dessen, was hier in Wirklichkeit sich erfüllt hat. Jerusalem ist das Haupt des geistigen Reiches geworden; denn von ihm ist, wie die Propheten verkündet, ein Licht ausgegangen, das alle Welt erfüllt, es ist zum Tempel geworden, wohin alle Völker wallfahrten, um dort anzubeten. Und während das Capitol des irdischen Roms in den Staub gesunken, werden die Jahre noch immer nach der Wiedererbauung jenes geistlichen Roms gerechnet. Hier schließen sich ja Zeit und Ewigkeit aneinander, das Grab Adams und das Thal des Gerichtes, das Thal Josaphat, und in der Mitte die Geschichte Jerusalems, der Civitas Dei, die dem Geiste des sterbenden Propheten auf dem Nebo vorgeschwebt. Wer wird nicht von scheuer Ehrfurcht vor den verlassenen Mauern jener trauernden Stadt, die einst wie eine Krone des Landes gestrahlt, erfüllt, wenn er, den Strom der Zeiten hinan blickend, dessen gedenkt, wessen sie Zeuge gewesen.

Friede bedeutet der Name Jerusalems, Gottesdienst war seine Bestimmung: „da wallen die Stämme hinan, die Stämme des Herren, den Namen des Herrn zu loben", und doch ist keine andere so hart von den Wettern des Krieges bedräut worden, als diese priesterliche Friedensstadt Jehovahs. Im Lärmen der Waffen wird Jerusalems Name zum erstenmal, nach dem Friedensopfer des Königs von Salem genannt; vor Josuas Schwert fällt sein König Adonisedech; im Kampfe gewinnt Juda den kanaanitischen Jebusitern im heiligen Krieg die Stadt wiederum ab und verbrennt sie; David erobert ihre Burg und baut dort dem Herren einen Altar, setzt die Arche des Bundes hier nieder, und nennt sie Davidstadt. Damals

von Angesicht zu Angesicht, und kein Mensch kennet sein Grab bis auf diesen Tag.

Es galt aber im Mittelalter der Glaube, daß dem sterbenden Propheten und Gesetzgeber des alten Bundes, da er im Angesichte Gottes vom Nebo herniederschaute, nicht nur die Fernen des Raumes offen lagen, sondern daß seinem noch ungetrübten Auge auch die Dunkel der Zeiten sich erschlossen, und er durch die kommenden Jahrhunderte die Erfüllung des alten im neuen Bunde gesehen, und die Geschicke jenes irdischen Jerusalems, des Symboles des himmlischen, erkannt, und daß in dieser seligen Anschauung der Ewige ihn den Blicken der Sterblichen entführt. Gedenkt man dessen, was in den drei und dreißig Jahrhunderten, seit er auf jener Höhe gestanden, die Mauern der heiligen Stadt mit Freude und Trauer erfüllt, dann ist es allerdings ein Gesicht, werth der letzten Stunde eines Propheten, wie Israel keinen zweiten gehabt. Denn knüpft sich nicht die ganze Geschichte an jenes Jerusalem, das nun fluchgetroffen eine verlassene Wittwe um ein heiliges Grab trauert? Was gibt es von der höchsten Heiligkeit bis zur tiefsten Verworfenheit, von dem höchsten und reinsten Glücke bis zum furchtbarsten, sich selbst vernichtenden Schmerze der finsteren Verzweiflung, wovon diese Stadt und ihre heiligen Berge nicht tröstende und erschütternde Bilder im Wechsel der Zeiten dargestellt. Jerusalem liegt fern von der übrigen Welt und den großen Straßen ihres Handels und Wandels, wie auf einer Insel, auf einem unzugänglichen Gebirge abgeschieden, und doch, wo ist eine Stadt, um deren Mauern die Stürme der Welt und Zeit wilder gebraust, die größere Geschicke erlebt, als diese geheimnißvolle Tempelstätte.

Im griechischen Theile der Kirche des heiligen Grabes wird eine Stelle gezeigt, von der die Griechen sagen, hier sey die Mitte der Erde, und in Wahrheit, ist in der Kirche des heiligen Grabes nicht die Mitte der Weltgeschichte, der Vereinigungspunkt des Menschengeschlechts? Bedeutungsvoll ist daher in ihr seinem Stammvater eine Kapelle geweiht, von

der die fromme Sage berichtet: als bei dem Tode Christi die Felsen sich gespalten und die Gräber ihre Todten dem Tage zurückgegeben, da sey das Haupt Adams dort gefunden worden. So hat die römische Sage erzählt, als das Capitol gegründet worden, habe man in den Fundamenten ein Menschenhaupt entdeckt, zum Zeichen, daß die Burg dieser Stadt einst das Capitol aller Völker werden würde. Das Haupt Adams aber ist ein Bild dessen, was hier in Wirklichkeit sich erfüllt hat. Jerusalem ist das Haupt des geistigen Reiches geworden; denn von ihm ist, wie die Propheten verkündet, ein Licht ausgegangen, das alle Welt erfüllt, es ist zum Tempel geworden, wohin alle Völker wallfahrten, um dort anzubeten. Und während das Capitol des irdischen Roms in den Staub gesunken, werden die Jahre noch immer nach der Wiedererbauung jenes geistlichen Roms gerechnet. Hier schließen sich ja Zeit und Ewigkeit aneinander, das Grab Adams und das Thal des Gerichtes, das Thal Josaphat, und in der Mitte die Geschichte Jerusalems, der Civitas Dei, die dem Geiste des sterbenden Propheten auf dem Nebo vorgeschwebt. Wer wird nicht von scheuer Ehrfurcht vor den verlassenen Mauern jener trauernden Stadt, die einst wie eine Krone des Landes gestrahlt, erfüllt, wenn er, den Strom der Zeiten hinan blickend, dessen gedenkt, wessen sie Zeuge gewesen.

Friede bedeutet der Name Jerusalems, Gottesdienst war seine Bestimmung: „da wallen die Stämme hinan, die Stämme des Herren, den Namen des Herrn zu loben", und doch ist keine andere so hart von den Wettern des Krieges bedräut worden, als diese priesterliche Friedensstadt Jehovahs. Im Lärmen der Waffen wird Jerusalems Name zum erstenmal, nach dem Friedensopfer des Königs von Salem genannt; vor Josuas Schwert fällt sein König Adonisedech; im Kampfe gewinnt Juda den kanaanitischen Jebusitern im heiligen Krieg die Stadt wiederum ab und verbrennt sie; David erobert ihre Burg und baut dort dem Herren einen Altar, setzt die Arche des Bundes hier nieder, und nennt sie Davidstadt. Damals

ertönten Jerusalems Thäler von den hohen Klängen seiner Harfe, die bald hoch aufjubelten zum Lobe und Preise des ewigen Königs von Sion, bald hinab sich senkten in die dunkelen Tiefen des sündigen, geängstigten Herzens, aus dem Abgrunde um Barmherzigkeit flehend, und dann wieder in hellen Lauten frohlockender Begeisterung die Fülle der Zeiten und den Tag der Verklärung des irdischen Jerusalems verkündeten. „Aus Sion, sang der König und die Psalmisten, wird der Herr den Scepter der Macht ausgehen lassen. Aus Sion strahlet seiner Schönheit Glanz. Zu Salem, der Friedensstadt, ist sein Gezelt und seine Wohnung auf Sion. Und die Völker werden fürchten deinen Namen, Herr! und alle Könige der Erde deine Herrlichkeit, denn der Herr wird Sion bauen und gesehen werden in seiner Herrlichkeit. Denn er schauet herab von seiner heiligen Höhe, der Herr schauet vom Himmel auf die Erde, um zu hören das Seufzen der Gefangenen, und zu erlösen die Kinder der Erschlagenen, daß sie zu Sion verkünden den Namen des Herrn und sein Lob zu Jerusalem. — Seine Grundfesten sind auf heiligen Bergen; Sions Thore liebet der Herr über alle Hütten Jacobs. Alle Völker, die du immer gemacht hast, werden kommen und vor dir anbeten, Herr! und preisen deinen Namen. Herrliches wird von dir gesagt, o Stadt Gottes“!

Und diese Lieder, die also vor drei Jahrtausenden ertönten, erklingen noch in allen christlichen Kirchen des Erdkreises, und in Sion selbst, an dem Grabe dessen, den sie prophetisch verkündet. Ihn selbst jedoch hinderte der Krieg, den Tempel des Herrn zu bauen, aber Salomo vollbrachte dies heilige Werk, das Wunder des Orients, mit dem Marmor und den Zedern des Libanons und dem Golde Ophirs. In seiner Mitte leuchtete fortan unausgelöscht das heilige Licht, dort lag im Allerheiligsten in der Lade der Priesterstab Aarons, das Himmelsbrod der Wüste, und dort ruhten die Tafeln des Gesetzes, und darüber schwebte die Majestät Jehovahs, des Königes von Ewigkeit.

Und als die Herrlichkeit des Herren bei der Einweihung das Gotteshaus erfüllte, da sprach der Priesterkönig tausend Jahre vor Christi Geburt: „Ich habe ein Haus erbaut zu deiner Wohnung, zu deinem festen Thron in Ewigkeit“. Und nun verrichtete er das Weihegebet, auf daß Gottes Augen stets über diesem Hause offen stünden, und er das Flehen Israels erhöre und das Gebet des Fremden, „der aus fernem Lande kommt um deines Namens willen, denn man wird hören von deinem großen Namen und von deinem ausgestreckten Arme“. Die Stämme zogen vereinigt, wie eine Familie, jährlich zum Passahfeste, dem Opfermahle des Lammes, den heiligen Berg hinan, und dort segnete der Hohepriester die Betenden, auf den Edelsteinen der Schulterspangen den Namen der Stämme tragend, und auf dem goldenen Stirnblatte an der Tiara das: „Jehovah heilig“. Jerusalem strahlte im Glanze der Macht und des Reichthums, und der Scepter des Friedensfürsten Salomons gebot „vom Schilfmeere bis zum Philistermeere und von der Wüste bis zum Phrat“, wie Moses verheißen. Hochzeitliche Freude erfüllte die Stadt, das hohe Lied ertönte, und die Sprüche, die damals die Weisheit von dem Königsstuhle geredet, haben noch bis auf den heutigen Tag weithin im Oriente ihren Verkünder mit einer geheimnißvollen Zauberglorie umgeben, und den Stein, den Ring und den Spiegel des weisen Salomons sprüchwörtlich gemacht.

Allein wie der König geblendet vom Glanze seines Glückes in der Ueppigkeit irdischer Lust und Herrlichkeit seines Gottes und des alten Bundes vergaß, und auf dem Berge des Aergernisses, jenseits des Thales Ben Hinnom, den Götzen diente, so begann auch die Treue der Tochter Sions zu wanken; sie blickte verlangend nach den Göttern der Völker, und es folgte in dem Maaße, wie sie und ihre Fürsten Jehovahs Gebote vergaßen, und dem Feuer des Molochs auf den Baalsaltären in den Hainen ihre Söhne und Töchter opferten, oder reuig sich bekehrten und Buße in seinem Tempel thaten, eine

Zeit des wechselnden Glückes, in der bald die Stimme der Propheten warnend, drohend und klagend im Inneren ihrer Mauern ertönte, bald die Waffen der stürmenden Feinde davor erschienen, um das Strafgericht zu erfüllen, die Stolze zu demüthigen und die Treulose zu züchtigen. Der Tempel des Herrn ward mehr denn einmal seines Schmuckes beraubt und den Mächtigen der Erde Preis gegeben, daß sie ihr Gelüste an ihm erfüllten. Die verweltlichte Gottesstadt wurde in den Wechsel der auf- und untergehenden Weltreiche hineingerissen und fremden Eroberern dienstbar.

Da Gott nicht mehr die Einheit des gesammten Volkes bildete, der Alle mit ungetheilter Liebe anhiengen, so hörte auch der Tempel zu Jerusalem auf, seine Mitte zu seyn; Zwietracht trat in das Haus unter die Brüder, wie früher unter die Erbauer Babels; jeder errichtete sich auf seinen eigenen Höhen seinen Göttern seine Altäre, und mit gezücktem Schwerte traten Juda und Israel einander entgegen. Schon kurz nach Salomons Hingange im fünften Jahre Roboams nahm Sesac der Pharaone die festesten Städte in Juda, das auf jeder Höhe, unter jedem grünen Baume den Götzendienst der Sinnenlust feierte, „und er kam herauf gen Jerusalem und nahm hinweg die Schätze des Hauses des Herrn, und plünderte Alles, auch die goldenen Schilde, so Salomon gemacht hatte“. Hundert fünfzig Jahre später wurde der gleichen Sünde willen Jerusalem und der Tempel die Beute des Joas, Königs von Israel.

Auch Achaz opferte wieder im Thale Ben Hinnom und auf Höhen und in Hainen seine Kinder im Feuer der Baale, ihn führte der Syrerkönig Rasin gefangen nach Damask; die Kinder Jerusalems wurden vom Schwerte Israels erschlagen, gefangen und zerstreut, und Edomiter und Philister fielen über das Land her. Mit den Tempelschätzen erkaufte der König seine Rettung von Assyrien, er kehrte heim, ein Götzendiener syrischer Götter. Die Thüren des Tempels zu Jerusalem wurden geschlossen, seine Gefäße zerbrochen,

seine Lampen ausgelöscht, seine Altäre verrückt, kein Opfer ward dem wahren Gotte mehr geschlachtet, kein Rauchwerk ihm angezündet, und in allen Winkeln Jerusalems Altäre den Göttern der Natur errichtet. Ezechias, sein Sohn, jedoch suchte Gott zu versöhnen. Er erneuerte den alten Bund, öffnete die Tempelpforten wieder, ließ durch neugeheiligte Priester das Haus und die Altäre reinigen und entsündigen, und unter Cymbeln und Harfenklang und den Lobgesängen Davids brachten sie das Sühnopfer dar „für das Reich, für das Heiligthum, für Juda“ zur Versöhnung von Israel, und beugten ihre Kniee vor dem wahren Gotte wieder. Als daher Sennacherib, der Assyrer, mit all seiner Kriegsmacht gottlästernd vor der Stadt erschien, schlug der Engel des Herrn das Heer des Eroberers, daß er mit Schmach zurückkehrte, um von der Hand seiner Söhne zu sterben.

Wieder mußten Manasse und Amon ihren Abfall büssen, der eine mit der Gefangenschaft, der andere mit dem Tode. Noch einmal erwachte der Geist der alten Frömmigkeit in Josias, dem Zerstörer der Götzen. Mit den Schätzen des Tempels schmückte er das verwüstete Heiligthum aufs Neue und feierte darin das große Osterfest. „Es war keine Phase diesem gleich in Israel seit den Tagen Samuels, des Propheten“. Wider Gottes Willen aber, den er durch Jeremias verkündet, stritt er gegen den Pharaonen Nechao, und starb beklagt von dem Propheten. Der Aegypter kam nach Jerusalem, entsetzte und führte seinen Sohn, den König Joachaz, gefangen. Das Strafgericht, das Gott um der Frömmigkeit Josias noch aufgeschoben, brach jetzt in vollem Maaße über das Volk, das die Stimme der wahren Propheten gehöhnt, alle Züchtigungen und Warnungen mißachtet, dessen Propheten Sünder, dessen Priester Missethäter waren, die das Blut der Gerechten vergossen. Jerusalem fiel in die Hand des Chaldäers Nebukadnezars. Er riß die Mauern der Stadt nieder; der Tempel Salomons und die Thürme Jerusalems giengen in Flammen auf und sieben-

zig Jahre beweinten die, welche der Schärfe des Schwertes entronnen, zu Babylon als Knechte in der Gefangenschaft mit Jeremias, den sie nicht gehört, den Fall der Stadt, „die eine Fürstin war unter den Heiden, und eine Königin unter den Ländern, und die nun dienen mußte und die Niemand tröstete“: denn ihr war geschehen, wie ihr der Prophet geweissagt: um der Sünden des Volkes willen werde Sion wie ein Feld gepflügt, und Jerusalem zum Steinhaufen und der Berg des Tempels zur wilden Höhe werden.

Das war die erste Zerstörung Jerusalems, symbolisch wie die zweite, und auf seinen Trümmern sitzend verkündeten die Propheten die Zukunft seines Erlösers und seinen Wiederaufbau, so wie seinen zweiten und tiefern Fall, den der erste vorbedeutete. Noch wird im heutigen Jerusalem die Grotte gezeigt, in der Jeremias seine Klagelieder unendlichen Schmerzes gesungen und um Erlösung gefleht und die künftige Herrlichkeit im Geiste vorschauend und den neuen Bund verkündend, frohlockend gerufen: deine Missethat wird ein Ende haben Tochter Sions, nicht fürder wird er dich wegführen lassen. So spricht der Herr: „an diesem Orte, von dem ihr saget, daß er nun wüste ist — — wird noch gehört werden die Stimme der Freude und des Frohlockens, die Stimme des Bräutigams und der Braut, die Stimme derer, die da sagen: lobet den Herrn der Heerschaaren, denn gut ist der Herr, denn ewig seine Barmherzigkeit“.

Nachdem die siebenzig Jahre der Gefangenschaft vorüber, erfüllte Cyrus, der Eroberer Babylons, den Willen Gottes, und hieß die Gefangenen ziehen gen Jerusalem, das Haus Gottes wieder zu bauen, auch die heiligen Tempelgefäße gab er zurück. Als unter Lobgesängen der Grundstein zum neuen Tempel gelegt ward, da schmolz das Frohlocken der Jüngern und das Weinen der Aeltern, die die Herrlichkeit des ersten gesehen, so in einander, „daß Niemand die Stimme der Freude von der Stimme des Weinens im Volke unterscheiden konnte“. Von den Samaritern argwöhnisch gemacht stellte Smer-

bis den Bau ein, von Darius aber unterstützt ward er vollendet, das Einweihungsopfer gefeiert und das Passah zu Jerusalem wieder begangen. Der neuerbauten Stadt verkündigte der Mund der Propheten wohl die Zukunft des erlösenden Messias, irdisch aber blieb sie dem Wechsel irdischer Dinge unterworfen, da auch sie nach wie vor zwischen dem Dienste Gottes und irdischer Lust schwankte. Sie trug die Dienstbarkeit der Perser, bis der Osten vor dem Eroberer, der von Abend kam, erlag. Wie Josephus berichtet, zog Alexander der Große selbst nach der Eroberung von Gaza gegen Jerusalem. Der Hohepriester aber kam ihm in seinem Feiergewande entgegen, und der Welteroberer sank auf die Kniee und betete den Namen des Herrn an, der von der Stirne seines Priesters strahlte.

Es folgte die verwirrte Zeit der Diadochen, in der sich die Fäulniß und Auflösung der alten Welt im Osten auf eine so entsetzliche Weise kund gab. Judäa fiel dem Laomedon zu, Ptolemäus Soter, der Lagide, aber nahm am Sabbath das wehrlose Jerusalem, und führte 100,000 nach Aegypten. Als Ptolemäus Euergetes heimkehrte von seinem Siegeszug gegen die Seleuciden, brachte er Dankopfer zu Jerusalem dar. So auch Ptolemäus Philopator nach dem Siege über Antiochus, da er aber in das Allerheiligste eindringen wollte, kam der Schrecken Gottes über ihn und warf ihn nieder, daß er grollend Jerusalem verließ. Von den Juden selbst unterstützt bemeisterte sich nun Antiochus der Stadt. Der Abgesandte des Seleucus Philopator zog erschrocken die Hand zurück, die er nach den Tempelschätzen ausgestreckt. Antiochus Epiphanes eroberte die unglückliche, als Jason ihre Mauern erstiegen, und wieder wurden 40,000 getödtet und eben so viele dienstbar gemacht. Auf seinem zweiten Feldzug gegen Aegypten von den Römern zurückgewiesen, sandte er den Apollonius, der sich am Frieden des Sabbaths als Freund in die Stadt Davids einschlich, sie mit Feuer und Schwert verwüstete, und eine Besatzung in die Thürme Davids legte.

Wieder war Jerusalem wüste, und Götzenbilder entheiligten den Tempel; da aber erweckte Gott den Heldengeist der Makkabäer, die mit den Händen schlugen und mit den Herzen beteten, und durch Marter und Heldentod die Tochter Sions siegreich vom Joche des Götzendienstes befreiten. Drei syrische Feldherren schlugen sie, und das Schwert in der Hand gegen die Feinde, die noch immer die Burg besetzt hielten, reinigten sie das Heiligthum und feierten das Fest des neuen Altares oder der Erneuerung, dem auch Christus beigewohnt. Nikanor, der Feldherr des Demetrius Soter von Syrien, schwur, wenn sie Judas, den Helden der Makkabäer nicht auslieferten, den Tempel zu schleifen, den Altar zu stürzen und dem Bacchus einen Altar auf dieser Stätte zu bauen. Er fiel besiegt und die Hand wurde ihm abgehauen, die er schwörend gegen den Tempel erhoben. Nach vielen Siegen, die das unerschütterliche Vertrauen dieser schwertumgürteten Hohenpriester auf die Allmacht Gottes gegen die Uebermacht der Menschen errungen, ergab sich endlich an Simon auch die Burg. Jerusalem feierte das Fest seiner Befreiung, und seine Zeitrechnung ändernd schrieb es jetzt: Im ersten Jahre Simons, des Hohenpriesters und Fürsten der Juden.

Doch die Lust dieser Freiheit, die ihnen in schlimmer, der Freiheit unwürdiger Zeit, der Heldentod der ersten Hasmonäer errungen, sollte nicht von Dauer seyn. Denn schon hatte das vierte Weltthier aus dem großen Traumgesichte des Propheten seine Füße auf den zitternden Boden Asiens gesetzt. Daniel hatte es geschaut als das Thier „schrecklich und gräulich und gewaltig, das da hatte große eiserne Zähne, und um sich fraß und zermalmte und das Uebrige mit den Füßen zertrat und sehr verschieden war von den vorigen“. Was vermochte hiergegen die in ihren Lüsten erstorbene Kraft des Orients und seiner entarteten Fürsten? Die Römer, gewohnt in der Zwietracht den Völkern die Fesseln ihrer Herrschaft umzuwerfen, und die früher schon die Juden zu Bundesgenossen aufgenommen, fanden in dem Bruderzwist Hyrkans und Aristobuls

willkommenen Anlaß, als gebietende Vermittler zu erscheinen. Die Sprößlinge des gesunkenen Makkabäerstammes, auf dem die Schuld schwerer Verbrechen lastete, belagerten einander im Tempel des Friedens, und erschienen, einander anklagend, mit Geschenken vor Pompejus, daß er entscheide. Der Römer zeigte sich Hyrkan geneigter, und der römische Mauerbrecher, der so viele der blühenden Städte der alten Welt in Trümmer geworfen, stürmte nun auch die Mauern des Tempels, während seine Priester ohne Unterlaß Gebet und Opfer darbrachten. Aufs Neue ward er Zeuge des blutigen Greuels der Eroberung. Die schwer errungene Freiheit war wieder verloren, der Scepter Judas ruhte nun in der Hand der Römer, und sie machten seine Priesterwürde zum Preise ihrer schwer zu befriedigenden Gunst. Pompejus drang in das Allerheiligste, doch berührte er die Schätze nicht. Judäa ward eine römische Provinz, die Hohenpriester zinspflichtige Unterthanen, und Jerusalems Mauern sanken in Trümmer!

Judäa empfand bald die Krallen, die der römische Adler in sein Herz geschlagen. Zeiten des Unglücks und des Verbrechens folgten. Die Habsucht des Crassus beraubte das Heiligthum seiner Schätze, Aristobul starb vergiftet von den Pompejanern, sein Sohn fiel unter ihrem Beil. Cäsar ernannte einen Idumäer Antipater, den Vater des unheilvollen Geschlechts der Herodianer, zum Procurator in Judäa und erlaubte den Aufbau der Mauern Jerusalems wieder. Herodes wurde zum Tetrarchen von Antonius ernannt, und tausend, die über seine Tyrannei geklagt, dem Mörderschwerte preisgegeben. Mit den Schaaren der Parther nahm der Sohn Aristobuls Jerusalem, besetzte den Tempel und eroberte den Thron. Antonius und Octavian dagegen erklärten Herodes zum König und zum zweitenmal stürmten römische Waffen die heilige Stadt und badeten sie in Blut. Der letzte aus dem Hause der Makkabäer starb, bis dahin unerhört, unter dem römischen Henkerbeil; Herodes hatte diesen Tod von ihnen erkauft!

Seine Regierung machte die Stadt Gottes zur Zeugin

der furchtbarsten Verbrechen. Aber er war mit seinen glänzenden Eigenschaften, seinem einnehmenden, gewandten, treulosen Wesen, seiner Liebe zu Pracht und Verschwendung, seinen Lüsten und Grausamkeiten, seiner argwöhnischen, geängstigten Seele ein wahrer Vertreter jenes Roms, dem Alles um Gold feil war, und das trunken vom Blute der Völker in seinen eigenen Eingeweiden wüthete. Hohepriester setzte er nach Willkühr ein und ab, die Folter und der Tod traf Tausende auf jeden Verdacht seines argwöhnischen, zerrissenen Herzens. Seinen jungen Schwager Aristobul, den letzten Makkabäer, ließ er schmeichlerisch im Bade ertränken, tödten seinen zweiten Schwager Joseph, ermorden den achtzigjährigen Greis Hyrkan, den entsetzten König und Hohenpriester, zum Tode führen seine unschuldige Gemahlin Mariamna und so auch den dritten Schwager. Zuletzt schonte er selbst der eigenen Söhne nicht mehr, zwei davon ließ er als Vatermörder verurtheilen und erdrosseln, vom dritten, der ihm selbst mit Gift nach dem Leben getrachtet, dazu verführt. Und diese Hand, von so vielem Blute befleckt, die in Jerusalem Theater und Amphitheater erbaute, die Fechterspiele einführte, die dem Apollo auf Rhodus und dem Gotte Augustus auf der Höhe am Quelle des Jordans einen Tempel erbaute, dieselbe Hand wagte es auch den zweiten Tempel des Gottes Israel, der in all seinen Gesetzen gesprochen: seid heilig, wie ich es bin, mit unermeßlicher, äußerer Pracht von Grund auf neu zu bauen. So war die Welt in Jerusalem und so war sie überall; ein Leichengeruch verbreitete sich über die Erde, die Zeit nahte, wo die Bilder des Abschaumes der Menschheit, der römischen Imperatoren in den entweihten Heiligthümern, von denen göttliche Anbetung forderten, an deren Qualen sich ihre Grausamkeit wollüstig weidete; ihr Wort galt als einziges menschliches und göttliches Gesetz, jetzt mußte der Erlöser erscheinen, sollte die Welt nicht gleich Herodes dem Großen, lebendigen Leibes den schrecklichen Tod der Fäulniß sterben. Und während die Götter der Erde in ihren Lüsten und

Grausamkeiten schwelgten, da stand in stiller Nacht der Stern über Bethlehem, und in der Krippe des Stalles wurde von einer Jungfrau aus dem Königsstamme Davids auf dem Gange nach Jerusalem ein Kindlein geboren, von dem der Seher der vier Traumthiere verkündet; „Siehe, es kam Einer in des Himmels Wolken, wie eines Menschen Sohn, zum Alten der Tage, und er ward vor ihn hingeführt; der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, daß ihm alle Völker, Stämme und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig, und sein Reich unwandelbar.“

Jerusalem sah seinen Friedensfürsten, der gekommen, die alte Schuld zu tilgen; in seinem Tempel wurde er geopfert, hier lehrte er, hier heilte er und hier wirkte er Wunder. Aber Jerusalem erkannte ihn nicht, das verblendete träumte mit Herodes den Traum der Welt und ihrer Herrlichkeit, er aber sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“. Weinend stand er, vor seinem festlichen Einzuge am Palmtage, da die Seinen Hosanna riefen, auf dem Oelberge, auf einer Stelle, die noch heute gezeigt wird, und wo selbst das gefallene Jerusalem in ernster Majestät vor dem Blicke offen liegt, dort stand er weinend, blickte auf die stolze Stadt und ihren prachtvollen Tempel und sprach: „O! wenn doch auch du es erkenntest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen, denn es werden Tage über dich kommen, wo dich deine Feinde mit einem Walle umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich beängstigen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, niederschmettern und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast“. Jerusalem hatte für die Liebe und Erbarmung seines Königs nur den Kuß des Verräthers, die Dornenkrone, das Kreuz und ein Grab. Kreuzige, kreuzige, rief es dem römischen Richter, sein Blut komme auf uns. Nachdem er aber das Opfer des neuen Bundes am Tage des alten Opferfestes eingesetzt, und zum Opfertod mit dem Kreuze

beladen die Via Dolorosa nach Golgatha ging, und klagend und weinend die Frauen der Stadt ihm folgten, da sprach er wieder: „Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über euere Kinder; denn siehe, es werden Tage kommen, an welchen man sagen wird: selig die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren, und die Brüste, die nicht gesäugt haben“. Dann werden sie anfangen zu den Bergen zu sagen: „fallet über uns“! und zu den Hügeln „bedecket uns“!

Seit Christus den Opfertod für die Sünden der Welt gestorben, ist Jerusalem den Christen das heilige Grab, das Grab der Gräber, das Grab der Auferstehung, in dem das Leben den Tod der Sünde besiegt. Die Stätte selbst aber, wo das Verbrechen begangen worden, ward von dem Fluche getroffen, den das Volk herabgerufen. 37 Jahre waren kaum verflossen, seit Christus auf dem Oelberge über Jerusalem geweint, als ein Anderer klagenden Blickes auf derselben Stelle stand und hinüberschaute auf ein weites, weites Grab, ein Feld von Leichen und Trümmern, wo das Blut die Flammen löschte. Es war Titus, dessen Zelt auf dem Oelberge stand, er, den die Soldaten auf den rauchenden Trümmern des zerstörten Jerusalems zum Imperator ausgerufen. Ein Schutthaufen lagen die Marmorhallen des Tempels mit ihren goldenen Dächern vor ihm, fünf Tage hatte ununterbrochen der Mauerbrecher auf sie losgestürmt, und welchen Gräuel, welche Schmerzen, welchen Grimm begruben diese Trümmer in ewiges Schweigen! Eine Mutter, die ihr eigenes Kind verzehrt! Aus demselben Thore, wodurch sie das Lamm zur Schlachtbank geführt, waren in den ersten Zeiten der Belagerung 150,000 Leichen hinausgetragen worden. Dem Kreuze gegenüber auf Golgatha hatte der Eroberer nachmals an einem Tage mehr denn 500 Kreuze errichten lassen, also daß der Raum und das Holz zum Martern der Unglücklichen gebrach. Um dreißig Silberlinge hatte ihn einer verkauft, und jetzt schnitt die wilde Raubgier der Syrer und Araber in ei-

ner Nacht 2000 Juden den Leib auf, um nach dem verschlungenen Golde in den Eingeweiden zu wühlen. Das war das letzte große Passahfest, zu dem sich Israel aus allen Theilen seines Landes, wie bei dem Passahfeste Christi, versammelt hatte, ehe es in alle Welt zerstreut ward. Ihr Schmerz war so groß, daß sie thränenlos in stummer Erstarrung dem Entsetzlichen zusahen, während der Sieger selbst weinte und bekannte, daß nur Gott dieses vermocht habe, so wie er selbst auch den Untergang des Tempels nicht gewollt, sondern mit Verdruß geschehen lassen mußte. Jerusalem ward der Erde gleich gemacht, drei Thürme sollten nur noch der Nachwelt sagen, daß hier die Stadt gestanden, die nach Plinius Ausdruck die berühmteste gewesen im Orient. Hadrian ließ auf der Stelle, wo der Tempel Jehovahs gestanden, einen Tempel dem Jupiter Capitolinus erbauen, und um ihn her eine Stadt Aelia Capitolina. Die Juden empörten sich des Götzendienstes wegen an heiliger Stätte, er aber verwandelte Judäa in eine Wüste, in der 500,000 Leichen erschlagener Juden lagen. Bei Todesstrafe verbot er denen, die das Unglück der Nation überlebt, auch nur von ferne stehen zu bleiben, und nach der Stelle zu blicken, wo der Tempel gestanden. Nur einmal im Jahre durften sie sich die Erlaubniß erkaufen, die Stadt zu betreten und in ihr zu weinen. Den Christen zum Trutz und Hohn ließ er auf den Kalvarienberg das Bild der Venus und auf die Stätte der Auferstehung das des Jupiter stellen. War Jerusalem so den Juden ein Ort des tiefsten Jammers und bitter getäuschter Erwartungen, so blieb es den Christen, die es steinigte und verfolgte, trotz den Entweihungen der Heiden die heilige Grabstätte ihres Erlösers und Seligmachers. In dem Maaße als das Christenthum, das hier schon so frühe Wurzel gefaßt, still und verborgen in den Wunden aufwuchs, die das Römerschwert der Welt geschlagen, mußte auch diese Verehrung zunehmen. Jerusalem selbst war der Sitz christlicher Bischöfe. Mit Constantins Uebertritt hatte das Kreuz zu Jerusalem über den weltbeherrschenden Jupiter auf dem

Kapitol zu Rom gesiegt, Sion ragte jetzt über alle Berge, und die Fürsten und Völker kamen zu seinem Heiligthume, um anzubeten. An ihrer Spitze stand Helena, die Mutter des ersten christlichen Kaisers, sie wallfahrtete nach der heiligen Stadt, ließ das Kreuz erheben, baute die Grabeskirche und ringsum an allen Orten, welche die Patriarchen, der Heiland, seine Mutter und seine Heiligen und Martyrer geweiht, Kirchen und Kapellen mit kaiserlicher Pracht.

Noch jetzt, wenn der Pilger nach dem Ursprunge so mancher Kirche und Kapelle, die nun eine Moschee ist oder in Trümmern liegt, fragt, so nennt die Ueberlieferung den Namen jener Kaiserin, als sey vor ihrem Andenken das aller späteren erloschen.

Doch blieb Jerusalem fort und fort die fluchgetroffene Stadt, das Bild ihres zerstreuten, ruhelos in der Welt irrenden, und stets auf seinen Messias vergeblich harrenden Volkes. Umsonst forderte Julian, der Apostat, die Juden auf, die Mauern des Tempels wieder aufzurichten, Flammen trieben die Erbauer von dannen. 615 nahm der Perserkönig Kosroes, dem die Juden zufielen, die Stadt mit Sturm, sie ward mit dem Blute unzähliger Christen getränkt, aber schon 629 von Heraklius sammt dem Kreuze wieder erobert, und nun mußten die Juden büßen. Seitdem wird am 14. September, der Wiedergewinnung des Kreuzes wegen, das Fest der Kreuzerhöhung gefeiert.

Nach diesem wurde der Orient die Beute des Islams, der bis auf diesen Tag an seinem Marke nagt und die Lebenskraft seiner edelsten Völker getödtet. Auch zu Jerusalem pflanzte er den Halbmond auf, und auf der Stelle, wo Salomons Tempel gestanden, erbaute der Eroberer, der Khalife Omar, die berühmte, von Tausenden von Pilgern besuchte Moschee al Sakhra. Bewahrt Mekka das Grab des Propheten, so hängt hier in der Kuppel der Stein, auf dem ihn der Glaube seiner Bekenner gen Himmel steigen ließ.

Auch unter dem Halbmonde blieb das heilige Grab zu Jerusalem fortdauernd die Wallfahrtstätte der Christen. Noch

sind uns Pilgerbücher aus jenen früheren Jahrhunderten erhalten, deren Verfasser hinzogen, um die Stadt heiliger Erinnerungen zu sehen, deren Trauer die Erfüllung der Verheißungen verkündete, um vor dem Steine der Krippe niederzuknieen, in den Fußstapfen des Erlösers zu wandeln, in dem Wasser des Jordans sich zu baden, die Stelle zu küssen, wo er gelitten, und dort, wo sein Kreuz und sein Grab gestanden, weinend und betend das Osterfest der Auferstehung zu begehen, und das Opfer seines Leibes und Blutes darzubringen.

Als von den siegreichen Waffen der Bekenner des Propheten die Christenheit sich mit dem Untergange bedroht sah, und durch Bedrückungen und Verfolgungen der Pilger die heilige Grabesfeier zu Jerusalem gehindert ward, da erhob sich im Feuer gläubiger Begeisterung der christliche Westen gegen den mohamedanischen Osten, und Jerusalem wurde noch einmal Zeuge ihres großen Weltkampfes. In feierlicher Prozession zogen die Pilger vor dem Sturme denselben Weg, den Christus am Palmtage weinend geritten, und wo das Zelt des Titus gestanden, voll Verlangen auf die Stadt der Erlösung blickend. Als sie ins Thal kamen, warfen manche die Waffen weg, um knieend ihre Mauern zu küssen und so zu sterben. Dieser Macht todesverachtender Begeisterung erlagen die Eingeschlossenen. Am 15. Juli 1099 wehte die Fahne des Kreuzes wieder als Siegeszeichen auf den Thürmen Jerusalems. Gottfried hielt im Büßerkleide seinen Einzug in die Kirche, um am Grabe für seine Befreiung Gott zu danken, und für die Sünden seines Heeres um Gnade zu bitten. Die Moschee Omars ward in eine christliche Kirche verwandelt.

Das Reich jedoch, das Gottfried gegründet, war von kurzer Dauer. Es fiel, als die Sitten der Christen das Grab dessen schändeten, auf dem ihr Thron ruhte. Saladin nahm 1187 ihren König gefangen und eroberte Jerusalem wieder. Barbarossa starb anf dem Zuge seiner Befreiung. Weder der glänzende Philipp August, noch der heldenmüthige Richard Löwenherz, noch auch der üppige Kaiser Friedrich II.,

der 1229 dort sich krönte, noch auch Ludwig der Heilige vermochten den gefallenen Königsstuhl auf die Dauer wieder zu errichten. 1291 verloren die Christen mit Akre ihre letzte Veste in dem heiligen Lande. Ueber Jerusalem geboten jetzt die Sultane von Aegypten, bis es 1517 erobert von Selim unter die Herrschaft der Osmanen in Konstantinopel fiel. In unseren Tagen im Jahre 1832 hat der Rebell der Pforte, der Vizekönig von Aegypten Mehemed Ali sich seiner bemächtigt, die Stadt Davids ist nun ein Theil des Paschaliks von Damask, wo ein Pascha mit drei Roßschweifen, Ibrahim Pascha, residirt. Noch im Jahr 1834 ward es von 40,000 Arabern vorübergehend genommen und geplündert.

Das sind die großen Geschicke der Stadt Gottes; durch all diesen Wechsel und die Zeiten der größten Noth hindurch hat die katholische Kirche bis auf den heutigen Tag in der Kirche des heiligen Grabes die Grabesfeier Christi gefeiert, und auf dem Grabe Christi gebetet und geopfert. Seit fünf Jahrhunderten, seit dem Jahre 1304, sind die Väter des heiligen Franziskus seine treuen Hüter, die es mit ihrem Leben geschirmt, die ihr Brod gastlich mit den Pilgern getheilt, die sie an den heiligen Stätten umhergeleitet, die in ihren Krankheiten sie gepflegt, aus den Fesseln der Türken losgekauft und mit ihnen am Grabe gebetet. Jeden Tag von Räubern und Mördern bedroht, verlassen und in der äußersten Armuth haben sie die Lampe auf Golgatha nicht erlöschen lassen, und sind die einzigen gewesen, die in jenen Gegenden die katholische Kirche des heiligen Landes, 80.000 Seelen zählend, in Mitten der Ungläubigen aufrecht erhalten. Werden sie es aber noch ferner können, werden sie in ihrer gänzlichen Entblößung noch länger den Erpressungen der Türken und den Anmaaßungen der Griechen, die unter russischem Schutze stehend, sie mehr und mehr aus dem Heiligthume verdrängen, widerstehen können. Dieß wird von dem Beistande katholischer Fürsten und der Mildthätigkeit katholischer Völker abhangen. Nachdem die Revolution in Spanien und Portugal sie ihrer letzten vorzüg-

lichsten Hülfsmittel beraubt hat, haben sich die Väter des heiligen Landes an König Ludwig um die Erlaubniß gewendet, daß in den Kirchen Bayerns für das Grab Christi gesammelt werde. Was König Ludwig ihnen bewilligt, das wird der Kaiser eines Hauses, dem Gottfried von Bouillon angehört, und das bis in die jüngste Zeit den Namen der Könige von Jerusalem geführt, nicht verweigern. So wird es denn von den deutschen Katholiken zum Theil abhangen, ob die Lampen, die die Frömmigkeit früherer Jahrhunderte am heiligen Grabe angezündet, noch ferner leuchten sollen, ob ferner noch durch den Mund katholischer Priester, wo das Werk der Erlösung vollbracht ward, das Evangelium von der Passion und der Auferstehung soll gelesen, das Opfer Christi dargebracht und das Osterfest gefeiert werden. Noch singen sie am Orte ihrer Erfüllung die Verheißungen der Propheten, das Stabat Mater, wo das Kreuz gestanden, und in der traurenden Stadt die Klage des Jeremias: „wer will sich deiner erbarmen Jerusalem"! und die Stimme, die die Verfolgungen von nahe zwei Jahrtausenden nicht zu unterdrücken vermocht, möge sie nicht durch die Gleichgültigkeit dieser Zeit verstummen.

Der Verfasser der vorhergehenden Blätter hat einen Freund, der Jerusalem gesehen, und die Gastfreundschaft der Väter des heiligen Landes genossen, ersucht, ihm seine Erfahrungen über die Stadt und die Lage der Väter mitzutheilen, damit die, welche ihnen ein Almosen geben wollen, den Bericht eines Augenzeugen vor sich haben. Seine Antwort theilen wir hier unsern Lesern mit und werden ihr die Berichte anderer neuerer Reisenden folgen lassen, auch solcher protestantischer Confession, indem wir glauben, daß die, welche die Gastfreundschaft ohne Unterschied der Confession üben, auch Anspruch auf die Dankbarkeit aller Confessionen haben.

Lieber Freund!

Gern entspreche ich Deinem Wunsch, Dir mitzutheilen, was von den Erlebnissen in Jerusalem noch frisch ist in meiner Erinnerung, um so lieber, wenn dadurch auch in Andern ein

guter Gedanke erweckt werden könnte. Es war in vergangenen Zeiten, als das Christenthum lebendig in dem Bewußtseyn der europäischen Menschheit, nichts Ungewöhnliches, daß Christen aus dem Abendlande nach Palästina pilgerten auf mühseligen und gefahrvollen Wegen; denn es ist ein natürliches Gefühl, welches die Menschen antrieb, jene Orte zu besuchen, die durch die Fußstapfen ihres Erlösers geheiligt sind. Etwas von dem Geist unserer Voreltern hat sich auch auf mich vererbt. Ich glaubte, der Anblick des irdischen Jerusalems könne die Liebe zum himmlischen, aller Christen Vaterland, nur stärker erregen; denn wer frei geboren in Knechtschaft lebt, empfindet heftiger was ihm fehlt, wie der Kranke den Werth der Gesundheit. Als ich darum in Rom, dem sichtbaren Centrum der Welt, mein Herz gestärkt hatte im Glauben an die Wahrheit der Geschichte, wanderte ich über Athen nach Constantinopel, von dort längs der Küste von Kleinasien nach Smyrna, schiffte mich dann nach Chios ein, von da nach Rhodus und Cypern, und betrat endlich in Joppe den Boden des heiligen Landes. Gleich hier empfangen jeden Pilger die spanischen Mönche des heil. Franciscus mit jener Gastfreundschaft, die man erfahren haben muß, um ihre Wohlthat ganz zu würdigen. Ohne sie wäre es keinem Europäer möglich, diese Stätten zu besuchen. Eingedenk, wessen Diener sie sind, heißen sie Dich als Bruder willkommen, und theilen mit Dir, was sie haben, ein reinliches Obdach, einen frischen Trunk, Brod und Früchte, etwas Fische und Gemüse. Es sind einfache Menschen ohne Falsch, ernst und heiter wie es Priestern ziemt, die wie ihr Meister in Gebet und Wohlthun ihre Tage vollbringen. Wer sie auf seinem Lebensweg begegnet hat, wird ihr Andenken segnen. Von Jaffa sind vier Stunden nach Ramle, auch dort erquicken Dich dieselben Brüder. Da die Wege ohne Schatten, die Erde wie ausgebrannt und die Luft so trocken und glühend war, daß man lauter Flammen zu athmen glaubte, so beschloß ich, zur Weiterreise die Nacht zu benutzen. Um acht Uhr Abends

verließ ich, von einem Araber begleitet, das Kloster und ritt einsam die Straße, die nach Sion führt. Es war eine von jenen stillen Nächten des Lebens, in denen unsere Seele sich enger anschließt an den Genius, der sie geleitet. Das erstgeborne Heer der Sterne glänzte freundlich aus sanftem, wolkenlosem Blau, gegen zehn stieg die abnehmende Scheibe des Mondes auf, und nach zwei, in der Richtung von Jerusalem, mein Lieblingsgestirn, der Orion. Bei dem Dorfe Kebal verließen wir die Ebene, und ritten zwischen felsigen Hügeln an den Trümmern von Emmaus vorüber durch ein enges, olivenbebautes Thal bis zum Fuß der öden Berge von Judäa. In fünf Stunden hatten wir diese erklettert, und kamen, herabsteigend, sodann an einer verlassenen Templerkirche und weiter hin unten im Thal an bedeutenden Ruinen ehemaliger Klostergebäude vorüber. Mit Sonnenaufgang erreichten wir die nächste Höhe — da öffnet sich dem Blick ein unermeßliches Leichenfeld von Felsentrümmern, die vom Sturmregen der Jahrtausende zerrüttet und ausgewaschen, wie aufgewühlte Knochengerippe die ganze Hochebene, bis hart vor die Thore der heil. Stadt, bedecken. Drei einsame Oelbäume in der weiten Steinwüste und in der Ferne das olivenbekränzte Haupt des Oelberges sind der einzige Trost der erloschenen Natur, an ihnen allein haftet die Hoffnung Deiner starren Augen, sie sind wie die Taube mit dem Oelzweig nach der großen Wasserfluth.

Donnerstags am 5. September 1833 um 6 Uhr Morgens erblickte ich die Zinnen der Friedensstadt, sie war ganz von einem lichtgrauen Nebelschleier umflossen, und über ihr hing eine Gewitterwolke von den Strahlen der Morgensonne durchbrochen; gleich als ob „ein Zorngericht Gottes die Tochter Zion umwölkte“. [1]) Zu weinen war ich hiehergegangen, heiße Thränen und ein kalter Schauer meines Herzens waren der erste, wolle Gott nicht der einzige Tribut, den ich ihm darbrachte.

1) Jerem. Klagl. 2, 1.

Ich ließ mein Pferd dem Führer und schritt langsam und wie ein Träumender zwischen den verschleierten Landfrauen, die Trauben und Feldfrüchte zur Stadt trugen, durch das Pilgerthor; die lateinischen Mönche im Kloster des Erlösers, dem allgemeinen Hospitium der abendländischen Pilger, nahmen mich, wie alle, die hier anklopfen, aufs liebvollste auf. Mein erster Gang war zur Kirche des heil. Grabes, wo ich drei Tage und Nächte mit den Brüdern eingeschlossen blieb. Lateiner, Griechen, Kopten und Armenier halten hier ohne Unterlaß ihren Gottesdienst, niemals verlöschen die Lichter des Altars, niemals die Opfer der Priester. Wenn es möglich, daß ein Verbrechen, wie kein größeres zu denken ist, durch menschliche Gebete gesühnt werden könne, so geschieht dieß hier: die Thränen der Gläubigen, die da von allen Enden der Erde zusammenströmen, sind eine ununterbrochene Expiation des ungeheuren Mordes, der an dem Fürsten des Lebens begangen wurde. Und hier ist er auferstanden. Das ist die entscheidende That, die wie ein Blitz ausgeht und die Pforten des Todes zerschmetternd ewiges Leben trägt und Verständniß durch alle Zeiten vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. Wer die Auferstehung Christi leugnet, nimmt der Geschichte alles Transcendentale. Hier allein sind alle Schmerzen der Welt, die Schrecken des Todes selber überwunden und verschlungen worden in den Sieg. [2])

Vom Grabe führte es mich durch die Schmerzensstraße zum Stephansthor hinaus in den Garten Gethsemane, am Fuß des Oelbergs, „der vor Jerusalem liegt gegen Morgen, einen Sabbatherweg von der Stadt". Noch heute stehen da acht uralte Oelbäume, von denen die Sage geht, daß sie aus der Zeit Christi seyen. Auf Entfernung eines Steinwurfes wird die Stelle gezeigt, wo er hinging zu beten, als seine Stunde gekommen war. Neben dieser Grotte ist die schöne, in eine Felsnische eingesenkte Kirche über dem Grab der heiligen Jung-

2) Korinth. I. 15, 54. Röm. 6, 8 ff.

frau; selbst die muhamedanischen Frauen haben dort ein Plätzchen, wo sie in Momenten mütterlicher Noth die Maria der Christen anrufen. Den Rückweg nahm ich durch das Thal Cidron, oder wie es gewöhnlich genannt wird, das Thal Josaphat. Es ist gegenwärtig, wie in alten Zeiten, die allgemeine Begräbnißstätte der Juden, die, um hier beerdigt zu werden, ihre müden Glieder oft tausend Meilen weit hergetragen. Hier liegt auch das Oertchen Siloah und ihm gegenüber die gleichnamige Quelle: das stille Wasser von Siloah, welches wie der lebendige Quellbrunn, den es repräsentirt [3]), der einzige fons perennis [4]) in Jerusalem ist. Dreißig schöne Marmorstufen führen zu ihm hinab, ein enger Felsengang aus Salomonischer Zeit leitet dann das Wasser in das große Becken oder den Teich Siloah, und aus diesem weiterhin in den Garten des Königs, wo auch jetzt das frischeste Grün dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt gewährt in der öden Verwüstung ringsum. Denn ach! Jerusalem, „wo des Herrn Gezelt war und seine Lust, die wohlgebaute Stadt, in deren Mauern einst der Friede gewohnt und Glückseligkeit in ihren Palästen“ [5]), seufzet nun unter dem Fluch, Davids Veste liegt zu Boden geworfen im Staub, auf Zion werden die Pilger begraben, von Salomons Tempel ist kein Stein mehr sichtbar; wo er gestanden, erhebt die Moschee al Sakhra, von Omar erbaut, ihr leichtes Haupt. Isaak ist jetzt Ismaels Knecht.

Dann habe ich auch Bethlehem besucht und die Wüste Johannis des Täufers, und kann auch dieser Orte nicht gedenken, ohne die gastliche Aufnahme zu rühmen, die mir die Mönche trotz ihrer Armuth gewährten. Bethlehem bedeutet einen Ort des Brodes, in Wahrheit ein prophetischer Name für die irdische Geburtsstätte des Heilands, dessen Lehre, identisch mit ihm selbst, allein den eingebornen Gotteshunger der

3) Jesajas 8, 6. Jeremias 2, 13. Vergl. Johannes 7, 37 ff.
4) Tacitus Hist. V. 12. 5) Ps. 76, 3. 122, 3. 7. 132, 13.

Seele zu befriedigen vermag. Denn „Er ist das lebendige Brod vom Himmel kommen, wer davon ißet, den hungert nimmer, sondern lebt in Ewigkeit“ 6). Die Lage von Bethlehem ist eben so anmuthig, als die von Jerusalem traurig. Fruchtbare Felder und Weingärten, Feigen, Mandelbäume und Oliven umgeben es; der Ort selber liegt sehr malerisch zwischen zwei Hügeln und auf dem einen, während der andere zur Linken von dem Kloster und der Kirche über der Krippe des Christkindes, hochummauert wie eine Burg gekrönt wird. Die große, von der Kaiserin Helena gegründete Kirche, auf acht und vierzig Marmorsäulen ruhend, sieht fast einer Ruine gleich, da kein Geld da ist, sie zu erhalten. Anderthalb Stunden jenseits Bethlehem, ein enges, tiefeingeschnittenes Thal entlang liegen die ehemaligen verschlossenen Gärten Salomons; sie wurden getränkt von drei in den Felsen eingehauenen großen Wasserbehältern, die ihr kühles Bergwasser bis nach Jerusalem führten. Ich fand das Thal noch gegenwärtig von dunkeln Orangen- und Granatapfelbäumen erfüllt. Auch der Weg nach St. Johann zieht sich durch schöne, wohlangebaute Gründe mit Rosengärten, Weinreben und Terebinthen. Die Wüste des Täufers ist ein steiniger Ort voll duftender Kräuter, und Bienen und einiger Johannisbrodbäumen; die Grotte, wo er gewohnt und Buße gepredigt, hat den frischesten Felsenquell und liegt so still und einsam traulich, daß sie unwillkührlich einladet, einige Stunden da zuzubringen. Erst spät in der Nacht kehrte ich nach Jerusalem zurück. Da begegnete mir eine seltsame Hochzeit. Voran zog ein Chor von Knaben und Mädchen, die in eintöniger, melancholischer Weise Worte sangen, die ich zuerst für ein Grabeslied hielt, dann erschien der Bräutigam festlich geschmückt und von fackeltragenden Freunden gefolgt, endlich die Braut. Sie war in ein langes Purpurgewand gehüllt, ihr Haupt trug eine goldene Krone, und die herabfliegenden Zöpfe waren mit Goldmünzen durchflochten; weißver-

6) Joh. 6,35. 51.

schleierte Frauen mit säugenden Kindern an der Brust folgten ihr. Alle wiederholten in lautem Gesang die Schlußworte des Brautliedes. Aus den Häusern der Straße goß man Rosenwasser auf die Vorüberziehenden. Ich nahm eine Fackel und begleitete den Zug bis zur Wohnung des Bräutigams.

Nachdem ich sodann noch die Stätte von Jericho besucht hatte und das todte Meer und die grünen Ufer des Jordan, und wieder nach Jerusalem gekommen, die Pest dort ausgebrochen fand, beschloß ich die Rückreise über Samarien nach Galiläa anzutreten. Noch einmal ging ich auf den Golgatha und zum Grab, und nahm dann einen letzten Blick von dem Ort der Himmelfahrt auf der Spitze des Oelberges. Schweigen und ein namenloser Geist der Leere ist rings, so weit Du die Augen aussendest, dem verblichenen Antlitz der Natur wie ein fahler Leichenschein aufgedrückt; die Stille, die hier herrscht, ist nicht Ruhe, sondern innere Verlassenheit, das Leben hat sich aus dieser Natur zurückgezogen. Niemals habe ich etwas Aehnliches empfunden. Nur der ewig klare Himmel, der sich über dieser Erde ausspannt, ist unveränderlich derselbe geblieben. Da die Zelle, die ich bewohnte, eng und die Hitze unerträglich war, so suchte ich meine Ruhestätte gewöhnlich auf der obern Terrasse des Hauses. Diese Nächte waren von einer wunderbaren Schönheit, was Zabismus sey, habe ich da oben erlebt; die Seele aufwärts gerissen zu den Gestirnen und eingehend in die stille Rotation des Himmels, trinkt hier in langen Zügen astralisches Feuer.

Der letzte Eindruck, den ich von Jerusalem mitnahm, ist ein sehr gemischtes Gefühl. Der Grundton tiefe Trauer und Wehmuth über die furchtbare Erfüllung des alten Bannfluches, womit Gott dies Land, das „vor Ihm ein Lustgarten, aber nach Ihm wie eine wüste Einöde ist“ [7]), geschlagen und seine Bewohner heimathflüchtig und ruhelos unter alle Völker der Erde aus einander geworfen hat, also „daß die Kinder ihrer Nachbarn und die Fremden, die aus fernen Landen

7) Joel 2, 3. Zachar. 7, 14.

kommen, sich darüber entsetzen“ [8]). Aber die Wehmuth hat einen starken Zusatz von Zorn über die Mächtigen Europas, die nach dem Sturz der lateinischen Waffen alles gethan haben, um das bittere Wort Dantes zu verdienen, wenn er die Wiege des Christenthums das Land nennt, welches der Sultan beherrscht. Die ärmsten aller Ordensbrüder von der Regel des heil. Franciscus und die spärlichen Almosen, welche sie in Spanien und Italien erbetteln müssen, sind die einzigen, die den christlichen Namen in diesen Ländern erhalten, wie damals ihr Stifter den einstürzenden Lateran auf seinen Schultern gestützt hat. Denn seitdem statt christlicher Ideen in der Politik die Seiltänzererfindung des europäischen Gleichgewichts und die materiellen Interessen des Tages herrschen, wer gedenkt da noch der verlassenen Mönche in Jerusalem? Seit auch Spanien, von einheimischem Blut getränkt, keine Zuschüsse mehr senden kann, sind die Armen in Italien nicht im Stande, ihre Brüder in Palästina zu erhalten; finden sie bei den Christen in Deutschland und Frankreich keine Hülfe, so bleibt ihnen, menschlich zu reden, nichts übrig, als am Grabe Christi zu verhungern. Zu Paulus Zeit steuerten alle Gemeinden aus fröhlichem Herzen „für die Heiligen zu Jerusalem“; der geistigen Güter Jerusalems theilhaftig geworden, hielten sie es für billig, ihr leiblichen Dienst zu erweisen, und der Apostel selbst überbrachte die Almosen [9]). Gäbe gegenwärtig jeder Christ in Deutschland nur Einen Kreuzer des Jahres, es könnten damit viele Thränen getrocknet und die europäische Christenheit vor unsäglicher Schmach bewahrt werden.

Gott, der die Herzen der Könige lenkt, bessere auch uns.

W. 5. Sept. 1838. Peter Einsiedler.

---

8) Moses III. 26, 32 ff. V. 29, 22 ff. 9) Röm. 15, 26 ff. Korinth. I. 16. II. 9.

Die Redaktion der histor. polit. Blätter erklärt sich gern bereit, Beiträge für das heilige Grab anzunehmen, und über Empfang und Ablieferung ihren Lesern Rechenschaft abzulegen. Die übrigen katholischen Zeitschriften werden ohne Zweifel sich ihrerseits dieser Mühe nicht entziehen.

XXI.

Luther.

(Ein Versuch zur Lösung eines psychologischen Problems.)

Trotz des Reichthums an Materialien zur Geschichte der Glaubensspaltung des 16ten Jahrhunderts, und der Männer, die so unglücklich waren, Anstifter und Hauptgehülfen des unheilvollen Werkes zu seyn, liegt dennoch sowohl über vielen thatsächlichen Verhältnissen, als insbesondere über dem Charakter manches der damaligen Partheihäupter ein, theils aus böswilliger Verdrehung der Wahrheit, theils aus kurzsichtiger Leidenschaftlichkeit bewußt und unbewußt gewobener Schleier, — der vielen Jetztlebenden eine klare Anschauung jenes Treibens und der Persönlichkeit der Anführer gradezu unmöglich macht. — War doch sogar lange Zeit hindurch der eigentliche Mittelpunkt und Kern der Lehre Luthers selbst, bei den heutigen Protestanten dergestalt in Vergessenheit gerathen, daß Viele in aller Unschuld des Herzens, gerade in Betreff des Hauptpunktes des Glaubens ihrer Parthei der festen Ueberzeugung waren, Luthers Lehre sey darauf hinausgelaufen: daß der Glaube nichts werth, wenn damit nicht auch dessen Bethätigung in guten Werken verbunden sey. *) — Aus dieser Täuschung nun hat, freilich zum großen Aergerniß der

*) Man erzählt sogar, daß ein hochgestellter Staatsmann, damals einer der Hauptleiter der geistlichen Angelegenheiten in einem Lande, welches als Vormauer des Protestantismus gilt, noch vor wenigen Jahren einem jungen theologischen Professor, der des „Mysticismus" angeschuldigt war, den Rath gegeben habe: „Machen Sie es wie ich, ich halte mich an das Grundprincip der Augsburgischen Confession: Thue Recht und scheue Niemand!"

protestirenden Schriftgelehrten, Möhlers Symbolik einen großen Theil der heutigen Protestanten geweckt, und auch einer der ihrigen selbst, Karl Adolf Menzel, hat sich, geleitet von einem ehrenwerthen Instincte der Wahrheit, obwohl von einem Standpunkte aus, der nichts weniger als mit dem der katholischen Kirche identisch ist, das Verdienst erworben, eine richtigere geschichtliche Kenntniß des Zeitraumes der vermeintlichen Reformation unter den Deutschen vorzubereiten. — So beginnt es allmählig zu tagen und die Verfinsterungsversuche einer Anzahl Berliner Gelehrten haben ihrerseits die wohlthätige Wirkung gehabt, allen Unbefangenen in unserem Vaterlande die Frage nahe zu legen: ob eine Parthei, die gegen jede tiefer gehende und redliche geschichtliche Forschung in diesem Maaße feindlich gesinnt ist, wirklich mit Recht das Wappen des Lichts und der geistigen Freiheit führe, welches sie sich angemaßt. —

Nichts destoweniger ist die Frage noch immer nicht beantwortet, ja nicht einmal aufgeworfen: wie eine Lehre, die dem Gewissen und dem angebornen sittlichen Gefühle des Einzelnen, dem gesunden Verstande jedes denkenden Menschen, endlich der heiligen Schrift und der Kirchenlehre in solchem Maaße widerspricht, wie der von Luther aufgestellte Satz: daß die guten Werke zur Seeligkeit nicht nur überflüßig sondern schädlich seyen, — jemals in dem Kopfe oder Herzen seines Urhebers habe entstehen können? —

Warum aber bisher Niemand daran gedacht hat, eine psychologische Geschichte der Entstehung des angeführten Satzes zu versuchen, der nach unserer Ueberzeugung wirklich der Schlußstein des ächt lutherischen Lehrgebäudes ist, erklärt sich einfach aus der Stellung, welche Freund und Feind dem Urheber der Umwälzung gegenüber einnahmen. Gingen die Anhänger von einer unbedingten Heiligsprechung des Stifters ihrer Genossenschaft aus, behaupteten sie mit Mathesius, daß Gott in Luther dem Lande Sachsen einen Propheten erweckt habe, und feierten sie an manchen Orten sogar den Geburts-

tag desselben als einen Aposteltag, *) so waren andrerseits die ältern katholischen Schriftsteller nur zu geneigt, die Mittelursachen überspringend, auf die Wurzel des Uebels zurückzugehen, — und die natürlichste und einfachste Erklärung des seltsamen Gebahrens eines Mannes, der das Papstthum für eine Stiftung des Teufels erklärte, in einem directen und persönlichen Einfluße des Fürsten der Finsterniß zu suchen. Luthers renommistische Art, sich auch auf der Kanzel über sein Verhältniß zur Nachtseite der Geisterwelt zu äußern, **) seine kataleptischen Zustände, seine Berichte über angebliche Unterredungen mit dem Versucher, waren nicht geeignet, jene Meinung zu widerlegen, und der Ton vieler seiner Schriften schien den Glauben an eine Besessenheit ihres Verfassers beinahe geflissentlich herauszufordern. So wenig aber diese Auffassung einer psychologischen Würdigung jener eigenthümlichen Verirrung förderlich war, so wenig ist der spätere Pragmatismus der Aufklärungsperiode im Stande gewesen, über eine Lehre Licht zu verbreiten, die dem gesammten Gedankenkreise selbst der spätern Protestanten viel zu ferne lag, um auch nur verstanden zu werden. Bald sollte nach dieser Betrachtungsweise Luthers Abfall von der Mutterkirche aus dem Neide der Augustiner gegen die Dominikaner erklärt werden, denen die Predigt des Ablasses mit Zurücksetzung Jener anvertraut worden, — ein Motiv, welches auf die Ordensbrüder des vermeintlichen Reformators unläugbar gewirkt, diesen selbst aber wohl nur wenig berührt hat. Bald sollte ihn eine überwiegende Sinnlichkeit zum Bruche seiner Gelübde verleitet haben, — obwohl das allerdings zweideutige Verhältniß zur Katharina von Bora, welches er durch schnelle Heirath

*) Uckert Dr. Martin Luthers Leben. Gotha 1817. Th. I. S. 50.

**) Z. B. nach dem Berichte eines Zeitgenossen: „er habe manchen Schäffel Salz mit dem Teufel gegessen, er kenne ihn wohl" u. s. w. Daß dergleichen Prahlereien wohl ein anderer Sinn zum Grunde lag als der, den die katholischen Gegner darin fanden, braucht kaum bemerkt zu werden.

mit derselben decken mußte, erst sieben Jahre nach seiner Auflehnung gegen die Kirche entstand und eine Folge und Wirkung, keine Ursache derselben war. Endlich wurden sogar durch einen groben Anachronismus demselben Manne, der seiner ganzen Art und Geistesrichtung nach eher als der Vater des heutigen protestantischen Mysticismus gelten könnte, dieselben Ideen des Kampfes für das „Licht", für die „Aufklärung", für die „Befreiung der Vernunft aus den Banden des Supernaturalismus" geliehen, von denen die heutigen Wortführer des rationalistischen Protestantismus getrieben werden. — Wenn je eine ungerechte Beschuldigung gegen Luther aufgebracht worden, so ist es diese und sein ganzes Leben, seit seiner Trennung von der Kirche, kann Zeugniß geben, daß sein Abscheu gegen den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen sich bis zur wahren Verhöhnung der Gesetze des logisch geordneten und consequenten Denkens gesteigert hatte. — In der That: daß dieser Geist von vielen Jetztlebenden für den Stifter des, auf Ueberhebung des Verstandes gegründeten Rationalismus angesehen werden kann, ist ein Beweis, wie arg unsere irrenden Brüder von ihren tonangebenden Schriftstellern, Kanzelrednern und Professoren hintergangen werden können, deren Autorität sie sich mit einer Blindheit des Glaubens unterworfen haben, welche die wahre Kirche niemals für sich in Anspruch genommen hat. So möge daher das Nachfolgende als ein Beitrag zur Lösung des, im Charakter wie in der Lehre Luthers liegenden Räthsels, zugleich aber auch als Schlüssel zum bessern Verständniß eines kirchengeschichtlichen Ereignisses dienen, an dessen Folgen die letzten drei Jahrhunderte der europäischen Geschichte kranken. —

So weit die spärlichen Nachrichten reichen, die wir über Luthers früheres Leben bis zu seinem Eintritte in den Orden des h. Augustinus besitzen, — findet sich kein Factum, welches auf einen bei ihm obwaltenden Zweifel an dem Glauben der allgemeinen Kirche hindeutete. — Ein Vorfall aus sei-

nem 20ten Lebensjahre könnte sogar als Zeugniß für seine Rechtgläubigkeit gelten. Er wollte einst am dritten Osterfeiertage von Erfurt aus seine Eltern in Mansfeld besuchen. Ungefähr eine halbe Meile von Erfurt stößt er mit dem Fuße an seinen Degen, wodurch ein oben an der Scheide angebrachtes Messer ausschießt und ihn an der Hauptader des Beines so stark verletzt, daß er das Blut nicht mehr stillen kann. — In der Todesangst ruft er: Maria hilf! Nun verband ihn zwar ein Wundarzt aus der Stadt, allein in der Nacht brach die Ader wieder auf — und Luther sank mit dem Ausrufe: Maria! in Ohnmacht. *) — Später nach seinem Abfall soll er geäußert haben: „Da wäre ich auf Maria dahin gestorben".

Sein Eintritt in den klösterlichen Stand erfolgte jedenfalls in Folge einer innern Bewegung seines Gemüths; weltliche Nebenabsichten irgend einer Art haben dabei eben so wenig statt gefunden, als Ueberredung von Eltern, Freunden oder Lehrern. Der nächste Grund jenes Schrittes soll der Verlust eines Freundes gewesen seyn, der nach Einigen erstochen, spätern Angaben zufolge neben Luther vom Blitze erschlagen ward; — vielleicht mögen auch damals schon die Zweifel an der Gnade, welche später eine so große Rolle in seinem Leben spielen, einen Antheil an dem raschen Entschlusse des 22jährigen Jünglings gehabt haben. — Gewiß ist es aber, daß er wider den entschiedenen Willen seines Vaters in's Kloster gegangen ist, der entweder eine vortheilhafte Heirath für seinen Sohn im Auge gehabt, oder dem Berufe desselben zum geistlichen Stande mißtraut haben mag. — Ein Brief, den Luther später, als er seine Gelübde brach, an seinen Vater schrieb, wirft einiges Licht auf die Stimmung, in welcher er den entscheidenden Schritt gethan." Es geht, „schreibt er", fast in das sechszehnte Jahr meiner Möncherei, darin ich mich ohne euer Wissen und Willen begeben. Ihr hattet

---

*) Die Gewährsmänner für diese Erzählung s. bei Uckert a. a. O. Th. I. S. 72.

wohl Sorge und Furcht meiner Schwachheit, darum, daß ich war ein jung Blut von 22 Jahren, d. i. daß ich Augustini Worte brauche, es war noch eitel heiße Jugend in mir, und daß ihr an vielen Exempeln gelernet, daß Möncherei vielen unselig gelungen. Diese eure Furcht und Sorge, dieser euer Unwille auf mich war eine Weile unversöhnlich und war aller Freunde Rath umsonst, die da sagten: so ihr Gott wollt etwas opfern, so sollt ihr ihm das Liebste und Beste opfern. Denn ich gedenke noch allzuwohl, da es wieder unter uns gut ward, und ihr mit mir redetet und da ich zu euch sagte, daß ich mit schrecklicher Erscheinung vom Himmel gerufen ward, denn ich ward ja nicht gern und willig ein Mönch, viel weniger um Mästung des Bauches willen; sondern als ich mit Schrecken und Angst eilends umgeben, gelobte ich ein gezwungen und gedrungen Gelübde. Und gleich daselbst sagtet ihr: Gott gebe, daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst sey. — — — Dazu redetet ihr noch ein anderes Wort: Ei, hast du nicht gehört, daß man Eltern soll gehorsam seyn. Aber ich versteckte mich in meiner eigenen Frömmigkeit, hönete und verachtete euch ganz als einen Menschen" u. s. w.

Nichts destoweniger ist es nicht die wiedererwachte Lust an der Welt gewesen, die ihm seine Gelübde verleidet und den klösterlichen Gehorsam zu einem unerträglichen Joche gemacht hat. Er scheint mit seinen Obern stets in gutem Vernehmen gelebt zu haben, und bekleidete kurz vor dem Ausbruche des Ablaßstreites mehrere wichtige Aemter im Orden. Noch weniger war es ein im Verstande wurzelnder Zweifel oder das frevelhafte Bestreben, die Geheimnisse der Religion zu ergründen, wodurch er die Demuth und die Gnade des Glaubens verlor. Freilich sind uns nur einzelne, abgerissene Aeußerungen aufbewahrt, die er später über sein inneres Leben in jener Periode gethan, aus diesen aber läßt sich mit voller Gewißheit ein Bild seines Seelenzustandes entwerfen.

Luther war im höchsten Grade das, was die Praxis des

Beichtstuhls durch den Namen eines Scrupelhaften zu bezeichnen pflegt, und hierin liegt, unsers Dafürhaltens, der Schlüssel zu seiner spätern Lehre von der Rechtfertigung, wie zu der feindlichen Stellung, in welche er, kraft eben dieser Ansicht, zur Lehre und Autorität der Kirche gerathen mußte.

Der Scrupulose, im eigentlichen und engern Sinne des Wortes — Jedweder, der jemals mit einem solchen in Berührung gekommen, wird im Stande seyn, für die Wahrheit dieses Ausspruches Zeugniß zu geben, — ist gleichzeitig eine der betrübendsten Erscheinungen für das menschliche Herz, und eine der interessantesten für den Psychologen, jedenfalls aber die Geißel seines Seelsorgers, seines Arztes, oder dessen, den er sonst zu seinem Vertrauten und Rathgeber gewählt. — Er unterscheidet sich wesentlich von dem reuigen Sünder, der den Schmerz der Liebe über die Missethaten empfindet, die selbst der Gerechte sich vor dem Angesichte des heiligen Gottes vorwerfen muß; auch mit dem zarten Gewissen des gläubigen Christen, welches jede sittliche Frage streng und scharf zu nehmen pflegt, ja selbst mit der oft aus körperlichen Ursachen hervorgehenden Aengstlichkeit und Unentschlossenheit hat der Scrupel, von dem hier die Rede ist, nichts gemein. — Allerdings soll das Leben des wahren Christen ein fortwährender Act der Buße und des heiligen Schmerzes über seine Schwächen und Unvollkommenheiten, wie über die geheimen Treulosigkeiten seines Herzens seyn, und je höher er in der christlichen Vollkommenheit steigt, je größer das Maaß der Gnade ist, die Gott ihm verleiht, — desto schmerzlicher wird er es beweinen, daß er so häufig und oft es an seiner Mitwirkung habe gebrechen lassen. — Dieß ist der Schmerz der liebenden Reue, die alle heiligen Seelen empfunden haben, welche uns die Kirche als Vorbilder des christlichen Lebens aufstellt, ein Schmerz, den sie als Nachwirkung der ersten Schuld unseres Geschlechtes tragen mußten, so lange sie in diesem Fleische wandelten, der aber gestillt seyn wird, wenn wir den Vater der Erbarmung von Angesicht zu Angesicht

schauen werden. — Aber neben diesem Schmerze, — wird der wahre Christ sich in Demuth bescheiden, daß er ein Mensch und kein Engel ist; er wird anerkennen, daß er ein Sünder, zugleich aber auch, daß die Barmherzigkeit und Güte des Herrn unendlich ist; er wird über dem Hinblicke auf seine Sünde der Erlösung durch die Menschwerdung und den Kreuzestod des Sohnes Gottes nicht vergessen, und neben der Trauer über seine eigene Missethat mit dankbarer Freude die Mittel des Heiles ergreifen und benutzen, die Christus bei seiner Kirche hinterlegte und die ihm diese, die große und einzige Anstalt zur Erlösung der Menschheit, — mit unendlich treuer Mutterliebe bietet. — Wo wahre Demuth und Kindlichkeit vorhanden ist, wird der Schmerz der Reue nie in Verzweiflung ausarten und die Betrübniß über die eigene Verwerflichkeit vor dem Angesichte Gottes durch die Freude und den Jubel über die frohe Botschaft von der Erlösung, die uns durch den Heiland aller Welt geworden, in ihren Gränzen gehalten werden.

Anders ist der Zustand des Skrupulosen im oben angegebenen Sinne. Während die Eitelkeit des Selbstgerechten sich belügt und mit der Täuschung hinhält: er sey ohne Sünde, — erkennt Jener zwar scharf und richtig, daß dem nicht also sey, aber dem Schmerze, den er darüber empfindet, fehlt die Demuth, seiner Reue die kindliche Hoffnung auf die väterliche Verzeihung. — Er beweint es nicht, daß er das höchste Gut und die ewige Liebe beleidigt hat, — es verdrießt ihn, daß Gott etwas an ihm zu verzeihen finden soll und daß er nicht zu dem, der Herzen und Nieren prüft, sagen kann: siehe ich bin rein und durch und durch heilig. — Die Wurzel der Reue der Heiligen ist die Liebe, — bei dem mit Scrupeln Behafteten, — der Stolz, der hier um so gefährlicher und verderblicher für die Seele ist, als er das Tageslicht scheut und sich unter den Mantel einer heuchlerischen Demuth flüchtet. — Die Folge hievon ist ein beständiges Ringen und Streben aus eigener Kraft jenen Zustand der absoluten Reinheit und

Heiligkeit zu erringen, und weil dieses nicht möglich ist, eine Selbstpeinigung, die bis zur fanatischen Grausamkeit steigt, ein fruchtloses Sichabarbeiten, eine innere Dürre, ohne Trost und Freude, ohne Liebe und innere Erhebung. Auch die Beichte ist dem Unglücklichen dieser Art kein Mittel durch reumüthiges Bekenntniß der Schuld sein Gewissen zu erleichtern und von dem, der an Gottes Statt die Macht zu lösen und zu binden hat, Lossprechung von seinen Sünden zu empfangen. Sie dient ihm bloß zur Gelegenheit mit sich selbst zu hadern und zu rechten und weil seiner Reue die Liebe, seiner Buße der Hinblick auf Gott fehlt, weil er nur sich, nicht die ewige Liebe und Erbarmung im Auge hat, so kann, wer also beichtet, auch nicht recht an die Wirklichkeit der Verzeihung aus Liebe glauben. — Sein Bekenntniß ist ihm keine Erleichterung und die Lossprechung gewährt ihm keinen Trost. Er treibt sich rastlos im Kreise herum und sein Zustand muß auf die Dauer wahrhaft unerträglich werden. Mit einem Worte: die Scheindemuth des Scrupelhaften ist der eingefleischteste Hochmuth, den es auf Erden giebt und die Lage desselben in ascetischer und moralischer Hinsicht eine der allergefährlichsten, die gedacht werden kann.

Der Leser möge aus dem Nachfolgenden beurtheilen, ob und in welchem Grade Luther nicht das lebendige Paradigma zu dem eben aufgestellten Characterbilde sey. —

Ein Schriftsteller seiner Parthei *) entwirft folgende Schilderung seines Seelenzustandes während jener Periode seines Lebens:

„Bei dem allen ist er in seinem Kloster immer traurig und unruhig gewesen, ohngeachtet er sonst nach seinem Naturell von einem muntern, aufgeräumten und vergnügten Wesen war. Solche Betrübniß und Beunruhigung rührte zwar im Anfang daher, daß sein Vater mit dem erwählten Mönchsstand gar nicht zufrieden war und dessen dieser Sache wegen

*) Walch im XXIV. Bande seiner Ausgabe von Luthers Werken.

geführten Reden sein Gemüth in nicht geringe Verwirrung brachten; es kam aber dazu, daß er zu keiner Versicherung einer gnädigen Vergebung seiner Sünden gelangen noch einigen Trost von all seinem Halten haben konnte. — — — Als Johann von Staupitz nach Erfurt kam, klagte er ihm seine Noth und eröffnete, wie er mit schrecklichen Gedanken geplagt würde, worauf ihm selbiger geantwortet: lieber Martin, du weist nicht, wie nützlich und nöthig dir solche Anfechtung ist. Denn Gott schickt dir solche nicht vergebens zu; du wirst sehen, daß er dich zu großen Dingen brauchen wird. — Einer seiner Lehrer im Kloster soll ihm gesagt haben, da er diesem ebenfalls sein Anliegen entdecket: mein Sohn, was thust du? weißt du nicht, daß Gott befohlen, auf ihn zu hoffen. So hat auch Luther selbst erzählet, daß ihn sein Beichtvater, den er einen alten Bruder genannt, im Kloster sehr aufgerichtet habe, indem er mit ihm vieles vom Glauben geredet, ihn auf den Artikel des apostolischen Glaubensbekenntniß von der Vergebung der Sünde gewiesen; selbigen erkläret und insonderheit erinnert, man müsse nicht nur insgemein glauben, daß Gott etlichen ihre Sünden vergeben, wie auch die Teufel glaubten, daß sie dem David oder Peter erlassen wären, sondern das wäre der Befehl Gottes, daß ein jeglicher unter uns glaube, Gott werde ihm seiner Sünden wegen gnädig seyn. Solches habe er aus dem Bernhardo bewiesen, welcher in der Predigt von der Verkündigung Mariä sage: dazu sollst du aber auch das glauben, daß dir durch ihn deine Sünden geschenket worden. Dieß ist das Zeugniß, so der heilige Geist zeuget in deinem Herzen, da er spricht: deine Sünden sind dir vergeben. Denn also hält es der Apostel, daß der Mensch ohne Verdienst gerecht werde durch den Glauben. Röm. 3. Durch diese Rede, hat Luther gesagt, sey er nicht allein getröstet, sondern auch zur Erkenntniß der wahren Meinung Pauli, wenn er schreibe, wir würden durch den Glauben gerecht, gebracht worden“.

Dennoch, fährt Walch (a. a. O. S. 88) fort, konnte er doch nicht sogleich zu einer völligen Freudigkeit des Glaubens gelangen; sondern es bliebe noch immer was knechtisches und furchtsames bei ihm. Um deswegen beobachtete er beständig die Regeln seines Ordens gern und führte ein strenges Leben. Er zeuget selbst davon und schreibet; „wahr ist's ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe so gestrenge meinen Orden gehalten, daß ich's sagen darf: ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hinein gekommen seyn. Das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekannt haben. Denn ich hätte mich, (wo es länger gewäret hätte) zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und andrer Arbeit. Philipp Melanchton meldet: er habe es in allen Uebungen, mit Lesen, Disputiren, Fasten, Beten u. dgl. allen andern weit zuvorgethan, und Johann Mathesius: er habe sich mit Wachen und Fasten kasteiet und abgemergelt". Hatte er, so berichtet Seckendorf, Studierens halber die kanonischen Horen versäumt, so schloß er sich ein und holte dieselben nach, ohne Speise zu sich zu nehmen. Hierdurch kam er körperlich so herunter, daß er einmal sieben Wochen lang keinen Schlaf hatte, und fast von Sinnen kam.

Ueberhaupt deutet Alles, was von seinem Gesundheitszustande in jener Periode erzählt wird, auf eine tiefe, aus geistiger Verstimmtheit stammende, hypochondrische Muthlosigkeit, die ihren letzten Grund in seiner scheindemüthigen Hoffart hatte. Als ihn sein Vorgesetzter im Orden anwies, sich auf das Predigen zu verlegen, suchte Luther ihm aus fünfzehn Argumenten darzuthun, daß er keinen Beruf dazu habe und wie nichts verfangen wollte, sagte er: „Herr Doktor, ihr bringet mich um mein Leben, ich werde es nicht ein viertel Jahr antreiben". Erst dem ausdrücklichen, unter Berufung auf klösterlichen Gehorsam an ihn ergangenen Befehle, gab er nach. Auch dazu konnte er nur mit Mühe von Staupitz bewogen werden, daß er Doctor der Theologie ward". Man sollte sich

um einen tüchtigen und gesunden Mann umsehen, er sey ein schwacher und kranker Bruder, der nicht lange mehr zu leben habe"*). Selbst auf der Reise nach Rom (1511) verließen ihn jene Leiden nicht. So wird berichtet, daß sein Gewissen auch zu jener Zeit „ängstlich und zärtlich" geblieben sey. — Als er unterwegs in einem Kloster bemerkt hatte, daß die Mönche an einem gebotenen Fasttage Fleisch aßen und er den Sittenrichter machen zu müssen glaubte, entdeckte ihm der Thürhüter, daß man den „Schluß gefaßt", ihn zu vergiften. — Da dergleichen Unthaten um wichtigerer Ursachen willen von Einzelnen höchstens begangen, schwerlich jedoch vorher im Convente berathen und beschlossen, und gewiß nicht vor der Ausführung den Thürhütern mitgetheilt werden, so liegt die Vermuthung nahe, daß die leichtfertigen Schälke sich der vertraulichen Mittheilung bedient haben mögen, den lästigen Gast in kürzester Frist los zu werden. Der Anschlag war jedenfalls mit richtiger Berechnung seiner hypochondrischen Persönlichkeit gemacht; Luther ergriff in größter Eile die Flucht und lief nach Padua, wo er die heftigsten Kopfschmerzen bekam. In Bologna wurde er mit einem so großen Schwindel und Ohrensausen befallen, daß er sein Ende nahe glaubte. — Auch berichten seine Biographen, daß er bei dieser Gelegenheit, von beson-

*) Seine hypochondrischen Leiden schildert er ausführlich in drei noch vorhandenen Briefen an Spalatin vom Jahre 1521. „Nondum me deseruit malum", heißt es in dem einen; quin auctum est quo Wormatiae laborabam; durissima patior excrementa ut nunquam in vita, ut remedium desperarim." Ein zweites Schreiben sagt: „durities digestionis meae, ut video, perpetua erit, semper lenienda remediis, imo quinto fere die semel secessum habeo. — Endlich meldet der dritte Brief: Hodie sexto die excrevi tanta duritia, ut paene animam efflarim. Nunc sedeo dolens, sicut puerpera, lacer et saucius et cruentus, hac nocte non habiturus aut modicam quietem. Dergleichen Beschwerden helfen freilich manche seiner Theologumena erklären, heben aber die schwere, sittliche Verantwortlichkeit des Stifters der protestantischen Lehre nicht auf.

ders heftigen Anfechtungen wegen Vergebung seiner Sünden geplagt worden, die meistens mit seinen körperlichen Leiden Hand in Hand gingen. In Rom selbst las er die Messe so unerlaubt langsam, daß, wenn sein Bericht nicht übertrieben ist, an einem andern Altare während dieser Zeit sieben andere Messen angefangen und vollendet werden konnten. — Sein Ministrant mußte ihm zurufen: passa! passa! woran er gewaltiges Aergerniß nahm.

Es giebt ein unfehlbares Kennzeichen: das Gold der wahren Demuth von dem aus heimlicher Hoffart hervorgehenden Glimmer einer lügenhaften, aber der wahren Zerknirschung oft täuschend ähnlichen Selbstanklage zu unterscheiden. Der christlich Demüthige glaubt an seinen eigenen Unwerth und deshalb nimmt er den selbst übertriebenen und ungerechten Tadel mit liebevoller Milde und Gelassenheit auf. — Der Hoffärtige belügt sich selbst, wenn er sich auch vor den Leuten mit den allerheftigsten Vorwürfen und Schmähungen überschüttet; — sobald ein Anderer eine Klage gegen ihn erhebt, wird er wüthend und vergißt bei seiner Rechtfertigung alles Maaß und jede Schonung des Anklägers. — Sehr richtig hat daher ein neuerer Schriftsteller als Probe der Demuth in Vorschlag gebracht, daß man nur nöthig habe, dem, der uns mit niedergeschlagenen Augen versichert: er sey ein schwerer Sünder, ein unnützes, elendes Gefäß, nicht werth, daß die Erde ihn trage u. s. w., zu erwidern: dieß sey wahr, man habe es schon lange gemerkt. — Diese Einräumung wirke wie ein Zauberspruch; der scheingläubige Pietist werde darauf in die heftigste Bewegung gerathen, sich auf jede Weise zu entschuldigen suchen und seine wahre Natur plötzlich nach aussen kehren. — Luther bestand diese Probe schlecht. — Es ist ein Brief an den Augustinerconvent in Erfurt aufbewahrt, worin er sich gegen die Anschuldigung eines gewissen Joh. Nathin verwahrt, daß er seine Eidespflicht verletzt habe, als er zu Erfurt den niedern, zu Wittenberg den höhern akademischen Grad empfing. — Ob die Anschuldigung gegründet gewesen

oder nicht, würde heute schwer zu ermitteln seyn, die schnöde Hoffart aber, die aus der Rechtfertigung hervorblickt, gestattet jedem Unbefangenen ein Urtheil über die Aufrichtigkeit der Demuth des scrupelhaften Mönchs, der die Mücken seigte und die Kameele ohne eine Miene zu verziehen verschlang. *) —

Den wichtigsten Aufschluß über seine Gewissensängsten geben uns einige Tischreden Luthers, aus denen zugleich, wie aus den bereits oben erzählten Thatsachen erhellt, daß ihm schon von seinem Beichtvater im Kloster das Irrige und Verkehrte seiner Richtung genugsam vorgehalten worden sey. — Wenn er aus eigener Kraft seelig werden und der Barmherzigkeit Gottes nicht bedürfen wollte, so war dieß seine Schuld. — Von seinen Vorgesetzten, wie von seinem Gewissensrathe vernahm

*) Sein diesen Gegenstand betreffendes Schreiben an den Prior und Convent des Augustinerklosters zu Erfurt vom Jahre 1514 steht in Tom. I. Epistolarum Lutheri edit. Aurifab. Jena 1556. Es beginnt folgender Gestalt: Salutem in Domino. Reverendi Patres! Licet multa et audierim et legerim, quae de vobis potissimum de me ab aliquibus ex vobis dicta sunt mala: novissime tamen ex litteris P. Magistri Johannis Nathin, velut nomine omnium vestrum scribentis, ita fui mendaciis, aculentis verbis, ac provocationibus amarulentis et illusoriis ipsius commotus, ut prope fuerit, ut Magistrum Palz imitatus, *super ipsum et totum Conventum efunderem phialam plenam irae et indignationis.* Unde et binas ad vos direxi litteras stupidas, nescio an pervenerint et mox mysterium earum misissem, nisi ex convocatione primum (patrum?) obstructum esset os loquentis iniqua. (Die Ordensobern scheinen seinen Schmähungen ein Ziel gesetzt, ihm Stillschweigen auferlegt und, wie sich aus dem folgenden ergiebt, ihm befohlen zu haben, daß er um Verzeihung bitten solle.) Unde et multos, imo plures ex vobis jam habere *cogor* excusatos. Quapropter rogo, si quid offensi sitis, vel sint aliqui vestrum in istis litteris, parcite, et non nisi furentibus scriptis Magistri Nathin imputate, quod feci. — Justa enim fuit mea nimia commotio etc.

er nur die Lehre, die heute wie damals und zu jeder Zeit die katholische ist und war und seyn wird: er ward an die Barmherzigkeit Gottes verwiesen, der um des Todes Christi willen unsre Sünden umsonst vergiebt, dem wir aber auch glauben und auf den wir liebend hoffen müssen. — Seine unsinnigen Scrupel wurden nicht genährt; er wurde — nach allen Regeln der katholischen Beichtpraxis das einzige Mittel der Behandlung solcher Gemüthskrankheiten! — damit sofort zur Ruhe verwiesen. — „Du willst“, sagte ihm Dr. Staupitz, „ohne Sünde seyn. Du hast doch keine rechte Sünde; Christus ist Vergebung rechtschaffener Sünder, als die Eltern ermorden, öffentlich lästern, Gott verachten, die Ehe brechen rc. Das sind die rechten Sünden. Du mußt ein Register „(Beichtspiegel)“ haben, darinnen rechtschaffene Sünden stehen, soll Christus Dir helfen. Mußt nicht mit solchem Heuchelwerk und Puppensünden umbgehen und aus einem jeglichen Bompart eine Sünde machen“. — In der That kann man sagen, daß die schwersten jener „rechtschaffenen“ Sünden, mit wahrhaft aufrichtiger Reue gebeichtet und gebüßt, leichter zu heilen gewesen wären, als jener dämonische Stolz des Scruplers, der, aus hoffärtiger Ueberhebung und eigener Kraft „ohne Sünde seyn wollte“. — An einer andern Stelle sagt Luther: „D. Staupitzen hab ich offt gebeichtet, nicht von Weibern sondern die rechten Knoten. Da sagt er: Ich verstehe es nicht. Das heißt recht getröstet. Kam ich darnach zu einem andern, so ginge mir's auch also. In Summa, es wollte kein Beichtvater nichts darumb wissen. Da gedachte ich, die Tentation und Anfechtung hat niemand denn du, da ward ich als eine todte Leich. Zuletzt hob D. Staupitz zu mir über Tisch, da ich so traurig und erschlagen war, an, und sprach: Wie seid ihr so traurig Frater Martine? Da sagte ich: ach wo soll ich hin? Sprach er: Ach ihr wisset nicht, daß euch solche Tentatio gut und Noth ist, sonst würde nichts Guts aus Euch. Das verstunde er selbs nicht. Denn er gedachte: ich were gelert und wenn ich nicht Anfechtung hätte, so würde ich stolz und hof-

färtig werden". (Die Anfechtung selbst war die Hoffart.) „Ich aber nahm es an, wie Paulus sagt: Mir ist ein Pfähl in Fleisch gegeben, daß ich mich der hohen Offenbarungen nicht überhebe. Darum nahm ich's als ein Wort und Stimme des heiligen Geistes". (Luther scheint damals also schon mit der Construirung seiner eigenthümlichen Theorie von der Rechtfertigung beschäftigt gewesen zu seyn.) „Ich war sehr from im Bapstthumb, da ich ein Mönch war und doch so traurig und betrübt, daß ich gedacht, Gott wäre mir nicht gnädig. Da hielte ich Messe und betet und hatte kein Weib, da ich im Orden und ein Mönch war. Jetzt muß ich andere Gedanken vom Teufel leiden. Denn er wirft mir oft für: O, wie ein großen Haufen Leute hast Du mit Deiner Lehre verführt. Bisweilen tröstet mich und macht mir wieder ein Herz, ein schlecht Wort in der Anfechtung. Es sagt einmal mein Beichtvater zu mir, da ich immer närrische Sünde für ihn brachte: Du bist ein Narr! Gott zürnet nicht mit Dir, sondern Du zürnest mit ihm, Gott ist nicht zornig auf Dich, sondern Du bist auf ihn zornig".

Versuchungen solcher Art mußten in diesem Gemüthe über kurz oder lang bei steigender Trostlosigkeit zu einer gewaltsamen Crise führen. — Er hatte sich „aus übergroßer Melancholie etliche Tage eingesperrt und Niemanden zu sich gelassen, weswegen Lucas Edenberger mit einigen Knaben, welche die Musik verstanden, an seiner Stube angepochet, und als er nicht aufmachen wollen, selbige erbrochen, da sie ihn in einer Ohnmacht liegend angetroffen und ihn mit ihrer Musik so ermuntert, daß er wieder zu sich gekommen". *) Selbst in spätern Jahren verfolgte ihn die Neigung, Hand an sich zu legen, und er erzählte einst über Tisch: daß der Anblick eines Messers ihm unheimliche Gedanken errege. Dennoch kam es nicht zu einer Catastrophe solcher Art, wohl

*) Walch'sche Ausgabe von Luther's Werken, Th. XXIV. S. 89.

wohl aber trat diese auf anderem Wege ein, und der moralische Krankheitsstoff machte sich auf geistigem Gebiete Luft. —

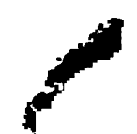
Nachdem nämlich Luther sich lange abgearbeitet hatte, um aus eigener Kraft seelig zu werden, sprang er, wie dieß in Zuständen solcher Art nichts seltenes ist, plötzlich auf das andere Extrem über. Der Ueberspannung folgte die Ermattung, dem übertriebenen, hochmüthig unlautern Eifer in Werken der Buße ein absolutes Wegwerfen und Aufgeben jedes Strebens zur eigenen Heiligung und Besserung. — Er warf sich mit der ganzen ungebändigten Leidenschaftlichkeit seines Wesens auf die dogmatische Wahrheit: daß Christi Kreuzestod uns das Heil erworben; — er verzweifelte an dem Bestreben sich durch seine eigene Tugend zu helfen — verwarf nun aber auch alle und jede Mitwirkung des Menschen bei dem Erlösungswerke, gleichsam als wollte er schmollen, und zu Gott sagen: weil ich nicht Alles vermag, weil ich mein Ideal doch nicht erreichen kann, so will ich nun gar nichts, auch nicht das Mögliche und mit menschlichen Kräften Erreichbare thun. — Wer das menschliche Herz kennt, wird wissen, daß dieß die vorige Scheindemuth, nur in neuer Verkleidung, in beiden Fällen aber dieselbe Sünde war, durch welche die Engel fielen. Außerdem fand sein Hochmuth in dem Gedanken, daß er es sey, der das verloren gegangene „Evangelium“ neu entdeckt und die verborgenen Offenbarungen Gottes empfangen habe, reichliche Nahrung und heimliche Süssigkeit in Fülle.

Der Zeitpunkt, wo diese neue Richtung in ihm entstand und sich immer mehr entwickelte, läßt sich mit ziemlicher Gewißheit in die Periode nach Erlangung seines Doctorats von 1512 bis 1516 setzen. Nachdem er angefangen theologische Collegien zu lesen, waren es besonders die Briefe des Apostels Paulus, die ihn ansprachen und bewegten. — Er commentirte sie, las darüber und bildete sich allmählig, auf einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Stellen derselben gestützt, ein System, welches im schärfsten Widerspruche mit

dem bisherigen Glauben der christlichen Welt, und dem Geiste und Zusammenhange der kirchlichen Lehre stand. Nach seiner eigenen Schilderung ist er noch bei seiner Anwesenheit in Rom, die in die Jahre 1511 und 1512 fällt, mit der katholischen Lehre vollkommen einverstanden gewesen. Als er Rom von ferne erblickte, fiel er nieder, hob die Hand auf, und rief: „sey gegrüßt, heiliges Rom"! — „Ich war", erzählt er später, „in Rom auch so ein toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Krüfte, glaubte Alles, was daselbst erstunken und erlogen ist. Ich habe auch wohl eine Messe oder zehn zu Rom gehalten, und war mir dazumal sehr leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöset mit meinen Messen und andern köstlichen Werken und Gebeten mehr". — Freilich offenbarte sich auch hier wieder der hypochondrische Zweifel, der in seinem Charakter lag. — Er hörte einst über Tische, daß es Priester gäbe, die statt der Worte der Wandelung sagen sollten: panis es et panis manebis, vinum es et vinum manebis. — Alsogleich fiel es ihm auf's Herz: wie wenn der Papst und die Cardinäle auch also die Messe hielten? — Nichtsdestoweniger gesteht er bei einer andern Gelegenheit, daß er die „großen schändlichen Gräuel", die in Rom vorgehen sollten, „noch nicht recht wisse". — In keinem Falle hat also diese Reise, wie man häufig angiebt, seinen Glauben wankend gemacht. — Dagegen waren es später in seinem akademischen Lehramte einzelne Stellen der paulinischen Briefe (z. B. das Citat aus dem Propheten Habakuk: „Der Gerechte lebt seines Glaubens"), die ihm, was seiner ganzen Art und Gemüthsrichtung so nahe lag, gar nicht wieder aus den Gedanken kamen und ihm als Anhaltspunkte bei der Gründung seines neuen Religionssystems dienten.

Das Letztere läuft aber, in so ferne es die Lehre von der Rechtfertigung betrifft, auf folgende, aus dem Bisherigen leicht erklärliche Sätze hinaus: Das Evangelium ist die frohe Botschaft, daß Christus für unsere Sünden genug gethan;

dieses Heil ergreifen wir durch den Glauben. Dieser besteht in dem Vertrauen, daß der Mensch von Gott zu Gnaden aufgenommen sey, und um Christi willen, der durch seinen Tod für uns Genugthuung geleistet, Vergebung derselben erhalte. — Der Glaube wird zwar immer gute Werke thun, es kömmt aber, was die Rechtfertigung des Menschen betrifft, auf diese in keiner Weise an. Der durch den Glauben Gerechtfertigte, kann, auch wenn er will, sein Heil nicht verlieren, so groß auch seine Sünden seyn mögen, es sey denn, er wolle nicht glauben. „Wann", sagt Luther, „der Glaube an die göttliche, in der Taufe gegebene Verheißung zurückkehrt oder gar nicht gewichen ist, so wird alles Andere durch den Glauben oder vielmehr die Wahrhaftigkeit Gottes in einem Augenblick verschwinden, denn er selbst kann sich nicht verleugnen, wenn Du ihn bekennst und treulich seinen Verheißungen Dich hingiebst. Die Reue aber und das Bekenntniß der Sünden, und dann auch die Genugthuung und alle jene durch Menschen erfundenen Bestrebungen, werden Dich schnell verlassen und unglückseeliger machen, wenn Du diese göttliche Wahrhaftigkeit vergißest und in jene Dinge dich einläßt. Eitelkeit über Eitelkeit und Betrübniß des Geistes ist Alles, was außerhalb des Glaubens an die Treue Gottes angestrebt wird". — Jedwede Mitwirkung des Menschen zu seinem Heile ist damit von selbst ausgeschlossen, und Luther erklärt sich mit der äußersten Schärfe gegen die in tausend Stellen der heiligen Schrift gegründete Lehre der katholischen Kirche: daß unter dem seeligmachenden Glauben, der, in der Liebe thätige zu verstehen sey. „Unsere Pabisten und Sophisten, sagt er, haben dergleichen auch geleret, als nämlich, das man solt an Christum glauben, und das der glaube die Grundfeste were der seligkeit. Aber doch künde derselbige glaube niemand gerecht machen, Es were denn fides formata. Das ist, er hette seine recht gestalt von der Liebe zu vor empfangen. Dieses ist denn nicht die wahrheit, sondern ein eitler, ertichter Schein und falsch[illegible]scherei des Evangelii".



„Darum ist nur ungeheurs unnützs gewesche, wie die tollen Sophisten vom fide formata, das ist, von dem glauben, der seine rechte Art und Gestalt von der Liebe empfahen sol, geleret haben. Denn allein der glaube machet gerecht, der durchs wort Christum ergreifet, und mit dem geschmückt oder gezieret wird, und nicht der glaube, der die Liebe in sich schleußt. Denn sol der glaube gewiß und beständig sein, so muß er sonst nichts anders ergreiffen, noch sich an etwas anders halten, denn nur an den einigen Christum. Denn in not des Gewissens, kan er sonst auf keinem andern Grund bestehen, denn auf dieser edlen perlen allein. Derhalben, es schrecke einen das gesetz und drücke jn der Sünde last, wie seer sie immer künnen, so kan er dennoch, wo er Christum durch den glauben ergrieffen hat, gleichwol nichts desto weniger jmmerdar rhümen, das er dennoch gerecht und from sei. Wie gehet aber das zu? und wodurch ist er so gerecht? Durch den edlen Schatz und Perle, so da heißt Jesus Christus, welchen er durch den glauben zu eigen hat". ———

„Wenn aber der Mensch höret, das er an Christum glauben sol und das aber doch solcher glaube jm nichts helffe noch nütze sei, es komme denn die Liebe auch dazu, welche dem glauben die krafft gebe, und also geschickt macht, das er den Menschen gerecht machen könne, So kann es nimmer feilen (fehlen), der Mensch mus alsobald vom Glauben abfallen, verzweifeln und also denken, Ist denn also, das der Glaube on die Liebe nicht gerecht macht, So ist er allerding unnütz und nichts werd, und die Liebe allein gerecht machen, denn wenn der glaube die Liebe nicht bei sich hat, die ihm seine rechte formam gebe, das ist, die jn also geschicket und anrichtet, das er gerecht machen kan, so ist er nichts, Ist er aber nichts, wie kann er denn gerecht machen"?

„Und auff das die Widersacher diese jre schädliche und gifftige Auslegung bestetigen, ziehen sie den spruch an, aus den 13. Cap. der ersten Epistel an die Korinther: „„Wenn ich mit Menschen und Engel Zungen redete und wenn ich weissagen künde, und wüßte alle geheimniß und erkenntnis und

hette allen glauben, also das ich berge versetzete, und hette die Liebe nicht, so were ich nichts““. Welchen Spruch sie halten, das er jnen eine eiserne Mauer sey. Aber unverstendige, grobe Esel sinds, darumb künnen sie in S. Pauli schriften gar nichts, weder verstehen, noch sehen, haben derhalben mit dieser falschen Auslegung nicht allein S. Pauli worten gewalt gethan, sondern auch noch dazu Christum verleugnet, und alle seine wohlthaten unterdrückt. Darumb sol man sich auch dafür hüten und fürsehen als für ein recht Teuflisches und hellisches gifft, Und soll mit S. Paulo allso schließen, daß wir gerecht werden durch den glauben allein und nicht per fidem formatam charitate“.

Der psychologische Schlüssel zu dieser Dialectik, die in der That keiner Erwiderung fähig ist, liegt in der oben gegebenen innern Geschichte des Reformators. — Auch jenes Gespräch mit einer trostbedürftigen Seele, welches er in seiner Auslegung des Briefes an die Galater mittheilt, ist auf dem Grunde und Boden seines eigenen innern Lebens und seiner Erfahrung gewachsen. — Soll nur der Glaube rechtfertigen, der sich in der Liebe wirksam erweist, so wird immer die Bekümmerniß übrig bleiben, daß sie nicht genug gethan. Die Liebe trägt in Demuth diesen Schmerz, dem Stolze ist er unerträglich; dieser war es aber, der die Lehre erfand, daß diese Werke der Liebe mindestens überflüßig: ja, wie sogleich näher dargethan werden wird, eine Todsünde seyen, weil sie den alleinigen Werth jenes Glaubens schmälern, der ohne alle Liebe gerecht machen soll. „Ja sagstu, ich habe gar nichts guts gethan, bin dazu schwach und gebrechlich — Solchen Schatz wirst Du freilich mit Deinem Thun nicht erlangen. Sondern hören soltu die fröhliche Bothschaft, so dir der heilige Geist durch des Propheten Wort verkündigt, da er sagt, Sey fröhlich Du unfruchtbare, die Du nicht gebierst,“ (d. h. die Du nicht Werke der Liebe verrichtest). „Als wolt er also sagen, Was kümmerst Du dich und bist so traurig, so Du doch keine Ursachen hast, der halb Du Dich nicht so harte bekümmern und be-

trüben solltest. — Ich bin aber unfruchtbar und einsam und gebere keine Kinder. — Ob Du gleich auf des Gesetzes Gerechtigkeit nicht bauest, noch Kinder gebierst, wie Hagar; liegt nichts daran, deine Gerechtigkeit ist viel höher und besser, nemlich Christus: der wird Dich für des Gesetzes schrecken und verdamnis wol verteidigen, denn er ist zum Fluche worden für Dich, auf das er Dich vom Fluche des Gesetzes erlöse". u. s. w. — Sehr richtig bemerkt Möhler*) zu dieser Stelle: daß hier nicht die Rede sey von einer Seele, die deshalb bekümmert ist, weil sie wegen ihrer äussern Verhältnisse nicht nach Wunsch wirken und ihre Mitmenschen beglücken kann. Im Gegentheil! aus derselben Quelle, aus welcher diese gesammte Theorie von der Rechtfertigung ihren Ursprung genommen, erwächst auch die weitere Lehre: „daß jedes gute Werk vor dem Gerichte Gottes eine Todsünde sey". Luther wollte sich darüber trösten, daß der Mensch nicht im Stande sey, aus eigner Kraft durch gute Werke das ewige Leben zu erwerben. — So kam es also darauf an, dieselben so tief als möglich herabzusetzen, und die eben aufgestellte Thesis**) hat den Zweck, gewissermaaßen die ganze Verhandlung zwischen der neuen Theorie und dem ihr widerstrebenden Gewissen des Menschen für immer durch einen Machtspruch zu schließen.

Hält man diesen Gesichtspunkt fest und erwägt man, auf welchem Wege Luther selbst zu seiner Rechtfertigungslehre gekommen ist, so gewinnt man auch erst die rechte Einsicht in seine so bekannt gewordenen Kraftsprüche, durch welche er Melanchton auffordert: tüchtig darauf los zu sündigen (pecca fortiter, sed fortius fide) damit Gott etwas zu vergeben habe, dafür aber nur einen desto festern Glauben zu haben, daß das Lamm Gottes auch diese Sünden hinwegnehmen werde.***) Unter vertrauten Freunden äußerte er auch wohl: „es

*) Symbolik S. 72.
**) Die Citate aus Luthers Schriften s. bei Möhler S. 201.
***) Epist. Dr. Mart. Luth. a Joh. Aurifabro coll. Tom. I. Jena 1556. 4. p. 345. b.

were schier nicht gut, daß wir alles theten, was Gott befiehlet, denn er keme um seine Gottheit und würde darüber zum Lügner und kündte nicht wahrhaftig bleiben". — Man hat dergleichen Behauptungen nicht selten für momentane Uebertreibungen gehalten, oder durch partielle Geistesverwirrung entschuldigen wollen. — Nichtsweniger! wenn man den psychologischen Schlüssel zum Wesen Luthers besitzt, erscheinen dergleichen scheinbare Paradoxen erst in ihrem rechten Lichte als das wahre und eigentliche Mark und der innerste Kern seiner Lehre, und nicht jene Sätze, sondern eben die spätern Versuche: dieselben zu mildern, sie in weniger abschreckende Formen zu kleiden, vor den Angriffen der Gegner sicher zu stellen und möglichst zu verkleistern, sind eine Inconsequenz und stören die Harmonie des lutherischen Lehrgebäudes. — Luther selbst verfällt schon nicht selten in diesen Fehler und es läßt sich leicht nachweisen, daß er, absolut unfähig zum folgerechten Denken wie er war, — um praktischer Zwecke willen jeden Augenblick die Consequenz seiner eigenen Lehre nach allen Seiten hin Preis gegeben habe und bald auf die Seite der „Schwärmer" hinüberschwankend, die das Gesetz Gottes für aufgehoben erklärten, bald auf die der rechtgläubigen Lehre, wonach der Glaube gerade so viel werth ist, als die Werke der Liebe, in denen er sich äußert, niemals zu einer einigermaaßen stichhaltigen, dialectischen Ausrundung und Durchbildung seiner eigenen Lehre gelangt sey. —

Wir behalten uns eine weitere Ausführung dieses interessanten Gegenstandes auf eine andere Gelegenheit vor.

XXI.

Die Zukunft des chinesischen Reichs.

Wie lange wird China noch im Stande seyn, sich der allgemeinen, über alle Theile der Erde sich erstreckenden Bewegung zu entziehen? Wann und durch wen werden die verschiedenen Völker des chinesischen Kultursystems, Japaner, Koreaner, Kochinchinesen und die Bewohner des Mittelreiches selbst der Weltgeschichte wieder zurückgegeben werden? Welches Loos erwartet, nach dem mit eilenden Schritten herannahenden Sturze der überaus reinen Dynastie der Mandschu, die fremden Stämme und Völker, Tungusen, Mongolen, Türken und Tibetaner, welche jetzt sämmtlich unter dem milden Zepter des Himmelssohnes zu Peking einer innern Ruhe und des Friedens nach außen hin sich erfreuen? Diese Fragen sind nicht bloß höchst wichtig für die künftige Stellung des östlichen und eines großen Theiles Mittelasiens, sondern sie hängen auch innig mit der europäischen Weltpolitik zusammen.

Es ward China im Laufe der vielen Jahrhunderte seiner Geschichte bald ganz, bald theilweise von fremden Völkern erobert, und von ihnen während eines Zeitraumes von mehreren Generationen beherrscht. Diese Völker waren aber Barbaren, welche alsbald in den Zauberkreis der Kultur des Jao und Schun gezogen, zu Chinesen verwandelt wurden, und in denselben geistigen Starrkrampf verfielen, welcher den ächten Sohn der Blume der Mitte so eigenthümlich auszeichnet unter allen Nationen der Erde. Nicht allein, daß durch diese gewaltsamen Eroberungen der Hiongnu oder Hunnen, der Türken, Mongolen und Tungusen die Mauer, welche China scheidet von der übrigen Menschheit, nicht zerbrochen ward; das chinesische Element erstarkte vielmehr im Innern durch

den Zuwuchs neuer, ungeschwächter Kräfte, und seine Herrschaft verbreitete sich nach Außen über einen großen Theil der fruchtreichen Länder und Steppen Nord- und Mittelasiens. Die christliche Religion, welche ehemals die römische Welt erneuerte, war im Laufe des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nahe daran, auch die verdumpfte chinesische Welt von Neuem zu beleben, und die verdunkelten Geister des Ostens mit dem Lichte des Evangeliums und der Menschlichkeit zu erleuchten. Die großen Missionäre und Gelehrten des Jesuitenordens, Ricci, Gerbillon, Verbiest, Noel, Prémare, Gaubil rc. rc. erkannten, daß unter allen göttlichen Gaben, wenn es sich von der Regierung der Welt handelt, die Klugheit die vorzüglichste ist; sie wußten, daß Gemüth und Geist eines, in bestimmter Weise erzogenen Menschen, nicht plötzlich oder willkührlich diese oder jene Farbe annehmen, dieser oder jener Richtung sich hingeben können, und suchten deßhalb, mit großer Umsicht, auf dem vorhandenen Grund und Boden das neue Christenthum emporzurichten. Nach dem Muster der christlichen Sendboten zu allen Zeiten und in allen Ländern der Erde, namentlich des Paulus, auf den sie sich so häufig beriefen, ließen sie ihre Neophiten manche der unschuldigen, profanen Gebräuche beibehalten, und heiligten sie blos durch die christliche Deutung, die sie ihnen beilegten oder unterschoben. „Lieber möge das Heidenthum, auch für alle künftige Zeiten die ganze chinesische Welt bedecken“, schrieen nun die Gegner der Jesuiten, namentlich die Dominicaner, „als daß das Christenthum chinesisirt, als daß die reine Lehre des Evangeliums durch die satanischen Gebräuche der blinden Heiden verunstaltet werde“. Es ist bekannt, wie durch diesen unseligen, mit Haß und Leidenschaft geführten Streit und dann durch die auf die Mission höchst nachtheilig zurückwirkenden Wirren Europas, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, das Christenthum in China bis auf wenige spärliche Reste ausgerottet wurde; Reste, welche zu unseren Zeiten, trotz allen Gegenmaaßregeln der chinesischen Staats-

regierung, von Neuem gesammelt und mit großer Sorgfalt gehütet werden. Die Völker des chinesischen Kultursystems werden aber, dieß ist unsere feste Ueberzeugung, wenn Gott kein Wunder thut — Wunder liegen aber außerhalb aller menschlichen Berechnung — unter den jetzt bestehenden Verhältnissen, weder durch die Missionen der Lazaristen, noch durch die Bibelübersetzungen und frommen Traktätlein protestantischer Missionäre zum Christenthume bekehrt und der Geschichte der Menschheit zurückgegeben werden; so lange die Regierung zu Peking, von einem Ende des Reiches bis zum andern, die concentrirte Gewalt zu behaupten und den Bestrebungen der Christen Widerstand zu leisten versteht, wird es den Missionären unmöglich seyn, nur einigermaaßen bedeutende Fortschritte zu machen. Es muß die widerstrebende Macht zuerst gestürzt, es muß den geistigen Kräften ein freier Spielraum eröffnet seyn, wenn alle die unerhörten Aufopferungen, wenn die edlen Bestrebungen dieser christlichen Männer ihre Früchte tragen sollen. Der Sturz der in China herrschenden Mandschudynastie und die Auflösung des ganzen großen Chinomandschu-Staates scheint aber, nach allen innern und äußern Wahrzeichen, in den nächsten Jahrzehnten nothwendig erfolgen zu müssen.

Dieser Chinomandschu-Staat, der sich von Osten nach Westen auf siebenzig, und von Süden nach Norden acht und dreißig Grade erstreckt, gränzt im Norden, im Westen und Süden an die zwei größten und mächtigsten Staaten der Erde, an die in allen Welttheilen rivalisirenden Reiche der Russen und Engländer. Mag es diesen Staaten mit ihren wiederholten Erklärungen, von nun an keine Eroberungen mehr machen zu wollen, Ernst seyn oder nicht, — das Loos ist geworfen, sie müssen, unter den bestehenden Verhältnissen, selbst gegen ihren Willen vorwärts schreiten. Und wer wäre wohl der menschlichen Dinge so unkundig, daß er glauben könnte, Rußland und Großbritanien würden freiwillig ihrer Macht und Herrschaft ein Ziel setzen und sagen, bis

hieher und nicht weiter! Durchziehen nicht schon seit mehrern Jahrzehnten die Agenten und Spione dieser beiden Reiche alle Chanate und Länder Mittelasiens? Werden die Staaten Hinterindiens, werden Bhutan, Tibet, die große und kleine Bucharei, die Tungusei und Mongolei nicht nach allen Richtungen hin von geheimen Emissären ausgekundschaftet, damit, wenn eine Gelegenheit zum Eingreifen in die innern Verhältnisse dieser Länder sich darbieten möchte, man auf bekanntem Boden stehe, und im Nothfalle allenthalben Freunde und Verbündete vorfinde? Gewisse, scheinbar ganz andern Zwecken dienende Maaßregeln im Innern dieser rivalisirenden Staaten sind auch in dieser Beziehung nicht ohne politische Bedeutung. So, um nur eines anzuführen, widmet man sich jetzt in Rußland nicht blos der Wissenschaft wegen mit so großem Eifer dem mongolischen Sprachstudium. „Die ganze Geschichte der Chinesen zeigt uns“, sagt J. J. Schmidt, der erste Kenner der mongolischen Sprache und Literatur, in einer vor der versammelten Akademie zu St. Petersburg gehaltenen Rede, „die ganze Geschichte der Chinesen zeigt uns, wie oft dieses Reich ganz oder theilweise eine Beute der auf der Nordseite desselben lastenden Nomadenstämme wurde; wie ferner diese Barbaren zwar eine Zeitlang unter eigenen ausgezeichneten Monarchen aus ihrer Mitte dem alten Reiche neue Stärke und gewissermaaßen jugendliche Frische verliehen, wie aber diese Kraft bald verweichlichte und erschlaffte, bis dann endlich unter immer wachsendem Aufruhr und endlosen Verwirrungen im Innern die Nation selbst sich ermannte, den Thron der Eindringlinge umstürzte, diese verjagte und den Befreier des Vaterlandes auf den Thron erhob. Dieses Schicksal steht, wie allen frühern, so auch der jetzt in China herrschenden Mandschudynastie bevor, und es sind genug Anzeichen vorhanden, daß diese aus der ganzen chinesischen Reichsverwaltung und aus den damit verknüpften Verhältnissen hervorgehende Katastrophe nicht mehr fern seyn könne. Tritt sie wirklich ein, dann sind alle früheren Verhältnisse dieses Asiatenrei-

ches mit Rußland und alle daraus hervorgegangenen Bestimmungen wie mit einem Schlage vernichtet; denn die unmittelbare Folge würde der allgemeine Aufstand aller mongolischen Stämme seyn, die diesen günstigen Zeitpunkt, das bisherige Joch abzuschütteln und sich von China loszureißen, gewiß nicht ungenützt vorüberstreichen lassen werden. Diese ernste Zukunft und das Bedürfniß der Geistesveredlung mahnen uns, das orientalische Sprach-, Geschichts-, Länder- und Völkerstudium nicht zu versäumen; indem es Rußland vorbehalten zu seyn scheint, hoffentlich bald eine neue, schönere Morgenröthe des Geistes durch die auf dem Orient lagernden Nachtnebel durchstrahlen zu lassen". *)

Bei der bevorstehenden Auflösung des Chinomandschu-Staates steht Rußland gerüstet da, sich aller Länderstrecken Asiens bis zur Gobi hin zu bemächtigen, die kleine Bucharei oder ethnographisch richtiger das östliche Turkestan mit eingeschlossen, und keine Macht auf Erden wird es nur versuchen wollen, diesen Staat hieran zu verhindern. Wird aber England in diesem Falle nicht das Schwert aus der Scheide ziehen, und Rußland auf seinen schwachen Seiten in Europa angreifen, damit der Czar der Kraft und Zeit ermangle, ein neues großes Reich in Asien zu erobern? Nein, dieß wird sicherlich nicht geschehen; denn England hat in den letzten Jahren eine solche Stellung gegen China angenommen, daß es nicht allein keinen Kampf um die Integrität des chinesischen Reiches beginnen, sondern mit Freuden jede Gelegenheit zur Zertrümmerung dieses Staates ergreifen wird, um seinen Handel und Länderbesitz in diesen Theilen der Erde auf Unkosten des Reiches der Mitte zu erweitern. Die südwestlichen Kreise Chinas bis zum Kiang, die Inseln Hainan, Formosa und Lieaukieau sind mehr denn hinreichend, um alle Besitzungen aufzuwiegen, welche Rußland im Norden der Gobi erwerben könnte. Es möchte überdies dem chinesischen

*) Recueil des Actes de la séance publique de l'Académie impériale des Sciences de St. Pétersbourg, ténue le 29. Décembre 1833. St. Pétersbourg 1834. S. 92 folg.

Staate, der sich vom Kiang bis zur Mauer oder zur Gobi hin in einer gewissen Selbstständigkeit behaupten könnte, nicht lange vergönnt seyn, sich eines sogenannten Handels= und Freundschaftsbündnisses mit den Herren der östlichen Meere erwehren zu können. „Der Handel, richtiger der Schmuggelhandel, nach den Südostküsten des Reiches erlangt mit jedem Jahre einen größern Umfang; die schwache Hand der jungen Kaiserin lenkt an der Stelle des entnervten Taokuang das Staatsruder, und wir gehen hier mit Nächstem einer großen Veränderung entgegen“, — so lauten die Worte des Schreibens eines Engländers, das vor wenigen Wochen von Kanton nach Europa gelangte. Diese großen Veränderungen, dieß möge man bei allen Nachrichten dieser Art bedenken, werden aber von Niemand mehr gewünscht, als von der englischen Gemeinde in China, und von allen in dem Handel mit dem Osten Asiens interessirten Kaufleuten Großbritaniens. „Die zahlreiche Bevölkerung des Mittelreiches ist arbeitsam, mäßig, und in allen mechanischen Künsten äußerst gelehrig“, so sprechen die englischen Kaufherrn, „der Boden ist fruchtbar und das Land bringt Erzeugnisse hervor, welche wie Thee und Seide sehr kostbar und für Europa unentbehrlich sind. In welcher unermeßlichen Proportion wird bei der an vier hundert Millionen zählenden Bevölkerung des Reiches der Handel sich steigern lassen, wenn nur das Land zuerst vermittelst eines Handelstraktates unter unsern Einfluß gestellt wird, um früher oder später unmittelbar von uns beherrscht zu werden“! Einen solchen Handelstraktat werden die Engländer, sobald es den Anschein hat, daß innere Unruhen ihre Bestrebungen begünstigen könnten, zu erzwingen suchen; vor der Hand wollen sie aber eines sichern Punktes an der Küste sich bemächtigen, um von hier aus nach Umständen verfahren zu können. Formosa oder Taivan, wovon die Chinesen blos die Westküste in Besitz haben, die Ostküste ist von Autochthonen bewohnt, die unter selbstständigen einheimischen Oberherrn stehen, ist der Lieblingspunkt, worauf [illegible]

Flibustiers des neunzehnten Jahrhunderts hinzielen. Es würde uns nicht überraschen, wenn wir nächstens die Nachricht erhielten, die Engländer haben auf Formosa gelandet und, wenigstens von der Ostküste, im Namen Großbritaniens Besitz genommen. Werden aber die vereinigten Staaten von Nordamerika, die seit dem allgemeinen Frieden einen so bedeutenden Zwischenhandel treiben zwischen China, den Inseln des östlichen Archipelagus und Europa, bei dieser ihre Interessen so sehr gefährdenden Umwandlung aller Dinge im östlichen Asien sich ruhig verhalten? Werden die Seestaaten Europas, namentlich Holland, nicht alle ihre Kräfte aufbieten, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, in Zukunft von dem Handel mit den östlichen Theilen der Erde ausgeschlossen zu werden? Obgleich wir nicht gesonnen sind, die undankbare Rolle eines politischen Propheten spielen zu wollen; so glauben wir doch mit einer gewissen Sicherheit die Behauptung aufstellen zu können: die Auflösung des Chinomandschu-Staates wird, wenn sie erfolgt, von großem politischen Einflusse seyn auf die Gestaltung der Staatenverhältnisse Europas und Amerikas. Möge China nicht vielleicht der Apfel der Zwietracht werden, um den sich einst drei Welttheile streiten und Länder und Meere mit dem Blute eines Weltkampfes beflecken.

XXII.

Meine Bekehrung.

(Von einem Rheinländer.)

Zwei Gründe haben uns vorzüglich bewogen, die folgende Mittheilung in diesen Blättern aufzunehmen. Einmal zeigt sie, da sie keineswegs isolirt dasteht, das Wirken einer höheren Macht, die nach den Zeiten der Zerstörung und Ve-

blendung die Verirrten wieder auf die Weg des Heiles und der Wahrheit zurückführt. Es ist der Anfang einer gründlichern Umkehr, der sich hier offenbart. Zweitens haben wir darin die Bestätigung einer Ansicht gefunden, die wir nicht besser ausdrücken können, als es von einem in preußischen Diensten stehenden, allgemein geachteten protestantischen Gelehrten geschehen ist. Menzel sagt in seiner neueren Geschichte der Deutschen Band 3. S. 287 — 288. folgende beherzigenswerthe Worte:

„Niemals ist es Fürsten gelungen, neue kirchliche Verhältnisse zu stiften und eigenen Schöpfungen oder Umbildungen der Religionsgebräuche und Religionslehren Eingang oder dauernden Bestand zu verschaffen, wenn sie nicht etwa wie Heinrich VIII. und Elisabeth ihrer geistl. Wirksamkeit durch Feuer und Schwert Nachdruck verliehen. Die Menge unterwirft sich wohl Wortführern, welche Geistesüberlegenheit, Charakterkraft und Eifer dienstbeflissener Anhänger aus ihrer Mitte zu wissenschaftlicher Dictatur erhoben hat, und läßt aus dem Munde berühmter Lehrer auch Widersinniges als Weisheit sich gefallen; aber gegen die Aenderungen und Verbesserungen, welche Fürsten in Religions- und Kirchensachen vornehmen, ist sie mißtrauisch und abgeneigt, weil sie stets Unkunde des Gegenstandes und weltliche Absichten voraussetzt, und das jeder Menschenbrust angeborne Streben nach Unabhängigkeit sich befriedigt findet, der obrigkeitlichen Gewalt mit gutem Rechte und Gewissen wenigstens ein Gebiet entziehen zu dürfen“.

Geboren im letzten Decenium des vorigen Jahrhunderts, erhielt ich in meiner katholischen Vaterstadt, welche der Sitz einer Präfectur des linken Rheinufers gewesen war, meine Erziehung und wissenschaftliche Bildung. Aus meiner frühesten Kindheit kann ich mich noch der Dekadenfeste und der [illegible] der Göttin der Vernunft, welche von dem ge-

meineren Volke mit Unwillen und sarkastischen Bemerkungen begrüßt, von der eben aufgeschossenen Jugend aber enthusiastisch gefeiert, von uns Kindern hingegen zum Zeitvertreib neugierig begafft wurden, gleich einem dunkeln Traume erinnern. Die dermalen schon zur betagten Matrone herangereifte Göttin der Vernunft meiner Vaterstadt mag, bei der Rückerinnerung an ihre verschollene Götterrolle, von wehmüthigen Gefühlen ergriffen werden, und dürfte Manchem zu ernsthaften Betrachtungen über die Verirrungen des menschlichen Geistes, der sich selbst seine Religion schaffen will, Veranlassung geben. Hat man es ja in Frankreich erlebt, daß solche Göttinnen der Vernunft später, zur Zeit, als die Welt etwas wieder anfieng, zur Vernunft zu kommen, selbst wahnsinnig wurden und zum Tempel das Irrenhaus erhielten!

Das Gymnasium, worin ich meinen Unterricht erhielt, war von Lehrern dirigirt, welche zum größten Theile dem katholischen Priesterstande angehörten; diesem Berufe jedoch im Strudel der Revolution entsagt, theilweise sich, weil der kirchliche Segen ihnen verschlossen war, bürgerlich vermählt hatten und bei ihren Schülern gegen Pfaffen und deren Heuchelei oder Aberglauben waidlich losschlugen. Wir Jünglinge, die wir, außer dem elterlichen Hause, jeglichen Unterrichts in der christlichen Religion entbehrten, und von einem Theile unserer Lehrer Eindrücke erhielten, welche dem Christenthum im Allgemeinen sowohl, als dem Katholizismus insbesondere abhold und feindselig waren, wuchsen, ohne nähere Bekanntschaft mit Gott und seinen Werken, zum Mannesalter heran, und manche von uns offenbarten Gesinnungen, welche auf Atheismus beruhten, oder wenigstens daran gränzten.

Zwar war es der französischen Regierung einleuchtend geworden, daß eine solche irreligiöse Erziehungsart nichts tauge, und daher wurden auch später Religionslehrer angestellt; allein ein solcher trat sein Amt bei uns erst an, als ich mich bereits in den höhern Klassen befand. Plötzlich mußten wir nun Sonn- und Feiertags der Messe beiwohnen, und von

Zeit zu Zeit zur Beicht und zum Abendmahl gehen. Weil indessen unsere Klassenlehrer sich über diese neue Anordnung hinaussetzten, und uns mit keinem guten Beispiele vorangingen, so konnten auch religiöse Gesinnungen bei uns keine Wurzel mehr fassen; vielmehr sahen wir die uns auferlegten Verpflichtungen als einen Zwang an, den die meisten fest entschlossen waren abzulegen, sobald sie ihre Freiheit erlangt haben würden. So z. B. geschah es nicht selten, daß wenn nach vollzogener Beicht der Schüler vorschriftsmäßig einen, mit seinem Namen versehenen, Beichtzettel abgab, er auch die Beichtzettel mehrerer Kameraden auf dem Beichtstuhle niederlegte, während die letztern alsdann am folgenden Morgen in Reihe und Glied mit unreinen Gedanken zum Abendmahl gingen, ohne Reue und Buße. Ueber diese Nichtswürdigkeit lachten und triumphirten wir, als hätten wir die größte Heldenthat begangen.

Indessen fing Napoleons Glücksstern zu erbleichen an, und die Trümmer seiner Armee zogen sich auf die linke Rheinseite zurück. Das nach Veränderung sich sehnende Jünglingsherz, das, gleich dem Volke, des Despotismus herzlich müde geworden war, konnte den Moment des Ueberganges der Allirten kaum erwarten, und begrüßte dieselben als seine Befreier und Erretter. Freilich wurde die Freude durch eine pestartige Krankheit, durch lästige Einquartierung und drückende Kriegslast, so wie durch die mit jedem Provisorium verbundenen Mängel und Beschwerden ungemein getrübt; allein wir waren nun doch wieder Deutsche geworden, durften uns wieder in unserer Muttersprache, obwohl wir darin kaum einen oberflächlichen Unterricht genossen hatten, vernehmen lassen, und hofften das Beste von der Zukunft.

Aller Erwartungen waren damals auf die Entscheidung des Wiener Congresses gerichtet, von dem die Zukunft Deutschlands abhieng. Wer sich der damaligen Begeisterung, die auch an den Ufern des befreiten Rheines herrschte, erinnert, wie man sich über die Wiedervereinigung mit dem deutschen Va-

terlande freute, und eingedenk einer früheren großartigen Vergangenheit voll welthistorischer Erinnerungen die Aufstellung einer großen Macht am Rheine, als Schutzwehr gegen Frankreich mit Zuversicht erwartete, der wird es natürlich finden, daß sich über die Weise, wie der Wiener Congreß seine Aufgabe löste, eine nicht undeutliche Verstimmung der Gemüther bemächtigte. Während der Franzosenherrschaft hatte man die unendlichen Vorzüge eines großen Staates kennen gelernt, und nun sollte die Rheinprovinz ihrem früheren Zustande, der Erschlaffung und Zerstückelung, zurückgegeben, und vielen Fürsten als Belohnung für die im Befreiungskriege geleisteten Dienste verliehen werden. Diese neue Ordnung war für die Herrscher eben so wenig, als für die Beherrschten zusagend. Für erstere nicht, weil sie eine von ihrem Mutterlande getrennte, mit diesem weder durch Gesetze und Sitten, noch durch den Handel verbundene Provinz regieren sollten; für letztere aber nicht, weil die Zerlegung ihres Landes den gewaltsam getrennten Gliedern allen Zusammenhang geraubt, und dieselben, die früher in einem Ganzen sich zu bewegen und dort ihre Kräfte zu versuchen gewohnt waren, auf beengende Gränzen eingeschränkt hatte, so wie, weil sie für die Zukunft mit Volksstämmen gepaart wurden, welche im Laufe der Jahrhunderte eine ganz verschiedene Richtung empfangen hatten.

Doch das an Auffassungsgaben reiche Gemüth des Rheinländers, das sich ohne große Schwierigkeit in die verschiedenartigsten Verhältnisse des menschlichen Lebens so leicht zu schicken weiß, strebte sich seine neue Lage eigen zu machen, und die Fürsten des linken Rheinufers wurden alsbald gewahr, daß ihre neuen Unterthanen mit jenen der ältern Provinzen in Treue und Ergebenheit wetteiferten; daß sie indessen auch einzelne Institute, welche ihre frühere Verbindung mit Frankreich ihnen verliehen, und deren praktischen Werth sie kennen zu lernen Gelegenheit hatten, muthig zu behaupten wußten.

Preußen, dem bei der Wiener Theilung der bei weitem größere Theil des linken Rheinufers anheimgefallen war, stellte

sich alsbald die Aufgabe, die von den Franzosen hinterlassene Oberflächlichkeit und Mangelhaftigkeit zu verdrängen und solche durch deutsche Gründlichkeit zu ersetzen. Eine Parallele zwischen der französischen und preussischen Regierung wird nothwendig der letztern den Preis zuerkennen, und es erfordert die Gerechtigkeit der preussischen Regierung für das viele Gute und Schöne, das sie am Rhein gestiftet hat, den aufrichtigsten Dank zu zollen. Insbesondere waren es die Wissenschaften, welche sich der besondern Gunst des Staates zu erfreuen hatten, und an der in preussischen Schulen ausgebildeten Jugend kann man bereits die Früchte dieser Aussaat erkennen, indem dieselbe die vorhergegangene Generation rücksichtlich des Umfanges der Kenntnisse weit hinter sich gelassen hat.

Auf den religiösen Zustand seiner neuen Provinz wirkte Preussen ebenfalls sehr energisch ein, und es entstanden überall Lehranstalten, welche die theologischen Wissenschaften zur Aufgabe hatten. Sobald sich indessen die Religiosität in der Rheinprovinz wieder Bahn zu brechen anfieng, und den früher so tief gewurzelten Indifferentismus zu verdrängen begann, gaben sich auch Erscheinungen kund, welche der Staat nicht berechnet zu haben scheint, obwohl dieselben aus der Natur der Verhältnisse nothwendig hervorgehen mußten.

Die Aufgabe eines Staates, worin Christen verschiedener gleichberechtigter Confessionen neben einander wohnen, und der sich das Ziel vorgesetzt hat, die Religiösität zu beleben, ist allerdings schwierig; allein sein erstes Bestreben muß dahin gerichtet seyn, den Fehler der Partheilichkeit zu vermeiden und den Verdacht von sich fern zu halten, daß eine Religion vor der andern begünstigt werde, weil sonst die Erndte, welche er aus der religiösen Ausbildung seiner Unterthanen zu ziehen hofft, ihm durch Mißmuth und gehäßige Anschuldigungen der differirenden Religionen vielfach verbittert werden. Es dürfte schwer fallen, die preussische Administration in dieser Beziehung von Mißgriffen frei zu sprechen, und wenn auch der Argwohn mancher Personen ungegründet seyn

mag, daß es Plan gewesen sey, die Katholiken Preußens in die protestantische Union hinüberzuziehen, so athmen doch die neuen religiösen Gesetze und Verfügungen dieses Staates einen Geist, der sich mit den Grundsätzen der katholischen Kirche nicht wohl verträgt, und der die beklagenswerthen Irrungen der heutigen Zeit offenbar hervorgerufen hat. — Der Militärgottesdienst z. B. war bloß nach dem Ritus der Union eingerichtet, und selbst Regimenter, die beinahe ausschließlich aus katholischen Gegenden recrutirt wurden, mußten dienstlich an Sonn- und Festtagen die protestantische Kirche besuchen und dort einem Cultus und Predigten beiwohnen, in denen Lehren verkündet wurden, welche ihre Kirche verdamint hatte, und worin diese selbst wieder als Irrlehrerin bezeichnet wurde. Die wiederholten Reklamationen der Provinzial-Landstände riefen im Jahre 1832 eine erst vier Jahre später zur Ausführung gekommene Militär-Kirchenordnung hervor, welche in ihren zahlreichen Paragraphen keineswegs auf Gleichheit der Rechte der verschiedenen Confessionen beruhet, und sogar den katholischen Militärgeistlichen hierarchisch den protestantischen Predigern subordinirt. Die bischöflichen Behörden, welche gegen mehrere Stellen dieser Kirchenordnung Bedenken einreichten, wurden, selbst noch in der neuesten Zeit, dahin beschieden, daß der Staat bei Entwerfung und Verkündigung von Gesetzen die Machtvollkommenheit besitze, und sich in dieser Befugniß keine Einschränkung gefallen lassen könne. — Das im Jahre 1825 hinsichtlich der gemischten Ehen verkündigte Gesetz, worin gegen alle von jeher in den Rheinlanden bestandene Observanz den Brautleuten verboten wurde, über die religiöse Erziehung ihrer Kinder Verträge zu schließen, und rückwirkend sogar alle Verträge dieser Art für ungültig erklärt wurden, ward als ein Eingriff in die persönliche Freiheit des Menschen betrachtet und nun reihte das geweckte Mißtrauen an das Motiv dieses Gesetzes Betrachtungen an, die eben nicht geeignet waren, den Frieden der Confessionen zu stärken, sondern eine anfänglich

unmerkliche, dann aber von Jahr zu Jahr steigende Spannung hervorriefen, die auch ungerechten Beschuldigungen Glauben verschaffte. — Die Besetzung des Personals, der Administration und vorzüglich des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten, worin die katholische Religion keine angemessene Vertretung findet, möchte den oben namhaft gemachten Verordnungen und manchem Andern ähnlicher Art den Geist eingehaucht haben, und diese Zusammensetzung des Cultusministeriums dürfte hauptsächlich die dermalen sich kund gebende Mißstimmung hervorgerufen haben.

Der so tief und so allgemein eingewurzelte Indifferentismus machte die Katholiken lange Zeit gegen diese religiösen Vorschriften gleichgültig, und bloß die Anhäufung derselben erweckte ein ernsteres Nachdenken. Sobald aber einmal der Argwohn sich zu verbreiten anfing, wurden auch die Gleichgültigen mit in den Partheikampf gezogen. Wenn ein Mensch auch nicht von den Wahrheiten der Confession, worin er zufällig geboren wurde, durchdrungen ist, so üben doch die Eindrücke der Kindheit und seiner frühesten Jugend auf ihn eine ungewöhnliche Gewalt aus, und ein ungläubiger Christ, falls er nicht weltliche Vortheile beabsichtigt, wird schon um deswillen seine Religion nicht wechseln, weil der Uebertritt ihm nichts Besseres bietet, so daß er sich also der zum Convertiren erforderlichen ungewöhnlichen Ueberwindung nicht zu unterwerfen braucht. Glaubt er aber zurückgesetzt zu seyn, weil er von katholischen Eltern geboren wurde, so schließt er sich aus persönlichen Rücksichten seiner Genossenschaft an und macht mit dieser gemeinschaftliche Sache. Es ist nun einmal den Menschen eigen, ungünstige Verhältnisse zu bekämpfen, und man findet etwas Behagliches und Reitzendes darin, zur Ausrottung eines fehlerhaften Staatsgrundsatzes das Seinige beizutragen.

So dürfte es also erklärbar und selbst einleuchtend befunden werden, daß auch ich, ungeachtet ich als Folge meiner fehlerhaften Erziehung weder ein wahrer Katholik war, noch

überhaupt an eine geoffenbarte Religion glaubte, mich dennoch der Parthei der Katholiken mit Wärme annahm, und ich kenne Manche, die sich mit mir in gleicher Lage befanden, und die namentlich in dem kölnischen Streite sich als heftige Gegner der Grundsätze des preußischen Staats aufgeworfen haben, obgleich sie die Schwelle einer Kirche heute noch nicht betreten.

Jede Opposition in einem Staate hat die Folge, daß die Gleichgesinnten sich enger aneinander anschließen; daß der Gegenstand des Partheikampfes die Thätigkeit des Lebens vorzüglich in Anspruch nimmt, und daß alle übrigen Beziehungen des menschlichen Lebens mehr oder weniger in den Hintergrund versetzt werden. Da die protestantische Parthei die Begeisterung der Katholiken nicht theilte, vielmehr mehrere unbefangene Stimmen das Recht auf der Seite der letztern erklärten, so haben wir auch den Schlüssel zu dem Räthsel, warum die Sache der Katholiken so mächtig, so kraftvoll, so hinreißend vertheidigt wurde, während die Gegenparthei selbst zugestehen muß, daß sich auf ihrer Seite keine ähnliche Kämpfer aufgeworfen haben. Der Sieg, welcher den Katholiken zu Theil ward, mußte die Zahl ihrer Kampfsgenossen täglich vermehren, besonders seit die Stimme des Volkes sich mit einer Entschiedenheit, wie man es nicht erwartet hatte, für sie erklärte, und laut die Anerkennung ihrer Rechte verlangte. Dieser Bund des katholischen Volkes ist nicht auf dem gemeinen Wege einer Verschwörung entstanden; es bestand nirgendwo und besteht noch nicht, wie man sich auf der Gegenseite vielfach eingebildet hat, ein engerer Verein, der die Angelegenheit leitet, sondern jedes Individuum stellte seine eigenen Betrachtungen an, tauschte dieselben mit seiner nähern Umgebung aus; und da sich überall Gleichförmigkeit der Gesinnung offenbarte, so war die Opposition auf ganz einfachem Wege geboren. Lächerlich ist es daher, wenn man vom geheimen Treiben einer Jesuitenparthei und von Einwirkungen des Auslandes fabelt, und vergebens wird man alle Künste der geheimen Polizei anwenden, um ein Hirngespinst dieser Art

auszumitteln. Die Katholiken haben sich durchaus nicht gegen den preußischen Staat verschworen; ihre Unterthanentreue trifft nicht der leiseste Vorwurf, ist sie ja doch in ihrer Religion gegründet, sie wollen nichts Andres als die freie Ausübung ihrer Religion, und deren Lehre und Disciplin vor den Eingriffen der Staatsgewalt schützen. Sind diese Wünsche erfüllt, gewährt man ihnen praktisch die Gleichheit, welche sie theoretisch besitzen, so wird das feindliche Element ausgeschieden, und es werden sich Zutrauen und Eintracht allmählig wieder einstellen.

Neigt sich die Bevölkerung eines Landes zu einer religiösen Richtung hin, so wirkt diese auch unwillkührlich auf solche Individuen ein, deren Glaube in den Stürmen einer skeptischen Zeit Schiffbruch gelitten. Das Beispiel der Menge erweckt auch ihr Nachdenken; aus diesen stillen Betrachtungen entwickelt sich allmählich eine Ueberzeugung, und tritt nun plötzlich ein welthistorisches Ereigniß, wie die Gefangennehmung des Herrn Erzbischofs von Köln, ein, so werden viele von einer Begeisterung ergriffen, deren sie sich früher nicht fähig erachtet haben. — So ist es mir ergangen. — Ein ungläubiges Gemüth, wie das meinige, hatte harte Kämpfe zu bestehen, bevor sich die Ueberzeugung bei ihm einstellte, und war dasselbe auch für die Idee empfänglich, erkannte es auch gleich das Erhabene des Christenthums und die Nothwendigkeit der Einheit der Kirche an, weil diese nur hiedurch von Anarchie, welche im jenseitigen so sehr herrscht, geschützt werden kann, so lehnte sich der kalte Verstand doch lange Zeit gegen den göttlichen Zuspruch des Christenthums und die Stiftung einer heiligen Kirche auf. Von Natur unfähig zum Heucheln, war es mir unmöglich, mich einem Cultus zu unterwerfen, den meine Ueberzeugung nicht theilte. Dagegen empfand die Seele den heftigsten Drang nach Wahrheit, und nur war es schwierig, diese zu erringen. Ich griff nach den mir bis dahin gehäßigen theologischen Schriften, studirte mit großer Aufmerksamkeit die Bibel, las, so viel es die Berufs-

geschäfte erlaubten, in Kirchenvätern, suchte den Umgang wissenschaftlicher Geistlichen, schloß mich Männern an, bei denen religiöse Ueberzeugung fest begründet war, suchte im Gebete und ernsthaften Betrachtungen Hilfe für den Kampf, und befliß mich in der Kirche das Herz zu Gott zu erheben. So fielen dann allmählich die Schuppen von meinen Augen, und es fing an in der Seele zu dämmern, bis sich zuletzt das Licht des Glaubens einstellte.

Möge der noch ungläubige Leser sich an mir ein Beispiel nehmen; möge auch er den Kampf bestehen, der so herrliche Früchte bringt. Die Gewissensruhe, das Vertrauen auf Gott, die Zuversicht auf ein ewiges Leben winken ihm aus der Ferne und sind erbötig, ihn mit offenen Armen zu empfangen. Er wird sich im Schooße der katholischen Kirche an der Liebe und Hingebung laben und überall eine felsenfeste Bahn vorfinden, die ihn vor den Verirrungen des menschlichen Geistes schützt, und ohne Schmerz, ja mit Sehnsucht wird er seine Sterbestunde herannahen sehen, um in ein besseres Leben überzutreten.

XXIII.

Literatur.

Wir fühlen uns verpflichtet, unsere Leser auf folgende interessante Schrift: **Philosophia Practica. Jus Naturae. Auctore G. J. Lechleitner S. O. Cist. Prof. in Stams Oeniponte 1838,** als auf ein in mancher Hinsicht erfreuliches Zeichen der Zeit aufmerksam zu machen. — Sie gehört ihrer Form nach einer längst vergangenen Periode, nach dem Geiste, der darin weht, der heranbrechenden Morgenröthe einer bessern Zukunft an, auf die wir, wie trüb sich auch die Gegenwart gestaltet haben möge, nicht aufhören können zu hof-

sen. — Von dieser Zukunft erwarten wir wahrlich keinen irdischen Himmel für die Sache Gottes und seiner Kirche, auch nicht eine Wiederkehr untergegangener factischer Zustände, am wenigsten eine allgemeine Bekehrung der ganzen Menschheit, ja selbst nicht einmal Derer, denen Gott eine Gewalt auf Erden verliehen hat, und deren eigenes, evidentes Interesse sie beinahe zwingen müßte, der Zertrümmerung alles Positiven, auf dessen Boden sie selbst stehen, zu wehren. — Dieß Alles hoffen wir nicht, was wir aber erwarten, ist die scharfe Scheidung und Sonderung der Wahrheit und des Irrthums, der Stadt Gottes und des Reiches der Finsterniß, — im Leben wie in der Wissenschaft. — Was hierzu führt oder beiträgt, begrüßen wir, wie unvollkommen es auch noch in seinen Resultaten seyn möge, in sofern es von der Liebe zur Wahrheit und der ächten christlichen Absicht ausgeht, mit aufrichtiger Freude. — So auch dieses Buch. —

Eines der gefährlichsten Werkzeuge des Unrechts, der Gewalt und der Zerstörung war vornämlich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts das pseudophilosophische, unchristliche, durch und durch irreligiöse, aus dem kalten Hochmuthe hohler Verstandesabstractionen hervorgegangene Naturrecht. Welches Unheil dieses in der Wissenschaft und fast mehr noch im Leben angerichtet, ist kaum zu berechnen. — Dieses falsche Naturrecht aber auf die unerschütterliche, allein wahre Basis des göttlichen Gesetzes zurückzuführen, ist die Aufgabe unserer Zeit, und in der That sind zu einem christlichen Naturrecht in den Schriften von Bonald, Haller, Jarcke*) und A. bereits mannigfache Materialien vorhanden. — Ventura hat in seinem Jus publicum ecclesiasticum bereits vor zwölf Jahren den Versuch gemacht, aus den Ideen der neuern Schriftsteller ein Werk dieser Art, wie es unserer Zeit Noth thut, zusammen zu stellen; einen zweiten, jenen an Klarheit und

*) Vornämlich in vielen hieher gehörenden Aufsätzen des Berliner Wochenblattes, die dem Vernehmen nach nächstens gesammelt erscheinen werden.

Reife der Gedanken und Präcision des Ausdrucks übertreffenden enthält die oben genannte Schrift, die deshalb alle Aufmerksamkeit des katholischen Publikums, — der Hochmuth der rationalistischen Secten wird, wie billig, sie ignoriren und secretiren! — und eine ernste Beherzigung verdient.

Das Hauptverdienst dieser Arbeit sehen wir in dem Bestreben, das Naturrecht von der vagen und schwankenden Grundlage wechselnder menschlicher Meinungen herunter und wieder auf den Standpunkt zu bringen, von dem aus allein eine Entwickelung eines richtigen und consequenten Systems möglich ist.

Indem der Herr Verfasser den Grundsatz an die Spitze stellt: „Der Wille Gottes ist das erste, höchste und ewige Gesetz, wodurch die Handlungen ihre Richtschnur und alle menschlichen Gesetze ihren Ursprung und ihre verbindliche Kraft erhalten", giebt er der weitern Erörterung eine Basis, deren Mangel der Rationalismus wie der Pantheismus, nur unter der künstlichen Dunkelheit aufgedunsener Phrasen verstecken kann.

Ein weiteres Verdienst ist die Widerlegung der falschen und verderblichen Hypothese eines Socialcontractes, mit welcher sich der Herr Verfasser (im dritten Kapitel des ersten Abschnittes) bei Gelegenheit der Untersuchung beschäftigt: woher die gesetzgebende Gewalt unter den Menschen stamme? Endlich glauben wir, als den Glanzpunkt des Ganzen, das fünfte Kapitel des sechsten Abschnittes „über die älteste, natürliche, aus der Ehe entstandene Gesellschaft" auszeichnen zu müssen, welches eine überaus gelungene Herleitung des Ursprungs aller Staatsverbindungen unter den Menschen und der Familie enthält. —

Wenn der Schreiber dieses in der bisher bemerkten Weise mit dem würdigen Herrn Verfasser auf einer und derselben Grundlage steht, und beide die nämliche Sprache reden, so würde eine Verständigung über die Punkte, in denen ihre Ansichten auseinander gehen, — hoffentlich keine allzugroßen Schwierigkeiten haben. — Zu diesen Divergenzpunkten dürfte

namentlich die Frage gehören: „wie denn der Mensch die Kenntniß jenes göttlichen Gesetzes empfange"? Der Herr Verfasser antwortet hierauf (S. 11 §. 16.): das ewige, göttliche Gesetz sey dem menschlichen Gemüthe ohne Unterricht bekannt und innerlich eingepflanzt. — Freilich wohl, in sofern jeder Mensch die natürliche Fähigkeit, sich dieses göttlichen Gesetzes bewußt zu werden und den Typus dafür in seinem Geiste als angeborene Idee des Rechten, Wahren und Guten mitbringt. — Allein das Bewußtwerden dieser Idee geht in der Seele des Menschen nur durch das Wort vor sich, welches er durch die äußere Mittheilung empfängt. So muß also auch das individuelle Gewissen an dem durch Ueberlieferung mitgetheilten göttlichen Gesetze erwachen und daran sich orientiren, was in der That ohne Unterricht, Mittheilung oder Ueberlieferung irgend einer Art nicht möglich ist. — Eben so wenig sind wir mit dem Herrn Verfasser über die Gränzen einverstanden, in welche derselbe die gesetzgebende Gewalt durch die Rücksicht auf das Gemeinwohl (statt auf fremde Rechte) einschließen will. — Dem Vorwurfe, daß er dadurch dem revolutionären Absolutismus Thür und Thor öffne, entgeht er dadurch nicht; daß er (S. 25) den Gesetzgeber verpflichtet: die das Gemeinwohl befördernden Gesetze erst nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände („consideratis omnibus") zu erlassen. Ueberhaupt würde eine schärfere und bestimmtere Unterscheidung von Rechts- und Liebespflichten den Verfasser vor manchen Mißgriffen bewahrt und ihm den Weg zu einer richtigen Auffassung der rechtlichen Freiheit im Staate gezeigt haben, die in seinem Systeme, wie es jetzt liegt, gar keinen Platz hat. — Hätten Zeit und Verhältnisse dem würdigen Manne erlaubt, sich auf eine ausführlichere Erörterung dieser ganzen Disciplin und auf eine umfassendere Berücksichtigung der Leistungen Derer, die derselben Richtung folgen, einzulassen, so würde er bei der Rücksicht, die er bereits allenthalben auf Haller's Restauration der Staatswissenschaft nimmt, von selbst zu einer conse-

quenteren und ausgerundeteren Entwickelung des von ihm zum Grunde gelegten richtigen Princips gekommen seyn.

Unter den Einzelheiten, welche wir neben den ebengenannten, wesentlichen und das Fundament der Rechtslehre betreffenden Punkten, als solche hervorheben möchten, mit denen wir nicht übereinstimmen können, ist vorzugsweise das zweite Kapitel des fünften Abschnittes: „de pactis metu gravi aut errore initis“ zu nennen. — Der Verfasser stellt hier die Lehre auf: daß Verträge, die durch ungerechte Gewalt erzwungen werden, naturrechtlich, mithin im Gewissen vollkommen bindend seyen, und daß derjenige, der den ungerechten Zwang ausübte, bloß durch eine Pflicht der Pietät gezwungen sey, die Erfüllung dieses Vertrages nicht zu fordern. — Erlasse er aber dem Andern die übernommene Verpflichtung nicht, so sey dieser zur Erfüllung derselben verpflichtet, ohne Rücksicht darauf, daß er durch ungerechten Zwang zur Abschließung des Vertrages genöthigt worden. — Hätte der Verfasser die nahe liegende praktische Folgerung bedacht: daß hiernach also eine, mit vorgehaltener Pistole abgedrungene Schuldverschreibung naturrechtlich gültig seyn müßte, — so würde er Anstand genommen haben einen, mit dem Rechte aller Zeiten und Völker, mit dem gesunden Rechtsgefühle des Einzelnen, und mit der Meinung aller Lehrer der Moral in gleichem Maaße streitenden Satz niederzuschreiben. — In der That ist die Lehre: daß ein Versprechen nichtig sey, welches durch eine, die Freiheit des Entschlusses vollkommen aufhebende, ungerechte Gewalt erpreßt ward, keine bloße Meinung Puffendorf's, wie der Herr Verfasser glaubt, sondern eine nothwendige, und deshalb auch allgemein angenommene Folgerung aus den einfachsten und obersten Principien des Rechts. — Beruht jeder Vertrag auf der Uebereinstimmung des Willens und die verbindliche Kraft desselben darauf: daß der Wille des Einen, Rechte, die ihm zustehen, auf den Andern überträgt, wodurch dieselben dann Rechte des Andern werden, — so erhellt auch von selbst, daß eine durch absoluten,

directen und ungerechten Zwang herbeigeführte Erklärung gar nicht auf dem Willen des Erklärenden beruhe, mithin dem, der den Zwang ausübt, gar keine Rechte übertragen könne; der ungerecht Zwingende ist hierin also in keinem Stücke besser, als der Räuber oder der Betrüger, der die Erklärung des Andern zwar nicht durch Gewalt erzwingt, aber hinterlistiger Weise erschleicht. Er empfängt nicht von dem Andern, er nimmt, was nicht sein ist. — Hat der Beraubte nun ein Recht, die gestohlene oder geraubte Sache von dem Räuber zurückzunehmen, so ist nicht abzusehen, warum nicht auch der durch ungerechten Zwang Genöthigte berechtigt seyn sollte, das gezwungener Weise Gegebene wieder zu fordern, oder, was dasselbe ist, den noch nicht erfüllten Vertrag nicht zu erfüllen. Beruft sich der Andere auf die Schließung des Vertrages, so kann ihm mit Recht entgegen gesetzt werden, daß der erzwungene Vertrag gar kein zweiseitiges, sondern einseitiges, noch dazu rechtswidriges Factum des Zwingenden, mithin gar kein Vertrag sey. — Annehmen, daß aus einem solchen, Rechte entstehen können, müßte in nothwendiger Folge auch zu der weitern Annahme führen: daß der Räuber die geraubte Sache rechtmäßig erworben habe, sobald er nur die Form beobachtete, den, welchen er ausplünderte, unter Androhung des Todes zu einer Schenkung zu nöthigen. — Wäre ferner der unrechtmäßig erzwungene Vertrag gültig, und im Gewissen verbindlich, so dürfte sich der Gezwungene auch nicht durch Anrufung des Richters von dessen Erfüllung befreien, — der Beraubte dürfte in dem eben angegebenen Falle also auch den Räuber nicht dem Criminalgerichte anzeigen, weil er dadurch sich wissentlich und absichtlich der Erfüllung seiner Verbindlichkeit enthöbe. — Zu diesen absurden Folgerungen führt aber nothwendig die Annahme des falschen Princips; daß darauf: ob ein Vertrag durch ungerechten Zwang herbeigeführt worden, gar nichts ankomme, — wozu der Herr Verfasser augenscheinlich durch das Bedenken verleitet ist: daß die meisten völkerrechtlichen Verträge nichts weniger als mit freiem Willen

geschlossen würden, daß die demselben vorausgehende Nöthigung in Hinsicht des Rechts der Regel nach mindestens problematischer Natur, häufig aber auch gerade zu ungerecht sey, und daß mithin die Berufung auf erlittenen ungerechten Zwang jedweden Vertrag vernichten würde. — Allein dieser Auffassung liegt offenbar eine irrige Anschauung der thatsächlichen Verhältnisse zum Grunde. — Persönlicher Zwang und absolute Gewalt treten im Kriege gegen diejenigen, welche Verträge schließen, selten oder niemals ein, — auch schließt nur der einen nachtheiligen Vertrag, welcher dafür andere, ihm unter den gegenwärtigen Umständen wünschenswerthere Vortheile, z. B. den Frieden erhält: Wer eine Provinz abtritt, will der Regel nach dadurch das übrige, vom Feinde besetzte Land wieder erlangen, wer gefangen ist, unterschreibt nachtheilige Bedingungen, weil ihm der Verlust seiner Freiheit als das grössere Uebel erscheint. — Wer nun in allen diesen Fällen den eingegangenen Vertrag unter Berufung auf erlittenen ungerechten Zwang anfechten wollte, würde auch nothwendig die, durch dieselbe Abmachung erworbenen Vortheile wieder herausgeben und den Grundsätzen des Rechts gemäß, Alles auf demselben Fuß herstellen müssen, wie es unmittelbar vor dem Abschlusse des angefochtenen Vertrages stand. — Daß dieß in den meisten Fällen einen noch größern Nachtheil mit sich führen, häufig sogar ganz unmöglich seyn würde, leuchtet ein, und hierin liegt der einfache Grund, warum im praktischen Völkerrechte nachtheilige Verträge nie oder selten durch eine, noch dazu keineswegs ehrenvolle Berufung auf erlittenen Zwang, sondern meistentheils aus andern Gründen oder Vorwänden, z. B. wegen Nichterfüllung der Pflichten und Bedingungen, die der andere Theil über sich genommen, oder wegen Zufügung neuer Bedingungen von der andern Seite widerrufen werden.

XXIV.

Die Staatsstreiche der Regierung von Aargau gegen die Katholiken.

(Schluß.)

Bei den gleichen kirchenräuberischen Gesinnungen Thurgaus mußte der Aufenthalt zu Klingenberg dem Prälaten von Muri allgemach unheimlich werden. Geängstigt, wie er durch so manche Erfahrungen und Wahrnehmungen werden mußte, befürchtete er (und wer mag es ihm verargen?), Aargau möchte zuletzt eine Gewaltsmaaßregel gegen ihn provociren, Thurgau zu deren Vollstreckung gerne Hand bieten. Seine Gewissenhaftigkeit kam von zwei Seiten ins Gedränge: hier stunden die beschworenen Pflichten gegen sein Kloster, dort bei etwaiger Neigung zur Rückkehr Maaßregeln, die eben an seine Gewissenhaftigkeit sich gewendet hätten; das Verfahren gegen die Vorsteher des Vertheidigungsvereins mußte ihm neuerdings vor Augen treten, und den Beweis geben, daß mitten unter allem Wortgepränge von Freiheit, politische Meinungen und Zwecke sich die Gesetze mit leichter Weise dienstbar zu machen wüßten. So reifte der Entschluß, Klingenberg zu verlassen, ohne jedoch zu wissen, wohin sich wenden. Erst hielt sich der Prälat vierzehn Tage in dem Kloster Rheinau auf, kehrte dann wieder nach Klingenberg zurück, unschlüssig, ob er sich nach Deutschland, etwa Ottobeuern oder Augsburg wenden wolle. Um seinen Feinden jeden Vorwand zu benehmen, wollte er die Schweiz nicht verlassen. Er begab sich deshalb bloß für wenige Tage nach Rottweil, um inzwischen durch seinen Gefährten einige Geschäfte beendigen zu lassen, und nachdem der Prälat dafür gesorgt, die fraglichen Eigenthumstitel im Ausland (höchst wahrscheinlich in einer Benedictinerabtei) in Sicherheit zu bringen, begab er sich in die kleinen Cantone, und nach kurzem Aufenthalt zu Einsiedlen, in das Kloster Engelberg in Unterwalden, dessen freundlicher und kräftiger Abt ihn mit offenen Armen aufnahm und ihm Aufenthalt anbot, so lange als es die Verhältnisse nothwendig machen würden. . . . .

Unterdessen forderte der ins Kloster eingezogene Verwalter von dem Kapitel mit Ungestüm Auslieferung der ausländischen Schuldtitel; die inländischen waren schon nach Aarau gewandert, er hatte sie (wie dieß auch in Wettingen geschehen war) mit Gewalt genommen; denn das Kapitel, in consequentem Festhalten an der eingelegten Protestation, hatte ihm dieselben nicht gegeben, sondern bloß geschehen lassen, was es eben nicht abwenden konnte. In Betreff jener auswärtigen Schuldtitel erklärte es: der Abt habe dieselben nach der ihm zustehenden Befugniß mitgenommen, es wolle ihm aber selbst das gestellte Begehren mittheilen. Dieses geschah am 13. Mai 1836. Am 21. Mai ließ der Prälat an das Bezirksgericht in Muri schreiben: Das Kapitel befinde sich wirklich in der Unmöglichkeit, die begehrten Titel herauszugeben. „Ich habe sie, heißt es in dem Schreiben, ich habe sie bei mir; keineswegs in der Absicht, sie dem Kloster und Convent, dessen Eigenthum sie sind, zu entziehen; Gott ist mein Zeuge, daß ich seit dem Antritte meines Amtes bis auf gegenwärtigen Augenblick sein Gut immer nach Vermögen zu erhalten gesucht habe und ferner suchen werde; sondern in der Absicht, von dem allseitig höchst gefährdeten Klostervermögen wenigstens etwas zu retten. — Ich versichere aber, daß, sobald meinem Kloster seine Existenz und sein volles Eigenthumsrecht, wozu es die gerechtesten Ansprüche hat, gesichert ist, selbes die fraglichen Schuldtitel zurückerhalten werde. Einstweilen aber bin ich bereit, selbe in die Hand eines Drittmanns zu hinterlegen, von dem ich die volleste Garantie verbürgen darf". — Aus Versehen wurde dem Briefe Ort und Datum hinzuzufügen vergessen; daher, über den Inhalt des Schreibens, welches derbe Wahrheiten enthielt, ganz hinwegschreitend, hat man dieß zum willkommenen Vorwand genommen, um nach dem spießbürgerlichen Kleinlichkeitsgeist, der die heutige Schweiz bezeichnet, groſses Aufhebens von dieser arglosen Auslassung eines bedrängten Greises zu machen. Schreiber dieses weiß bestimmt, daß die Unterlassung unabsichtlich geschah, und erst dann bemerkt wurde, als das Schreiben schon abgegangen war. Der Aufenthalt des Prälaten in Engelberg war ja kein Geheimniß, wollte keines seyn, konnte keines seyn, sämmtliche Zeitungen hatten längst schon davon gesprochen, und ein bloßer Brief ist keine Acte, die durch den Mangel der Zeitangabe ihre Gültigkeit verlieren kann.

Wenige Tage nach Abgang des erwähnten Schreibens mußte das Bezirksamt Muri den Convent versammeln und demselben anzeigen: „Der Abt seye in seinen Functionen so lange suspendirt, bis er mit den auswärtigen Schuldtiteln in das Kloster zurückkehre; das Kapitel

solle ihn zu Auslieferung dieser Titel auffordern; sofern die Auslieferung binnen acht Tage nicht erfolge, würde die ganze Angelegenheit dem Richter überantwortet, und Abt und Convent (mithin auch die Unschuldigen; ganz nach radicalem Durchgreifen!) für die Folgen verantwortlich gemacht werden". Das Kapitel ordnete ein Mitglied an den Abt ab, um ihm diese Eröffnung mitzutheilen. Unter dem 2. Jun erklärte der Prälat dem Bezirksgericht neuerdings: „daß er gegen jede, von weltlicher Behörde über seine Würde zu treffende Maaßregel zum Voraus protestire, da eine Strafe gegen ihn nur von der Kirche, von der er Weihe und Jurisdiction empfangen habe, ausgehen könne. In Bezug auf die Schuldtitel erneuerte er die frühere Zusicherung. „Bleibt aber, sagt er in diesem Schreiben, das übrige Vermögen meines Klosters in Händen der Regierung, die es gegen angesprochenes Recht und gegen die Bundesurkunde weggenommen hat; bleibt selbst das Verfügungsrecht über jährlichen Ertrag und Gefälle dem Kloster entzogen, und werden sie ganz wie Staatsdomänen administrirt; so, hindern mich wohlerworbenes Recht und heilig beschworene Pflichten, das in Händen Haltende herausgeben; sie legen mir auf, dasselbe meiner ehrwürdigen Corporation, selbst gegen ihre erzwungene Einsprache zu bewahren und Gott und die Welt urtheilen zu lassen: ob die hohe Regierung oder ich dem Kloster Unrecht thun wollen". Eine Ueberweisung an die Gerichte, sagt der Prälat im weitern, könnte aber nur auf die nämliche Weise geschehen, wie die Vollziehungsbehörden den größten Theil des Klostervermögens in Beschlag genommen hätten, nämlich mit Gewalt. Mit allem diesem hatte der Prälat nur die Wahrheit gesagt; wer aber auf Wegen des Unrechts dahin läuft, wird gegen deren Stimme sofort taub.

Unter dem 10. Juli wandte sich der Prälat an die eben versammelte Tagsatzung, sowohl mit Einsprache gegen die Behandlung seines Klosters, als zu Rechtfertigung der Rettung einiger Schuldtitel: „kein rechtlich denkender Eidgenosse, heißt es in dem Schreiben, wird mir diese Befugniß absprechen, da auch diese Titel wohlerworbenes Stift-Murisches Eigenthum sind, wie ich auch der einzig rechtmäßige Verwalter derselben zu seyn, nach Kirchen- und Staatsrecht behaupte. Während mein ehrwürdiger Convent, wider schreiende Verletzungen von Verfassung und Gesetzen protestirend, wiederholt an die hohe Centralbehörde sich wandte, endlich in der executorischen Beschlagnahme und Expropriation lediglich der Gewalt wich, lag [illegible] nicht in meiner Stellung, die betreffenden Schuldti[illegible] auszuliefern."
Nachdem der Prälat in [illegible]lichen Verfü-

gungen, die man sich gegen das Kloster erlaubt, nochmals berührt, fährt er fort: „Hochselbe werden leicht einsehen die Folgen, die eines Volkes harren; einsehen, was derlei progressive Tendenzen einer Nation bereiten müssen, wenn die sittlichen und rechtlichen socialen Bande vollends entwurzelt und gelöst sind; wenn alle historische Autorität, Sigill und Briefe, der Wille der Stiftenden und uralter Besitz und Erwerb als abgenutztes Pergament verworfen werden; wenn man den Grundsatz geltend macht: „die Todten sind verschollen"! wenn sogar die bestehenden positiven Gesetze, Rechte und Verfassung keine Schranken mehr bieten, und selbst die Bundesurkunde, die feierlichsten Verträge der Eidgenossenschaft, gehalt- und kraftlos im Sturme der Zeit untergehen? Wäre es dem Vater einer von der Vorsehung ihm anvertrauten Familie, der alle socialen Grundpfeiler wanken, seine Söhne verstoßen, der Willkühr preisgegeben sieht, zu verübeln, wenn er in solch dringender Noth an Rettung eines spärlichen Nothpfennigs dächte; oder sollte er, auf sein gutes Recht und legitimen Besitz verzichtend, auch dieses Wenige dem Sturme opfern"?

Das Schreiben in Verbindung mit der oben erwähnten „ehrerbietigen Vorstellung" rief verschiedene Stimmungen bei den Tagsatzungsgesandten hervor: eine ernste bei den Vertretern alt-eidgenössischer Redlichkeit und Biederkeit; eine laue bei den Gesandten der lavirenden Cantone; eine spöttelnde bei jenen von den Zeitbestrebungen durchfressenen; eine ingrimmige bei allen, welchen es tief ins faule Fleisch schnitt. Gleich nach Verlesung dieser Actenstücke erhob sich der Gesandte von Aarau, ein gewisser Bruggisser, der sich bei dem Decemberaufstand im Jahre 1830 zum Vater des Vaterlandes qualificirt hatte. Incriminationen gegen die Klöster wurden der erlauchten Versammlung anstatt einer Rechtfertigung der verfügten Bevormundschaftung und sämmtlicher getroffener Maaßregeln dargeboten. Seine vermeinte Apologie drehte sich wesentlich auf der Behauptung schlechter Verwaltung und Vermögensverminderung herum; Beweisführungen gehören in den alten Kram verrosteter Vorurtheile.

Inzwischen, und seitdem in steigendem Maaße, trieben die Klosterverwalter überall, in Muri besonders, ihr Unwesen so, als ob keine rechtmäßigen Besitzer der Klostergüter vorhanden wären, oder diese höchstens als lästiges Servitut zu betrachten seyen, welches auf dem Stiftungsvermögen laste. Die ihrer ursprünglichen Herrschaft treuen Dienstboten mußten hiefür entgelten, die Schuldforderungen an benachbarte Landleute machte man zum Mittel, um auf die Wahlstimmen einzuwirken; überall wurde der Genuß nach der politischen Ge-

sinnung bemessen; Verträge wurden geschlossen, Abtretungen eingegangen, Liegenschaften veräußert, in allem so gehandelt, als seye der Staat ebenso ausschließlicher als rechtmäßiger Eigenthümer des Klostervermögens. Die wirklichen Eigenthümer wurden für ihren Haushalt auf ein Fixum angewiesen, worüber sie noch monatlich Rechnung ablegen sollten. Nur in die eigentlichen Ordensvorschriften fand keine Einmischung statt, ausschließlich jedoch des Verbots der Novizenaufnahme.

Die Anschuldigungen Bruggissers an der Tagsatzung von 1836 veranlaßten im Jahre 1837 eine neue Schrift: „Rechtfertigung der aargauischen Klöster über ihre frühere Verwaltung und Verantwortung über die ihnen gemachten Anschuldigungen an den großen Rath des hohen Standes Aargau“ (40 S. in fol.). In dieser Schrift wird der Vermögensstand sämmtlicher Klöster von 1803 und 1834 verglichen, und erwiesen, daß, trotz vieler ungünstiger Verhältnisse, sie sämmtlich in diesem Zeitraum ihr Vermögen sowohl consolidirt als vermehrt hätten. Muri besaß im Jahr 1803 unter allen Titeln 2,694,804 Schweizerfranken, im Jahre 1834 hingegen 3,004,780 Schw. Fr., oder an reinem und unmittelbaren Vermögen 2,723,128 Schw. Fr., wovon 681,644 Fr. Vorschlag von dreißig Jahren waren. Und dennoch hatte es im Laufe dieser Jahre, manche auferlegte, exceptionelle Belästigungen ungerechnet, 376,230 Fr. direct und baar an die Staatskasse abgeliefert, darüberhin bei Erfordernissen zu Unterstützung der mannigfaltigsten Art, in Gesuchen an seine Wohlthätigkeit sich immer bereitwillig finden lassen.

Aber der Herr Tagsatzungsgesandte hatte nicht allein von der schlechten Wirthschaft der Klöster gesprochen, sondern besonders scharf gegen den Abt von Muri sich herausgelassen, der mit einer Summe von 370,000 Fr. entwichen seye. Greller lautete es bald darauf in dem großen Rath von Aarau. Hier wurde der Prälat förmlich des Diebstahls beschuldigt. Ein Vorwurf, der dem eines Räubers glich, der ein Haus ausgeplündert und nun den Herrn schmäht, daß er einen geringen Theil von seinem und seiner Kinder Eigenthum in Sicherheit gebracht. Man erlaubte sich die pöbelhaftesten Ausfälle gegen die Person des Prälaten; — Redensarten, die kaum in einer Fuhrmannskneipe an ihrem Platz gewesen wären, konnte man sich ungerügt und ohne Zurechtweisung durch den Präsidenten nach Lust ergeben. Einzig der gewesene Bürgermeister Herzog nahm sich des Hartgeschmähten durch Auseinandersetzung des Thatbestandes hinsichtlich der Fürstenbergischen Forderung an. Doch ward die Stimmung nicht besser

man ignorirte die Erklärung der Prälaten vom 21. Mai; derjenige, der für das Eigenthum seines Stifts nach Pflicht und Recht Sorge getragen, wurde förmlich als Dieb qualificirt. Der Antrag erging: Der kleine Rath solle von dem Stand Obwalden die Auslieferung des Prälaten verlangen. Eine Masse Hände fuhr in die Höhe, der Antrag ward zum Beschluß.

Man meinte in Aarau, jenes Begehren auf ein eidgenössisches Concordat stützen zu können, wodurch die Stände sich verpflichten, Verbrecher, die sich innerhalb ihrer Landesgränzen befinden, auf erfolgtes Requisitorium auszuliefern. Sey es nun die blinde Leidenschaft, sey es kalter Hohn, der Aarau dazu bewog; es rief bei Obwalden dies Concordat als verbindlich an, gegen einen allgemein verehrten Greis, der nach Pflicht und Recht gehandelt, und das Eigenthum seines tausendjährigen Gotteshauses vor despotischer Raubgier geflüchtet hatte. Wenn es seit einiger Zeit Gewohnheit geworden ist, auf die Urcantone, weil sie sich von dem Contagium, welches beinahe alle übrigen Schweizercantone ergriffen hat, frei zu halten suchen, vornehm herabzusehen, ihre Regierungen als schwach und bornirt auszuschreien, so finden sich dennoch in jedem derselben Männer an der Spitze, welche an Fähigkeit und Geschäftsgewandtheit den gepriesensten Magistraten der größern Stände unbedenklich an die Seite gestellt werden dürfen, anbei Rechtlichkeit, Biederkeit, altschweizerische Treue mit jenen Eigenschaften gar wohl vertragsam halten. Obwaldens Erwiderung an Aargau war bemessen, kräftig, entschieden: man könne dem angerufenen Concordat die hineingelegte Auslegung nicht geben, den Prälaten von Muri in die Cathegorie derjenigen, derentwegen es abgeschlossen worden, nicht stellen. Obwalden habe seiner Person Schutz zugesagt, und werde ihm auch solchen angedeihen lassen. Die Aufforderung, vor aargauischem Gericht zu erscheinen, könne man ihm zwar mittheilen, müsse es ihm aber anheimstellen, was er thun wolle. Aargau insistirte, und da Obwalden beharrlich ablehnte, wandte es sich an das Vorort Luzern. Der geneigten Unterstützung desselben in einem solchen Fall konnte man sich eben so versichert halten, als Obwaldens rechtlicher Gesinnung. Ein luzernisches Monitorium that hier keine bessere Wirkung, als das aargauische Requisitorium. So konnte der Prälat einstweilen nicht weiter beunruhigt werden, als durch Zeitungsartikel, durch Declamationen und Lamentationen in den aargauischen Blättern. Desto empfindlicher ließ man durch mancherlei Chikanen, durch härtere Behandlung, durch eigenmächtige Verfügungen das Kapitel die allerhöchste Ungnade fühlen.

An der Tagsatzung von 1837 mußte die aargauische Klostersache ohnedem wieder zur Sprache kommen. Der Prälat von Muri hielt es für nothwendig, diejenige seines Klosters sowohl, als diejenige seiner Person noch besonders in Anregung zu bringen. Er ließ unter dem 21. August eine neue Denkschrift einreichen. Seine erste Frage war: ob die aargauische Regierung jene Maaßregeln gegen sein Gotteshaus, die seit anderthalb Jahren bestünden, rechtlich dürfe fortdauern lassen? Wenn auch der Prälat voraussehen konnte, daß die Berufung auf den Willen des Stifters, auf frühere Zugeständnisse, die unter allem Wechsel der äussern Verhältnisse stets anerkannt wurden, auf Bundesurkunde, Verfassung, Gesetze und die ewigen Fundamente des Rechts, unbeschränkter Willkühr gegenüber fruchtlos seyn würden, so durfte er doch das Alles nicht unberührt lassen. Auch die Befugnisse der Souveränität, sagt er, haben ihre natürlichen, ihre positiven, ihre conventionellen Gränzen. „Diese sind gezogen für den Canton Aargau in Betreff der Gotteshäuser in dem XII. Artikel der Bundesverfassung". — Wir möchten sagen, sie ergäben sich von selbst, auch wenn jener Artikel nicht bestände. Die Stiftung der meisten Klöster in der Schweiz reicht viel weiter hinauf, als der Ursprung der Eidgenossenschaft. Die meisten derselben verdanken ihr Grundvermögen den Wohlthaten der damals mächtigen Geschlechter aus deren wahrem Eigenthum, wie denn gerade Muri die erste und älteste Stiftung des Hauses Habsburg ist. Die Eidgenossenschaft hat sich allmählig um dieselben so gestaltet und die Klöster mit den Landschaften auf irgend eine Weise in sich aufgenommen; aber sie sind nicht rechtlos in dieselben eingetreten, sie sind nicht gebunden auf Gnade und Ungnade hin überliefert worden, sondern eben jene Pergamente, die eine Parthei jetzt als abgenutzt unter die Bank werfen will, haben für sie gesprochen, und ihre Stimme ist Jahrhunderte durch gehört als eine gültige anerkannt worden. Darum wurden die Rechte der Klöster von allen frühern Obrigkeiten, wie jedes andere Recht, geachtet und in keinem größern Maaße beschränkt, als solches auch für die übrigen Glieder der Gesellschaft geschehen mußte. So fand der neucreirte Canton Aargau das uralte Kloster Muri, und dieselbe Acte, welchen er das eigene Daseyn verdankt (die Vermittlungsacte des französischen Consuls Bonaparte), bestimmte auch die Verhältnisse des letztern, und garantirte dessen Rechte. Diejenigen Acte, welche dem Kanton Aargau seine Existenz troß bedeutender und nicht so ganz verwerflicher Widersprüche znm zweitenmale gesichert hat, sicherte auch das Kloster Muri neuerdings, und es ist eine schaamlose Sophisterei, zu behaupten: durch

Bevormundung und das Verbot der Novizenaufnahme werde die Existenz eines Klosters nicht gefährdet. Es läßt sich auch nicht zweifeln, daß, soferne Bern nach Unterzeichnung der Bundesurkunde die Rechtmäßigkeit des Bestehens des Kantons Aargau auch nur schriftlich, geschweige denn durch Gewaltschritte, hätte anfechten wollen, dieser die Bundesurkunde als Schutzwehr würde aufgerufen und bei allen übrigen Cantonen die möglichste Unterstützung gefunden haben. Regierungen sollten sich wohl bedenken, ehe sie Verträge, an deren Aufrechthaltung ihnen selbst alles gelegen seyn dürfte, in anderer Beziehung gänzlich zu beseitigen sich erlauben; auch ist es eine mißliche Sache, wenn man die rechtliche Begründung von Handlungen und Verfügungen erst und ausschließlich in der objectiven Personalität derjenigen suchen muß, gegen welche dieselben angewendet werden. Alle bisherigen Anordnungen gegen das Kloster Muri, wie überhaupt die Klöster in der Schweiz ließen sich einzig dadurch rechtfertigen: weil es eben Klöster sind. Fragt man das Personenrecht, so räumt dasselbe unbeschränkte Befugniß ein, Communitäten zu stiften, die Niemand nachtheilig seyen, auch über Niemand Zwang üben können. Oder würde etwa jemand im großen Rath des Cantons Aargau den Antrag wagen, eine Freimaurerloge, wenn sie ein Vermögen gleich demjenigen des Klosters Muri besäße (was wenigstens absolut denkbar ist), deswegen unter eine Zwangsbevogtigung zu stellen? Fragt man das Sachenrecht, so kann doch die Modalität rechtmäßigen Besitzes so wenig als dessen Verwendung innerhalb des Erlaubten (theilweise immer Gemeinnützlichen), am allerwenigsten aber das größere Maaß desselben irgendwelche ausnahmsweise Verfügungen einräumen. Der Prälat stellte daher keinen gewagten Satz in der Behauptung: „daß der unbedingte Fortbestand geistlicher Corporationen, nach dem vollen Sinne jenes Wortes, auf der gleichen rechtlichen Basis beruhe, wie die Existenz jedes andern Bürgers; daß mithin, auch vom Standpunkte der Verfassung beurtheilt, die gegen die Klöster verhängten Maaßregeln ein förmlicher Bruch der durch die eidgenössischen Stände garantirten Verfassung des Cantons Aargau seyen“.

Zu den eigenen Angelegenheiten übergehend, berührt der Prälat die dem Kriegszug gegen die freien Aemter voranlaufenden Gerüchte, die durch seine Stellung zu dem Kloster gebotene Obsorge; jene hätten zur Sicherstellung seiner Person, diese zur Flüchtung der vielbesprochenen Schuldbriefe gleichsam nöthigen müssen. „Zudem, fährt er fort, wenn sich der Unterzeichnete das Verfahren gegen die würdigsten, unbescholtensten Priester, gegen andere unbescholtene Bürger ins Gedächt-

niß zurückrief; wenn er sich so manche Aeußerungen gegen seine Person, die zu seinen Ohren drangen, vergegenwärtigte; welche Garantieen für ihn, für seine Freiheit, für eine Behandlung, wie er sie seiner kirchlichen Stellung gemäß zu fordern berechtigt und verpflichtet ist, hätten sich ihm dargeboten?" — „Das bisherige Verfahren gegen ihn, welches ihn, den Nachfolger so vieler Reichsfürsten, den Prälaten der Kirche, den Abt einer der ältesten und angesehensten Gotteshäuser, den bald 70jährigen Greisen mit den gemeinsten Verbrechern in eine und dieselbe Kathegorie stellen will, konnte unmöglich geeignet seyn, ihn zu Rückkehr in sein Kloster zu ermuntern und sich schutzlos jeder Behandlung preis zu geben, welche die Lust erbitterter Feinde durch willfährige Diener ihm zu bereiten für gut finden würde.

Wir können uns nicht enthalten, den wahrhaft beweglichen Schluß, den der achtungswerthe und bemitleidenswürdige Greis seinem Schreiben gegeben, dieser Berichterstattung noch beizufügen. Er lautet so: „Wer, wie der Unterzeichnete, fünfzig Jahre seines Lebens in der stillen Abgeschiedenheit eines Klosters, in treuer Erfüllung der ihm vorgeschriebenen Pflichten durchlebt hat, dem kann wohl kein traurigeres Loos beschieden seyn, als dasjenige, durch die Macht der Umstände gezwungen zu werden, sein lebensmüdes Haupt an einem andern Ort zur Ruhe zu legen, als da, wo so viele seiner Brüder ihm vorangegangen sind. Wer ferner, wie der Unterzeichnete, an den Pforten der Ewigkeit steht, der kann um zeitlicher Dinge willen zu keinen Täuschungen sich verirren, und das um so weniger, je strengerer Gewissenhaftigkeit im Großen wie im Kleinen bei dem Rückblick auf seine bald vollendete Lebensbahn er sich bewußt ist. Aber um so ernster auch muß sich ihm die Verantwortlichkeit aufdringen, wenn er, beschworenen Verpflichtungen ungetreu, wenn er in Bewahrung der durch eine lange Reihe der Vorfahren ihm anvertrauten Stiftung saumselig würde. Nein! keine menschliche Gewalt, keine Verfolgung, selbst nicht die Bitterste: flüchtig von Ort zu Ort gedrängt zu werden, können den Unterzeichneten, der nur auf Gott hofft, in der ihm anvertrauten Obsorge um sein Gotteshaus und seine Mitbrüder wankend machen".

Diese Zuschrift, deren einige, in der ersten Fassung noch ungleich kräftigere Stellen von dem Prälaten, auf gepflogenen Rath hin, noch gemildert worden waren, goß freilich eine ätzende Lauge auf manchen faulen Fleck. Sie glich jenem Büchlein in der Offenbarung, welches verschluckt werden mußte, aber, da es nicht zu verwinden war, Grimmen verursachte. Unter diesen Blähungen und Wendungen, welche eine Widerlegung sowohl dieses Schreibens als der „Rechtfertigung

der aargauischen Klöster (s. oben) genannt werden wollte, consumirte der aargauische Gesandte beinahe eine ganze Tagsatzungssitzung. Es gehört aber zu den vorörtlichen Geschäftsmanipulationen, Gegenstände, deren Erörterung schwierig scheint, oder solche, die an gegebenen Thatsachen haltend, der auf dem Rechtsboden stehenden Parthei gegenüber, in eine etwas schwierige Stellung bringen könnten, so weit hinaus zu schieben, bis die Mitglieder der Tagsatzung, durch deren lange und Langeweile machende Dauer abgemattet, nach der Heimath sich sehnen, bis die Geduld völlig aufgebraucht ist, bis die Wagen schon angespannt sind, bis ungeduldig der Schwager knallt: dann wird, was noch übrig ist, schnell abgemacht, oder es fällt in den Abschied, und die Verhältnisse bleiben für ein Jahr, wie sie sind. Dieses Loos wurde an der vorjährigen Tagsatzung von dem katholischen Vorort Luzern der Angelegenheit der aargauischen Klöster bereitet. Auf die Gesandten der rechtlich gesinnten Stände zwar hatten die erfolgten Eingaben einen tiefen Eindruck gemacht, allein es konnte weder zu einer gründlichen Erörterung, noch zu einer Schlußnahme kommen; niemand wollte mehr harren; oder fürchtete man etwa im Hader auseinander gehen zu müssen? Indeß möchten wir behaupten, daß hiedurch die Klöster zwar nicht minder Rechtes geworden sind, aber eben so wenig viel gewonnen haben.

Am Ende vorigen Jahrs kam die Angelegenheit des Prälaten von Muri im großen Rath zu Aarau wieder zur Sprache. Es wurde bitter über Obwalden geklagt, welches zu nichts habe Hand bieten wollen; daß der Prälat auf seiner Weigerung, die Schuldtitel auszuliefern beharre, hierauf der Beschluß gefaßt: denselben vor Gericht zu laden. Wirklich erschien bald hierauf die Vorladung in einigen öffentlichen Blättern; drei Termine waren bestimmt, der letzte auf den 26. Febr.; Entfremdung eines beträchtlichen Theils des Klostervermögens wurde als Schuld angegeben. Hiemit wurde nicht nur jede frühere, so deutlich abgegebene Erklärung des Prälaten über die Beweggründe der angeblichen Entfremdung und über die fernere Verwaltung und Verwendung des Geretteten auf perfide Weise ignorirt, sondern die Thatsache selbst absichtlich in ein schiefes Licht gestellt; wodurch bei vielen Unkundigen, deren Zahl groß ist, und bei allen Böswilligen, deren Zahl noch größer ist, der Abt verdächtigt und in ein gehässiges Licht gestellt ward.

Es ist demselben angerathen worden, durch die gleichen Blätter, in welche die Vorladung eingerückt wurde, jene Anschuldigung, sofern durch den Ausdruck „Entfremdung“ etwas Widerrechtliches, oder wohl

gar Unterschlagung, bezeichnet werden wollte, als baare Calumnie keck zurückzugeben. Er hat diesen Rath nicht befolgt; warum, wissen wir nicht; vielleicht, weil er glauben mochte, hiedurch noch mehr zu erbittern, vielleicht gar, weil er sich der Täuschung hingab, durch Glimpflichkeit das fernere Verfahren eher hemmen zu können. Facilis descensus Averni möchten wir ihm in verdoppelter Hinsicht zurufen; einmal in Bezug auf diejenigen, welche ihn verfolgen; sodann in Bezug auf seine Person. Die Bahn des Unrechts führt jählings abwärts. Man wird den bisherigen Schlußnahmen gewiß andere, noch kränkendere, folgen lassen, und sich um so mehr erbosen, je weniger die getroffenen Maaßregeln zum Ziel führen können. Aber auch für seine Person mag er jenes Spruches eingedenk seyn und vor falschen Schritten, die eine unvermeidliche Verkettung von solchen oft unvermerkt und wider allen ursprünglichen Willen herbeiführen, sich hüten. Tritt er aus dieser ganzen Darstellung in intacter Würde, mit fleckenfreier Gewissenhaftigkeit, mit seltener Standhaftigkeit hervor, so müssen wir es doch aufrichtig bedauern, daß er sich von einem Mißgriffe nicht frei zu halten wußte. Er hat nach erfolgter Vorladung an das Bezirksgericht Muri geschrieben. Damit hat er bereits dessen Competenz anerkannt, indeß er förmlich, und wäre es auch nur durch Schweigen gewesen, dasselbe perhorresciren mußte. Aber nicht nur das, er hat körperliche Indisposition als Grund seines Nichterscheinens angegeben; wie nun, wenn man später anfrägt, ob er sich besser befinde? Gab es nicht eben so augenfällige und dabei triftigere auch unverfänglichere Beweggründe seines Nichterscheinens? Mögen ihn die Stimmen der radicalen Blätter belehren, was seiner warte. So konnte er in dem zu Zürich erscheinenden Republikaner, an welchem die grimmigsten Jacobiner, wie der ruchbar gewordene Rechtslehrer Keller u. dgl. arbeiten, lesen: „tüchtige Bewegung auf der Festung Arburg bei magerer Kost dürfte ihn sicher heilen". Hoffentlich aber wird der Prälat den Grundsatz: lieber alles verlieren, als die Ehre, lieber alles erdulden, als der beschworenen Pflicht ungetreu werden, fernerhin fest halten. Das Kapitel hängt mit Liebe an seinem Abt; die bisherigen Drangsale haben das Band zwischen beiden noch fester geknüpft; jenes hat bisher Vieles über sich ergehen lassen, es wird die Kraft besitzen, auch Anderem sich zu unterziehen; die Schmach, womit sich die unwürdigen Gesellen zu Pfäfers vor allen Wackern beider Confessionen beladen haben, wird ihm als Warnungstafel vor Augen stehen. Gewiß, wir sind dessen überzeugt, wird es allen Anmuthungen, denen nur unter schwerer Uebertretung der Kirchengesetze Folge geleistet werden könnte, von der

Hand weisen. Ob das Werk der begonnenen Unterdrückung durch materielle Gewalt wolle gekrönt werden, wird die Zeit lehren. Ueber beide Theile, über die jetzigen Machthaber und über die Conventualen von Muri wird eine, hoffentlich wieder zu den Grundsätzen der Gerechtigkeit zurückkehrende Nachkommenschaft einst zu Gericht sitzen.

XXV.

Merkwürdiges Urtheil eines Zeitgenossen über die Folgen der Glaubensspaltung.

Thomas Kantzow, Geheimschreiber in der Fürstlich-Pommerischen Kanzlei zu Wolgast, fällt in seiner „Pomerania oder Ursprunck, Altheit vnd Geschicht der Völker vnd Lande Pomern, Cassuben, Wenden, Stettin, Rhügen", ein Urtheil über die unheilvolle Glaubensspaltung des 16 Jahrhunderts, welches auch für die Jetztlebenden um so größern Werth hat, als es einerseits ein Zeugniß eines in Mitten der Begebenheiten stehenden Zeitgenossen ist, der unter dem frischen Eindrucke dessen schrieb, was er selbst gesehen und gehört hatte, andrerseits aber den Beweis liefert, daß auch manche, die dem Strome der verneinenden Richtung folgten, oder durch die überlegene weltliche Gewalt zu folgen gezwungen wurden, noch immer so viel Unbefangenheit des Herzens, und so viel natürlichen Tact behielten, daß sie den Ausdruck der Wehmuth nicht zurückhalten konnten, die sie bei dem so nahe liegenden Vergleiche zwischen der altkatholischen Lebensgewohnheit und der neuen Lehre unbewußt überschlich. Es lautet wie folgt:

Vom glawben des lands.

Vom Christenthumb her ists bepstischen glawbens gewest, vnd das folk sehr andechtig, vnd hat viele in die kirchen, clo-



ster vnd den armen gegeben, auch viel gefastet. Dan am mitwochen vnd sonnabend haben sie kein fleisch, vnd am freitag kein fleisch, eer oder butter gegeßen, vnd so nhur ein geringe fest gewest, so haben sie es vhest gefastet, auch die kinder zum fasten gewehnet, vnd sie mit schenken dazu gereitzet. Dan auff die heilige nacht haben die kinder müßen jre schuch etwer an einen ort setzen, so legten dan die eltern gelt, apffel, birn, nüße oder sunst was darin; des morgens wann die kinder auffstunden vnd daßelbig funden, sagten die eltern: der heilige, des abend sie gefastet, hette es gegeben; bisweilen legten sie jnen nichts in die schuch, vnd sagten sie hetten nicht recht gefastet, von deswegen wurden dan die kinder trawrig, vnd beflißen sich darnach mehr zu fasten. Am heiligen tag hette den lewten auch große not müßen anstoßen, das sie nicht in die metten, predigt, meß vnd vesper gegangen weren, vnd mit großer andacht gepetet hetten. Aber wen dieselben gezeite ausweren, so ginck es zur zeche in gemeine schenkhewßer, oder nachpar zu nachpar. Vnd hielt sich das volk darvber sehr freundlich, vnd weren die prister in großer acht vnd wirdigkeit, also das keiner so gering was, wo er kham zog man jne vberal empor, vnd man khonte jnen nicht gnugsam ehr erzeigen.

Hirnach aber als der ehrwürdige her doctor Martinus Luther vns aus gnaden gottes viel mißbreuche der römischen kirchen anzeigte, vnd das heilige evangelium lawter vnd klar widder dargestelt: hat die gantze lantschafft, herren, adel vnd stette im jar 1534 auff befurdern der fürsten hertzog Barnims vnd hertzog Philipsen, in gegenwertigkeit vnd mit rhat doctor Pomerani auff lucie zur Treptow an der Rega das heilige evangelium einmüthiglich angenhomen; vnangesehen obgleich die geistlichkeit gerne were dawidder gewest. Vnd ist sieder der zeit eine große verenderunge aller sachen, wie dan pfleget, geworden, gegen vhorige andechtigkeit ruchlosigkeit, gegen miltigkeit berawbung der gotteshewßer, gegen almosen kargheit, gegen fasten fraß vnd schwalch, gegen feyren arbeit, gegen die feine zucht der kinder motwillen vnd vnerzogkenheit, gegen



ehr der priester grosse verachtung der Prediger vnd kirchendiener. Vnd daßelbige ist leider gemeinlich, vnd man findt jetzt in den stetten die kirchendiener sehr vbel versorget, deßgleichen die schulen vbel bestellet, darneben seint auch auffn lande viel dorffpfarren wüste, die keinen pfarhern oder prediger haben, also das man billig sagen möchte, das sich die lewte am evangelium mehr geslimmert den gebeßert hetten. Aber es mus so sein den es ist der menschen arth so in gottes sachen, das sie allewege das widderspyl halten; do sie den alten mißprawch verstunden, begerten sie den rechten geprawch zu haben, nhun meinen sie, es sey jnen frei zu thunde was jnen bedünkt bequeme seyn, vnd kheren also die christliche freyheit zu jren motwillen vnd geitz.

Nichtesweiniger hat dennoch vnser herre got allezeit die seinen ausgesondert. Es seint noch viel christliche biderlewte, die gottes wort mit aller andacht vnd fleiß auffnhemen vnd handthaben, den kirchendienern vnd armen nach allen vermugen helffen, vnd ist jtzt eine sonderliche feine lust bei den gotforchtigen lewten zu sehen, wie gar ehrlich jre kinder in gottesforcht ertzogen werden, wie hübsch sie jren catechismum wißen, beide von wort zu wort zu erzellen vnd auch fein reinlich auszulegen, wie züchtigk kneblyn vnd megdtlyn zu tische beten, vnd darnach das gratias lesen, des abends wen sie zu pette gehen jre segen vnd gepete sprechen, deßgleichen, des morgens wen sie auffstehen. Vnd ist die wahrheit, das jtzund ein klein kind von acht oder newn jaren beßer vnterricht seines christenthumbs hat vnd weis, den zuvor die alten, auch die pfaffen selbst nicht gewust haben; got gebe das sie sein wort lange behalten, vnd ein den andern ein anreg sein werden, nicht allein das evangelium mit dem munde, sondern auch mit der tat zu bekhenen".

Die historische Treue verpflichtet uns das zu Gunsten der Kirche sprechende Geständniß des Gegners nicht zu theilen; wir haben deshalb also auch dies am Ende der eben mitgetheilten Stelle über die „Reformation" ausgesprochene Lob

nicht zurückhalten wollen. — Auch dieses hat, richtig verstanden, vollkommene Glaubwürdigkeit. — Allerdings mögen acht bis neunjährige Kinder nach der Glaubensspaltung „bessern Unterricht ihres Christenthums gehabt haben, als früher Erwachsene und selbst Geistliche". Die Neulehrer hatten es nur zu gut verstanden die ganze Bevölkerung der von ihnen verführten Länder zur theologischen Controverse abzurichten, die gesammte öffentliche Meinung, der Charakter des Volks, hatte eine Richtung und Hinneigung zu den Schulstreitigkeiten der Gottesgelehrten genommen, die das Mittelalter ihr in keiner Weise hatte geben wollen. Welchen Einfluß diese vorwiegende Liebhaberei an den Verhandlungen der Schriftgelehrten auf das praktische Christenthum aller Volksklassen aber haben mußte, davon gibt derselbe Schriftsteller in den unmittelbar vorhergehenden Sätzen Zeugniß.

XXVI.

Miscellen.

I.

Die Fortsetzung der *Acta Sanctorum* durch die belgischen Jesuiten.

Zu den glorreichsten wie zu den mühevollsten literarischen Arbeiten, welche die Christenheit aufzuweisen hat, gehören unstreitig die Acta Sanctorum, jene große Sammlung und critisch geläuterte Zusammenstellung aller historischen Denkmäler, welche sich auf die Geschichte der Heiligen Gottes beziehen. Einhundert fünfzig Jahre — so lange baute man in der Regel an unsern herrlichen gothischen Domen — arbeiteten Bolland und die übrigen, ihm in 3 Abtheilungen folgenden Vä-

ter des Jesuitenordens an diesem Werke 1643 — 1794, welches mit dem 53sten Foliobande (bis zum 15. Oktober) noch nicht vollendet war, aber auch sowohl in Bezug auf Umfang und Schwierigkeit, als auf den Gegenstand und die treffliche Art seiner Behandlung seines Gleichen nicht hat. Zwar wurde es lange genug von den Andersgläubigen mit souverainem Hochmuthe ignorirt; statt ihren reichen und critisch gesichteten historischen Vorrath zu benützen, behandelte man die Acta, die ihren Titel nicht umsonst von den Acten der Apostel erhalten hatten, höchstens als Sage, als Legende, welchen man schon unendlich viel eingeräumt zu haben glaubte, wenn man zugab, daß ihre gute Absicht den vernunftwidrigen Inhalt bedecke.

Und dennoch ist ihr Inhalt weder vernunftgemäßer, noch vernunftwidriger als die heiligen Bücher der Christen selbst, welche wir von eben der Kirche empfangen haben, die in einem Proceßverfahren, dessen Strenge auch das vortrefflichste weltliche Tribunal weit hinter sich zurückläßt, die Aussagen von Augenzeugen über die einzelnen Lebensumstände jener christlichen Helden zu prüfen pflegt, ehe sie ihre Namen in das Verzeichniß der Heiligen einträgt. Es ist daher durchaus keine Uebertreibung, wenn wir die Acta Sanctorum, welche von Männern voll christlichen Geistes, die ihr ganzes Leben mit Aufopferung irdischen Gutes, der Erforschung himmlischer Wahrheiten und der umsichtigsten Prüfung der verschiedenen Geschichtsquellen gewidmet haben, die genuine Fortsetzung der Apostelgeschichte nennen, — die Fortsetzung des Beweises überirdischer Kraft und überirdischer Gaben, die Fortdauer des heil. Geistes in der Kirche und seines wunderbaren Wirkens in auserwählten Gliedern derselben von ihrer Stiftung durch den Heiland bis auf den heutigen Tag.

Mit hoher Freude hat uns daher das Erscheinen eines kleinen Büchleins: de prosecutione operis Bollandiani, quod Acta Sanctorum inscribitur. Namur 1838. erfüllt, indem uns hieraus die Gewißheit ward, daß durch die Sorge derselben religiösen Gesellschaft, die das Riesenwerk begon-

nen, das den Bau der Kirche in ihrem Innersten darzustellen hat, dasselbe auch zu Ende gebracht werden solle. Die ehrwürdigen PP. Joh. Bapt. Borne, Joseph Vandermonre, Prosper Coppens, aus dem St. Michaels-Collegium zu Brüssel, sind hiezu erwählt. Das oben angezeigte Büchlein, das von ihnen ausgegangen ist, zeugt auch bereits von ihrem lebhaften Eifer, die Sache zu fördern, sowie von ihrer Umsicht, mit welcher sie dabei zu Werke gehen. Leider ist es ihnen jedoch nicht vergönnt, über dieselben Hülfsmittel zu disponiren, welche den frühern Bearbeitern der Acta Sanctorum zu Gebote standen; auch hier hat die Revolution ihren zerstörenden Einfluß geäußert. Sie fordern deshalb alle Freunde der kirchlichen Literatur und Geschichte auf, ihnen in dem Unternehmen, das mehr als ein anderes zum Ruhme der Kirche gehört, beizustehen, und insbesondere in Bezug auf Manuscripte in Specialgeschichten, in wie fern diese auf das Leben der Heiligen Bezug haben, hülfreiche Hand zu leisten. Das besondere Verzeichniß der Heiligen, deren Leben noch beschrieben werden muß, und für welche die Herausgeber die literarische Unterstützung besonders in Anspruch nehmen, ist von S. 19—60 dem Werkchen beigedruckt.

II.

Die Gränze des Gehorsams.

Nachfolgende Geschichte findet sich in der Schrift von J. D. E. Preuß Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte Berlin 1833 Bd. II. S. 319 ff., einem als Compilation eben so brauchbaren, als wegen der darin auf jeder Seite ausgesprochenen, prahlerischen und gründlich servilen Gesinnung wahrhaft verächtlichen Buche.

„Während des Februars 1761 rief Friedrich den Generalmajor von Saldern und sprach: Er geht morgen mit einem Detaschement Infanterie und Kavallerie in aller Stille nach Hubertsburg *), besetzet das Schloß, läßt alle geldwerthe Meu-

*) Dieses Lustschloß gehörte bekanntlich dem Kurfürsten von Sachsen.

bles sorgfältig aufschreiben und einpacken. Ich will nichts davon haben; ich werde das daraus gelöste Geld dem Lazareth assigniren, und ihn nicht vergessen". —

Saldern. „Ew. Maj. halten zu Gnaden, das ist gegen meine Ehre und Eid.

„Er würde Recht haben, antwortete der König (noch mit gelassener Stimme), wenn ich dieses desperate Mittel nicht zu einem guten Zwecke gebrauchen wollte. Aber höre er einmal: der Kopf der großen Herren fühlt es nicht, wenn den Unterthanen die Haare ausgerauft werden; man muß sie da angreifen, wo es es ihnen selbst wehe thut."

Diese letzten Worte sagte der König schon mit stärkerer Stimme, machte nochmals eine Entschuldigung seines Vorhabens und wiederholte seine Ordre.

Mit gewöhnlicher Bescheidenheit, aber auch mit Mannheit erwiderte Saldern: Ew. Maj. schicken mich stehenden Fußes den Feind und dessen Batterien anzugreifen; so werde ich herzhaft gehorchen: wider die Ehre, Eid und Pflicht kann ich nicht, darf ich nicht!"

Der König wiederholte seine Demonstration; und da Saldern standhaft der Stimme seines innern Pflichtgefühls folgte und hinzusetzte: „Zu dieser Kommission werden Ew. M. leicht einen Andern setzen können"; so wandte sich der König mit ungnädigem Gesichte schnell um und sagte: „Saldern, er will nicht reich werden!" —

Saldern verließ die Armee — und trat erst nach dem Frieden — mit hohen Ehren und Auszeichnungen wieder ein.

Den Auftrag in Hubertsburg führte Quintus Icilius aus *). Er sollte nur 100,000 Thaler für das Lazareth liefern, das Uebrige sollte ihm gehören. Die ganze Sache brachte dem preußischen Namen sehr üble Nachrede".

*) Als der Major Quintus Icilius im Jahre 1764 um Vergütung des für seine Capitaines zur Werbung baar ausgelegten Geldes ansuchte: so antwortete der König eigenhändig: „Seine Officiers haben wie die Raben gestollen Sie Krigen nichts". (Urkundlich.)

XXVII.

Luther.

(Ein Versuch zur Lösung eines psychologischen Problems.)

(Zweiter Artikel.)

In dem vorangehenden Artikel ist gezeigt worden, daß der eigentliche innere Keim der Irrlehre Luther's in einer aus sittlichem Hochmuthe hervorgehenden, einseitigen Auffassung des Glaubens lag, kraft welcher er jedes Verdienst guter Werke, und somit den Werth der Tugend und Sittlichkeit überhaupt leugnete. — Luther hatte sich vornämlich bei dieser Construirung seiner neuen Lehre an einzelne, aus ihrem Zusammenhange gerissene Stellen der Briefe des Apostels Paulus gehalten, die er seit dem Beginne seines akademischen Lehramtes mit besonderer Vorliebe studirt, commentirt und zum Gegenstande seiner Vorlesungen gemacht hatte. — Wenn sich nun hieran unvermerkt die Ansicht schloß, daß die heilige Schrift die alleinige Quelle der christlichen Glaubenslehre sey, — eine Lehre, die späterhin und auch heutzutage noch Vielen für das eigentlich unterscheidende Merkmal des Protestantismus gilt! — so ist darüber zunächst zu bemerken: daß dieser Irrthum allerdings insofern als ein fundamentaler angesehen werden kann, als er die Quelle vieler andern ist; andrerseits ist er aber in keiner Weise als der letzte und höchste Grund und die Wurzel des Abfalles zu betrachten. — Es ist bereits dargethan, daß diese bei weitem tiefer, auf dem Gebiete des sittlichen Willens liegt; jene falsche Ansicht von der heiligen Schrift ist nichts als eine Waffe und ein Argument, zu welchem in seiner Verlegenheit Luther, und nach ihm, mit noch größerer Hartnäckigkeit, seine Anhänger griffen, als sich ihnen das Be-

dürfniß aufdrängte, die neue Lehre zu rechtfertigen und gegen die überlegenen Argumente ihrer theologischen Gegner zu schützen. — Daß das einseitige Hervorheben der heiligen Schrift auf Kosten der Tradition in der That nichts als ein solcher Nothbehelf gewesen, leuchtet schlagend und unwiderleglich aus der Art und Weise hervor, wie Luther selbst die Bibel behandelte, wo sie seiner Ansicht widersprach oder ein, durch keine sophistische Auslegung wegzudeutelndes Zeugniß für die Behauptungen seiner katholischen Gegner ablegte. Des Falles nicht zu gedenken, daß er den Text des neuen Testaments durch Einschiebung des Wörtchens allein an einer entscheidenden Stelle des Römerbriefes (III. 28.) aus seiner Theorie heraus und nach dieser emendirte, auch jener bedenklichen Aeußerungen zu geschweigen, nach welchen er selbst einen Unterschied zwischen der Glaubwürdigkeit der biblischen Bücher machte und die Epistel Jakobi, weil sie seiner Rechtfertigungslehre widersprach, eine „stroherne Epistel" nannte, der die Authenticität abgesprochen werden müsse, — so berief er sich unter andern Umständen, geradezu auf die Tradition und Kirchenlehre. — In dem bekannten Briefe an den Hochmeister Albrecht von Preußen (1532) beweist er diesem die Gegenwart Christi im Sakramente des Altars dadurch: daß sie ist „von Anfang der christlichen Kirchen in aller Welt bis auf die Stunde einträchtiglich geglaubt und gehalten. Wie das ausweisen der lieben Väter Bücher und Schriften, beider griechischer und lateinischer Sprache, dazu der tägliche Brauch und das Werk mit der Erfahrung bis auf diese Stunde. Welches Zeugniß der ganzen heiligen christlichen Kirche (wenn wir schon nichts mehr hätten) soll uns allein genugsam seyn, bei diesem Artikel zu bleiben, und darüber keinen Rottengeist noch zu hören, noch zu leiden, denn es gefährlich ist und erschrecklich, etwas zu hören und zu glauben wider das einträchtige Zeugniß, Glauben und Lehre der ganzen heiligen, christlichen Kirchen, so sie von Anfang her nun über fünfzehnhundert Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat.

Wenn es ein neuer Artikel wäre und nicht von Anfang der heiligen christlichen Kirche, oder wäre nicht bei allen Kirchen, noch bei der ganzen Christenheit in aller Welt so einträchtiglich gehalten, wäre es nicht fährlich und schrecklich, daran zu zweifeln, oder zu disputiren, ob es recht sei. Nun es aber von Anfang her, und soweit die ganze Christenheit ist, einträchtiglich gehalten ist, wer nun daran zweifelt, der thut aber so viel, als glaubet er keine christliche Kirche und verdammt nicht allein die ganze heilige, christliche Kirche als eine verdammte Ketzerei, sondern auch Christum selbst mit allen Aposteln und Propheten, die diesen Artikel, da wir sprechen: „„Ich glaube eine christliche Kirche““, gegründet haben, und gewaltiglich bezeuget nämlich Christus bei Matthäus 28, 20. „„Sieh, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende““. Und St. Paulus I. Tim. 3, 15. „„Die Kirche ist eine Säule und Grundfeste der Wahrheit““. — Kann Gott nicht lügen, also auch die Kirche nicht irren“.

Dieser Brief, in der Hitze des Umwälzungsfiebers geschrieben, beweist am deutlichsten, daß die Läugnung der Kirchenlehre und Tradition zwar ein gelegentliches Mittel im Streite gegen die christliche Lehre, aber nicht der Anfang und Ausgangspunkt des Abfalls gewesen seyn kann. Dagegen blieb sich allerdings Luthers Zorn gegen das, was er die scholastische Theologie nannte, von seinem ersten Auftreten bis an sein Lebensende gleich, — und diese zur Leidenschaft gewordene Abneigung hilft, wie sie einerseits aus seinem ganzen Wesen hervorgeht, andrerseits wieder die weitere Entwickelung seiner irrigen Richtung erklären. Es mag zugegeben werden, daß die Philosophie der damaligen Zeit auf eine ungebührliche und übertriebene Weise der Autorität des Aristoteles vertraut habe, und es ist leicht möglich, daß neben der scholastischen Dogmatik das exegetisch-historische Studium der heil. Schrift und der Väter in den theologischen Lehrvorträgen der damaligen Universitäten zu sehr vernachläßigt worden ist. Nichts destoweniger war damals wie heute eine umfassende, in die

Einzelheiten eingehende, wissenschaftlich geordnete, systematische Kenntniß des gesammten Lehrgebäudes der katholischen Kirche unerläßliche Bedingung der wissenschaftlichen Bildung eines katholischen Theologen, der ohne diese dogmatische Kenntniß, ohne diesen Ueberblick des gesammten Systems der Kirchenlehre bei jedem Schritte in der Exegese Gefahr läuft, gröblich gegen das von der Kirche definirte Dogma zu verstoßen. — Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß eine solche consequent geleitete, dogmatische Bildung Luthern in hohem Grade fremd geblieben sey. — Er hatte sich mit völliger Vernachläßigung der dogmatischen Seite der Theologie von vorn herein auf die Exegese geworfen, und ein Blick in seine früheren und späteren exegetischen und homiletischen Arbeiten liefert den Beweis, welche unglaubliche Unklarheit, Verwirrung und Unwissenheit selbst in den ersten Grundbegriffen alles theologischen Wissens in diesem Geiste geherrscht haben müsse. Kam dazu noch jene schiefe, in unserm ersten Artikel beleuchtete Auffassung der Rechtfertigungslehre und die Gemüthsstimmung, aus der diese hervorging, so ist es nicht zu verwundern, wie seine Theologie jene abentheuerliche Gestalt gewinnen konnte, die der unbefangene Beobachter heute auch nur als Factum zu begreifen Mühe hat. Uebrigens giebt Luther selbst von seiner theologischen Unwissenheit ein Zeugniß, welches im Munde seiner entschiedensten Gegner nicht hätte stärker lauten können. — „Als immer", erzählt er, *) „viel Volks von Wittenberg lief, dem Ablaß nach, gen Jüterbock und Zerbst — und ich, so wahr mich mein Herr Christus erlöset hat, nicht wußte, was der Ablaß wäre, wie es denn kein Mensch nicht wußte **), fing ich säuberlich an zu predigen, man könne wohl besseres thun, das gewisser wäre, weder Ablaß lösen". —

*) Luthers Werke. Walch'sche Ausgabe. Th. XVII. S. 1704.

**) Die Schriften seiner Gegner beweisen, daß sie recht gut gewußt, was der Ablaß sey.

Er begann also den Ablaßstreit, seinen eigenen, unter Anrufung Christi betheuerten Worten gemäß, ohne daß er, der akademische Lehrer der Theologie, gewußt hätte, was der Ablaß sey. — Dieß erklärt hinlänglich den Gang, den dieser Streit nehmen mußte, giebt aber auch zugleich das Maaß für seine theologische Bildung, von der es zweifelhaft bleibt, ob sie ihm oder seinen Lehrern zur Last falle. —

Aus dem eben Gesagten ergiebt sich zur Genüge, daß der Streit über den Ablaß, weit entfernt der Grund und die Ursache der späteren unheilvollen Glaubensspaltung zu seyn, nichts gewesen ist, als eine Veranlassung und Gelegenheit, bei welcher sich Luthers lange vorher schon entschiedener, innerer Abfall von dem Glauben der Kirche auch äußerlich kund gab. Schon mehrere Monate vor den bekannten 95 Thesen predigte er vor Herzog Georg in Dresden, der, als ein neuerungssüchtiges Hoffräulein äußerte: „wenn sie noch eine solche Predigt hören könne, würde sie ruhig sterben", das von richtigem Instincte zeugende Urtheil fällte: „solche Predigten machen rohe Leute". Andere Briefe und Predigten aus dem Jahre 1516 enthalten bereits ziemlich vollständig seine gesammte, die guten Werke betreffende Irrlehre, und ein aus eben jener Periode herrührendes Bruchstück aus seinen Vorlesungen *) giebt einen ziemlich deutlichen Ueberblick über Umfang und Tiefe der letztern.

Knüpfen wir an diese Thatsachen die, psychologisch und für das sittliche Urtheil über den Charakter des Mannes so wichtige Frage: „in wie fern er sich seines Widerspruches gegen die Kirche von vorn herein bewußt gewesen sey"? so muß dabei sowohl der bei ihm obwaltende große Mangel an theologischer Kenntniß, als auch seine neben großer Lebhaftigkeit des Geistes und vieler Phantasie, dennoch als natürliche Anlage vorhandene Unfähigkeit: „einen streng geordneten, logischen Gedankengang einzuhalten, vor allen Dingen in Anschlag

*) Luthers Werke. Walch'sche Ausgabe. Thl. XVIII. S. 20.

gebracht werden. In der Periode, welche seinem ersten Auftreten unmittelbar vorherging und folgte, scheint ihm das Grund- und Fundamentalprincip des katholischen Glaubens: die Unterwerfung unter die gegenwärtige und sichtbare Autorität der Kirche, welcher der Herr seinen Beistand verheißen, und die Gewalt zu lösen und zu binden hinterlassen hat, gar nicht aufgegangen gewesen zu seyn. — Die Autorität der lehrenden Kirche, von welcher der Sohn Gottes gesagt: wer Euch höret, höret mich, — scheidet völlig aus seinem Raisonnement aus; — der spiritus privatus ist ihm seine alleinige Autorität und Quelle. So war er sich auch schon im ersten Beginne seines Abfalls ohne allen Zweifel seines entschiedenen Widerspruches gegen die damalige wissenschaftliche Form der Dogmatik wohl bewußt, und er bekämpfte die Scholastiker und Thomisten als die bittersten Gegner seiner Glaubensansicht; daß er sich aber darüber hätte klar seyn sollen, wie er in diesem Streite nicht eine einzelne Parthei oder gelehrte Richtung innerhalb der Kirche, sondern die Kirche selbst in ihren Fundamenten befehde, — wäre unstreitig zu viel verlangt gewesen von einem Geiste, dem es, wie vielleicht noch niemals irgend einem andern Sterblichen, gelungen war, die ungeheuersten Widersprüche friedlich in sich zu beherbergen. Wir finden in fast zu gleicher Zeit verfaßten Schriften völlig entgegenlaufende Aussprüche über das Verhältniß des Einzelnen zur Kirchenlehre. Derselbe Mann, der in seinem Briefe an den Hochmeister Albrecht von Preußen (1532), indem er gegen die „Schwärmer und Rottengeister" polemisirte, es für schrecklich und gefährlich erklärte, die Kirche wider das einhellige Zeugniß der lieben Väter griechischer und lateinischer Zunge nicht zu hören, giebt sich in seinem Commentar über den Brief an die Galater (einem seiner dogmatischen Hauptwerke) alle erdenkliche Mühe, die von derselben Autorität seiner katholischen Gegner hergenommenen Argumente durch eben dieselbe Beweisführung zu entkräften, deren sich die „Rottengeister" gegen ihn bedienten. „Da hörest

Du ja", sagt er, „daß der hohe Apostel St. Petrus geirret hat; darum will ich weder die Kirche, noch Väter, noch Apostel, noch Engel hören, denn so fern sie mir das rechte, reine und lautere Wort Gottes vortragen und predigen. Aber eben dies Argument thut uns dieser Zeit auch großen Schaden und beschweret uns sehr. Denn so man weder dem Papst, noch den Vätern, noch dem Luther rc. glauben soll, sie lehren denn das reine und lautere Wort Gottes: wem soll man denn sonst glauben? Wer will mittlerweile dem Gewissen eigentlich und gewiß sagen, welcher Theil das Wort Gottes rein und lauter lehre? ob wir's thun oder unsere Widersacher? Denn sie rühmen sich ja auch und geben für, wie sie das reine und lautere Gottes Wort haben und lehren. Sie lügen aber daran, wie man wohl vor Augen sieht, daß sie es lästern und als Ketzerei verdammen, und uns eben darum, daß wir dasselbe lauter und rein mit allem Fleiß lehren und treiben, aufs bitterste und todfeind sind; verfolgen uns aufs Aeußerste als die allergiftigsten Ketzer und schädlichsten Verführer. Weil denn sie uns für solche halten und verdammen, und wir sie wiederum für Gotteslästerer und ärgste Feinde seiner Kirche halten: was soll man denn hier thun? Soll man einem jeden Schwärmergeist gestatten, daß er lehre, was ihn lüstet, sintemal die Welt unsere Lehre weder hören noch sehen und in keinem Falle leiden kann und will? Denn wenn wir schon viel mit St. Paulo immer rühmen, das wir das rechte Evangelium Christi lehren, richten wir dennoch nichts aus, sondern müßen noch dazu hören, daß dieses unser rühmen nicht allein zu hoch und allzu viel leichtfertig und eitel, sondern daß es auch gotteslästerlich und teuflisch sey. Demüthigen wir uns aber, und weichen dem Wüthen und der Tyranney unserer Widersacher, so werden dann beide, Papisten und Rotten, so übermüthig und stolz, daß über die Maaße ist, und unterstehen sich die Rotten flugs etwas Neues, davon die Welt nie nichts gehört hat, hervorzubringen und zu lehren; die Papisten aber wollen ihr Gräuel auch wiederum aufrichten, und

ohne alles Nachlassen das Größte mit dem Kleinsten erhalten. Darum mag ein Jeder für sich selbst sehen, daß er der Sache gewiß sey: denn es gilt nicht Ehre, Gut, Leib oder Leben sondern ewige Verdammniß oder Seligkeit. Dann aber kannst Du der Sache gewiß seyn, wann Du frei und sicher schließen kannst und sagen: Das ist die rechte lautere Wahrheit, darauf will ich leben und sterben, und wer anders lehrt, er heiße und sey, wer er wolle, der sey verflucht" *).

Solche Widersprüche kann bloße Befangenheit des Verstandes, Unfähigkeit zu consequentem Denken und Mangel an theologischer Wissenschaft für sich allein nicht erklären. Vielmehr ist die in dergleichen Machtsprüchen sich kundgebende Verfinsterung des Geistes selbst wieder ein Räthsel, zu welchem nur die Annahme des höchsten Grades einer, jede Besinnung ausschließenden Leidenschaft den Schlüssel liefern kann. — In der That, welche Motive den vermeintlichen Reformator bei der Annahme, wie bei der Verwerfung seiner Lehrsätze leiteten, darüber giebt er selbst durch eigene Geständnisse so unzweideutigen Aufschluß, daß er uns der Mühe überhebt, Hypothesen aufzustellen. „Was soll man", sagt selbst der berühmte protestantische Kirchenhistoriker Plank **), „von einem Manne denken, welcher sagt, er habe die Elevation der Hostie abgeschafft, dem Papstthum zum Trotz, habe sie aber so lange beibehalten dem Carlstadt zum Trotz"? — Noch naiver äußert sich Luther selbst in einem Briefe an die Straßburger. „Das bekenne ich, wo Dr. Carlstadt oder sonst jemand anders vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten", — (Jene hatten also bloß den rechten Zeitpunkt verfehlt, wo sie Luthern zur Annahme ihrer Lehre hätten bewegen können!) —

*) Ausführliche Auslegung des Briefes an die Galater, L. W. Walch'sche Ausgabe Th. VIII. S. 1677—82.

**) Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs. Bd. I. S. 353 Note.

„daß im Sakramente nichts anders wäre, denn Brod und Wein, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich habe wohl so harte Anfechtung erlitten und mich gerungen und gewunden, daß ich gern heraus gewesen wäre, weil ich wohl sah, daß ich damit dem Papstthum den größten Puff hätte können geben. Aber ich kann nicht heraus, der Text ist zu gewaltig da und will sich mit Worten nicht laßen aus dem Sinn reißen". — Der Sache nach hing also das Dogma der neuen Kirchenparthei von dem sehr zufälligen Umstande ab, ob der „Trotz" des Stifters derselben, gegen das Papstthum oder gegen einen, noch radicalern Irrlehrer der stärkere war; eine dogmatische und kirchliche Grundlage, die dem gesunden Urtheile eines verständigen Menschen schwerlich genügen dürfte. —

Luther hat im Beginne der Spaltung selbst die Nothwendigkeit gefühlt, den blinden Haß zu verbergen und zu verhüllen, der in spätern Jahren ohne Rückhalt und Scheu in immer roheren Formen hervortritt und sich als die eigentliche, treibende Feder seiner ganzen Auflehnung geltend macht. Gerade diese, seiner Gemüthsart in keiner Weise zusagende Zurückhaltung und Mäßigung war zu naturwidrig, als daß sie bei diesem Charakter nicht mitunter hätte zur Karrikatur und in ein mehr als zweideutiges, ja falsches Benehmen ausarten sollen. — Als er im Jahre 1518 seine Lehre in gewissen resolutiones seu probationes niedergelegt hatte, sandte er diese an Leo X. und schloß das diese Schrift begleitende, vom St. Trinitatistage datirte Schreiben mit folgenden Worten: „Deshalb, heiligster Vater, falle ich Deiner Heiligkeit zu Füßen und biete mich Dir da, mit Allem was ich bin und habe. Mache mich lebendig, tödte mich; rufe mich, rufe mich zurück; verwirf, billige, wie es dir gefällt. Deine Stimme erkenne ich als die Stimme Christi, der in Dir herrscht und spricht. — Wenn ich den Tod verdient habe, werde ich mich nicht weigern zu sterben". — Und über dieselben Sätze schreibt er am St. Egidientage (den 1. Sept.)

desselben Jahres einem seiner Freunde: „Ihr werdet sicher die Auflösungen und Beantwortungen von mir wohl an manchen Orten etwas härter achten, als ihr vielleicht gut findet und den römischen Fuchsschwänzern wohl unerträglich seyn mögten. Aber die Auflösungen waren schon gedruckt, sonst hätte ich sie noch ein wenig gemildert. Allein wenn der Sylvester und der Sylvestrische Sophist“ (Sylvester Prierias, Magister sacri Palatii, der gegen seine Irrlehren geschrieben) „weiter fortfahren und mir mit seinen Lappereien beschwerlich fallen wird, so will ich weiter nicht scherzen, sondern dem Kopf und der Feder freien Lauf lassen und ihm zeigen, daß noch in Deutschland Leute seyen, die ihn und die Römischen Streiche verstehen und das wünsche ich, je eher, je besser. Denn die Römer führen uns nun so lange und nur allzu sehr als dumme Köpfe und ihre Wänste mit ihren Tücken und Ränken, ohne Ende am Narrenseile herum und betrügen uns fast nicht mehr listig, sondern schmähen uns fast offenbar und fast frechlich in's Angesicht“ *). — Diese Doppelzüngigkeit stimmt wenig zu dem Bilde von treuherziger Biederkeit und Geradheit, welches die Lobredner des Urhebers der Glaubensspaltung in Umlauf zu bringen beflissen gewesen sind; — wo aber von seiner Aufrichtigkeit und seinem guten Glauben die Rede ist, darf ein solcher Zug nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Bei dieser Richtung, die Luther's Geist und Herz seit dem Beginn des Ablaßstreites immer entschiedener nahm, bedurfte es nur eines äußern Anstoßes, um ihn den Rest von Mäßigung, deren Anschein wenigstens er im Anfange noch zu bewahren gesucht hatte, für immer weit von sich werfen zu lassen. Dieser Anstoß ward durch die Leipziger Disputation (27. Juni bis 16. Juli 1519) gegeben, in Folge deren, nachdem die Langmuth des heil. Stuhls noch ein Jahr lang gezaudert hatte, am 25. Juni des folgenden Jahres der Bann

*) F. A. Uckert Dr. Martin Luther's Leben Th. I. S. 103 und 104. S. auch Luther's Werke Walch'sche Ausgabe Th. XV. Anhang S. 23.

über den Störer des Friedens der Kirche ausgesprochen ward. Jene Disputation muß aber als wichtiger Wendepunkt in der innern Entwicklungsgeschichte Luther's, wie des gesammten Treibens der vermeintlichen Reformatoren angesehen werden. Auch Luther hatte, — wie überhaupt jedwede Häresie zuerst in einer Clique ausgebildet zu werden pflegt, ehe sie in größere Lebenskreise tritt, — eine nicht sehr ausgedehnte Cotterie von näheren Freunden und Geistesverwandten um sich versammelt, deren nähere Charakteristik wir uns auf eine andere Gelegenheit versparen. — Sie bestand hauptsächlich aus einigen Patres des Augustinerordens, der um jene Zeit und in jener Provinz in vielen seiner Glieder eine sehr bedenkliche Richtung genommen hatte, vornämlich aber aus mehreren Professoren der Universität Wittenberg, welchen es gelungen war, sich unter der studierenden Jugend jener Universität großen Anhang, und im Kreise der Lehrer eine Art von terroristischer Allgewalt zu verschaffen. Wie es häufig zu geschehen pflegt, so scheint auch in jenem Kreise sich eine imaginäre Münze von Redensarten und Lehrsätzen gebildet zu haben, die jeder für unwiderleglich hielt, und die er von dem Andern um so williger annahm, als auch er dafür mit obligatem Lobe von den Uebrigen richtig bezahlt wurde. Eine solche, auf gegenseitige Anbetung gegründete Stellung, der wir auch heute noch nicht selten auf deutschen Universitäten begegnen, war nur allzu sehr geeignet, in einem ohnedieß von Dünkel und Leidenschaft gepeitschten Gemüthe den Glauben an die eigene Unfehlbarkeit entstehen zu lassen. — Diesen Glauben störte auf die herbste Weise die Leipziger Disputation, bei welcher die Choragen der Cotterie zuerst aus ihrer Abgeschlossenheit heraus und persönlich vor ein größeres Publikum treten mußten, — welches anders urtheilte als die Lober und Schmeichler in Wittenberg. Es ist protestantischer Seits häufig behauptet worden, daß jene Disputation unentschieden geblieben sey. — Die Acten derselben, wie der spätere Ausspruch von Löwen und Cöln und das Benehmen der Universität Leipzig, welche

Eck als Sieger begrüßte und bewirthete, beweisen, in soweit irgend eine Disputation Ausgang und Ende haben kann, das Gegentheil. Abgesehen davon, läßt sich auch aus Luther's eigenen Worten der Beweis führen, wie entschieden und schimpflich die Niederlage gewesen seyn müsse, welche die wittenbergische Parthei im Angesichte von ganz Deutschland erlitt. — Luther hatte während der Disputation, seinem gewandten Gegner gegenüber, mehrmals zur deutschen Sprache seine Zuflucht nehmen müssen, und als Karlstadt Stellen aus gedruckten Büchern hatte ablesen wollen, war ihm von Eck entgegen gehalten worden: „es sey etwas kindisches und lächerliches, daß ein Theologus aus den Büchern oder vom Zeddel disputiren wolle". — Die neuerungssüchtige Parthei hatte durch diese Beweise ihrer wissenschaftlichen Schwäche die Gunst und Achtung des Auditoriums völlig verloren, und Luther selbst erzählt in seinem Berichte über jenen Hergang *): „es sey zu verwundern gewesen, wie ein lieblich Zugemurmele oder Beyfall das Volk dadurch von sich gegeben, welches von solchen Dingen urtheilet, wie von der Schulknaben Uebungen. Zu geschweigen daß man Ecken allezeit das letzte Wort lassen müssen, es sey gleich daß er Antwort gebe oder Einwürfe machte, daß also die Gründe unerörtert bleiben und es das Ansehen hätte, als ob der Sieg sein wäre". — Er gesteht ein: daß Jener triumphire und daß die Disputation verunglückt sey, tröstet sich aber damit, daß die Herausgabe neuer Auflösungen seiner Sätze die Meinung der gelehrten Welt wieder zu seinen Gunsten stimmen werde (*Nam quia male disputatum est*, edam resolutiones denuo.).

Aber Niemand war weniger der Mann, eine solche öffentliche Beschämung zu vergessen als der wittenbergische Reformator, und wenn bis dahin sittlicher Hochmuth, Einseitigkeit in seinem Fachstudium und kurzsichtiger Gelehrtendünkel des Professors, der niemals über seinen engen

*) Luther's Werke Walch'sche Ausgabe Th. XV. S. 1362.

Kreis hinausgekommen und deshalb keinen Widerspruch gegen seine Meinung zu würdigen weiß, die Haupthebel seines ungeberdigen Betragens gewesen, so trat jetzt zu diesen noch als Hauptmotiv eine tief gekränkte Eitelkeit, die es wenig achtete, wenn die Welt in Brand aufginge, würde nur die im gelehrten Zweikampfe empfangene Scharte ausgewetzt. Es verräth geringe Sachkenntniß, zu glauben, daß entweder der heil. Stuhl oder Luther's Gegner in Deutschland durch allzu entschiedenes Auftreten gegen den Neulehrer seinen Zorneseifer erst hervorgerufen hätten. Einige Monate vor der Disputation hatte er (am 3. März 1519) auf Miltizen's Betrieb wiederum an den Papst ein unterwürfiges Schreiben gerichtet. In diesem heißt es: „Nun, allerheiligster Vater, ich bezeuge vor Gott und allen seinen Kreaturen, daß ich nie Willens gewest, noch heutiges Tages bin, daß ich mir mit Ernst hätte vorgesetzt, der römischen Kirche und Ew. Heiligkeit Gewalt auf einicherlei Weise anzugreifen oder mit irgend einer List Etwas abzubrechen. — Ich will auch gerne, welches ich allein in diesem Handel thun kann, Ew. Heiligkeit zusagen, daß ich nachmals diese Materie vom Ablaß will fahren und ruhen lassen und allerdings stillschweigen, allein, daß auch meine Widersacher mit ihrem unnützen Rühmen und aufgeblasenen, doch vergeblichen, ja schändlichen Worten innehalten. — Denn habe dies allein gesucht, daß ich nicht durch Schande fremden Geizes die römische Kirche unsere Mutter befleckt würde, noch das Volk in solchen Irrthum verführet, daß es die Liebe lernte geringer achten, denn als Ablaß“. — Diesen allerdings milden und versöhnlichen Worten muß aber gegenüber gehalten werden, was beinahe gleichzeitig derselbe Mann, — von dessen Gehorsamsbezeugungen vor dem heil. Stuhl, wenn es diesen zu täuschen und seine wahre Gesinnung zu verbergen galt, wir oben bereits Proben anführten, — in einem Schreiben an Spalatin äussert, der den Ausgang der Disputation fürchtete, die zu Leipzig gehalten werden sollte. „Ich halte“, schreibt er diesem vor der Leipziger Dis-

putation „vieles zurück, um des Kurfürsten und der Universität willen, welches ich, wo ich anderswo wäre, ausspeien würde, wider die Verwüsterin der Schrift und der Kirche gegen Rom, oder besser gegen Babylon *). Ob gütliche Verhandlungen mit einem Manne, dem sein Gewissen diese Doppelzüngigkeit gestattete, zu irgend einem gedeihlichen Ziele geführt hätten, möge jeder Unbefangene entscheiden.

Aber auch an solchen Unterhandlungen hat es nicht gefehlt. Karl v. Miltiz, ein sächsischer Edelmann, den der Papst eigends abgeschickt hatte, um Luther durch gütliches Zureden zur Besinnung zu bringen und dem, statt herber Schroffheit, vielleicht mit größerm Rechte ein Uebermaaß von Nachgiebigkeit und Langmuth vorgeworfen werden könnte, setzte auch nach der Leipziger Disputation und bis in den Herbst des Jahres 1520 seine Bemühungen fort, den Zweck seiner Sendung zu erreichen. Allein außer dem eben geschilderten Mangel an Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe auf Luther's Seite und außer jener tiefen Erbitterung, welche die zu Leipzig erlittene Beschämung des letztern zurückgelassen hatte, — machte sich jetzt auch noch eine andere unheilvolle Folge dieser Disputation bemerklich. — Dieselbe Ursache, die Luther's Ansehen bei den wahren und aufrichtigen Katholiken vernichten mußte, seine Empörung gegen die Autorität der Kirche, welche bei der Leipziger Disputation wider seinen Willen an das Tageslicht kam, — verschaffte ihm den Beifall aller Jener, deren christlicher Glaube auf schwachen Füßen stand, oder welche aus unlauteren Gründen aller Art eine kirchliche oder politische Revolution in Deutschland wünschten. — Luther empfing Glückwünschungsschreiben von den hussitischen Böhmen; die revolutionären Elemente des deutschen Reichsadels, denen der Landfriede zu Worms und die Abstellung der Räubereien im Reiche ein Gräuel war, fingen an, sich mit einem Manne in Verbindung zu setzen, der ihrem Instincte als ein taugli-

*) Epistolae Lutheri. I. 168.

ches Haupt oder Werkzeug jener Umwälzungen erschien, nach denen sie dürsteten; Franz von Sickingen und Andere boten ihm Sicherheit auf ihren Burgen an; der Churfürst von Sachsen ward durch des Erasmus von Rotterdam überklugen oder treulosen Rath bestimmt, seinen anfänglichen Beschluß zu ändern und Luthern Sicherheit zu gewähren, statt ihn aus seinem Lande zu schaffen. — Mit dieser Entfernung der persönlichen Gefahr wuchs dann auch in gleichem Maaße der Uebermuth und die Keckheit des Pseudoreformators. Nachdem dieser bereits im Sommer 1520 in der berüchtigten Anrede an den Adel deutscher Nation den Nachfolger Petri für den Antichrist erklärt hatte, und Miltiz noch immer nicht von seinen Begütigungs- und Vermittelungsversuchen abstand *), ließ Luther am 6. September 1520 ein abermaliges Schreiben an den Papst ergehen, in welchem er endlich die Maske fallen läßt, durch welche er in den frühern Briefen die Bitterkeit seines Herzens zu bedecken gesucht hat. — Mit studirtem Hohne gibt er sich hier das Ansehen, als bedauere er den Statthalter Christi. „Das ist die Ursach, warum es mir allzeit ist leid gewesen, du frommer Leo, daß Du ein Papst worden bist in dieser Zeit, der Du wohl würdig wärest zu besseren Zeiten Papst zu seyn. Der römische Stuhl ist Deiner und Deines gleichen nicht werth, sondern der böse Geist solle Papst seyn, der auch gewißlich mehr denn Du, in dem Babylon regiert. O! wollte Gott, daß Du entledigt von der Ehre (wie sie es nennen, Deine aller schädlichsten Feinde!) etwan von einer Pfründe oder Deinem väterlichen Erbe Dich halten möchtest. Fürwahr mit solcher

*) Gewöhnlich wird berichtet: daß Miltiz noch im Oktober 1520 eine Zusammenkunft mit Luther gehabt habe. Diese Angabe scheint irrig, nicht bloß, weil das Schreiben an den Papst, zu welchem Miltiz ihn bewog, vom 6. September datirt ist, sondern weil Luther am St. Antoniustage (13. Juni) einem Freunde meldet, die Zusammenkunft (in Lichtenberg) habe bereits statt gefunden.

Ehre sollte billig Niemand, denn Judas Ischarioth und seines gleichen, die Gott verstoßen hat, geehrt seyn". (Joh. 17, 12) u. s. w., u. s. w. Wenn etwa Einer der letzten Lutheraner in Schlesien jemals an den Minister der geistlichen Angelegenheiten in Berlin, zu geschweigen an den König als das sichtbare Oberhaupt seiner Kirche, in ähnlichem Tone geschrieben hätte, so wäre er — und dieß mit Recht — der Festung wohl nur durch sichere Verwahrung im Irrenhause entgangen. — Daß aber der Nachfolger Petri, nachdem seine Langmuth beinahe drei Jahre hindurch mißbraucht, und sein Stuhl von einem Ordenspriester, der ihm Gehorsam geschworen, für den Sitz des Antichrist erklärt war, endlich über den Empörer das naturgemäße und sich von selbst verstehende Urtheil der Ausschließung aus derselben Kirche aussprach, von der jener sich bereits offen durch die That gesondert hatte, — dieß gilt vielen heutigen Protestanten für einen Act unerhörter Gewalt und unverdienter Feindseeligkeit gegen ein wohlmeinendes und ruhiges Glied der Kirche! —

Nachdem durch jenes Schreiben vom 6ten September einmal der letzte Damm durchbrochen war und Luther in den ersten Tagen des Oktober 1520 die päpstliche Bannbulle erhalten, folgten seine fernern Schritte — (Appellation an ein allgemeines Concilium, Verbrennung der Decretalen, wüthende Schmähschriften u. s. w.) Schlag auf Schlag. Nach dem bisher geschilderten Charakter des Mannes dürfte jetzt selbst das Ungereimteste und Uebertriebenste nicht mehr in Erstaunen setzen. Es kann von da an nur noch die Frage von Interesse seyn: ob sein Gewissen sich in lichten Momenten niemals geregt habe? Nach dem Charakterbilde, welches die protestantische Geschichtsschreibung von dem vorgeblichen Reformator in Umlauf zu setzen gewußt hat, sollte man glauben, daß er in immer heiterer, stolzer Sicherheit und Zuversicht seinen einmal eingeschlagenen Pfad gewandelt und daß ihm niemals ein Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines Beginnens aufgestiegen sey. — Aber wir werden in einem spätern

Artikel den Beweis liefern, daß der Friede seines Gemüths für immer dahin war, daß er von den gräßlichsten Gewissensbissen gemartert, eine Hölle in seinem Busen trug und daß die spätern Eruptionen seines Zornes und Hasses gegen die wahre Kirche nichts Andres waren, als Versuche: der bis zum höchsten Gipfel gesteigerten Angst seines eigenen Herzens zu entfliehen, und die Stimme seines Gewissens durch das Schelten und Toben eines willkührlich und mit Absicht erzeugten Zornes zu überschreien.

XXVIII.

Sendschreiben an Heinrich Leo.

Geehrter Herr!

Es darf Sie nicht verwundern, wenn Sie auf Ihr Sendschreiben an Görres, eine Antwort auch von einer andern Seite her erhalten, als von der Addresse Ihres Schreibens. Sie haben dasselbe in den Druck gelegt, als ein offener und weltkundiger Brief addressirte sich dasselbe somit nicht allein an den Namen, den es an seiner Stirne führt; es war an Jedermann, und vorzüglich an alle diejenigen gerichtet, die mit dem Addressirten gleichen Sinnes sind. Der Schreiber des Gegenwärtigen, der weder Sie noch Görres zu kennen die Ehre hat, weiß sich Ihnen in keiner anderen Eigenschaft aufzuführen, als in der eines treuen Sohnes der katholischen Kirche und aufrichtigen Bekenners ihrer Lehren nach deren ganzem, vollem, ungeschmälertem Umfange. Sie entnehmen aus dieser Erklärung, welcher Meinung derselbe über die eigentliche Frage seyn wird, welche die Veranlassung des von Ihnen angegriffenen Buches und des Ihrigen geworden ist.

Ehre sollte billig Niemand, denn Judas Ischarioth und seines gleichen, die Gott verstoßen hat, geehrt seyn". (Joh. 17, 12) u. s. w., u. s. w. Wenn etwa Einer der letzten Lutheraner in Schlesien jemals an den Minister der geistlichen Angelegenheiten in Berlin, zu geschweigen an den König als das sichtbare Oberhaupt seiner Kirche, in ähnlichem Tone geschrieben hätte, so wäre er — und dieß mit Recht — der Festung wohl nur durch sichere Verwahrung im Irrenhause entgangen. — Daß aber der Nachfolger Petri, nachdem seine Langmuth beinahe drei Jahre hindurch mißbraucht, und sein Stuhl von einem Ordenspriester, der ihm Gehorsam geschworen, für den Sitz des Antichrist erklärt war, endlich über den Empörer das naturgemäße und sich von selbst verstehende Urtheil der Ausschließung aus derselben Kirche aussprach, von der jener sich bereits offen durch die That gesondert hatte, — dieß gilt vielen heutigen Protestanten für einen Act unerhörter Gewalt und unverdienter Feindseeligkeit gegen ein wohlmeinendes und ruhiges Glied der Kirche! —

Nachdem durch jenes Schreiben vom 6ten September einmal der letzte Damm durchbrochen war und Luther in den ersten Tagen des Oktober 1520 die päpstliche Bannbulle erhalten, folgten seine fernern Schritte — (Appellation an ein allgemeines Concilium, Verbrennung der Decretalen, wüthende Schmähschriften u. s. w.) Schlag auf Schlag. Nach dem bisher geschilderten Charakter des Mannes dürfte jetzt selbst das Ungereimteste und Uebertriebenste nicht mehr in Erstaunen setzen. Es kann von da an nur noch die Frage von Interesse seyn: ob sein Gewissen sich in lichten Momenten niemals geregt habe? Nach dem Charakterbilde, welches die protestantische Geschichtsschreibung von dem vorgeblichen Reformator in Umlauf zu setzen gewußt hat, sollte man glauben, daß er in immer heiterer, stolzer Sicherheit und Zuversicht seinen einmal eingeschlagenen Pfad gewandelt und daß ihm niemals ein Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines Beginnens aufgestiegen sey. — Aber wir werden in einem spätern

Artikel den Beweis liefern, daß der Friede seines Gemüths für immer dahin war, daß er von den gräßlichsten Gewissensbissen gemartert, eine Hölle in seinem Busen trug und daß die spätern Eruptionen seines Zornes und Hasses gegen die wahre Kirche nichts Andres waren, als Versuche: der bis zum höchsten Gipfel gesteigerten Angst seines eigenen Herzens zu entfliehen, und die Stimme seines Gewissens durch das Schelten und Toben eines willkührlich und mit Absicht erzeugten Zornes zu überschreien.

XXVIII.

Sendschreiben an Heinrich Leo.

Geehrter Herr!

Es darf Sie nicht verwundern, wenn Sie auf Ihr Sendschreiben an Görres, eine Antwort auch von einer andern Seite her erhalten, als von der Addresse Ihres Schreibens. Sie haben dasselbe in den Druck gelegt, als ein offener und weltkundiger Brief addressirte sich dasselbe somit nicht allein an den Namen, den es an seiner Stirne führt; es war an Jedermann, und vorzüglich an alle diejenigen gerichtet, die mit dem Addressirten gleichen Sinnes sind. Der Schreiber des Gegenwärtigen, der weder Sie noch Görres zu kennen die Ehre hat, weiß sich Ihnen in keiner anderen Eigenschaft aufzuführen, als in der eines treuen Sohnes der katholischen Kirche und aufrichtigen Bekenners ihrer Lehren nach deren ganzem, vollem, ungeschmälertem Umfange. Sie entnehmen aus dieser Erklärung, welcher Meinung derselbe über die eigentliche Frage seyn wird, welche die Veranlassung des von Ihnen angegriffenen Buches und des Ihrigen geworden ist.

Nichtsdestoweniger findet er sich nicht bewogen, auf diese ursprüngliche Frage selbst in den gegenwärtigen Blättern einzugehen. Vieles Andere hat sich, und haben Sie in Ihrer Schrift daran geknüpft; die Eine Frage hat die Andere und Reihen von Anderen rege gemacht, wie es denn überhaupt der Charakter der katholischen Wahrheit ist, daß man an ihr nichts angreifen kann, ohne Alles anzugreifen. Der Streit hat sich ganz naturgemäß, durch die Menge von Zwischenfragen, nach dem Mittelpunkte hingezogen. Von einigen der durch Ihre Schrift auf diesem Wege in Anregung gebrachten Gegenstände, und unter andern auch von Ihnen selbst, soll in dem Nachfolgenden die Rede seyn. Sie werden übrigens an dem Umstande keinen Anstoß nehmen, daß die Entgegnung Ihres mit vollem Namen bezeichneten Sendschreibens dieselbe Form zu beobachten unterlassen hat; denn einmal macht ein Name eine Sache weder besser noch schlimmer, sodann verstieße ein namentliches Vordrängen gegen den in diesen Blättern angenommenen Gebrauch, und endlich hätte Ihnen Schreiber dieses einen so völlig unbekannten und unberühmten Namen zu nennen, daß, wenn er ihn auch mit allen seinen wenigen Buchstaben ausschriebe, Sie dadurch um nichts klüger würden, als wenn er sich x oder y nennte.

Die subjective Erfahrung eines ängstigenden Traumes ist es, die Sie zur Einleitung desjenigen wählen, was Sie an Görres zu sagen haben. Das Beängstigende in den von Ihnen ausgemalten Traumbildern ist aber allerwärts von der Natur des Zweifels, des Nichtzurechtkommens mit der Erscheinung des unheimlichen Zwiespalts in der Erkenntniß, aus Verwirrung des Lieben und Holden mit dem Bösen und Widerwärtigen, des Traulichen mit dem Entsetzlichen. Diese Traumerfahrung sinnbildet Ihnen eine analoge im wachen Zustande; die Welt, die Gegenwart dünkt Ihnen zu seyn, wie dieser Traum; Ihre Empfindung, die Erfahrung Ihrer Seele gegenüber ist beiderseits dieselbe unheimliche, ängstliche, beklommene — darf ich zusetzen, dieselbe unklare? — Wäre es

mir darum zu thun, auf irgend eine Weise kleinen Gelegenheiten aufzulauern, dem Gegner weh zu thun, so hätten Sie hier im Anfange eine solche geboten, die reichen Stoff zu vieler Rede gäbe. Ich will nicht Streit erheben über etwas, das beiher gesagt ist; um der Sache willen aber kann ich nicht verschweigen, daß mir und allen den Unsrigen in dieser Ihrer ausgesprochenen Weltempfindung ein großes, ein höchst merkwürdiges, freilich ganz unbewußtes und unwillkührliches, aber ein solches Geständniß zu liegen scheint, das Alles sagt und den Standpunkt Ihrer und unserer Seite in einem wesentlichen Zuge bezeichnet. Schmerzlich und beklommen ist es uns freilich auch in dieser Welt und Gegenwart, und gewiß noch viel mehr als Ihnen und den Ihrigen; aber es ist uns nicht, wie in einem bösen, unbegreiflichen Traume, sondern wie in einer freilich noch böseren, aber nur allzu natürlichen und begreiflichen Wirklichkeit. Wir erwarten nicht „die Stimme, die uns herausruft“; wir haben lang diejenige vernommen, die uns innerlich freigesprochen, aber zugleich gemahnt hat, darin zu bestehen, zu dulden, zu weinen und zu kämpfen, so lange es der Wille des Herrn ist.

Offen also gleich vom Anfange: In Ihnen ist Zwiespalt; großer, ins tiefste Leben gewachsener, unversöhnter, peinigender Zwiespalt. Das letzte Beiwort beziehe ich zunächst auf Ihre Leser; darunter ist wohl keiner, wenigstens keiner von denjenigen, die einem Buche aufs Mark lesen, den Sie nicht, (ich rede hier keineswegs allein von dem Sendschreiben) in wiederholten Büchern und Stellen ihrer Bücher schmerzlich und tief innerlich gequält und gepeinigt hätten. Ob diese Ihre Wirkung auf Andere in Ihr eigenes Selbst zurückgeht, will ich nicht aussprechen oder Ihnen gegenüber behaupten. Sie sind hierüber fortwährend aus der besten Quelle unterrichtet. Was die in Frage stehende Angelegenheit betrifft, so haben Sie hierin krampfhaft Parthei genommen, und es ist ihre Art zu streiten nichts weniger, als die eines in sich befriedeten, alles Zeug und Rüstwerk des Krieges nur nach

außenhin kehrenden und verwendenden Geistes. Sie reizen und stacheln sich selbst unaufhörlich, und ersetzen den Mangel des sicheren Standes und der zulänglichen Ueberzeugung durch die Hitze der Bewegung, und die hochgehende, fieberhaft gespannte Rede. — Gewiß bei Ihren heftigsten Stellen war Ihnen am wenigsten wohl und sicher zu Muthe. — Unter solchen Umständen wünschte ich Ihnen, da ich viel Herbes und Hartes nachzubringen habe, zu Anfang ein freundliches Wort zu sagen, einmal, weil der Mensch, wo er Gährung gewahrt, nicht wissen kann, was sich am Ende noch herausgähren wird, und dann vorzüglich, weil die Natur des katholischen Kampfes die Ruhe und die Liebe ist; nicht zwar die weichliche, süß=tolerantelnde, welche, im Streit für die Sache der Wahrheit, nur leisehin zutippend, Personen und Sachen verräth, sondern diejenige, welche im energischen Hasse des Irrthums und der Schuld an dem Gegner, das innerste Wesen desselben von beiden zu trennen, und für dasselbe sich zu bewahren weiß. Hart aber muß der Stoß seyn gegen Einen, der herankommt wie Sie, und indem er eine schmerzliche Angelegenheit bloß zur Veranlassung, und einen unter uns hochgehaltenen Namen zum Stichblatte nimmt, mit vergifteten Waffen ganz anderswohin, als in jener Frage, nach dem Vertheidiger oder Vertheidigten zielt.

Nicht zwischen Leo und Görres ist also der Streit, er geht auch nicht um die Kölner-Angelegenheit; es ist der Kampf des Protestantismus gegen die katholische Kirche; — Niemanden weniger, als Ihnen, thut dieß zu sagen noth. Sie selbst haben den Kampf in den Mittelpunkt der Frage verlegt, Sie haben ins Herz unsres Heiligthums gegriffen; Sie haben hier, und gerade hier, Ihren sonstigen, theilweise billigen und scheinbar partheilosen, anderwärts wenigstens, wenn auch harten oder ungerechten, doch in gewissen Schranken gehaltenen Ton geändert und völlig verloren, Sie haben gehöhnt und gelästert.

Und nun noch ein aufrichtiges Wort zu Anfange. Leo, Sie sind bibelfest, sehr bibelfest; Sie schütten die heiligen Worte von sich bei aller Gelegenheit, Sie sind in deren Anwendung nicht verlegen, und es wird Ihnen gar nicht unheimlich bei vielen Stellen, die Sie gebrauchen und von denen Sie nicht zu ahnden schienen, daß sie furchtbar zurücke reden an denjenigen, dessen Mund sie über andere ausgesprochen. Sie hätten nicht rühren sollen an die Donner des Heiligthums! — Ich trage beinahe Scheu, Sie an das von Ihnen gebrauchte Gleichniß vom Splitter und Balken zu erinnern; aber sollte es Ihnen wirklich entgangen seyn, daß Sie gerade die Vorwürfe, die nämlichen Vorwürfe, die Sie so ungerecht auf Görres häufen, in Ihrem Buche gleichsam mit ängstlicher Sorgfalt in ihrem vollen Umfange zu verdienen bemüht scheinen? Sollten Sie gar kein Arges darüber haben, daß jeder Wurf zurücke prallt, daß das Gewehr nur die Hand verletzt, die es zu frevelhaftem Kampfe ergriffen, und daß, von dem ängstigenden Traume und der „zusammengewachsenen Bruder-Unholdsgestalt“ im Eingange, bis zu dem letzten Worte (Datum, Unterschrift und Nachschrift abgerechnet), der Leser Ihres „an Umfang kleinen Büchleins“ — die seltene Erfahrung hat, Gegenstand und herbe Kritik zugleich zu lesen? Den Beweis wird der Inhalt dieser Briefe enthalten, ich will ihn hier nicht mehr als einleiten.

An vielen Stellen Ihres Buches scheinen Sie einen scharfen Unterschied zu ziehen zwischen der katholischen Kirche und der von Ihnen sogenannten welfischen Parthei. S. 13 halten Sie es nicht unmöglich, daß auch ein Katholik, jenen Welfen gegenüber, „Hie Weibling“ rufe. — S. 14 ff. sind es die Katholiken, die mit Recht Forderungen an die Regierung stellten, und nur die Welfen, welche, als jene Forderungen nicht so schnell gewährt wurden, unebenes Treiben daran knüpften. — S. 25 lassen Sie die römisch-katholische Kirche „fast seit dem Beginn des Christenthums“ einen Mittelpunkt und Anhalt bilden für ei-

ßen Theil der Christenheit, eine Feste des Evangeliums unter den Heiden seyn, und selbst Päpste sie in dieser Weise auffassen, und dagegen nur die Welfen, und die mit jenen identischen, herrschbegierigen, weltlichen Kirchenobern aus dem Evangelium einen Faden spinnen, der zum Strick geseilt werden soll für alle Völker. — S. 26 werden die Weiblinger, den Welfen gegenüber, wiederholt als Katholiken bezeichnet. — S. 37 wird aus katholischen Zeugnissen und aus der Geschichte gefolgert, daß man auch gut katholisch seyn könne, ohne zur Fahne jener Parthei (der welfischen nämlich) zu schwören. — S. 85 heißt es wörtlich: „Es fragt sich nun, ob sich die Regierung imponiren lassen, und diese welfische für die katholische Ansicht annehmen soll. S. 141 wird behauptet, daß die welfische Parthei die katholische Kirche wissenschaftlich wieder ausschließend zu vertreten suche u. s. w. Ich habe nur die allerdeutlichsten Stellen gewählt, und es scheint mir, daß nach dieser Zusammenstellung an dem wirklich von Ihnen gesetzten und scharf behaupteten Unterschiede kein Zweifel obwalten kann. Nun kann ich mir recht wohl denken und mit einiger Deutlichkeit vorstellen, wie in der Auffassungsweise auch eines redlichen, wohlwollenden Protestanten allenfalls die Idee einer auf dem Boden der katholischen Kirche einhergehenden, aber von ihr verschiedenen Parthei aufkommen könne, die er mit einem aus einer bestimmten Geschichtsphase hergenommenen, schon einmal fertig liegenden, bequemen Wort die welfische nennt. Und vielleicht möchte darin ein besonderer Beweis seiner Gerechtigkeit und Wohlgesinnung gesucht oder gesehen werden, daß er Erscheinungen, die ihn mit Recht oder Unrecht unangenehm berühren, nicht der katholischen Kirche, sondern eben jener in seiner Vorstellung strenge von ihr auseinandergehaltenen Parthei zuschreibt und aufbürdet. Man müßte auch darüber nicht zu strenge rechten, wenn ihm auf seinem protestantischen Standpunkte die Hinausführung und Durchschlingung der beabsichtigten Demarcationslinie auch in der

einmal angenommenen Voraussetzung nicht allerdings gelungen wäre, und er etwa dieses und jenes Einzelne als welfisch bezeichnete, was wesentlich katholisch ist. Ein Solcher möchte dann mit Consequenz und Schärfe, vielleicht mit Herbe oder Heftigkeit seine Angriffe gegen dasjenige richten, was ihm Welfenthum oder sonst wie immer heißt; es gälte dann mit diesem freundliche Verständigung. Ich denke mir daneben einen andern Protestanten, der die katholische Kirche als solche in offenem Kampfe und mit bestimmt gesetztem Ziele angriffe und befehdete. Ueber die Lauterkeit oder Unlauterkeit des Herzens, welches solchen Rathschlag gefaßt, bliebe das Urtheil freilich demjenigen, der die Nieren und Herzen durchforscht; wir aber verstünden die Meinung, wüßten uns zu berathen, und könnten uns in keinem Falle über Arglist oder heimtückische Kampfesart beklagen. — Was aber haben Sie gethan? — Sie haben jene Unterscheidung aus eigenem, freien Willen deutlich bestimmt und mit energischem Ausdrucke gesetzt, und wie in abgesteckten Stationen im Verlaufe Ihres Buches wiederholt, um auf dem Wege daneben desto sicherer und ungescheuter, vor oberflächlichen Lesern unvermerkter in cumulo anzugreifen, was Sie selbst auseinanderhalten zu wollen sich die Miene geben. Nicht einer welfischen oder wie immer sonst zu bezeichnenden Parthei oder irgend einer Richtung und partikulären Bestrebung in der katholischen Kirche, sondern dieser selbst, dieser ganz und ohne Zweifel in ihren wesentlichsten und eigenthümlichsten Lehren und Einrichtungen, in dem Höchsten und Heiligsten, was sie hat und ist, in dem innerlichsten Kerne ihres ewigen Bestandes gelten Ihre heftigen und hämischen Angriffe. Von dem Inhalte dieser Angriffe nachher; für jetzt genügt es, die Thatsache zu constatiren, um in den Geist und die Lauterkeit desjenigen von vorne her Einsicht zu nehmen, der über Betrug und Verwechslung der Momente des Streites bei Anderen zu schreien sich nicht verwehret hat. Den abgeschiedenen Geist der Welfen (über welche günstig oder ungünstig zu urtheilen hier nicht auf dem

Wege liegt) haben Sie heraufbeschworen, um den Angriff zu maskiren; wohlwollende Protestanten und unsichere Katholiken sollten zuvörderst getäuscht werden über die rechte Meinung; aber über dem Kriegsgeschrei „Hie Weibling", welches wie Sie gesagt haben, auch noch rechte Katholiken Ihnen nachrufen könnten, übersehen wir nicht die Bewegung des Arms, der den Pfeil recht gerade nach dem Herzen der katholischen Lehre und Kirche richtet. Das ist Ihre Fundamentaltäuschung; es ist die Universalunwahrheit Ihres ganzen Buches, alle andern Verzerrungen und Mißdarstellungen, von denen einige der bedeutenden Verstandeskraft, die sie vorbringt, kaum entsprossen zu seyn scheinen, nehmen sich dagegen, um Ihren Ausdruck zurückzukehren, nur wie Falschmünzerei in geringeren Sorten aus. Wenn Sie das wollten, wenn Sie der katholischen Kirche als solcher den Krieg zu erklären beabsichtigten, wozu brauchten Sie Athanasius und Görres, wozu überhaupt die Kölner-Angelegenheit? Warum einen gegebenen, schwebenden Rechtsfall, eine bestimmte, im Proceß gelieferte Streitschrift dazu anwenden, um die Existenz und die innerlichste Persönlichkeit des Gegners anzufeinden, und auf Tod und Leben zu bestreiten? Es ist Ihnen dazu auch nicht von Görres das Beispiel gegeben worden, denn einzelne, hingeworfene Sätze oder Redensarten, in denen sich Ihr abweichendes Bekenntniß kund gegeben, hätten wir auch Ihnen verzeihen wollen. Aber abgesehen von zerstreuten, allerdings schon sehr bestimmten Anfällen oder Schmähungen im Verlaufe des Buches eröffnen Sie S. 94 einen compakten, geschlossenen Angriff, und mit geringen theologischen Mitteln auf wenigen Blättern eine vollständige Polemik, in welcher Sie unter Andern den Irenäus und Justinus aus Rothe zu citiren sich nicht entblöden. Daß Sie bei dem völligen Abgang des eigentlichen Kriegsbedarfes zu anderen Mitteln gegriffen haben, dem Gegner Abbruch zu thun, erscheint nicht eben so sehr befremdend, als um Ihrer selbst, und Ihrer Ehre vor Gott und der Menschen willen schmerzlich und be-

dauerlich. Mit denen, welche Sie uns für Ihre ärgsten Feinde zu halten zumuthen, haben Sie zu diesem Zwecke Bündniß und Vertrag geschlossen, und fechten und geberden sich in deren Weise. Die Gründe, mit welchen Sie den Geheimnißlehren der katholischen Kirche entgegentreten, sind genau die nämlichen, welche der derbste, buttigste Rationalismus schon anderweitig gebraucht hat, und der Hohn und lästernde Spott, womit Sie dieselben begleiten zu dürfen geglaubt haben, ist dem Arsenale eben jener liberalen, jüdischen Jungen entlehnt, vor welchen Sie an andern Stellen Ihres Buches einen (wenn er aufrichtig wäre) eben so gerechten als löblichen Abscheu zu erkennen geben.

Es sind diese Blätter Ihres Buches diejenigen, mit denen ich es eigentlich zu thun habe, um derentwillen ich überhaupt zu sprechen unternommen habe, und Ihrer Person gegenüber in herberem Tone rede, als meine Art mit sich bringt. Aber es gibt Fälle, wo nicht zu schonen die Liebe gebietet.

Fürs erste kann ohne große Ungerechtigkeit nicht verkannt, und darf auch nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß der Standpunkt Ihrer Polemik wirklich ein ganz eigenthümlicher ist, und daß ein Mangel an Ehrlichkeit in Anerkennung der Schäden und Blößen Ihrer Confessions-Verwandtschaft Ihnen dabei so wenig zum Vorwurfe gemacht werden kann, daß Sie vielmehr um solcher Aufrichtigkeit willen unter den Hochwächtern der Dinge da drüben zahlreiche und besondere Freunde erworben zu haben sich gewiß nicht schmeicheln können. Sie erzählen uns zwar darüber weder Neues, noch Unerwartetes oder Befremdliches, aber doch so viel Genaues, in sich Zusammenhängendes und Belehrendes, daß wir Ihnen, besonders diejenigen unter uns, welche wie meine Wenigkeit dem Schauplatze solcher Phänomene etwas entfernter stehen, für den mit scharfer Beobachtung und deutlichem Referat gelieferten Nachweis zu Danke verpflichtet sind, wie auch hier die Erscheinung mit dem Naturgesetz so genau übereinstimme. Sie haben freilich nur die Symptome beobachtet,

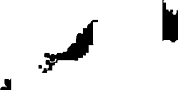


und die Krankengeschichte darnach aufgesetzt; die eingeborne Wurzel der Krankheit ist mit keiner Silbe erwähnt worden, und das gebrauchte babylonische Gleichniß fällt um so weiter vom Ziel, da Ihr ja nicht in einem fremden Babylon, sondern auf Eurer eigenen Zion gefangen sitzt. Doch davon nachher. Aber nach solchen Geständnissen, nach solchen sey es nun freiwilligen, oder von der Wahrheit und Geschichte abgenöthigten Einräumungen Eurer eigenen Zertrümmerung und Fäulniß gegenüber der geordneten Kraft und Lebensblüthe unserer Kirche, steht es Ihnen wohl, die Frage auf das beiderseitige Lebensprincip hinzuwenden, und die Beweisführung zu übernehmen, daß genau und gerade dort, wo alles wankt und wimmert, und in einem langsamen Tode sich quält, der vortrefflichste Lebenskern und der wahre, haltende Geist; im Gegentheile aber auf dem Gebiete der Ordnung, der Gesundheit des vollen und für ewige Thaten kräftigen Lebens der baare innere Tod und die haltlose Täuschung Ursprung und Quell der Erscheinungen sey. Einen solchen Beweis möchte Ihnen ohne allen Abbruch für die Ehre Ihres Talents dennoch zu führen unmöglich fallen; es erscheint auch die Uebernahme einer dergleichen Beweisführung überaus unbiblisch und unevangelisch, denn sie trotzt jenem evangelischen Spruche aufs kühnste ins Angesicht: „Ein guter Baum bringt gute Früchte, ein schlechter Baum aber bringt schlechte Früchte. Kein guter Baum kann schlechte Früchte bringen, und kein schlechter Baum kann gute Früchte bringen. Ein jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen werden. Daher werdet ihr sie an ihren Früchten erkennen.“ Math. VII. 17 — 20.

Sie beginnen mit der Versicherung Ihres Reichthums gegen unsere Armuth, und bemerken fürs erste, daß man Ihrerseits einmal das apostolische, nicänische und athanasianische Glaubensbekenntniß mit uns gemein habe. Ich will Sie hier nicht mit der gleichwohl sehr natürlichen und wie von selbst aufstoßenden Frage beschweren: wer diejenigen und wieviel

derjenigen sind, die dieses mit uns gemein haben, nachdem Sie selbst in begreiflicher Gewärtigung derselben sich von allen jenen feierlich lossagen, welche in dieser Gemeinschaft zu beharren nicht des Willens sind. Daß Sie hiermit, numerisch genommen, die große Macht Ihrer gewöhnlich sogenannten Glaubensgenossen hinter sich gelassen, und mit einer gewissen, in einer Anzahl formulirter Hauptlehrsätze des Glaubens annoch zusammenhaltenden Minderzahl von Protestanten eine, wenn auch nicht neue, doch eigene, und bei gegenwärtiger Lage der Verhältnisse exceptionelle Stellung genommen haben, werden Sie selbst nicht in Abrede bringen. Ich darf Sie aber bitten, dieses Eigenthümliche, der Zahl und Masse gegenüber Sonderthümliche Ihrer Stellung jederzeit unverrückt im Auge zu behalten; denn es ist geschehen, daß trotz der von Ihnen selbst vielfach ausgedrückten, richtigen Beurtheilung dieses Verhältnisses dennoch wieder an andern Orten Ihrer Schrift von Protestanten und Protestantismus in einer Weise die Rede war, als ob auch dort Einer für Alle und Alle für Einen stünden. — Diejenigen Wenigen von Euch aber, die, logisch gesprochen, inconsequenter, moralisch und christlich geredet aber, achtbarer und ehrenhafter Weise dem Protestiren irgend eine bestimmte oder noch zu bestimmende Gränze gesetzt haben oder zu setzen beabsichtigen, haben allerwege jene Symbole und andere Wahrheiten der christlichen Lehre nach einer mehr oder minder belebten Formel mit uns gemein; denn nachdem Ihr Alles von dem Unsrigen genommen, müßt Ihr wohl, was Ihr überhaupt noch habt, mit uns gemein haben. Von welcher Innigkeit diese Gemeinschaft aber ist, und wie viel Formel und Buchstabe zu einer wahren Vereinigung des Glaubens, ohne alle Spaltung und Zertrennung, zu thun im Stande sind, könnte, aller anderen Erfahrung zu geschweigen, ein Zwischensatz desselben Hauptsatzes belegen helfen, in welchem Sie die erwähnte Gemeinschaft aussprachen. Sie sagen darin, daß die Erläuterung, welche den catechismus Romanus in [illegible] auf Kirche, Sündenvergebung und Andres, dem

dem apostolischen Symbolum gäbe, zwar „im entschiedendsten Widerspruch mit Eurer Lehre stehe, doch aber nichts aufstelle, was die Grundfesten des christlichen Glaubens umstoße“, und eben darum, fügen Sie hinzu, fühlet Ihr Euch uns, die wir doch Christen seyen, „verbundener, als denen, welche sich zwar auch Protestanten zu nennen herausnehmen, aber indem sie durch ihre Erläuterung des Symbolums gegen das Christenthum protestiren — — — — nicht mehr für Christen, sondern für mit Wasser begossene Heiden zu achten sind“. Ich besitze nicht Biegsamkeit des Geistes genug, um die Gültigkeit zweier Sätze neben einander zu begreifen, von denen der Eine aussagt, daß die Dogmen zweier Glaubenspartheien über Kirche und Sündenvergebung, — Cardinalpunkte alles Christenthums, — im entschiedendsten Widerspruche mit einander stehen, und der Andere, daß sie beiderseits den Grundfesten des christlichen Glaubens entsprechend, und darum eine gewisse Verbindung zwischen beiden Theilen zu begründen recht wohl geeignet seyen. Ich erkenne vielmehr nur die Wahrheit des ersten jener beiden Säze, nämlich daß zwischen der von der katholischen Kirche zu allen Zeiten festgehaltenen auf dem Concil zu Trient nach dem Bedürfniß der Umstände, neuerdings ausgesprochenen Lehre von der Kirche und Sündenvergebung (um nur die angeregten Artikel hier zu berühren) einerseits, und den, durch die lutherische oder calvinische Glaubenspartheі aufgebrachten Lehrmeinungen andererseits, wahrer, wirklicher, gründlicher und unvereinbarer Widerspruch bestehe, und folgere hieraus mit Nothwendigkeit, daß die Grundfesten des Christenthums unmöglich mit beiden Lehren zugleich ungefährdet bestehen können, vielmehr daß Eine von beiden sich schwer an denselben versündige. Ich weiß übrigens freilich nicht ganz gewiß, welche Meinung Sie dem Worte: „Grundfesten des Christenthums“ beilegen, denn wenn es vielleicht die in Ihrer Confession sonst so vielfach gebrauchten Fundamental-Artikel im Werthe ersetzen soll, so muß freilich jeder Streit darüber für so lange ruhen, bis die Ihrigen



selbst, und zwar nicht bloß die nach allen Seiten auseinandergehenden, sondern selbst die auf gewissen Seiten zusammenhaltenden, über Inhalt und Umfang dieses Begriffes einig geworden sind. Uns Katholiken aber ist jeder Artikel fundamental, den Gott geoffenbaret hat, denn „der Mensch lebt von einem jeglichen Worte, das aus dem Munde Gottes geht" (Matth. IV. 4.), und gleichwie „Derjenige, der das ganze Gesetz hält, aber in Einem sündigt, in Allem schuldig ist" (Jak. II. 10.), so ist auch ein jeder, der die ganze Lehre des Heils annimmt, aber in Einem widerspricht, ein Ungläubiger an Allem, und der Geist Gottes ist nicht in ihm. Denn wie derselbe Gott alle Gebote gegeben hat, so hat auch derselbe Gott alle Wahrheit gelehrt.

Die Gemeinschaft in dem apostolischen Glaubenssymbolum findet sich also durch jenen Ihren Zwischensatz gleich zu Anfange der Verhandlung, und wie in demselben Athemzuge, in dem Sie dieselbe behaupteten, wiederum von Grund aus zerstört, und um so gewisser zerstört, da wir Katholiken gerade auf die Erläuterung des Symbols durch unsere Kirche das größte Gewicht legen müssen. Wir glauben das Symbol nur nach dem Willen und in dem Geiste unserer Kirche, der allerdings unveränderlich ist, aber den Erfordernissen jedes Zeitverhältnisses, den wechselnden Phasen jedes herrschenden Irrthums gegenüber der unwandelbaren und ewigen Wahrheit jenen entschiedensten Ausdruck, jene am genauesten zum Ziele treffende Wendung gibt, die am gewissesten schirmen und wehren kann. Diese Bemerkung, als eine Wahrnehmung des in der katholischen Kirche allzeit lebendigen, ununterbrochen wehenden göttlichen Geistes, der die Symbole dictirt, aber auch belebt, und in keiner Formel eingefangen, die Hirten seiner Gläubigen das Verständniß der Symbole wie der Schrift lehrt, führt uns früh zu dem eigentlichen und wesentlichen Gegensatz des Protestantismus zur katholischen Kirche. Der Protestantismus ist die Religion des Buchstabens. Ich meine den angeblich Ihrigen, den zusammenhaltenden, denn was den



der Andern betrifft, die nach allen Winden auseinander fahren, so wird er allerdings von einem Geiste getrieben, vor dem uns Gott bewahren wolle. Ihr habt mit dem Buchstaben der Bibel begonnen, die sich übrigens nach ihrer Eigenschaft als göttliches Wort, nach ihrer Authentie und Integrität nicht einmal selbst Zeugniß gibt, noch geben kann. Aber es fand sich, daß in der Bibel, in der man Alles zu finden wähnte, nicht einmal eine solche Zusammenstellung der christlichen Heilswahrheiten, wie sie ein Glaubensbekenntniß bedingt, zu finden war. Man war also gezwungen, die Symbole entweder von den Katholiken zu entlehnen, und eben dadurch der ununterbrochenen Tradition im faktischen, und der Gültigkeit derselben im rechtlichen Sinne wider Willen Zeugniß abzulegen, oder selbst dergleichen anzufertigen. In beiden Fällen aber stand man zu diesen Glaubensbekenntnissen genau, wie zur Bibel. Man hatte die Zeile gewonnen und die Blattseite, aber weil die Druckerschwärze und das Papier keiner Frage Antwort standen, und auf keinen Zweifel Erläuterung boten, so war das gesuchte Band der Glaubenseinheit wenigstens kein geistiges, und blieb eitel todtes Mundwerk, wenn man sich durch Absagen oder Ablesen der Formel als Glied der Gemeinde legitimirte. Da ferner unter Euch kein lebendiger Träger des Worts, Recht und Macht der Erklärung hat, und dem dazu sich Antragenden ein Jeder zu erwidern befugt ist: Ich bin so viel wie du, „denn unser ganzes Volk ist heilig, und der Herr ist in ihm“ (IV. Buch Mosis 16, 3.), so blieb, weil es unmöglich ist, daß dem Geiste das ewige Stillschweigen und die ewige Gefangenschaft unter den Buchstaben auferlegt werde, nur ein zwiefacher Ausweg, den man sich von vorne herein vorstellen konnte, den die Geschichte an Individuen und Parteien seit Eurer ersten Trennung von der Kirche J. Ch. bis auf den heutigen Tag in der Erfahrung darzustellen nicht unterläßt. Je nach Verschiedenheit der Gemüther wandten sich die einen mit der Frage um Interpretation der verschlossenen Schrift unmittel-

bar an den göttlichen Geist, dessen Antwort sie zu vernehmen glaubten, nnd vertheidigten ein Jeder das ihm, wie er meinte, Geantwortete, so widersprechend unter sich die Antworten lauteten, mit unbeugsamem Sinne als das einzige und wahre Evangelium; andere vertrauten sich selbst und den natürlichen Kräften ihres eigenen Geistes, lasen dessen Eingebungen in den heiligen Worten, und verkündigten diese ohne Hülle als das lautere Evangelium der Vernunft. Diese beiden Partheien theilen den Protestantismus seit seinem Aufkommen; sie sind mit Nothwendigkeit in ihm gegeben, und es ist nur Sache der geschichtlichen Entwicklung, wenn die zweite am heutigen Tage das große Terrain und die Mehrheit der Anhänger gewonnen hat, während in früheren Zeiten die erstere vorherrschte; obschon die Keime der zweiten schon hoch oben in den Zeiten sich regen, und die erste im jetzigen Weltlauf um so lautere Stimmen erhebt, je weniger sie zu erheben hat.

Daß die zweite Parthei am füglichsten die rationalistische genannt werde, darüber sind sie mit aller Welt einig; die Anhänger der ersten wollen Sie nicht als Pietisten bezeichnet wissen, und ich selbst finde den Ausdruck nicht allerdings passend, indem er eigentlich ja nur eine gewisse Section und Abspaltung dieser Parthei, eine Subparthei, ursprünglich bedeutet hat, und am besten zu bedeuten fortfährt. Bei der unaufhörlichen Verästelung dieser Parthei ist eine Generalbezeichnung auch allerdings schwierig: ich nenne sie inzwischen die pseudomystische und lassen Sie gern an dem Namen mäkeln; genug, daß wir uns verstehen. — Wenn ich gesagt habe, daß diese beiden Richtungen den Protestantismus theilen, so ist dabei nur vielleicht auf eine gewisse Zahl eigentlicher Buchstabenknechte keine Rücksicht genommen, welche das Symbol in ihrem Gedächtnisse, wie die Bibel in ihrem Schranke verborgen haltend, und weder um Belebung des Wortes durch den Geist, noch um ihre eigene Belebung durch beide bekümmert die Tage hinnehmen, wie der Himmel sie schickt. Eure Rationalisten aber wie Eure Mystiker, deren Bestrebungen

übrigens auch nicht so sehr gegensätzlich auseinander liegen, daß nicht eine Brücke jezuweilen sie einigte, sind beiderseits nur in verschiedene Formen, die nothwendige und bittere Frucht Eures Grundprincips: verlegene Leser gegenüber dem hieroglyphischen Briefe eines bloß schreibenden Gottes. Der Autorität entlaufen und vom Gehorsam emancipirt findet die Hoffarth der Einen das Zeug zum Verständniß in sich, während die noch viel feinere, geistigere und verborgenere Hoffarth der Andern der von aller Geschichte bezeugten und auf allen Blättern der heiligen Schrift verkündigten Ordnung Gottes zum Trotz in ihrer Ichheit an den Himmel redet, Zwiesprache führt mit dem heiligen Geist, und, indem sie den Herrn versuchend, Wunder und Offenbarung erzwingen will, in ihrer innersten Seele doch nur sich selber, wenn nicht etwas Schlimmeres hört. Der Demuth entbehrend, deren erste Frucht der Gehorsam ist, rechnen sich die Einen in grober Werkheiligkeit ihre eigenen Tugenden und Thaten zu, während die Andern in verfeinerter Gefühls- oder Glaubensheiligkeit aller Protestationen ungeachtet den innerlichsten, tiefsten Wirkungen und Thaten ihres Geistes sich überheben, oder in entsetzlicher Vermessenheit mit den schauderhaften Dogmen ihres Bekenntnisses nur dadurch zurechtkommen, daß sie sich gewiß und unfehlbar für auserwählte Gefäße, für die Geliebten des Herrn halten. Während die Einen an dem geschriebenen Worte bröckeln, bis es mürbe wird, und nur so viel davon übrig bleibt, als sie auch in ihrem eigenen Fleische gefunden, gießen die Andern von dem Borne der Schrift in die Form ihres eigenen Wesens so viel davon hineingeht, und demnach muß es kommen, daß „Neander von Tholuck, Tholuck von Hengstenberg, Hengstenberg von Krummacher, Krummacher von Dräseke, Dräseke von Harms, Harms von Ullmann, Ullman von Lücke, Lücke von Rudelbach“ (S. 125, 126) verschieden sind. — Und indem ich weiter reden will, finde ich, da ich die citirten Blattseiten abermals nachschlage, daß Sie mir den Gedanken, den ich eben auszusprechen im

Begriffe stand, rein und bestimmt vorweg genommen haben. Alle diese, meinen Sie, wie verschieden sie auch immer seyn mögen, werden sich bei Gelegenheit der Kölner Sache wieder zu einem harten Gegensatz gegen die katholische Sache vereint finden. Ja, Sie haben Recht; ganz und vollständig Recht; das ist Eure Einheit, Eure einzige Einheit und Gemeinschaft; in allem Positiven Jeder mit seinem Nachbar entzweit, seyd Ihr nur eins in der Verneinung. Nur weil Ihr miteinander verneint, bildet Ihr eine Religionsgesellschaft, die sich selber den geschicktesten, den treffendsten Namen gegeben hat, einen Namen der Verneinung: Protestanten. Als Protestanten könnt Ihr einen Stammbaum aufweisen, der weit über die Tage des 16ten Jahrhunderts zurückgeht, denn Alles, was von jeher gegen die Kirche des Sohnes Gottes auf Erden protestirt hat, von dem ersten Gnostiker (auch so eine mystische Form) bis zum letzten Saint-Simonisten (consequentester Rationalismus); oder alles, was gegen die Vorkirche des Alterthums, das israelitische Priesterthum sich auflehnte von Korah und seinen Genossen (gewiß Supernaturalisten) bis zu den Samariten auf Garizim, die viel rationalistisches Heidenthum zugelernt hatten; oder was immer sonst der Wahrheit und Ordnung Gottes widersprechend gegenüber stand, war in diesem Sinne Protestant, und viele von Euch haben selbst auf solche Erscheinungen der Vorwelt als auf ihre glorreichen Ahnen triumphirend hingedeutet. — Als Protestanten seyd Ihr sicher, nicht unterzugehen, so lange der Herr das Getriebe auf Erden bestehen läßt, denn an Widerspruch und Kampf wird es der streitenden Kirche Gottes hiernieden nie fehlen. — Als Protestanten könnt Ihr Euch gegenwärtig nicht nur ohne Entgegnung in der vollen, von der Statistik eines jeden Landes angegebenen Seelenzahl ausweisen, sondern noch darüber hinaus manche andere Zahl für Euch gutschreiben, wie denn von den Rationalisten unter Euch zum öftern den Moslemin freundlich die Hand geboten wurde, und wenn sie nur erst einige abergläubische Ge-

bräuche und gewisse wunderbare Erzählungen im Koran losgeworden wären, so möchte eine Vereinigung zu Stande kommen, die so gut wäre, wie manche Andere. — Diese Protestations-Einheit aber von so ganz negativer Natur ist nicht hinreichend, weder eine Glaubensgemeinschaft unter Euch selbst zu behaupten, noch einen Reichthum auszuweisen, dessen Ihr Euch gegenüber der katholischen Kirche berühmen könntet. — Ihr habt jene Symbole mit uns gemein, das heißt diejenigen unter Euch die sie haben, aber Ihr habt sie nicht wie wir. Oder was heißt das für Gemeinschaft, wenn, wie Ihr selbst eingesteht, dasjenige, was Ihr aus dem gemeinsamen Buchstaben herauslesef — Eine unermessene Mehrheit abgerechnet, die auch selbst gegen diesen Buchstaben protestirt — im wesentlichen Widerspruche steht mit demjenigen, was die katholische Kirche dabei hält und glaubt, wenn der Begriff der Kirche selbst, d. h. der Begriff der Trägerin und ersten Empfängerin aller göttlichen Wahrheit und Heiligung in Frage gesetzt, und das Organ bestritten wird, durch welches die Lehren und Gnaden des Herrn an und über uns kommen sollen? Wenn die Mittel der Sündenvergebung, d. h. der Theilnahme am Reiche Gottes, ein Gegenstand des Streites werden, und was die Einen verwerfen, von den Andern als unerläßliche Bedingung zur Kindschaft Gottes und Erbschaft der ewigen Herrlichkeit verkündet wird? Ich weiß zwar nicht, was Heinrich Leo in diesen, wie er zu sagen so kühn war, gemeinsamen Symbolen gelesen hat, ich weiß aber, daß er Anderes wie Neander, und Neander Anderes wie Tholuck, und dieser Anderes wie Hengstenberg, und so die ganze Reihe herunter, die Sie selbst so zahlreich ausgestattet haben, und diese Alle zusammen Anderes wie Luther oder Calvin, und endlich vor Allem ein Jeder Anderes wie die katholische Kirche darin gefunden haben. — Wisset aber, daß wir alle diese Symbole nur haben als Ausdruck des allezeit lebendigen und von jedem Buchstaben unabhängigen Geistes und Lehrbegriffes unserer Kirche; daß wir sie verehren und als unbezweifelbare Wahrheit

annehmen in dem Geiste, der sie geschrieben hat, der aber eben noch so lebendig und in seiner göttlichen Frische weht im 19ten oder 16ten, wie im 1sten oder 4ten Jahrhundert, und weil er der ewige Meister und von Gott gesandte Tröster ist, „der alles lehrt und an alles erinnert, was Christus gesagt hat," als einzig möglicher und berufener Interpret sie verhindert, Buchstabe, der tödtet, zu werden! Daß es der nämliche Geist war und bleibt, der seit dem Beginne des Heils jeder Anfrage begegnete, und die einfältige und Wahrheit verlangende mit Antwort erquickte, die vorwitzige und hinterlistige abwies, und zum Schweigen brachte; der in ewig neu treibenden Formeln, wenn die Doppelzüngigkeit der Empörung sich hinter dem mehrdeutigen Ausdruck der Einen verbarg, den Irrthum überwand, und oft in einem einzigen, glücklich neuen Worte, dessen Gedanke alt und ewig war, eine Ketzerei zu Boden schlug. Von dieser Art war das ὁμοούσιος des vierten, das Θεοτόκος des fünften, das transsubstantiatio des 12ten oder 13ten Jahrhunderts; ein solches Panier der Einheit des katholischen Glaubens erhub sich die Bulle Unigenitus gegen die Jansenistische Irrlehre; so versammelte in allgemeinster Ausdehnung der Catechismus Romanus, der Ausdruck des heiligen Concils von Trient, alle Schaafe der Heerde nach dem Bedürfnisse der Zeit und in bestimmtester Berücksichtigung der Gegenlehre unter einem neuen Symbole der ewigen und unveränderlichen Wahrheit. Hätten die Apostel oder die Väter von Nicäa, oder der heilige Athanasius den Catechismus erlebt, sie hätten ihn unterzeichnet als die Lehre des nämlichen Geistes, der sie selbst belehret hat. Und betrachten wir das von Ihnen angeführte athanasianische Symbol, welches übrigens nur durch die Annahme der ganzen Kirche einen öcumenischen Charakter erhalten hat, so finden wir darin kaum etwas Andres als den Trinitätsglauben und den Glauben an die Gottheit Jesu Christi. — Nichts von den Sacramenten, nichts von der Sündenvergebung, nichts von der Kirche wie in den beiden andern, denn um diese Fra-

gen galt es damals nicht. Es ist eben das bestimmte, von dem Geiste der Kirche eingegebene Heilmittel gegen die bestimmte Krankheit, gegen den waltenden arianischen Irrthum. Aber wie erschöpft es sich nicht an Wendungen, wie drückt es dieselbe Glaubenswahrheit in vielfachen, gleichbedeutenden, aber im Wortlaute verschiedenen Wiederholungen aus, wie häuft der Geist die synonymen Redensarten, um nur der Schlangenwindung der Ketzerei keinen Ausweg zu lassen, und die hinterlistige Unterwerfung unter den Buchstaben bei dem innerlichen Widerspruche gegen den Sinn durch die Mannigfaltigkeit der buchstäblichen Fassung von vorne herein abzuschneiden. Dem Bedürfnisse der Zeit oder des Kampfes haben die Symbole ihren Ursprung zu verdanken; die ganze christliche Wahrheit aber hat und lehrt die Kirche, welche sich auch nie mit einer todten Recitation ihrer Symbole begnügt, oder denjenigen in ihre Gemeinschaft aufgenommen hat, der einen nicht in den Symbolen enthaltenen Glaubensartikel — und schon jedes der drei enthält solche, die in den andern nicht vorkommen — zu leugnen sich vermessen häte. So spricht zum Beispiel von der Gemeinschaft der Heiligen nur das apostolische, von der Taufe nur das nicänische, von der Ewigkeit der Höllenstrafen nur das athanasianische. Von der Erbsünde, von den Mitteln der Sündenvergebung, von dem Sacramente der Eucharistie rc. geschieht in keinem Erwähnung. Freilich liegen in den Worten des apostolischen Bekenntnisses: Credo in sanctam ecclesiam catholicam schon alle anderen Glaubensartikel, aber dazu muß man sie schon eben katholisch verstehen.

Nur diese Kirche hat und liest die Bibel, Ihr andern habt den Codex, aber nicht das Buch. — Ego Evangelio non crederem, nisi me ecclesiae catholicae moveret auctoritas. Sie wissen doch ohne Zweifel, wer so gesprochen hat? — Der heilige Augustinus, den Sie selbst eine Säule der Wahrheit nennen.

Bevor ich aber von diesem ersten Punkte Ihres Reichthums, den Sie mit uns gemein haben, auf die anderen über-

gehe, die Ihnen eigenthümlich und allein gehören, erlauben Sie mir noch einer Insinuation Ihrer Note S. 95 zu entgegnen. Welfische Katholiken, sagen Sie, hätten, wo ihnen Macht geworden wäre, immer auf protestantischem Gebiete den Rationalismus begünstigt. Es wäre geschehen, weil sie in demselben das corrosive Gift erkannten, welches den Protestantismus völlig todt machen sollte. — Sollte es wirklich vorgekommen seyn, was ich bei meiner Entfernung von dem Schauplatz nicht abzuleugnen berechtigt bin, aber zu bezweifeln viele Ursache habe, daß Katholiken auf protestantischem Boden rationalistischen Richtungen und Lehrmeinungen, gegenüber dem in der großen Masse des Volks noch bestehenden, wie immer gearteten, biblischen Glauben, irgend wie Vorschub geleistet haben, so haben diese Katholiken, unseres Dafürhaltens, schweres Unrecht daran gethan. Denn der Rationalismus, als die consequentere Protestation gegen den Inhalt der christlichen Offenbarungslehre, und vollständige Verneinung aller, über der Natur und Vernunft liegenden höheren Wahrheit, ist an sich und objectiv betrachtet das größere Uebel, und Niemand darf das Uebel thun, damit Gutes daraus entstehe. Vielleicht aber beruht die Sache auf einem Mißgriffe in der Beobachtung. Es kann nämlich allerdings füglich geschehen seyn, daß Katholiken, wenn sie die immer weiteren Umgriffe und das Ueberhandnehmen rationalistischer Doctrinen auf protestantischem Gebiete zu beobachten Gelegenheit hatten, dieser Erfahrung gegenüber Eindrücke und Empfindungen an den Tag legten, welche das Gefühl gläubiger Protestanten bei der gleichen Erfahrung verletzten. Es käme hier nur auf Erklärung an. Wenn irgendwo in einem revolutionären Zeitalter die zahme und verhüllte Gestalt der Revolution in die nackte und ungeberdige überschlüge, so wäre die nächste Folge ohne Zweifel, daß der Verbrechen jetzt noch viel mehr, und blutigere und entsetzlichere, in einem so unglücklichen Lande begangen, und die Leiden der Einwohner weit über den vorigen Zustand gesteigert würden.

Der Freund der Ordnung und des Rechts könnte aber, dem tiefen Bedauern über das begangene Unrecht und für die Opfer desselben unbeschadet, ein Gefühl freudiger Hoffnung vielleicht nicht völlig bei sich unterdrücken, und ihm auch Worte leihen, daß nach der einmal eingetretenen Crise und bei einem auf die Spitze getriebenen Zustand, der unmöglich, gleich dem frühern, sich versteinen und auf die Länge festsetzen könne, die Wiederkehr zur Ordnung und zur Ruhe in nähere oder fernere Aussicht gestellt sey. Oder wenn ein langsames schleichendes Uebel in einen heftigen Paroxysmus aufflammte, der zwar die Leiden des Kranken beträchtlich vermehrte und vielleicht sein Leben in Gefahr setzte, so möchte der Arzt oder kundige Freund, wenn er anders der Natur des Kranken noch genug zutraut, die Veränderung weniger mit Schrecken als mit guter Erwartung begrüßen. In beiden Fällen aber würde Einer wie der Andere sein Gewissen nicht mit Herbeiführung eines Zustandes beschweren wollen, dessen Eintreten ohne sein Zuthun die erwähnten Empfindungen in ihm hervorzurufen geeignet war. — Die Anwendung ergiebt sich von selbst, und Sie erlauben meinen beiden Gleichnissen, in allen nicht zur Anwendung gehörigen Punkten zu hinken. — Was Sie übrigens über den Rationalismus weiter aussagen, darüber gestatten Sie mir etwas ins Tiefere einzugehen, und die Erörterung der ferneren Punkte noch vorerst zu verschieben. — Ich habe den Rationalismus bezeichnet als die nothwendige Folge und natürliche Frucht der sogenannten Reformation, als die Eine der beiden immer feindseligen, aber innerlich zusammengehörigen und mit einander bedingten Polaritäten dieses ewig unruhigen Princips, welches einmal als Religion des Buchstabens den reagirenden und weit über alle Formel hinausagirenden Menschengeist empor rief, und den aufgerufenen zu bändigen nicht vermochte; dann aber als Religion der Isolirung die christliche Seele vereinsamte, und nachdem er das tiefe, christliche Gemeinbewußtseyn gebrochen, den Organismus der Kirche, so weit ihm Macht gelassen war, zer=

stört, die Individuen wie Atome verstreute, welche dem Zug der Schwere zu folgen von keiner höheren Kraft mehr verhindert wurden. Ich leugne dabei natürlich nicht, daß die äußerste und letzte Grundwurzel des Rationalismus in der Verkehrtheit des verderbten Menschenherzens zu suchen ist, und daß darum, wie die Irrthümer gleich den Grundzügen des menschlichen Herzens sich überall ähnlich sehen, rationalistische oder ähnlich geartete Richtungen und Bestrebungen schon allerwege in älterer und ältester Zeit zum Vorschein kommen und unterscheidbar sind. So treffen wir unter den Philosophemen der Griechen manche an, welche, auf christlichen Boden übertragen gedacht, der Kirche ohngefähr wie der moderne Rationalismus entgegen gestanden hätten. Auch unter den Irrlehren des christlichen Alterthums finden sich solche, denen, wie etwa der arianischen oder pelagianischen und anderen, ein gewisser rationalistischer Beigeschmack und dahin wirkende Elemente leicht abgemerkt werden können. Aber inmitten des großen, christlichen und kirchlichen Glaubensbewußtseyns tritt der Rationalismus dort nur unreif und unmündig, halb träumend und seiner selbst unbewußt, gleichsam wie versuchsweise mit schüchternem Empirismus auf, und es war der protestantischen Reform vorbehalten, ihn im Laufe der christlichen Kirchengeschichte an ihren Brüsten zu nähren, zu stärken und zu erkräftigen, zu reifen und zu belehren, zu entbinden und zu emancipiren, aufzuklären und ins helle Bewußtseyn zu rufen, bis er herangediehen zu jenem Riesen, der die Welt fressen will, aber zuerst seine eigene Mutter bedroht. Und sein allmähliges Wachsthum haben drei Jahrhunderte bezeugt. Schon sehr früh stand er auf eigenen Füßen in den Schulen der Socine gangeskräftig und mit so wachem Selbstbewußtseyn, wie ihm keines der früheren Jahrhunderte des Christenthums begegnet. Aber noch hatte die Generation an den Brüsten katholischer Mütter gelegen, noch waren die Gemüther zu glaubensbedürftig, es duftete noch von der alten Liebe, und leuchtete und glühete noch zu

hell von dem Feuer der alten Wahrheit, so die katholische Kirche in die Gefäße der Herzen gelegt, als daß die Fortschritte dieser unweisen Weisheit die Geschlechter der Völker schnell überwältigen, und mehr als eine beschränkte Anzahl im Glauben veramter, auf dem Wege der Verneinung über den Charakter ihrer Zeit vorangeschobener Naturen hätte gewinnen können. Es bedurfte vieler Jahrzehente und Jahrhunderte der Erkältung, der Vernüchterung, der erstorbenen Glaubensgewohnheit, der Beraubung der Sacramente, des Aergernisses einer Ueberzahl widersprechender Secten und gegeneinanderredenden Glaubensprediger, Unsicherheit des Bekenntnisses in jeder einzelnen Secte und Abspaltung des neuen Evangeliums, bis das seit nahe an einem Jahrtausend mit dem Bewußtseyn ihres gesammten Daseyns innig verschmolzene und fast untrennbar verbundene christliche Bewußtseyn so ganz aus dem Mark und Geblüte europäischer Völker entweichen, bevor die zum Gehorsam gewöhnte, mit Ueberzeugung von ihren Schranken durchdrungene, und sich selbst nur in ihrer Abhängigkeit von Erkenntnissen höheren Ursprungs begreifende Vernunft bis zu dem Uebermuthe sich vermessen konnte, sich zur normirenden Gewalt zweier Welten zu constituiren, und ihre Autonomie und Autarkie in Bezug auf alle Wahrheit und Gerechtigkeit auszusprechen. Es bedurfte zahlreicher Phasen und Uebergänge und einer inhaltsreichen Geschichte, bis es möglich war, auf diesem Punkte anzulangen, und der vollendete Rationalismus konnte nur aus einem, von vielen vorausgegangenen semi-rationalistischen und in auf- oder lieber absteigender Richtung dahin einschlägigen Bestrebungen reich gedüngtem Boden erwachsen. Diese Geschichte kann hier nun freilich nicht geschrieben werden, aber es würde genügen, einen Historiker, wenn er die Wahrheit liebte und suchte auf die geistigen Erscheinungen in England, Schottland und Holland, im hugenottischen Frankreich und nördlichen Deutschland während des 17ten und bis ungefähr in die Hälfte des 18ten Jahrhunderts (denn weiterhin könnte wenigstens

nicht mehr von dem Werden der Erscheinung die Rede seyn) aufmerksam zu machen, um über den Schauplatz der Begebenheiten, die religiösen Ueberzeugungen der handelnden Personen, und nächsten, bald mit in die Handlung hineingezogenen Zeugen, zureichende Orientirung zu gewinnen. Sie, mein verehrter Herr, kannten diese ganze Geschichte ohne Zweifel, und sie war Ihnen nicht angenehm. Man konnte nicht überrascht werden von Ihren, schon früher in Ihrem Buche angewandten Bemühungen, die Sachlage anderartig darzustellen, und insbesondere die Genesis des Rationalismus auf katholischen Boden zu verlegen. Im allerhöchsten Grade überraschend und wirklich verblüffend muß aber das Mittel genannt werden, dessen Sie sich zu diesem Behufe bedienen. Heinrich Leo, dem die historischen Behelfe in so reichlichem und viel reichlicherem Maaße als die theologischen zu Gebote stehen, hat sich aus der Sache ziehen zu können geglaubt, indem er uns einen Erfinder des Rationalismus nennt, eine fast unbemerkbare Gestalt in der Geschichte der Literatur, einen verschollenen Namen, einen französischen Mönch des 17ten Jahrhunderts, dem dann die Pastoren im protestantischen Deutschland fast alle gutwillig nachgelallt, und daß es nicht gar alle gethan haben, nur durch die glückselige Staatsgefangenschaft der evangelischen Kirche verhindert wurden, denn „was wäre aus dieser Kirche geworden, wäre sie frei gewesen"! (S. 11.) Dieser cananäische Zauberer, wie Sie ihn nennen, „den Moab ins Lager der Evangelischen gesendet", den heut zu Tage Niemand kennt, und Sie selbst so wenig, daß Sie ihn aus aus einem Oratorianer zu einem Dominikaner machen (was beiläufig gesprochen, zu beweisen scheint, daß sie nicht einmal die Titel seiner Werke gesehen haben), ist niemand anderer, als der alte Richard Simon. Ich unterdrücke noch für einen Augenblick, was sich mir bei dieser Gelegenheit in die Feder drängt, und gehe fürs erste in eine nähere Betrachtung der Erscheinung ein, deren welthistorische Bedeutung Sie entdeckt haben. Richard Simon also, geboren zu Dieppe i. J. 1638,

gestorben ebendaselbst oder in der Umgebung 1712, ist den Bücherwächtern der älteren theologischen Literatur durch eine, allerdings ziemlich lange, Reihe von Schriften über Bibelkunde bekannt, die von orientalischer Gelehrsamkeit vollgestopft, durch streitsüchtige Fassung wie durch Neuheit und Paradoxie der darin aufgestellten und vertheidigten Meinungen unter den Zeitgenossen einiges Aufsehen erregten. Mehrere Histoires critiques (der Lieblingstitel seiner Arbeiten), als: du texte, des versions et des commentateurs du vieux testament; du texte du nouveaux testament; des principaux commentateurs du nouveau testament etc., enthielten Merkmale jener verwegenen Kritik, deren Contagion eben damals die eigenwilligeren, und auf das Gerede da draußen aufmerksameren Glieder der katholischen Gemeinschaft erreichte. Sie verfielen unmittelbar unter die Censur des römischen Index, und erregten den eifrigen Widerspruch mehrerer Theologen. Von hunderttausend Büchern, wie sie täglich auftauchen und vergessen werden, in nichts, als durch eine allerdings nicht zu bestreitende, aber übel verdaute, und vor Allem übel angewandte Erudition unterschieden, würden sie kaum den Namen des Verfassers über seine Generation hinausgetragen haben, wenn nicht Bossuet unter seinen Gegnern aufgetreten wäre. Der Verfasser, allerdings von jener Indocilität und Eigenwilligkeit, die den Gliedern der katholischen Kirche so übel steht, und die auch seinen Austritt aus der Congregation des Oratoriums veranlaßte, wäre dennoch durch eine Verwechselung mit den Rationalisten, im modernen und vollendeten Sinne des Wortes, viel zu hart behandelt; er trat, meines Wissens, nie einer einzigen bestimmten Glaubenslehre, viel weniger dem gesammten Schatze der christlichen Wahrheit frech leugnend gegenüber, und ist darum, wenn gleich zu den verwegenen und verdächtigen, doch niemals zu den ketzerischen Autoren gerechnet worden. Daß jede, wenn auch noch so schwach gestützte und behauptete Paradoxie, jeder, wenn auch unkräftige Widerspruch, Einen und den Andern finden, die,

was Eigenwilliges und Eigengläubiges in ihren eigenem Herzen ist, daran zu stärken vermeinen; welche die größere oder geringere Opposition ihres Gemüths gegen den Gehorsam des Glaubens damit liebkosen, daß ein Mann, der hebräisch und syrisch verstehe, in gleicher oder ähnlicher Weise geredet, ist weder außerordentlich noch besonders folgenreich. Daß aber eine Erscheinung von der literarischen Mittelmäßigkeit des Richard Simon, die noch dazu weder mit täuschendem Flitter an die Menge redete, noch für sich selbst über unbestimmte Velleitäten hinausgekommen war, das Angesicht der Welt verändert; daß die Erscheinung eines eigensinnigen französischen Ordensmannes fast alle protestantischen Pastoren hinter sich her gehabt und dieselben um ihr Bibelthum gebracht habe; daß sie eigentlich die Wasserscheide der Zeit geworden, von welcher her die Fluthen des Unglaubens über uns herabgelaufen; dieses sage ich, und rede mit Vorbedacht, kann unmöglich zugleich im Ernst, mit Verstand und mit ehrlicher Meinung behauptet werden. Ich halte es nicht vonnöthen, den weiter sich hier anknüpfenden Betrachtungen und Gefühlen ausführliche Worte zu geben; aber hören Sie Eines. Sie haben an einem andern Orte die innere Haltlosigkeit und absolute Nullität der Kirchenverfassung protestantischer Glaubensverwandtschaft in ihrer vollen Schmählichkeit und Blöße, mit so beredsamen Ausdruck und so ausgiebiger Bezeichnung dargestellt, daß Sie hierin schwerlich von den eifrigsten Katholiken überboten werden können. Sie thaten so mit Absicht, und ohne Zweifel in der Meinung, an einer Stelle vieles preis zu geben, um desto mehr an einer andern zu gewinnen. Es hat Ihnen zwar allerdings auch dort die Wahrheit einen Streich gespielt, und nachdem Sie Alles aufgegeben, woran eine Kirche oder Gemeinschaft der Heiligen erkannt wird, konnte nichts mehr zu gewinnen übrig bleiben. Doch davon ist hier nicht die Rede. Bei Ihrem Richard Simon aber ist Ihnen, ganz unversehens und ohne Vorbedacht, begegnet, daß Sie demjenigen, was Sie protestantische

Kirche nennen, einen übeln Dienst geleistet, indem Sie eine Fluth von Schmach darüber ausgegossen, die Sie weder durch hochtrabende Worte zerstören oder wegwaschen, noch sonst auf irgend einer Seite das Mindeste dafür gewinnen können, denn Sie haben den thatsächlichen Beweis geliefert, wie viel Sie selbst, der Vorkämpfer und Vertreter der Ihrigen, jener Ihrer Kirche zutrauen. Daß jene beiden Peststoffe, die Euch eingeboren sind, und für welche Euer Bekenntniß das wahre und unzweifelhafte Delta darstellt, contagionsweise viele von den unsrigen, selbst Lehrer des göttlichen Wortes, angesteckt und unsere Lande verwüstet haben, (wie denn selbst jener Simon, der bis in das 18te Jahrhundert hineinragt, in seiner halben Erkrankung, selbst nur als eine Frucht des schon lange vorher auf protestantischer Domaine kräftigen Rationalismus kann betrachtet werden) das wissen wir, und verkennen oder verdrehen nicht die Geschichte, die es bezeugt. Aber die nämliche Geschichte bezeugt auch, daß unsere Kirche überall, wo der Schaden kund ward, heilend oder abschneidend dem erkrankten Gliede gegenüber trat, daß sie jeden Satz mit Verdammung schlug, der die unwandelbare, einige, überlieferte Lehre bestritt und gefährdete. Den Fall nur als möglich zu fingiren, daß diese Kirche selbst der Ansteckung erliege, daß Alle oder fast Alle ihrer Hirten rationalistischen, oder sonst wie immer perversen und von der kirchlichen Ueberlieferung abweichenden Doctrinen sich hingeben könnten, oder daß sie Schutz und Verwahrung dagegen irgend woher anders, und von fremden Mächten und Gewalten zu holen oder zu begehren hätte, ist, wie mich dünkt, noch keinem protestantischen Verstande bisher in den Sinn gekommen. Man weiß gut zu citiren: Rome ne recule pas. Sie aber, Sie halten den Fall für möglich, Sie setzen ihn als wirklich, daß ein einzelner, geringfügiger Mann fremder Confession ihre Kirche so sehr überwältige, daß die Lehrer und Lichter derselben fast alle zum Thore hinausliefen, um dem goldenen Kalbe zu räuchern, das jener aufgestellt, und wirklich alle ausgelaufen

wären, hätte nicht der Knebel gut gethan und die Kette, welche des Staates sind, und womit die weltlichen Oberen ihre geistlichen Hirten in der Ordnung des Heils erhielten und befestigten. Diese Ansicht von einer Kirche, welche sich für die Kirche J. Ch., für die unverletzte Braut des himmlischen Lammes ausgibt, nach welcher sie eine Oberkirche hat, ein über Zion gebautes Babylon (ich wende Ihre Bilder an), das mit Zwang Ihrer Lehren hütet, und nicht etwa bloß durch äußerlichen Drang der Verfolgung die Gefäße läutert, sondern recht eigentlich den Kern der Sache zusammenhält, die Dogmatik polizeilich einschärft, und die zum Auseinanderlaufen portirten Prediger und Aeltesten mit physischen Mitteln coercirt, diesen speciellen Reichthum der Ihrigen überlassen wir gerne und freudig, in der Idee wie in der Erfahrung und Erprobung, Jedem, der sich also zu begnügen und in seinen geistlichen Bedürfnissen einzurichten Willens ist.

Ich halte Ihnen ein Bild vor, das Sie gezeichnet haben. Jeder Zug in dieser Schilderung ist Ihr Eigenthum. Um nur den Felsen zu leugnen, auf den Jesus Christus Seine Kirche gegründet hat, wollen Sie die Ihrige auf den Staatszwang gründen. Ich habe weiter nichts hinzuzusetzen, Sie selbst haben Alles gesagt. —

In dieser Verfassung Eurer Kirche also, schreiben Sie, „habt Ihr den Rationalismus verdaut, statt an demselben zu sterben, habt ihm wirklich viel zu danken, habt ihn auf wissenschaftlichem Boden niedergeworfen. Jetzt soll er nur mehr in seiner elendesten Gestalt in tausend und aber tausend Seelen der katholischen Welt herumkriechen, die ihn nicht besiegen kann, weil sie ihm das laute Wort verbietet.“ Was die Verdauung des Rationalismus betrifft, und ob Ihr an demselben gestorben seyd, sterbt oder sterben werdet, darüber wollen wir dem welthistorischen Resultate nicht vorgreifen. Der wissenschaftliche Sieg über denselben ist ein Bulletin der großen Armee. Zählt seine Reihen und die Eurigen nach der Schlacht! Auf spekulativem Gebiete werdet Ihr ihm nichts an=



haben, denn darin habt Ihr mit ihm entweder gar keine gemeinsame Sprache, also keinen Moment der Begegnung, oder Ihr kämpft mit Waffen, die er consequenter und in seiner Art klüger handhabt. Auf historischem Boden hingegen, wo Ihr allerdings im Vortheile seyn könntet, drängt er Euch unbarmherzig gegen die katholische Kirche hin. Jeder Streich, den Ihr dem Gegner versetzt, ist eine Wunde, die Ihr Euch selbst schlagt, und die uns, Euch zu schlagen, erspart wird. Noch nie hat der Irrthum den Irrthum besiegt. Ihr werdet den Rationalismus, und der Rationalismus wird Euch nicht eigentlich todt machen. Die Franzosen haben ein gutes Wort: s'entretuer. Es handelt sich dabei um Augenblicke oder Stunden des Ueberlebens. Ihr habt keine große Hoffnung, diese für Euch zu gewinnen. — Was den in tausend und aber tausend katholischen Seelen kriechenden Rationalismus betrifft, so wissen Sie, verehrter Herr, recht gut, was es damit für ein Bewandtniß hat. Denn wahrlich, nicht wir haben darüber zu klagen, daß „Arianer, Socinianer, indifferente Denkgläubige, Atheisten ꝛc. ꝛc. bei uns zum Tische des Herrn gehen"; nicht bei uns ist es, wo „an der Kirche alles zerfallen ist, was nicht vom Staate gehalten wird", nicht bei uns kommt es vor, daß „die Genossenschaft das Recht nicht mehr hat oder übt, diejenigen von sich auszuschließen, welche ihren Aufgaben Hohn sprechen". — Das wissen Sie, und haben es ehrenhaft und billig zugegeben. Was meinen Sie nun mit jenen tausend und aber tausend Seelen der katholischen Welt? — Wollen Sie uns diejenigen vorwerfen, die nicht zu uns gehören? Die von uns ausgeschieden sind, die sich selbst excommunicirt haben, die, worauf es hier eigentlich ankommt, durch Kraft und Gewalt des Organismus unserer Kirche mit Nothwendigkeit gedrungen waren, auszuscheiden, und keine Art der Gemeinschaft mit uns haben, als daß sie in gewissen statistischen Tabellen eine Zahl vollmachen? Dergleichen Leute gebe ich Ihnen zu jeder beliebigen Behandlung preis, nur einen Namen lasse ich nicht

auf Sie anwenden: Katholiken. Die Umschreibung, die Sie gebraucht haben, bezeugt Ihrerseits selbst anerkennungswürdige Scheu im Gebrauche des Ausdrucks; — was soll denn aber dann die ganze Phrase?

Die katholische Welt aber, haben Sie ferner noch gemeint, soll den Rationalismus nicht besiegen können; weil sie ihm das laute Wort verbietet. Sie müssen vor Allem wissen, verehrter Herr, daß sich der Kampf der katholischen Kirche mit dem Rationalismus, wie mit jedem andern Irrthume in ganz anderer Weise gestaltet und vollführt, wie Sie unter den Ihrigen von Geburt auf zu erfahren gewohnt sind. Euch Anderen ist der Kampf eingeboren, Ihr führt ihn als Bürgerkrieg, Ihr lebt vom Streite. Es gilt Euer Daseyn, das Daseyn Eurer sogenannten Kirche; es ist ein Kampf der Existenz, da müßt Ihr immer zur Hand seyn, und wehren so lang es geht. Anders die katholische Kirche. Geboren, um zu glauben und zu lieben, greift sie zum Schwerte, nur um durch den Krieg in den Frieden einzugehen, und obschon sie die sichersten Waffen führt, die je auf dieser Erde sind gehandhabt worden, so will sie und bedarf des Streites nicht für sich. In der vollkommensten Ruhe über ihren eigenen Bestand, den der Eid und die Verheißung des Herrn über alles Bedrängniß irdischer und unterirdischer Mächte hinausgehoben hat, kämpft sie allein für ihre Glieder und für ihre Feinde. Dieser Kampf ist ganz eigenthümlicher Natur. Es ist ein Vertheidigungskrieg zum Schutze des Unterthans, es ist ein Eroberungskrieg zum Heile des Feindes. Für die überwiegende Mehrzahl ihrer Unterthanen hat sie es in ihrer Weisheit besser erachtet, den Feind von ihnen abzuhalten, als dem friedlichen Insassen zum Kampfe die Waffen in die ungeübte Hand zu geben. Denn er kann in Frieden leben. Das ist es, was Sie nennen, daß sie dem Rationalismus das laute Wort verbietet. Auf politischem Gebiet würde Jeder solche Handlungsweise billigen. Sie kennen doch den alten Berliner Engel, Ihren Glaubensgenossen, den Philosophen für

die Welt? Es kann mir nicht beifallen, die Aussprüche oder das Ingenium dieses Mannes irgend wie als Autorität anzurufen, aber er hat einmal einen richtigen Gedanken gehabt, und die Wahrheit kann man hören, aus welchem Munde sie kommt. Sie können darüber nachlesen den Abschnitt: „die Höhle auf Antiparos“ eben auch im Philosophen für die Welt. — Was nun aber diejenigen Kinder der Kirche betrifft, die in den Streit hineingerissen werden, denen verwehrt sie nicht den Feind, und läßt sie in Gottes Namen ziehen, hören und gegenreden.

Für den Schluß dieser Note bleibe ich Ihnen noch auf weiterhin zur Antwort verschuldet. Ich gehe von dieser ersten Frage des gemeinsamen Reichthums Ihres Bekenntnisses mit unserer Kirche, in welche ohnehin, durch Ihre Note veranlaßt, bereits schon Gegenstände anderer Art verwickelt worden sind, zu dem zweiten Theile Ihres Angriffs über. In den Sacramenten, sagen Sie, sey die Wurzel aller Verschiedenheiten der Bekenntnisse, und wenn wir reicher seyn wollten als Ihr, so müßte unser Reichthum sich vor allen in diesem Theile zeigen. Bis hieher haben Sie ganz und vollständig Recht. Bevor wir aber weiter reden, einige Worte zur Verständigung. Sie erheben von hier an in wenigen Blättern über die sacramentalischen Dogmen eine Polemik, oder was einer solchen ähnlich sieht. Bald aber selbst angewandelt von dem Gefühle der Unziemlichkeit, ein so großes Thun so gelegentlich zu beginnen; der Unwürdigkeit, es mit Mitteln und Behelfen, wie Sie zu bieten haben, auch nur von ferne zu wollen oder zu beabsichtigen, unterbrechen Sie sich selbst mit der Bemerkung: Sie bildeten sich nicht von ferne ein, „mit diesen wenigen Worten eine Controverse, die Tausende von Bänden gefüllt habe, irgend einer Entscheidung entgegen zu fördern, Ihre wenigen Worte sollten nur dazu dienen, in Einer Sache — (die Sie selbst den Mittelpunkt unseres ganzen kirchlichen Lebens nennen) — Eure (der Protestanten) evangelische Armuth gegenüber unsers (der Katholiken) heid-

nischen Reichthums hervor zu heben“. Da aber hierin die ganze Frage liegt, so heißt Ihre Phrase mit andern Worten: Weil Sie nicht Alles unternehmen könnten, so unternehmen Sie bloß Alles. — Ich muß auf den Boden eingehen, den Sie betreten haben. Mit voller Wahrheit kann ich meinerseits die Versicherung geben, daß es mir nicht zu Sinne kommen kann, eine regelmäßige, und nur von weitem erschöpfende Polemik in diese wenigen Blätter gelegentlich einzuzeichnen; aber ich sehe mich gezwungen, Antwort zu geben auf dasjenige, von dem Sie wollen, daß es Ihre Leser für Argumente halten, und so knüpfte ich den Faden an derselben Stelle wieder an, wo ich ihn fallen ließ. Sie haben die Behauptung gestellt, und ich habe beigestimmt, daß der Reichthum der katholischen Kirche an den göttlichen Gnadenschätzen, die der Erlöser seinen Gläubigen und Getreuen hinterlassen, sich vor Allem in den Sacramenten zeigen müsse. Aber Sie fahren fort: „Denn auf den äußern Reichthum an Lichterchen und Bilderchen und Kleiderchen und symbolischen Begehungen werden Sie doch wohl selbst nicht provociren, wenn Sie in diesem innerlichsten Heiligthum der Kirche sich arm bekennen müßten; oder wenn Sie darauf provocirten, würden Sie doch so einsichtig seyn, uns auf unserem Standpunkte nicht zu verdenken, wenn wir solchen theatralischen Reichthumes spotteten“. Dieser Satz, der einen der Frage fremden Gegenstand hereinzuziehen scheint, und dessen Argument der Spott ist, gewährt mir einen sehr natürlichen, und fast möchte ich sagen erwünschten Eingang in die Sache und Frage von dem Reichthume unserer Kirche, mit welchem die von Ihnen angehöhnte ceremonielle Würde und die ganze Pracht und äußerliche Entfaltung ihres Gottesdienstes in viel näherem, tieferem und innigerem Zusammenhange stehen, als Sie ahnden oder gerne glauben. Ja, wir provociren von ganzem Herzen, im strengsten Ernste und ohne die mindeste Furcht an dem Schatze des höchsten Mysteriums, das in unserm Besitze ist, zu freveln, wenn vom Reichthume di[illegible] ist, auch *darauf*, und sind in

die Welt? Es kann mir nicht beifallen, die Aussprüche oder das Ingenium dieses Mannes irgend wie als Autorität anzurufen, aber er hat einmal einen richtigen Gedanken gehabt, und die Wahrheit kann man hören, aus welchem Munde sie kommt. Sie können darüber nachlesen den Abschnitt: „die Höhle auf Antiparos" eben auch im Philosophen für die Welt. — Was nun aber diejenigen Kinder der Kirche betrifft, die in den Streit hineingerissen werden, denen verwehrt sie nicht den Feind, und läßt sie in Gottes Namen ziehen, hören und gegenreden.

Für den Schluß dieser Note bleibe ich Ihnen noch auf weiterhin zur Antwort verschuldet. Ich gehe von dieser ersten Frage des gemeinsamen Reichthums Ihres Bekenntnisses mit unserer Kirche, in welche ohnehin, durch Ihre Note veranlaßt, bereits schon Gegenstände anderer Art verwickelt worden sind, zu dem zweiten Theile Ihres Angriffs über. In den Sacramenten, sagen Sie, sey die Wurzel aller Verschiedenheiten der Bekenntnisse, und wenn wir reicher seyn wollten als Ihr, so müßte unser Reichthum sich vor allen in diesem Theile zeigen. Bis hieher haben Sie ganz und vollständig Recht. Bevor wir aber weiter reden, einige Worte zur Verständigung. Sie erheben von hier an in wenigen Blättern über die sacramentalischen Dogmen eine Polemik, oder was einer solchen ähnlich sieht. Bald aber selbst angewandelt von dem Gefühle der Unziemlichkeit, ein so großes Thun so gelegentlich zu beginnen; der Unwürdigkeit, es mit Mitteln und Behelfen, wie Sie zu bieten haben, auch nur von ferne zu wollen oder zu beabsichtigen, unterbrechen Sie sich selbst mit der Bemerkung: Sie bildeten sich nicht von ferne ein, „mit diesen wenigen Worten eine Controverse, die Tausende von Bänden gefüllt habe, irgend einer Entscheidung entgegen zu fördern, Ihre wenigen Worte sollten nur dazu dienen, in Einer Sache — (die Sie selbst den Mittelpunkt unseres ganzen kirchlichen Lebens nennen) — Eure (der Protestanten) evangelische Armuth gegenüber unsers (der Katholiken) heid=

nischen Reichthums hervor zu heben“. Da aber hierin die ganze Frage liegt, so heißt Ihre Phrase mit andern Worten: Weil Sie nicht Alles unternehmen könnten, so unternehmen Sie bloß Alles. — Ich muß auf den Boden eingehen, den Sie betreten haben. Mit voller Wahrheit kann ich meinerseits die Versicherung geben, daß es mir nicht zu Sinne kommen kann, eine regelmäßige, und nur von weitem erschöpfende Polemik in diese wenigen Blätter gelegentlich einzuzeichnen; aber ich sehe mich gezwungen, Antwort zu geben auf dasjenige, von dem Sie wollen, daß es Ihre Leser für Argumente halten, und so knüpfte ich den Faden an derselben Stelle wieder an, wo ich ihn fallen ließ. Sie haben die Behauptung gestellt, und ich habe beigestimmt, daß der Reichthum der katholischen Kirche an den göttlichen Gnadenschätzen, die der Erlöser seinen Gläubigen und Getreuen hinterlassen, sich vor Allem in den Sacramenten zeigen müsse. Aber Sie fahren fort: „Denn auf den äußern Reichthum an Lichterchen und Bilderchen und Kleiderchen und symbolischen Begehungen werden Sie doch wohl selbst nicht provociren, wenn Sie in diesem innerlichsten Heiligthum der Kirche sich arm bekennen müßten; oder wenn Sie darauf provocirten, würden Sie doch so einsichtig seyn, uns auf unserem Standpunkte nicht zu verdenken, wenn wir solchen theatralischen Reichthumes spotteten“. Dieser Satz, der einen der Frage fremden Gegenstand hereinzuziehen scheint, und dessen Argument der Spott ist, gewährt mir einen sehr natürlichen, und fast möchte ich sagen erwünschten Eingang in die Sache und Frage von dem Reichthume unserer Kirche, mit welchem die von Ihnen angehöhnte ceremonielle Würde und die ganze Pracht und äußerliche Entfaltung ihres Gottesdienstes in viel näherem, tieferem und innigerem Zusammenhange stehen, als Sie ahnden oder gerne glauben. Ja, wir provociren von ganzem Herzen, im strengsten Ernste und ohne die mindeste Furcht an dem Schatze des höchsten Mysteriums, das in unserm Besitze ist, zu freveln, wenn vom Reichthume die Rede ist, auch d a r a u f, und sind in

voller Einsicht dessen, was wir thun. Diese, wie es Ihnen ohne Zweifel scheinen wird, geringe Frage, von welcher auch erlauete und von Eurem Frost berührte Katholiken gemeint haben, wir könnten etwas davon ablassen, ohne aufzuhören, diejenigen zu seyn, die wir sind, reißt mit einem Male gleich wieder einen der tiefsten und gewaltigsten Gegensätze ans Licht, der die Bekenntnisse wesentlich und unversöhnlich trennt. Die katholische Kirche in ihrer tiefen Wissenschaft von dem durch die Sünde in die Welt eingedrungenen Tode, und dem daraus entsprungenen Verderben der Natur, hat zwar zur Besiegung und völligen Abtödtung des natürlichen Menschen, des alten Adam, durch Versagung und Verachtung des Naturtrostes und der Naturfreude, durch Züchtigung des eigenen Fleisches mit Fasten und anderen Austeritäten, von jeher ihre Kinder angeleitet, sie hat aber niemals die Natur und sinnliche Welt als völlig von dem Bereich der göttlichen Heiligung ausgeschlossen, der Berührung und des Segens von Oben unfähig, zur Beziehung auf das Ewige untauglich, oder wohl gar dem Verderben unwiederbringlich verfallen gehalten; und so wie sie eine Auferstehung des Fleisches glaubt, so hat sie die Erlösung schon auf dieser Erde recht eigentlich über die ganze Natur ausgedehnt, hat uns diese irdischen Leiber als Tempel des heiligen Geistes besitzen gelehrt, ist „der seufzenden Creatur“, in der Ueberzeugung, daß „Gott nichts haßt von Allem, was er gemacht hat“, mit ihren Segnungen und Weihungen zu Hülfe gekommen, und zieht sie zu sinnbildlichem, frommem Dienste herein in die Stadt des Herrn und in das himmlische Jerusalem. Denn mit ihrem ewigen Meister liebt sie alle Geschöpfe, und weiß, daß sie der Herr insgesammt zu Seiner Ehre und als Seine Zeugen und zu unserem Nutzen geschaffen hat; sie versteht es, ewigen Nutzen zu ziehen aus der irdischen Creatur, und darum hält sie den Neid des Feindes von ihr ferne, als wozu ihr Macht gegeben ist, und bestellt sie zu unsern Lehrern und Mahnern, zu Dienern im Heiligthume alle diese Leuchter und Rauchpfannen, diese

Schildereien und Tapeten, diese Säulen und Stufen, diese Glocken, diese Gewande, diese ganze schimmernd anbetende Pracht unserer Gotteshäuser und Gotteshandlungen. Ganz verschieden und im Gegentheile war das von jeher bei Euch. Die Sünde und das Verderben der Natur habt ihr zugegeben, aber die Folgerungen lauteten anders. Vom Fasten, von aller Abtödtung des Fleisches, von der heiligen Strenge unserer Asceten gegen ihren eigenen Leib habt Ihr wenig oder gar nichts, die Moral und Tugendlehre selbst aber in Bezug auf Drang und Begehren des Fleisches, mit Eurem Meister Luther, in Lehre und Uebung auf gar breiter Straße gehalten. Dafür aber habt Ihr, in Liturgie und Kirchendienst, so lang Ihr besteht, mit manichäischer Säure die Natur gehaßt, und die Tempelschwelle war die mathematische Scheidungslinie zweier Welten, der da draußen, wo man das Joch der Natur zu tragen, und auf ihren Altären zu opfern fortfuhr, und der da drinnen, wo sie des Teufels eigen erklärt ward, und die Begehung des Dienstes zwischen öden Wänden, und vor armen Tischen kaum noch den Augen genug entzogen, die übersinnlichen Forderungen befriedigt zu haben schien. Nachdem geschrieben steht, daß wir den Herrn in unserm Fleische im Himmel sehen werden, habt Ihr Ihn schon auf dieser Erde außer dem Fleische schauen wollen, und so hättet Ihr freilich klüger gethan, irgend ein Verstandes- oder sonstiges Geistesabstractum zur Predigt zu senden, den Leib aber vollends daheim zu behalten, und seine laufenden Beschäftigungen fortsetzen zu lassen, was denn wirklich von Vielen, wie wir hören, beliebt worden ist, und immer mehr beliebt wird. So seyd Ihr denn auch immerzu mit den Künsten dahinter geblieben, und während Eure größten Denker anerkannt und ausgesprochen haben, daß Wesen und Beruf der Kunst innerlich und nothwendig religiös seyen, habt Ihr derselben die Thore des Tempels geschlossen, und habt sie hinausgestoßen zu den Heiden, die die Verbannte mit offenen Armen aufnahmen, und wieder auf die altgewohnten

griechischen Pfade zurückführten, zum Verderben des deutschen Volks, und zu dem Eurigen. Wie können die Eurigen heute klagen über den Paganismus unserer Nationalpoesie, über den tiefinnerlichen Pantheismus aller neudeutschen Kunstempfindung, da Ihr es ja gewesen seyd, welche den Künsten das Heilige versagt, die sie profan erklärt, und — nachdem sie auf Zion geächtet waren — einen neuen Parnaß sich zu thürmen genöthiget haben, der dann freilich Eurem Zion schauerlich über den Kopf gewachsen ist, und ihre Einwohner aus den grauen dumpfen Mauern auf seine grünen Matten heraussingt. Die Kunst ist wie der Mensch, der sie übt; was ihnen beiden vom himmlischen Manna entzogen wird, oder was sie sich freventlich selbst entziehen, das ersetzen sie mit Fleischbrocken aus den Töpfen von Aegypten. — In unserer Kirche aber ist auch der Gottesdienst katholisch, d. h. ein allgemeiner; allgemein für jede Kraft im Menschen, von denen keine zu schlecht ist zum Dienste des Herrn, denn der Herr hat sie alle geheiligt, und begehrt sie alle Sein eigen, und allgemein für jeden Menschen, auch dem es beschwerlicher wird, sich abgezogen zu vergeistigen, und absolut zu verinnerlichen; wobei die Bemerkung nicht unterdrückt werden darf, daß die von Euch prätendirte Vergeistigung sehr leicht mit einer Vertrocknung und Vernichtung des Gemüthes zusammenfällt, während die katholische Verinnerlichung — und daß die innerlichsten Menschen aller Jahrhunderte unserer Kirche angehören, habe ich nicht leicht von irgend Einem der Eurigen, der überhaupt für Innerlichkeit Sinn hatte, in Zweifel ziehen gesehen — nirgends und zu keiner Zeit sich von der äußerlichen Fülle und Entfaltung unseres Gottesdienstes gehemmt oder beschwert gefunden hat. Wie beseeligend ist dem Katholiken der Eintritt in den Tempel des Herrn! Hier wo die weiten, in schwindelnder Höhe nach Oben sich wölbenden Hallen ihn selber so klein, aber das Herz ihm so weit machen; wo die grossen Tage des Herrn und Seiner Heiligen, von der christlichen Kunst ihm in gegenwärtige Nähe gebracht, in wirksamer Pre-

digt ihn rühren, strafen und mahnen; wo jede aufstrebende Flammenspitze den Gläubigen an den ewigen Zug und Beruf der Geister zu Gott; jeder wehende Duft des kostbaren Rauchwerks an die himmelanstrebende Kraft des dem Herrn wohlgefälligen Gebets, jede schwellende Woge des Orgeltons an den immerwährenden Hallelujagesang der Engel, jeder Schimmer am Kleid der Altardiener an die herrlichen Gewande der Auserwählten, jeder von der goldenen Zier der reichgeschmückten Kirche wiederblitzende Strahl an die Herrlichkeit und den Glanz der ewigen Leuchte im Hause des Herrn ihn erinnern; wo jeder Schritt, jede Kniebeugung, jede Bewegung des fungirenden Priesters die Umstände des Leidens und Todes unsers Herrn sinnbildend zurückruft: — hier mahnt ihn der frohlockende Schauer in seinem Herzen, die Schuhe von seinen Füßen zu ziehen, dieweil der Ort, darauf er stehet, heilig ist; abzustreifen und dahinter zu lassen alle niedrige Begier, und die schnöde Genügsamkeit mit den Gütern und den Freuden dieser Erde, allen Staub des irdischen Grundes, der ihm anklebt, und jede lastende Beschwer, die ihn drückt, und sich zu reinigen bei dem Hinzutritte zu dem Allerreinsten und Allerheiligsten. Daher der unwiderstehliche, und durch keine Sophistik niederzukämpfende Eindruck, den der katholische Gottesdienst auf jeden lautern, geradsinnigen Protestanten, der zum ersten Male hinzutrat, zu allen Zeiten gemacht hat und machen wird. — Wahrlich, schon um dieser Entbehrung willen wäret Ihr öde und arm!

Aber noch ein Wort über den Spott des „theatralischen Reichthums“. Einem so bibelfesten Mann, wie Herrn Leo, wird auch das 28. Kapitel des Buches Exodus nicht entgangen seyn. Sie werden daraus ersehen haben, daß der Herr zu Moses spricht, wie folgt: „Du sollst auch Deinem Bruder Aaron zu Ehr' und Zierde ein heilig Kleid zurichten. Und Du sollst mit Allen reden, die weise von Herzen sind, die Ich mit dem Geist der Weisheit erfüllet habe, daß sie dem Aaron Kleider machen, darin er geheiliget werde und Mir diene“.

Und Sie werden die vollständige und genaue Aufzählung und Beschreibung aller dieser Kleider gelesen haben, des Bruststückes und Schulterkleides, des Rockes und des linnen eingezogenen Kleides, der Priesterhaube und des Gürtels. Und wie der Herr mit Seinen eigenen, göttlichen Worten, in die schärfste Einzelbestimmung eingeht und des kleinsten bezeichnet „das Gold und die himmelblaue Seide, die Purpurseide und die zwiegefärbte rothe Seide, und die weiße gezwirnte Seide“ an dem „Werk von vielen Farben“. Ferner „das Gewebe und die Onyrsteine und die kleinen Ketten vom allerlautersten Gold, und die vier Reihen Edelsteine am Brustschild, den Sardier, und den Topas, und den Smaragd, den Karfunkel, und Saphir, und Jaspis“, und die Andern, „und die güldenen Ringe, die das Brustschild oben am Ende heften“, und wie sofort mit der gründlichsten Treue das scheinbar Geringste Gesetzesvorschrift wird am Gewande des Priesters, von der Goldplatte an seiner Stirne, bis zu den Granatäpfeln und Schellen am Saume seines Talars. „Dieß soll für Aaron und seinen Samen nach ihm ein ewig Gesetz seyn“. Exod. XXVIII. 43. — So werden Sie auch im 39. Capitel desselben Buches die eben so genau beschriebene Ausführung des götilichen Befehls nicht übersehen haben. Im 25. Capitel werden Sie ferner gelesen haben, wie der Herr den Kindern Israel „die Erstlinge aufzuheben“ befiehlt, Gold und Silber und Erz, und mannigfach gefärbte Seide und rothe Widderfelle und Violettfelle, und Setimholz und Oel in die Lampen, und Spezerei zur Salbe, und Rauchwerk von gutem Geruch, auch Onyrsteine und Perlen, und „Ihm ein Heiligthum machen“, weil Er „mitten unter ihnen wohnen will“. Folgt dann die genaueste Beschreibung der Arche, und der Ringe, daran sie getragen wird, und der Stangen, die durch die Ringe gehen, des Gnadenstuhls vom allerreinsten Gold, und der güldenen Cherubim zu beiden Seiten des Gnadenstuhls, des Tisches der Schaubrote und des siebenarmigen Leuchters von geschlagenem Golde, und der vier Becher mit den run-

den Knäuflein und Lilien u. s. w. Dieses und vieles andere, sage ich, was der Wille und Befehl des Herrn zum Schmuck Seines Heiligthums, und zur Würde und Bedeutung Seines Dienstes verordnet hat, werden Sie gelesen haben im Buche Exodus, auch in Leviticus und Numeri. Ich wollte Sie deß nur erinnert haben. — Möchten Sie nun noch die Phrase S. 96 wiederholen, und unsers theatralischen Reichthums spotten?

Aber der Herr hat es gesagt, warum Er Sein Heiligthum geschmückt begehrt, und Seinen Dienst von frommen, bedeutungsvollen Bildern umgeben. Es ist um des Mittelpunktes und einzigen Inhalts willen alles christlichen Dienstes und aller Anbetung in Seinem Hause, auf den sich allein all diese Herrlichkeiten, dieser beredsame Reichthum — den Erwarteten vorbedeutend, wie den Gegenwärtigen feiernd — beziehen und bezogen haben, und ohne Welchen sie freilich leer und ohne Heil und Leben seyn würden. Es ist, weil Er seinen Getreuen versprochen hat, daß Er „mitten unter ihnen wohnen will". — Von dem Theile Ihres Sendschreibens, der sich wider dieses allerheiligste Geheimniß in frevelnden Worten ermessen hat, auf ein ander Mal. — Inzwischen gebe Gott Ihnen Gutes und nehme die Binde des Irrthums von Ihrem Auge und den Stachel des Hasses gegen sein Heiligthum aus ihrem Herzen.

XXIX.

Literatur.

Geraldine: a tale of conscience. By E. C. A. 2 Voll. London 1837.

Aus der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts sind die mancherlei Religionsgespräche bekannt, welche theils zwischen den Bekennern des katholischen Glaubens und den Anhängern der verschiedenen neuen Lehren, theils zwischen diesen Statt gefunden haben. In Deutschland hat die Sitte der öffentlichen Religionsgespräche in diesem Sinne des Wortes fast gänzlich aufgehört, während sie in England bis auf den heutigen Tag in einem sehr ausgedehnten Umfange fortdauert. Insbesondere ist es gegenwärtig der katholische Priester Maguire, welcher sich vieler wiederholentlicher Triumphe über seine Widersacher, die gegen ihn in die Schranken getreten sind, zu erfreuen hat, so daß bei einer im Maimonat d. J. gehaltenen Unterredung mit dem anglikanischen Geistlichen Gregg nicht viel daran gefehlt hat, daß die Bewohner Dublins den Sieger in gleicher Weise geehrt hätten, wie die Leipziger den Dr. Johann Eck bei der berühmten, im Jahre 1520 veranstalteten Disputation. Ueber jenes Gespräch giebt die zu Frankfurt a. M. erscheinende katholische Kirchenzeitung ausführlich Kunde, die Akten eines andern sind mit großer Geschicklichkeit in einem neuerdings in England erschienenen Buche, dessen Titel wir oben angegeben haben, benützt worden; über dieses wollen wir unsern Lesern einigen Bericht erstatten.

„Geraldine“ würde im weitesten Sinne des Wortes in die Classe der Novelle zu setzen seyn, allein damit würde der

Charakter des Buches doch nur sehr ungenügend bezeichnet werden; es ist eben a tale of conscience, nämlich die Schilderung der eigenthümlichen Führung einer Seele, welche allmählig von der Wahrheit der katholischen Kirche sich überzeugt und dann von der anglikanischen zu dieser übertritt. Diese Darstellung, voll innerlicher Wahrheit, ist in das Gewand einer überaus anmuthigen Erzählung gekleidet, welche wesentlich dazu dient, die verschiedenen Divergenzpunkte zwischen der katholischen und anglikanischen Kirche auf eine sehr klare Weise herauszustellen. Die Heldin des Ganzen ist Geraldine, in Wahrheit die Nichte des Parlamentsmitgliedes Sir Andrew Agnew, welche, wie auch in neuester Zeit die Tagesblätter gemeldet haben, katholisch geworden ist. Sie gehört zu derjenigen Classe von Frauenzimmern, welche — ohne das zu seyn, was die Engländer Blue Stockings zu nennen pflegen — mit vielem Verstande eine reiche Bildung, kindlichen Sinn und große Gutherzigkeit verbinden. Neben Geraldine spielt eine Freundin derselben und zugleich Anhängerin der schottischen Presbyterialkirche unter dem Namen Katharina Graham eine sehr interessante Rolle; sie streitet gegen die anglikanische Kirche, wie gegen die katholische. Das Buch giebt von ihren späteren Schicksalen keine weitere Nachricht, die Zeitungen haben jedoch jüngst berichtet, daß auch sie dem Beispiele ihrer Freundin gefolgt sey.

Das Büchlein selbst ist vortrefflich geschrieben; die Scenen, welche es schildert, sind aus dem Leben gegriffen, und wohl verdiente dasselbe nicht bloß hier auf dem Wege einer Anzeige, sondern auch durch eine vollständige Uebersetzung dem Publikum des katholischen Deutschlands bekannt zu werden; wir können hier nur Einiges von dem Inhalte desselben hervorheben.

In der Zeit, als die Cholera in England wüthete, hatte vorzüglich die Hingebung, mit welcher einige katholische Priester sich dem Troste der Kranken und Sterbenden, trotz des Verbotes einer Gesundheitscommission, widmeten, in dem Gemüthe der jungen Geraldine Carrington, die auf dem Gute ihres abwesenden Vaters in einer von London entfernten

Grafschaft lebte, eine besondere Theilnahme für den Glauben, zu welchen jene Männer sich bekannten, erweckt. Sie begann sich mit den Lehren der katholischen Kirche eifrig zu beschäfftigen und voll tiefen Verständnisses, wie sie war, konnte es nicht ausbleiben, daß jene nicht einen großen Eindruck auf sie gemacht hätten. In den Zweifeln, in welche dadurch ihre Seele gerieth, sehen wir Geraldine zuerst auftreten. Eben damals kam ihr Oheim, ein Dignitär der anglikanischen Kirche (Warden) auf Geraldinens Landsitz, in dessen Nähe sein jüngerer Bruder Vikar war. An jenen wendete sie sich vertrauensvoll und so bietet sich die Veranlassung zu einem sehr interessanten Gespräche, in welchem der alte würdige Herr seine Kirche gegen die Einwürfe Geraldinens und ihrer Freundin vertheidigt, nicht selten aber sehr in die Enge getrieben wird. Katharina faßt das Verhältniß mehr auf eine scherzende und neckende Weise auf, Geraldine aber geht mit Ernst und Ruhe, gestützt auf einen gewissen Grad von Belesenheit zu Werke. Einigermaaßen wurde indessen ihr Gemüth beruhigt, bald aber fielen Dinge vor, die von Neuem jene Zweifel rege machten. In dem Landhause selbst brach die Cholera aus und so wie die beiden zu der erkrankten Haushälterin herbeigerufenen Aerzte sich über die Contagion und über die Behandlung der Cholera stritten, ohne daß der Kranken Hülfe gebracht wurde, so stellten sich der Gewährung des geistlichen Trostes ebenfalls Hindernisse in den Personen der Diener der Kirche entgegen. Die Sterbende fühlte kein besonderes Vertrauen zu dem anwesenden Geistlichen, sondern wünschte dem jüngern Bruder, dem Vicarius, ein Geheimniß mitzutheilen, um dann ruhig aus dieser Welt scheiden zu können. Es schrieb daher der Warden, Dr. Sinclair, an seinen Bruder ein Billet, worin er ihn bat, sich zu dem angegebenen Zwecke nach dem Landsitze hin zu verfügen. Wir geben die nunmehr folgende Scene, die, obschon das häusliche Glück eines anglicanischen Vicars den lebhaftesten Farben schildernd, eine wahre Panegyris auf den Cölibat der Geistlichen ist, in einer getreuen Uebersetzung:

„Eben als der Ueberbringer des Billets seinen Weg antrat, erfreuten sich der ehrw. Eduard Sinclair, sein schönes Weib und seine vier ältern Kinder, indem sie zu den Fenstern, die nicht nach der inficirten Stadt gerichtet waren, hinausschauten, der ruhigen und sanften Luft eines Juli-Morgens. Die schönen Zwillingsmädchen waren emsig mit einem Spielzeug beschäftigt, während ihre jüngern Brüder sich bemühten, aus den kleinen, von ihrem Oheim ihnen geschenkten Bögen und Steinen eine Brücke aufzuführen. An diesem schönen Morgen wurde auch keine Lection gegeben, denn es war der Hochzeitstag ihrer Eltern, und außer einem Ritte auf einem Pony und manchen andern Vergnügungen sollte am Abende eine Laterna magica aufgestellt werden, wozu die sämmtlichen Bewohner der Vicarie eingeladen waren. Der Vater dieser glücklichen Kleinen lehnte sich, nachdem er sein Frühstück beendet hatte, in seinen Sorgstuhl, welcher gleichfalls ein Geschenk des älteren Sinclair war, und folgte theils den Theorien eines neuen theologischen Schriftstellers, theils beobachtete er die Arbeiten der kleinen Architekten am Boden, theils bemühte er sich, das geheimnißvolle Geflüster zwischen den Mädchen und der Gouvernante über das Geschenk nicht zu hören, welches sie mit ihrer Arbeit Papa und Mama machen wollten, bevor sie zu Bette geschickt würden. „Mama“ schrie auf einmal einer von den Knaben, welcher, an dem künstlichen Aufbau der Brücke verzweifelnd, an dem Fenster spielte, „dort ist die Cholerafahne auf dem Landhause aufgezogen; komm her und sieh, da flattert sie vom Dachfenster, gerade über den Cedern“. Die ganze Familie flog an das Fenster, und Hr. Sinclair bestätigte die Wahrheit, daß irgend Jemand, sein Bruder oder seine Nichte von der schonungslosen Krankheit ergriffen seyn müsse. In diesem Augenblicke trat der Bote mit dem Billet von Dr. Sinclair herein, durch welches dieser seinen Bruder davon in Kenntniß setzte, daß die alte und treue Haushälterin ihrer Schwester einen Anfall der Cholera bekommen habe, daß ihre Seele niedergedrückt werde durch ein Geheimniß, welches sie mitzutheilen wünsche, und daß sie, während sie ihm nicht gestatte, ihr auf ihrem Sterbebette beizustehen, wiederholentlich nach Hrn. Edmund verlange. Als Sinclair diese Botschaft durchlas, verschlang sein Weib, ängstlich sich über seine Schulter lehnend, den Inhalt des Briefes. „Thomas“, sagte sie zu dem Bedienten, „geh augenblicklich und laß den Boten in den Garten kommen, wir wollen ihm die Antwort aus dem Fenster zuwerfen“. Der Diener gehorchte. „Edmund“, fuhr sie dann fort, sich zu ihm wendend und seine Mienen beobachtend, „du bist nicht so thöricht, auf die selbstsüchtigen Eingebungen deines Bru-

ders zu achten! sicherlich glaubst du kein Wort davon, daß die alte Frau dir den Vorzug gäbe“! Und warum nicht“? antwortete Sinclair, „ich bin ihr Pfarrgeistlicher, sie wendet sich daher natürlich an mich. Ich habe diese Pfründe, eine Verleihung des Generals Carrington, nunmehr neun Jahre, binnen welcher Zeit sein Hausstand fortwährend sich zu mir gehalten hat; die Leute haben daher auch einen Anspruch an mich in Betreff der letzten Tröstungen der Religion“. „Gott des Himmels“, rief sein Weib, „bist du wirklich Willens, dich dem gewissen Tode in die Arme zu werfen“? „Ich muß die Folgen in Gottes Hand stellen“, antwortete er mit Ernst, „und jetzt, meine theure Charlotte, laß mich dich bitten, mir nicht fortwährend Hindernisse bei Erfüllung der mir obliegenden Pflichten in den Weg zu stellen. Vergiß nicht — was du wahrhaftig zu oft gethan hast — daß du, indem du dich mit einem Manne meines heiligen Standes verheiratheteſt, du dich verbindlich machteſt, deinen Gatten in seinem Berufe zu unterstützen, nicht zu hindern“. „Ich kann jetzt nicht auf deine Predigt Acht geben, Edmund“, unterbrach ihn sein Weib in großer Aufregung. „Antworte mir kurz: Ja oder Nein, bist du Willens nach dem Landhause zu gehen“? „Ja“, antwortete er, und eilte zur Thüre; aber seine Gattin war ihm zuvorgekommen und, indem sie zusperrte, steckte sie den Schlüssel in ihren Busen und sank auf die Kniee vor ihm nieder. „Charlotte, meine Liebe, ich kann dieß nicht zugeben, ich darf mich nicht zurückhalten lassen“, rief der Gatte. „War es nicht genug, alle persönlichen Bemühungen, die ich mir um die Kranken und sterbenden Armen gegeben haben würde, zu verhindern, daß du jetzt auch noch mich nöthigen willst, die letzten Bitten einer treuen, aber nicht hoch gestellten Freundin abzuschlagen? Charlotte, sammle dich, übe mehr christliche Stärke über dein Gemüth aus, oder du verlierst in meiner Achtung“. „Und was ist eine alte Magd, was eine Freundin, in Vergleich mit deinem Weibe und deinen Kindern? Welcher Anspruch kommt dem ihrigen gleich? Und wie kannst du es vor deinem Gewissen verantworten, wenn du uns die tödtliche Krankheit nach Hause bringst“! „Gott wird meine Familie schützen“, antwortete Sinclair, vor Bewegung zitternd. „Meine Charlotte, gedenke der Gelübde, die ich gethan habe als ein Diener des Evangeliums, und gedenke, daß wenn ich ihnen ungetreu bin, ich niemals Gottes Beistand erwarten darf“. „Ich weiß nicht, Edmund, welches deine Gelübde als Geistlicher sind, denn ich habe diese niemals gehört; ich weiß nur, welche die eines Ehemannes sind, und bei diesen mir sehr wohl erinnerlichen Gelübden halte ich dich fest. Ich will dich nicht gehen lassen. Ist dieß die Liebe, die du mir

schwurst? heißt dieß lieben, bis daß der Tod uns trennt? besteht dieß darin, daß du die pflichtvolle Mutter verlassen und dann heimkehren willst, um sie zu verderben"? Sinclair bemühte sich, sie aufzuheben, zärtlich ihre Hand, die er hielt, küßend, wendete aber zugleich seine Augen nach dem Fenster, durch welches das Entkommen sehr leicht war. Allein seine Gattin nahm die Richtung seiner Blicke wahr, und ihn mit ihren Armen umschlingend, brach sie in Thränen aus; während die staunenden und weinenden Kinder ihn umringten, faßte auch die Gouvernannte ein Herz und bemerkte: „wenn etwa der Warden oder Fräulein Carrington nach Herrn Sinclair geschickt hätten, so wäre es allerdings mißlich gewesen, die Bitte abzuschlagen, die alte Haushälterin sey aber ja doch keine Verwandte". Mit einem Seufzer antwortete Sinclair: „Vor dem Angesichte Gottes ist jede Seele von gleichem Werthe, und vor Ihm sind wir Alle Brüder; ich habe mich vor Gott als Seelenhirte der Bewohner des Landhauses verbindlich gemacht. Mein Herz, sey vernünftig, sey mehr als vernünftig, sey voll von Glauben und Vertrauen, und der Herr, Dem ich diene, wird mich beschützen und dich trösten". „O Edmund, um Gottes willen, laß ab in solchen hohlen Phrasen zu mir zu sprechen. Ich weiß sehr wohl, welches die einem Geistlichen obliegenden Pflichten sind, und bin gewiß, daß zu diesen es nicht gehört, die Ansteckung von einem Hause zum andern zu schleppen. Es ist deine Pflicht, der Regierung zu gehorchen, und die Gesundheitscommission hat von Amtswegen befohlen, daß nicht die Ansteckung auf solche Weise umhergetragen werden sollte. Dieß weißt du Alles sehr wohl, ich habe dir die Ankündigung selbst aus den Zeitungen vorgelesen, und nicht minder ist es dir bekannt, wie mißbilligend man sich darüber ausgesprochen hat, daß die katholischen Geistlichen nicht den Landesgesetzen gehorchen wollten".

„Was thut hier das Landesgesetz, der Bruch desselben kann von keiner Strafe begleitet seyn. Doch höre mich. Hingehen muß ich, aber ich will nicht unmittelbar hieher zurückkehren. Ich will die Nacht über bei dem Hausmeister verweilen, und dann meine Kleider wechseln."

„Und dort sterben", unterbrach sie ihn, „und mich dort sterben sehen und das Kind, welches ich unter dem Herzen trage! Ja, tödte uns beide auf einmal, und dann kannst du dir das Zeugniß geben, dein Ordinationsgelübde getreulich erfüllt zu haben! Geh, Geh, schrie sie mit krampfhafter Heftigkeit; fort, du liebst mich nicht, du hast mich nie geliebt und nie sollst du mich wiedersehen!

Obschon lange an ähnliche Scenen gewöhnt, sobald er eine seiner [illegible] erfüllen wollte, bei welcher irgend eine Gefahr für ihn zu be-

fürchten schien, so war Sinclair doch niemals so gewaltig davon erschüttert worden, selbst nicht in den ersten Monaten seiner Ehe. Sein schönes, ihm treu ergebenes Weib hatte sich mit Leidenschaft zu seinen Füßen niedergeworfen und ihre Seufzer fanden in seinem Herzen Wiederhall; auch gedachte er an den heutigen Jahrestag der Hochzeit.

Die Kinder, welche gar wohl verstanden, daß ihre Mutter in Trauer und ihr Vater in Gefahr war, verbanden ihre Klagen mit der ihrigen; jede kleine Hand hielt ihn am Rocke fest, um ihn zu nöthigen, in Sicherheit zurückzubleiben, während die feine Gouvernant abermals das Wort nahm und bemerkte: „Wahrlich, Herr Sinclair, diese lieben Kleinen haben den ersten Anspruch an Sie. Verzeihen Sie mir, wenn ich mir die Freiheit nehme, zu meinen, daß Sie in diesem Falle das Maaß ihrer Pflicht unrichtig auffassen. Gott kann Ihnen niemals gebieten, zu vergessen, daß Sie Gatte und Vater sind."

Unterdessen hatte seine Gattin aufgehört zu seufzen und zu jammern; aber sie lauschte nicht etwa diesem letzten zu ihren Gunsten eingelegten Fürworte, sondern unfähig diese höchste Steigerung des Gefühls zu ertragen sank sie heftig auf den Boden und ihr ungezügelter Schmerz verlor sich in Ohnmacht.

„Großer Gott", schrie der kämpfende Gatte, indem er, von den Kindern sich losmachend, seine fast leblose Frau aufhob, und sie auf ein Ruhebett trug. „Du kannst nicht die Vernichtung, gerade dieser Zuneigung, die du selbst gesegnet hast, verlangen. Charlotte, mein theures Herz, ich verlasse dich nicht. Fräulein Rigby, sagen Sie dem Boten, daß meine Frau zu krank sey, als daß ich sie verlassen könnte, daß ich der armen alten Godwin meine besten Wünsche und meinen Segen sende, und sie ermahne, in einem solchen Augenblicke keiner menschlichen Vorliebe nachzugeben, sondern sich darin fügen solle, daß mein vortrefflicher Bruder zu ihr komme. Nehmen Sie auch die Kinder fort, ich wünsche mit meiner Frau allein zu bleiben."

„Ich kann nicht," erwiderte die Gouvernante, „die Thüre ist, wie Sie wissen, zugesperrt und selbst jetzt in ihrer Ohnmacht hält Mad. Sinclair den Schlüssel fest.

Thränen brachen aus seinen Augen, als er ihre Hand, die nicht mehr Widerstand leistete, von den Falten ihres Kleides herabzog; sie fiel kraftlos herab, und ließ den Schlüssel fallen. Die Gouvernante und die Kinder begaben sich fort, und sobald er sich von Zeugen befreit sah, sank er vor dem Lager seines noch ohnmächtigen Weibes au[illegible] die Kniee nieder und indem er sein Gesicht in die Kissen barg, g[illegible] den Gewissensvorwürfen seiner Seele nach, — denn er war de[illegible]

kräftenden Einflusse irdischer Liebe gefolgt und hatte in dem Gatten den Priester Gottes eingebüßt.“ —

Da die Kranke jener Ermahnung Sinclairs doch nicht folgen wollte, so machte man den Versuch bei einem andern Geistlichen. Dieser kam allerdings nach einem nicht gar langen Widerstreben der an ihn ergangenen Aufforderung nach; die Kranke vertraute ihm das Geheimniß an und starb. Heimgekehrt, theilte er Niemand etwas davon mit; seine Gattin wußte indessen ihn dahin zu bewegen, daß er allein zu ihren Gunsten eine Ausnahme machte; wir wissen nicht, ob nicht vielleicht auch sie unter allen Menschen doch eine vertraute Person fand, vor der sie kein Geheimniß haben konnte.

Es würde uns zu weit führen, der Heldin des Buches durch das ganze Bereich ihrer Unterredungen über religiöse Gegenstände und ihre einzelnen Lebensverhältnisse, in welche sie gestellt wird, zu folgen. Besonders interessant ist aber ein Besuch, den sie in der Nachbarschaft ihres Landsitzes, bei der Familie des Lord Hungerford abstattet, wo sich eine große Zahl eifriger Protestanten versammelt; eben hier trifft sie auch mit einem jungen Katholiken, Sir Eustace de Grey, und einer katholischen Lady, Winefride, und mit ihrem besondern Verehrer, Lord Hervey, dem Sohne des Hausherrn, zusammen. Geraldine fühlte sich durch die pietistischen Gespräche, welche die protestantische Gesellschaft führte, wenig angenehm berührt, und suchte am Abende Trost bei Lady Winefride. Ihre Hoffnung aber wurde getäuscht, denn, während sie ihr Herz, erfüllt von Sehnsucht nach der katholischen Kirche, jener Dame ausschütten wollte, fand sie diese gar nicht in dem Grade geneigt, auf die Sache selbst einzugehen, wie sie es erwartet und gewünscht hatte. Sie hatte gemeint, Lady Winefride würde eine besondere Freude äußern, eine katholische Richtung in ihr zu finden, aber Nichts weniger als dieß; die Lady war zwar ganz herzlich und freundlich gegen sie, beobachtete aber [illegible] und ermahnte Geraldine zur beso[illegible]enen Pr[illegible]en diese ihr viel zu kalt. In späterer

Zeit sah sie aber wohl ein, wie angemessen und weise das Benehmen der Lady gewesen war. Die vorhin genannten jungen Männer sind beide interessante Erscheinungen, insonderheit Sir Eustace de Grey, welcher, schon früher mit Geraldine bekannt, hier zuerst bei einem Religionsgespräche auftrat, das in der Nähe des Landsitzes des Lord Hungerford zu Elverton gehalten wurde. Die Aeußerungen des von seinem Glauben tief ergriffenen Mannes erregten allerdings Geraldinens großes Interesse, und man würde leicht geneigt seyn, zu glauben, daß auch diese Geschichte den gewohnten Ausgang mit einer Hochzeit haben würde, allein in Geraldine bildete sich eine ganz andere Richtung aus, welcher diejenige Dame, die in der Novelle jenen Namen führt, in neuester Zeit gefolgt ist. Der andere, Lord Hervey, welcher sich früher Hoffnungen auf die Hand Geraldinens gemacht hatte, war aufs tiefste über die religiösen Ansichten derselben betrübt, und erneuerte nochmals seinen vergeblichen Antrag. Er war es vorzüglich, welcher den lebhaftesten Antheil an dem großen religiösen Meeting der Branch Reformation Society nahm, und die Veranlassung war, daß Geraldine ebenfalls sich an denjenigen Theil der ländlichen Gesellschaft anschloß, der bei jener Versammlung erschien. Eingeladen waren zu diesem Meeting „alle diejenigen, welche den biblischen Glauben achten und das Ihrige dazu thun wollen, um eine, in dieser bedenklichen Crisis des Fortschrittes des Papismus und der Herrschaft des Satans auf Erden, so höchst wichtige Sache zu unterstützen“.

Ueber diese Versammlung, welche wie oben bemerkt, ganz nach wirklichen Akten geschildert ist, noch Einiges im nächsten Hefte.

(Schluß folgt.)

XXX.

Die jüdische Frage.

So lange die Idee eines Reiches Gottes auf Erden unserm Staats- und Völkerrechte zu Grunde lag, kannte das Reich der Christenheit zwei Hauptfeinde, wovon der eine gewaltig drohend an seinen Pforten stand, der andere überwunden und ohmächtig als Knecht zu seiner Verherrlichung dienen mußte. Diese beiden Feinde waren der Muhammedanismus und das Judenthum, und nichts war einfacher, als die Stellung der Juden in jener Zeit; denn sie selber erkannten es an, daß ihr Volk, wenn es nicht durch seinen Messias verherrlichet, thronen könne in Mitte der Völker auf den Zinnen von Jerusalem, zu seiner eigenen Läuterung nicht anders als im Elende und in der Knechtschaft weilen dürfe unter den übrigen Völkern. Jetzt ist die Lage der Dinge eine ganz andere. Mit dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation sind die Grundfesten jenes Gottesreiches, an dessen Realisirung die Völker des Abendlandes vom achten bis zum sechszehnten Jahrhunderte, zum Theile mit so hochherziger Anstrengung, gearbeitet hatten, völlig zerfallen, und wie die Gemeinschaft des Glaubens, des Gottesdienstes und des religiös-moralischen und geistigen Strebens nicht mehr das Band ist zwischen den Regierungen und Staaten, so ist sie auch nicht mehr die Grundlage des Verhältnisses zwischen Regenten und Unterthanen, zwischen den Gliedern eines Staates, den Bewohnern eines Landes. Andere Motive der Verbindung und Trennung, der Freundschaft und Feindschaft sind jetzt als die höchsten und letzten herrschend und entscheidend an die Stelle getreten, und von der Zeit an, wo der türkische Sultan, aus

einem Feinde, der er gewesen, ein integrirendes Glied des europäischen Staatensystems geworden, scheint es wohl auch vor der Vernunft nicht mehr zu rechtfertigen, daß die Juden, die in Allem, worauf die Gegenwart noch Werth legt, weit voranstehen, doch in ihrer rechtlichen Stellung fortwährend zurückgesetzt, unterjocht und von der Theilnahme an Institutionen ausgeschlossen seyn sollen, die ihnen zunächst ihren Bestand und ihre Kraft verdanken. Wie stünde es in der That um das constitutionelle Leben ohne Geld und Credit? Wie stünde es um Geld und Credit ohne die Juden? So erscheint das, was sonst, trotz aller Mißbräuche und Uebertreibungen im Einzelnen, doch im Ganzen natürlich und auf eine edle und erhabene Vorstellung gegründet war, fortan im glücklichen Falle nur noch als bornirtes Festhalten alter Vorurtheile, in den meisten Fällen nur als eine verwerfliche Aeußerung des Neides, der Mißgunst und der gehäßigsten Leidenschaft. Auf diese Weise urtheilt wenigstens die Mehrzahl derjenigen, die durch Bildung und Gesittung der Zeit voranzuschreiten und über die Massen emporzuragen glauben. So urtheilten vorlängst schon mehrere Machthaber, die sich mit der modernen Bildung von den uralten Grundlagen des europäischen Staats- und Völkerrechtes abwendeten; und so urtheilten selbst diejenigen der Neueren, die ausdrücklich zur möglichsten Wiederherstellung und Erhaltung des alten Rechtszustandes in Deutschland zusammentraten. Die Verpflichtung der deutschen Fürsten und freien Städte, darauf bedacht zu seyn, wie den Juden „der Genuß der bürgerlichen Rechte gegen die Uebernahme aller Bürgerpflichten in den Bundesstaaten verschafft und gesichert werden könne", ist durch den Artikel 16 der deutschen Bundesacte ein integrirender Theil des deutschen Staatsrechts geworden. Andererseits haben die Maaßregeln, die vorbereitend zur Veredlung und bürgerlichen Verbesserung der Juden in den verschiedenen deutschen Staaten, nach dem Beispiele von Preußen und Oesterreich, ergriffen worden, bereits solche Wirkung gehabt, daß ein großer Theil

der Israeliten nunmehr der Emancipation, die sie sonst verschmähten, sehnsüchtig begehrt, und ihre Jugend namentlich sich mit Ungestüm zu den Studien und der Bildung drängt, wodurch sie dieselbe erobern zu können glaubt. Davon giebt das junge Deutschland Zeugniß, und menschlich betrachtet scheint der Erfolg dieser Emancipationsbestrebungen, früher oder später, unausbleiblich; denn, das muß auch der Unbefangenste zugeben, so, wie er ist, kann der Zustand der Juden bei uns nicht bleiben. Es ist eine Crisis eingetreten; und es fragt sich nur: wie dieselbe zum Ausgange zu leiten sey?

Trotz aller sonstigen Verschiedenheit der Ansichten, stimmen in dieser Beziehung die modernen Verfechter der Emancipation mit den alten sogenannten Bedrückern der Juden auf eine merkwürdige Weise doch darin überein: daß die Gleichstellung und Amalgamirung der Juden mit den übrigen Unterthanen oder Staatsbürgern nur unter der Bedingung möglich sey, daß die Juden den Eigenthümlichkeiten und besonderen Gebräuchen entsagen, die sie von den Uebrigen nicht bloß unterscheiden, sondern geradezu trennen, und jener Uebernahme aller Bürgerpflichten, welche die Bundesacte als Bedingung des Genusses aller bürgerlichen Rechte aufgestellt hat, absolut hindernd entgegenstehen. Der Jude ist durch diese Gebräuche zu Tisch und Bett geschieden von den Nichtjuden, ausgeschlossen von der vollen Theilnahme an dem Schulunterrichte, an dem Kriegsdienste, an jeder Funktion, welche ununterbrochene Thätigkeit mit körperlicher Arbeit oder auch nur mit der Feder, auch am Tage des Sabbaths, erfordert. Diese Gebräuche und Eigenthümlichkeiten beruhen aber nicht bloß auf nationaler Sitte, sind nicht bloß etwa ein starr und eigensinnig festgehaltener Orientalismus; sondern gründen sich auf religiöse Vorschriften und Satzungen, die sich durchaus nicht willkührlich abändern lassen. Man hat zwar behauptet: diese Satzungen seyen theils bloße Wunderlichkeiten der Rabbiner, theils nur Gesundheits- und Polizeivorschriften, die von Moses für ganz andere climatische und gesellschaftlich

Verhältnisse gegeben, unter unseren Breitegraden und den gegenwärtigen Bedingungen des Lebensverkehres jedes vernünftigen Grundes entbehrten und unbeschadet des Wesens der Religion, nicht bloß aufgegeben werden könnten, sondern von jedem verständigen Juden sogar aufgegeben werden müßten. Allein dagegen spricht einmal das Zeugniß der Geschichte, wonach unverkennbar Zweck und Absicht aller Institutionen der Israeliten seit Moses gerade darauf gerichtet war, das Volk in Mitte aller übrigen zu isoliren, und seinen Glauben mit seiner ganzen Existenz und Lebensweise in der Art zu verschmelzen, daß es jenen nicht ohne diese aufzugeben vermöge, seinem Gotte nur mit seiner ganzen Nationalität und Eigenthümlichkeit, dieser nur zugleich mit Jenem entsagen könne. Es spricht dagegen eben so sehr die Betrachtung des wirklichen religiösen Zustandes der Israeliten, die bei etwas gründlichem Eingehen bald ergiebt, daß nach Beseitigung jener Gebräuche und Satzungen ihnen gar nichts mehr übrig bleibt, was eigentlich mit dem Namen Religion bezeichnet werden könnte. Denn theils sind die Glaubensartikel, in welchen Maimonides u. A. den Inhalt der Offenbarung kurz zusammenzufassen suchten, an sich völlig unverbindlich, indem es, nach dem Zeugnisse der eifrigsten Juden, nicht auf das ankommt, was Einer denkt, sondern nur auf das, was er thut, und Keiner wegen Verwerfung des einen oder anderen Artikels von der Gemeinschaft der Synagoge ausgeschlossen werden kann: theils weisen diese Artikel selbst auf die Tradition, die im Talmud bewahrt ist, zurück, und sind die mosaischen Vorschriften von der Art, daß sie ohne Hülfe dieser Tradition oder Begründung einer neuen Auslegung, zu welcher nicht weniger als die Autorität eines neuen Religionsstifters erforderlich wäre, gar nicht verstanden, und den gegenwärtigen Verhältnissen gemäß gar nicht angewendet werden können. Gerade dem Geiste des Mosaismus selbst widerspricht also das Aufgeben der Eigenthümlichkeiten, welche die Israeliten als ein besonderes Volk mitten unter allen übrigen aus-

scheiden, und es läßt sich nicht durchführen, ohne ihr ganzes religiöses Leben dem ungebundensten Spiele der individuellen Willkühr und somit der bodenlosesten Verwirrung preiszugeben. Für die Richtigkeit dieser Ansicht können zum Zeugnisse nicht bloß die Schriften des eifernden Jakoby einerseits, sondern andererseits auch die verworrenen und widersprechenden Aeußerungen der modernen Israeliten selbst, so oft es sich um eine von den Traditionen abweichende Regulirung irgend eines Punktes ihrer Disciplin oder ihres Gottesdienstes handelt, angeführt werden.

Wie die alten Gegner und Bedrücker *), so muthen also auch die neueren Freunde und Vertheidiger der Juden den=

*) Spiker macht in seinem Buche über die ehemalige und jetzige Lage der Juden in Deutschand (Halle 1809) S. 61 die Bemerkung:

„Es wurde in jenen finsteren Zeiten den Päbsten öfters zum Vorwurf gemacht, daß sie, die sich doch die Ausrottung des Heidenthums und aller Ketzerei zur ganz besonderen Pflicht machen sollten, die Juden so sehr in Schutz nähmen und nicht nur für ihre Erhaltung, sondern auch für ihre Ausbreitung Sorge trügen. Sie gaben darauf zur Antwort, daß doch Christus unter diesem Volke geboren sey und unter ihnen gelehrt und gelebt habe, daß die heiligen Bücher der Juden die Verheißung des Messias enthielten, und dadurch das Christenthum verbreitet hätten; daß Gott sie als einen Beweis seines Zornes durch die ganze Erde zerstreut habe, und sie auch erhalten wissen wolle; daß wenn man sie zu heftig verfolgte, sie sich zu den Türken wenden, und der Christenheit einen großen Schaden zufügen könnten."

„Nicht so menschenfreundlich und schonend dachte der große Reformator der Kirche, Martin Luther. Er betrug sich mit voller Heftigkeit gegen die Juden, verhinderte viele Fürsten sie aufzunehmen, veranlaßte andere sie zu verbannen, und legte ihnen in einer eigenen Schrift die härtesten Verbrechen zur Last. Er beschuldigte sie, daß sie schändliche Bücher hätten, worin Christus verschmähet, die Apostel und Heiligen gelästert, die Gebräuche der Kirche lächerlich gemacht

selben nicht mehr und nicht weniger zu, als den Abfall von ihrer Religion zum Preis des Eintrittes in den Vollgenuß aller bürgerlichen und politischen Rechte. Der Unterschied liegt nur darin, daß die Aelteren den Staat als eine Gesellschaft ansahen, welche einem bestimmten Glauben die äußere Durchführung in Sitte und Recht mit Hülfe der zwingenden Gewalt zu sichern bestimmt sey, mithin ohne Theilnahme an jenem Glauben auch keine thätige Theilnahme an dem gesellschaftlichen Leben des Staates zu denken vermochten; die Neueren dagegen nur in der Herbeischaffung und Sicherung dessen, was der Menschen Laune und Gelüsten als Geist und Bedürfniß der Zeit fordert, den Zweck des Staates erkennen und, darin überhaupt den ausschließlichen Zweck des irdischen Daseyns erblickend, dem gegenüber das Aufgeben oder Zurückstellen aller auf das Ewige und das Jenseits bezüglichen Vorstellungen, als einer Sache des individuellen Geschmackes, für die erste Pflicht des Staatsbürgers für die erste und Grundanforderung der Staatsgewalt erklären.

Um welchen Preis die Emancipation geboten sey, ist den Juden wohl bekannt. Die Gläubigen unter ihnen widerstreben ihr darum, wenigstens mittelbar und insgeheim, wenn sie sich nicht offen darüber auszusprechen wagen, nach allen Kräf-

und dem ganzen Christenthum Haß und Verfolgung zugeschworen würden. Er griff sie wegen ihres heillosen Wuchers, wegen ihrer heimlichen Betrügereien und wegen der bübischen Ueberlistung der Einfältigen mit der größten Erbitterung an, wozu er denn freilich gerechte Gründe hatte, wie wir weiterhin sehen werden. „Wisse du, lieber Christ — sagte er unter andern — und zweiffel nicht daran, daß du nächst nach dem Teufel keinen bittern, heftigern Feind habest, denn einen rechten Juden, der mit Ernst ein Jude seyn will.“ Und an einem andern Orte: „Ich will meinen treuen Rath geben, daß man ihre Synagogen mit Feuer anstecken, und was nicht verbrennen will, mit Erde überhäuffe und beschütte, daß kein Mensch einen Stein oder Schlacken davon sehe ewiglich.“

ten; während die andern mit fanatischer Wuth beständig Zwangsmaaßregeln von Seite des Staates begehren, um ihre gewissenhafteren Brüder mit Gewalt aus den Verschanzungen zu treiben, womit ihr Gesetz sie umhegt hat, und die Mauern niederzureißen, auf welchen deren Religionsgebäude ruht. Die Erbitterung unter ihnen ist in dieser Beziehung bereits zu einem Grade gediehen, wovon die Anfeindungen zwischen den Legitimisten und Liberalen in Frankreich zur Zeit der Restauration uns nur eine schwache Vorstellung geben können. Zwischen diesen Partheien zu entscheiden aufgefordert und gleichsam zu wählen genöthigt, mögen die Regierungen sich wohl bedenken, ehe sie eine Entschließung fassen.

Mag man immerhin den Juden, die durch die modernen Schulen angebahnte Modification ihres Glaubens und Cultus als eine Veredlung, ja als eine wahre Verjüngung und Wiederbelebung anpreisen, und Ehre, Ansehn, Reichthum sogar dazu in die Wagschale legen; mag man selbst diesem, in mancher Hinsicht überaus schmiegsamen Volke gegenüber, der Wirkung der Gewalt noch so viel vertrauen: Alle darf man nicht hoffen, auf diesem Wege zu bekehren und für die neuen Einrichtungen zu gewinnen. Was in Beziehung auf wesentliche Puncte der Disciplin nicht von der ganzen Judenschaft, die der Tradition des Talmuds folgt, d. h. von der gesammten Judenschaft des Abendlandes, und dem größeren Theile der morgenländischen, angenommen und gebilligt worden, das hat keine Gültigkeit; und wie sehr man sich bemühe, ein Theil der Juden wird hieran immer festhalten, und um so fester, je eifriger die Abgefallenen nach den äußeren Vortheilen der Emancipation greifen, und sich, jenen einfältigen Altgläubigen und Strengen gegenüber, damit brüsten werden. Möchten und könnten auch die Regierungen aller Einwirkung sich enthalten, der einmal eingetretene Zwiespalt in der Judenschaft selbst reicht hin, dieses Resultat herbeizuführen; und wenn die Regierungen der sogenannten Reform sich anzunehmen fortfahren, wird es nur

um so sicherer und in desto grösserem Maasse eintreten. Der Uebelstand also, eine gewisse Masse Unterthanen im Staate zu haben, die aus religiösen Gründen der ganzen modernen Bildung und der postulirten vollen Durchführung der modernen Staatsidee widerstreben, wird durch die Reform und Emancipation der Juden keineswegs gehoben werden. Der Vorschlag aber, der neulich irgendwo gemacht worden, die absolut Unbekehrbaren nach Verlauf einer gewissen Zeit wieder in ihr ursprüngliches orientalisches Costüm zu stecken und wohl gar aus dem Lande zu schaffen, dürfte bei unseren besonnenen Regierungen schwerlich Anklang finden, da sie nach diesem Princip, bei consequenter Anwendung auf die verschiedenen Religionspartheien, nach und nach geradezu aller ihrer besten und verläßigsten Unterthanen sich würden entledigen müssen. So bliebe also die Sache, nach wie vor der Emancipation, was diesen Punkt anbelangt, so ziemlich beim Alten; denn um wie viele Tausend mehr oder weniger zu der alten Judengenossenschaft sich halten, verschlägt im Ganzen nicht viel. Aber welche Folgen die Maaßregel beiden der Reform sich anschliessenden Emancipirten und für den die Maaßregeln ergreifenden Staat haben werde? ist eine andere, nicht so leicht zu beantwortende Frage.

Was die Emancipirten anbelangt, so ist das erste auf der Oberfläche liegende Resultat der Maaßregel, wie sie geboten wird und allein geboten werden kann; daß für sie die Religion gerade in ihrem wichtigsten, nämlich dem praktischen Theile aller Autorität entkleidet und in einen Gegenstand rein menschlicher Bestimmungen verwandelt wird. Das möchte, wenn überall, so vorzüglich bei einem Volke von der Art und Eigenthümlichkeit der Juden, schon im höchsten Grade bedenklich erscheinen. Man wird freilich hiegegen sich auf die Erfahrung in Frankreich, Holland, und einigen kleineren deutschen Staaten berufen, und behaupten, daß eine verhältnißmäßig so kleine Zahl leicht durch die öffentliche Meinung werde beherrscht und durch die allgemeine Sitte absorbirt und assimilirt wer-

den. Allein bei diesem Einwande ist Zweierlei übersehen. Einmal ist das ganz verschiedene Verhältniß der Länder nicht beachtet, wo die Juden, wie in den eben genannten, in kleiner Zahl und fast nur in den Städten concentrirt, und jener, wo sie zahlreich in der Masse des Volkes zerstreut leben, wie z. B. in Franken und Schwaben. Dann ist dabei die Wirkung nicht berechnet, welche die Maaßregel auf die herrschende Sitte und öffentliche Meinung selbst, besonders durch ihre allgemeine Durchführung auch in jenen Staaten haben würde, die als christliche bisher auf die andern im Großen und Ganzen noch einen dämmenden und corrigirenden Einfluß geübt haben. Außer der eben angeführten, allgemeinen, gleichsam negativen Bedenklichkeit, oder vielmehr aus ihrer näheren Erwägung ergibt sich aber noch eine andere, positive, die in unserer Zeit auf etwas mehr Beachtung Anspruch haben dürfte. In dem Talmud liegen nämlich die manigfaltigsten Keime zu dem allerwunderlichsten und gefährlichsten Sectenwesen, und diese, von den Schranken der bisher herrschenden Praxis und der rabbinischen Autorität entbunden und durch die Emancipation mit dem Anspruche auf volle Geltung in der Gesellschaft verbreitet, bieten Wechselfälle der Gestaltung und Entwicklung dar, vor welchen die ruhigste und nüchternste Einbildungskraft erschrecken möchte. Es ist wohl überflüßig zu bemerken, daß die Zerstörung der Autorität des Talmud, auf der eben der ganze Reformationsplan beruht, als Beruhigungsgrund hiegegen nicht angeführt werden kann, weil die Verwerfung der talmudischen Tradition im Ganzen und als bindende Autorität, wie die analoge Erfahrung bei den christlichen Secten beweiset, keineswegs hindert, einzelne Stücke desselben beizubehalten und desto mehr hervorzuheben; überdieß ist der Talmud mit dem ganzen Leben des Volkes so innig verwebt und verschmolzen, daß man selbes mit einem Male von seiner ganzen Vergangenheit losreißen, seiner zweiten Natur gleichsam müßte entkleiden können, um dergleichen zu verhindern. Wir wollen zum Beispiel auf die Stellen des Tal-

und aufmerksam machen, wo gelehrt wird: daß Gott, der Schöpfer und Urheber des Bösen, die Seele des Menschen aber aus der Substanz Gottes sey, daß der Mensch dreierlei Seelen, eine leibliche, eine geistige und überdieß noch eine höhere Seele habe; daß ein Theil der Menschen, und zwar der den Juden feindliche, aus dem Samen der Schlange oder des Teufels sey, daß aber auch der Teufel einst in einen Engel des Lichtes verwandelt und die Hölle werde aufgehoben oder gereinigt werden. Von den wunderlichen Lehren des Talmud über Gott und die Schöpfung, über die guten und bösen Engel und die Macht des Zaubers, von dem Einfluße des Sohar und der darin herrschenden Lehre von der Seelenwanderung und dem mancherlei Aberglauben, der sich auf dem Grunde dieser Lehren unter den Juden fortgepflanzt hat und durch die geheimnißvolle Wichtigkeit ihrer zwecklosen Observanzen nothwendig genährt wird, wollen wir gar nicht reden. Mehr als dieses sind vielleicht für den Fall einer Emancipation zu beachten die Widersprüche im Talmud über die Fragen hinsichtlich der Erlaubtheit des Wuchers, der Unzucht, der Erlassung aller begangenen und zu begehenden Sünden am Versöhnungsfeste und dgl., dann die zahlreichen Beispiele, von der Leichtigkeit, womit die Juden durch Vorspiegelungen von der Ankunft des Messias u. dgl. aufzuregen sind, womit, außer der Erscheinung von Secten, wie die der Chassidäer, auch ihre in neuerer Zeit so häufigen Ansiedlungen in Jerusalem zusammenhängen. Wer mit dem Judenthum und seinen modernen Entwicklungen nur einigermaaßen bekannt ist, dem wird ohnehin Eins wenigstens nicht entgehen: die Verwandtschaft nämlich und die große Anzahl von Anknüpfungspunkten, die es den Theorieen der Hegelinge, wie Leo sie genannt, oder der afterreligiösen Construction eines pantheistischen, auf die Verherrlichung des Fleisches abzielenden Weltreiches, im Gegensatze zur Kirche Gottes, darbietet. Wir dürfen wohl nur an die Rolle erinnern, welche die Juden in der hieher bezüglichen Literatur spielen, um auch den in der Sache nicht

Unterrichteten diese Behauptung, wie der Jurist sagt, zu bescheinigen.

Und hier ist nun wohl der Ort, das Bedenkliche hervorzuheben, was für den Staat darin liegt, ihn durch die Emancipation der Juden und durch die Ausdehnung des activen, politischen Verbandes bis auf die erklärten, ursprünglichen Feinde des christlichen Namens seines bisherigen christlichen Charakters vollends und bis aufs Letzte zu entkleiden. Er wird dadurch nothwendig auf die einzige Grundlage der materiellen Interessen und der rohen Gewalt zurückgeführt, und wir könnten dagegen leicht an die Klugheit und den eigenen Vortheil der Regierenden wie der Regierten appelliren mit der Vorstellung, daß ein solcher Zustand unhaltbar sey; daß das Band des Gehorsams, ohne höhere Autorität und Sanction im Gewissen, nicht bestehen könne und ohne dieses Band kein Staat und keine Regierung sich zu halten vermöge. Dieser Vorstellung würde gewiß das Beispiel von Frankreich und den andern Ländern, die zugleich mit der Revolution auch mit der Judenemancipation begabt wurden, siegreich zur Seite stehen. Aber wir wollen lieber an das Gewissen der christlichen Regenten und ihrer Räthe und Stände bei dieser Frage uns wenden; denn wir sind überzeugt, daß ohne irgend eine religiöse Form, ohne irgend einen öffentlichen Cultus die Menschheit überhaupt und die Staatsgesellschaft nicht bestehen kann, mithin die Ablegung der christlichen Form und die Entsetzung des christlichen Cultus von seiner bisherigen Würde und Herrschaft nur den Uebergang bilden würde zur Erhebung und Geltendmachung eines anderen Glaubens oder vielmehr einer andern Ansicht über Ursprung und Bestimmung des Menschen und über sein Verhältniß zu den anderen sichtbaren und unsichtbaren Wesen. Die Formulirung dieses Glaubens oder dieser Ansicht sey nun welche sie wolle, so müssen wir fragen: ob christliche Regenten, selbst wenn ihre Macht und Herrschaft dabei gewinnen sollte, sich entschließen könnten, dazu die Hand zu bieten? Handelte es sich nur um ei-

nen Zustand der Unentschiedenheit, wie er bei gutmüthigerer oder kurzsichtigerer Auffassung des Grundsatzes: daß das Gesetz atheistisch sey und seyn müsse, sich denken läßt, so möchten sie die Verantwortung für das, was aus jedem Einzelnen wird, auch dem Einzelnen immerhin überlassen; fragt es sich aber, wie wir allerdings überzeugt sind, um eine ganz neue, geistige Begründung des öffentlichen, gesellschaftlichen Lebens, welche als die herrschende sich geltend machen und über das sittliche Leben des Einzelnen einen gebieterischen Einfluß ansprechen wird, der nur durch die höchste geistige Kraft und Selbstständigkeit sich abwehren läßt; so ist doch wohl nicht anzunehmen, daß sie ihre Nachkommen und ihre Völker einer solchen Prüfung geradezu werden preisgeben wollen. Daß unsere Vorstellung von dem Gange der Dinge in dieser Beziehung, und dem nothwendigen Fortschritte bis zu diesem letzteren Punkte weder aus der Luft gegriffen, noch übertrieben ist, beweiset zwar genugsam schon der Vorgang der ersten französischen Revolution mit ihren Orgien zu Ehren der Göttin Vernunft, und die ganze Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche seit der Glaubenstrennung könnte als Beleg dafür angeführt werden. Aber heut zu Tage, wo Alles zur Entscheidung sich drängt, tritt es am klarsten hervor durch die Begebenheiten in Preußen, und die Fragen, welche das Cölner Ereigniß angeregt hat. Wie für den Einzelnen im Gebiete der Wissenschaft Alles fortan auf die Frage sich reducirt: ob der Mensch, sich selber genügend, den Quell und Maaßstab aller Wahrheit und Erkenntniß nur in der eigenen Vernunft zu suchen habe, oder ob er von seiner Mangelhaftigkeit und Fehlbarkeit überzeugt, Erleuchtung und Belehrung von Außen zu begehren, und mithin nach den thatsächlichen, äußeren Manifestationen der Wahrheit sich umzusehen und nach den äußeren Merkmalen ihrer Echtheit sich zu richten habe: so geht auf dem praktischen Gebiete des gesellschaftlichen Lebens für die Menschheit im Großen Alles auf die Frage zurück: ob sie die Grundlagen ihres Bestandes und

die Richtschnur ihrer Gesetze nur im eignen Willen und Gutdünken zu erkennen, oder dafür eine höhere Sanction zu suchen, und diese von anderen Organen, als eben denen ihres eigenen Willens, nämlich von solchen, die Gott wirklich als die Seinigen eingesetzt, zu empfangen habe? Darum ist die Staatsgewalt genöthigt, entweder ihr eigenes Religions- und Kirchengebäude sich zu gründen und als göttliches Regiment selbst dem Gewissen sich aufzudringen, oder von der Kirche Gottes, nach deren eigenthümlichen Satzungen, ihre und ihrer Gesetze Verklärung und Heiligung zu empfangen. Der Zustand der Unentschiedenheit zwischen beiden Gegensätzen ist in die Länge nicht haltbar: das hat die preußische Regierung richtig empfunden. Die ganze Schärfe des Dilemma's aber mit klarer Entschiedenheit aufzufassen und in den Massen durchzuführen, bleibt vielleicht einer späteren Zeit vorbehalten, der uns die Genossen des jungen Deutschlands nach Kräften entgegendrängen, und in der das eigentliche Wesen der Revolution dann wohl Jedem, auch dem Verblendetsten und Kurzsichtigsten, klar werden wird.

Der preußischen Regierung sind wir weit entfernt, in der Beziehung Tendenzen zuzuschreiben, die ihr völlig fremd sind. Im Gegentheile, weil wir eben bei allen unseren Regierungen, gleich wie namentlich bei dieser, die Absicht voraussetzen, sich und ihre Völker auf dem Boden des Christenthums zu erhalten, glauben wir um so mehr, hier namentlich, auch auf die Gefahr hinweisen zu müssen, welche im Falle einer Emancipation durch die den Juden so tief eingeprägte Idee des messianischen Reiches nach ihrer irdischen und rein materiellen Auffassung herbeigeführt werden kann. Die Juden theilen sich bekanntlich in Beziehung auf diese Idee, wie die Christen in Beziehung auf das Reich des Antichrist, in zwei Partheien, wovon die eine den Messias als ein bestimmtes menschliches Individuum sich vorstellt, durch welches die Weissagungen des Jeremias, Jesaias und der übrigen Propheten realisirt werden sollten, die Anderen aber in ihm nur die mysti-

sche Personification einer Zeit erblicken, wo das Volk der Juden erhoben und verherrlicht seyn wird vor allen Völkern der Erde. Die Meisten bekennen sich jetzt zur letzteren Auffassung, die sie, namentlich so oft sie Christen gegenüber darauf zu sprechen kommen, gerne ins Allgemeinere ziehen und mit unsern modernen Fortschrittsgedanken von allgemeiner Aufklärung und Liebe in Uebereinstimmung zu bringen suchen: aber es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ein Jude, der als solcher irgendwo zu einer hohen gesellschaftlichen Stellung gelangte, und besonders in den Fall käme, militärische Talente zu entwickeln, woferne er sonst nur einigermaaßen Sinn und Geschick besäße, kraft dieser Idee das ganze Volk auf allen Punkten der Erde in Gährung zu setzen vermöchte, und daß bald Alle, auch die Ungläubigsten aus seinem Stamme, ihm zufallen würden. Träte nun ein solcher unter den gegenwärtigen Verhältnissen auf, so könnte er schon Unheil genug anrichten; denn die gewaltigste aller Kräfte, die die Zeit bewegen, die Kraft des Geldes liegt in den Händen der Juden, und sie würde ihm, wohin er sich wendete, alle Bahnen eröffnen, auf welchen ohnehin den Juden die geheimsten und dunkelsten Gänge bekannt sind. Indessen würde doch an dem moralischen Widerstande der Massen, die ein Judenregiment weder zu fassen noch zu ertragen vermöchten, gar bald jede Bestrebung der Art scheitern. Ganz anders würde aber die Sache sich gestalten, wenn erst die Emancipation allgemein durchgeführt und jene Amalgamirung bewirkt wäre, auf die man dabei so thätig hinarbeitet. Von dem gesellschaftlichen Uebergewichte, welches die Juden dann erlangen würden, kann man sich einen Begriff machen, wenn man einen Blick auf die ökonomische und finanzielle Lage von Europa wirft. Sie gleicht der einer umgestülpten Pyramide. Was sonst die feste Unterlage des ganzen gesellschaftlichen Lebens und Bestandes bildete, der Grund und Boden mit seinen Früchten und Erzeugnissen, ist jetzt in kleine Parcellen zerstückelt, und

von dem Erbgange in den Familien sowohl, als von dem Gemeindeverbande gelöset, in eine bewegliche Masse verwandelt, die wie der Sand der Wüste von den Stürmen der Börse bald zu ungeheuren Massen aufgehäuft, bald in unfruchtbaren Atomen auseinandergestreut und den vernichtenden Einwirkungen abwechselnder Dürre und Nässe preisgegeben wird. Was dagegen nur die Spitze des Verkehrs zu bilden, und zwischen den verschiedenen Ordnungen der Gesellschaft als Repräsentant ihrer zum Austausche bestimmten Güter und Leistungen ausgleichend und verbindend ins Mittel zu treten bestimmt war, das Geld, ist jetzt zum selbstständigen, herrschenden Elemente erhoben, das auf schwankender Welle das Schicksal der Staaten wie der Einzelnen, gleich luftigen Fahrzeugen, bald zum Himmel erhebt, bald zum Abgrund hinabschleudert und, sich lediglich in sich selbst abgleichend, durch sein Steigen und Fallen, hinauf oder herab, den Werth aller Güter bestimmt. Das ganze Leben ist gleichsam, von der Wirklichkeit abgezogen, in eine andere, bloß fictive Sphäre verpflanzt, wo es durch Kräfte und Mächte unheimlicher Art auf eine magische Weise in Bewegung gesetzt und beherrscht wird. Diese Sphäre ist, um sie gleich mit ihrem wahren und dabei tief bezeichnenden Namen zu nennen, die der öffentlichen Schuld. Alle öffentlichen Sünden und Unordnungen der Vergangenheit und der Gegenwart sind hier, wie giftige Dünste, in einer unheilschwangeren Gewitterwolke gesammelt, die sich schwer und drückend über unsere Staaten ausbreitet, und alle Kräfte, die sonst zur Beförderung des Guten, zum Schutze der Wahrheit und des Rechtes bestimmt waren, immer ausschließlicher zum Schutze und zur Beförderung des Wuchers, der Lüge, auf die er sich stützt, und aller schlechten Leidenschaften, denen er dient, absorbirend in Anspruch nimmt. Sie bildet ein fictives Kapital von beiläufig 17,000,000,000 fl., welches den Betrag des in Europa wirklich circulirenden Geldes um mehr denn das Siebenfache über-

steigt *); einen Rechtstitel, der, gegen die Hypothek, die ihm zu Grunde liegt, ernstlich geltend gemacht, bald hinreichen dürfte, Alle, die nicht zur Gemeinschaft der Gläubiger gehören, in bester Form ihres Hab- und Gutes zu berauben und in die Klasse der heimathlosen Knechte zu versetzen. Zu wessen Gunsten nun ist dieser Rechtstitel geschaffen worden, und in wessen Händen befindet er sich? Wir brauchen wohl nur daran zu erinnern, wie, nach dem Sturze des Hauses Bourbon durch das Haus Lafitte im Jahre 1830, die Revolution in Portugal und Spanien, Italien und Polen auf Speculation und Entreprise betrieben und der Jude Mendizabal zu Madrid in seinen kirchenräuberischen Freveln und Schandthaten unterstützt wurde, während das Haus Rothschild durch Verweigerung der Geldhülfe die europäischen Mächte in Frieden erhielt, um einen Vorgeschmack zu geben von dem Ziele, wohin die Dinge streben **).

*) Die öffentliche Schuld der europäischen Staaten stellte sich vergangenes Jahr in folgenden beiläufigen Zahlen dar:

England	9,800,000,000	fl.
Holland und Belgien	1,900,000,000	=
Spanien (auswärtige und verzinsliche Schuld)	950,000,000	=
Spanien (unverzinsliche Schuld)	950,000,000	=
Frankreich	1,900,000,000	=
Rußland	475,000,000	=
Preußen	237,500,000	=
Oesterreich	475,000,000	=
Portugal	237,500,000	=
Dänemark, Bayern, Würtemberg, Baden, Schweden und Norwegen, Piemont und die päpstlichen Staaten	356,250,000	=
Neapel	237,500,000	=
Summa:	17,518,750,000	fl.

Die Summen des in Europa circulierenden baaren Geldes wurde aber unlängst angeschlagen auf 2,251,017,000 fl.

**) Bekannt ist die übermüthige Aeußerung des Banquiers Laffitte, der hier, obwohl kein geborner Jude, doch als eines der Häup-

Der Unbefangene mag daran erkennen, was ein Einverständniß derjenigen, die Christum läugnen, zu bewirken vermöchte, wenn erst der Wall eingeworfen wäre, der sie, dem Namen nach wenigstens, noch von der öffentlichen Gewalt entfernt hält und das Ohr des Volkes gegen ihr Machtgebot als solches verschließt. Nur das Ansehen des christlichen Namens und die noch übrige Macht des kirchlichen Verbandes steht zur Zeit der Realisirung eines Planes entgegen, nach welchem die Emancipation der Juden nur den vermittelnden Uebergang bilden würde zur Unterjochung der Christen. Ihm würde die messianische Idee in ihrer irdischen Auffassung, dem modernen Fortschrittsgedanken, als ein Reich der allgemeinen (fleischlichen) Liebe und irdischen Glückseligkeit accomodirt, nicht bloß mächtigen Vorschub leisten, sondern durch ihr Alter, ihre traditionelle Autorität und biblische Unterlage jene mystische Färbung, jenen religiösen Anstrich geben, ohne die es schwer gelingen möchte, den Fanatismus der Menge überall gegen die Christen anzufachen und auf die Dauer rege zu erhalten. Das sind wohl auch die Vortheile überhaupt, welche allenthalben den Feinden des christlichen Namens so große Vorliebe für das Judenthum in der neueren Zeit eingeflößt haben. Und bei solchen Verhältnissen ist wohl auch der tiefe Haß des christlichen Namens, der den Juden nicht bloß von Kindheit an eingeflößt, sondern durch den Talmud, durch tägliche Gebete und verschiedene gottesdienstliche Gebräuche tief eingeprägt wird, nicht unbeachtet zu lassen, wenn es sich darum handelt,

ter der revolutionären Geldmacht in eine Kathegorie mit der israelitischen Genossen gesetzt werden mag: „Wir wollen sehen, wer obsiegt, das Haus Bourbon oder das Haus Lafitte. Bekannt ist auch die Aeußerung des Herrn von Rothschild in Paris: „Unter den Königen sind manche, die wohl gern Krieg führen möchten; aber dazu braucht man .... (was? deutete er durch eine Bewegung des Daumens und des Zeigefingers an) aber das bekommen sie nicht und darum werden sie auch keinen Krieg führen.“

ihnen die Hebel der öffentlichen Gewalt in die Hände zu spielen *).

Sollte uns dagegen Jemand einwenden, daß wir die Bedeutung der Juden und des Judenthumes zu überschätzen scheinen, so könnten wir unsererseits nur die leichtsinnige, selbstgenügsame Verblendung beklagen, die allein die mannigfaltigen Vorzüge übersehen kann, womit das Volk der Juden ausgestattet ist, und die ihm durch seine traditionellen Vorstellungen und Sitten, einem von seinem Glauben abgefallenen Christenvolke gegenüber, gesichert sind. Das Volk der Juden bildet den Centralstamm des menschlichen Geschlechtes, und alles, was dem bloß natürlichen Menschen, an Gaben, wie an Fehlern und Mängeln, von der ersten Schöpfung und dem Falle her zukommt, ist darum in reicherem Maaße und in größerer Fülle bei ihm vereinigt, als bei irgend einem anderen. Darum ist es eben von jeher, auch vor der christlichen Zeit, der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung aller

*) Wir erinnern hier nur an das zweimal des Tages zu verrichtende Gebet, welches mit den Worten Olénu leschabbeach anfängt, an die Gebräuche bei dem Feste Purim (von Haman's Verderben) und bei den Begräbnissen, wo der Leiche zwei Säcke mit Steinen in den Sarg gelegt werden, um Jesus damit zu werfen, wenn er der Seele begegnete.

Wenn wir übrigens, trotz aller dagegen so oft schon erhobenen Einwendungen, die gehäßige Deutung des Gebetes Olénu und mancher anderer Gebete, so wie der angeführten Gebräuche als gegründet annehmen, so geschieht es nur auf das wiederholte Zeugniß glaubwürdiger Juden, welche es bejammerten, daß durch diese Deutung der Haß der Ihrigen gegen die Christen stets genährt werde. Auch wäre es schwer, den Gebeten und gewissen Gebräuchen, welche von jeher den Bedrückern der Juden und den Völkern galten, unter welchen sie in der Verbannung lebten, irgend einen andern vernünftigen Sinn beizulegen; denn die symbolische Deutung, welche die Kirche nach dem Ausspruche: Inimici hominis domestici ejus dergleichen Gebeten giebt, ist den Juden völlig fremd.

übrigen Völker gewesen, weil diese nie das Spiegelbild ertragen mochten, das ihnen im Judenvolke, in seiner Erhöhung wie in seiner Demüthigung, von ihrer eigenen Bestimmung und inneren Wesenheit vorgehalten wurde. Darum war es aber auch das auserwählte Volk des Herrn, und darum bleibt es uns, selbst im Zustande der tiefsten Erniedrigung und unter dem Fluche, der auf ihm lastet, ehrwürdig und ein Gegenstand der innigsten Theilnahme. Nichts könnte irriger seyn, als wenn man unsere vorstehenden Bemerkungen etwa aus Judenhaß oder Verachtung ableiten wollte. Gott bewahre! Verächtlich und ein Gegenstand wahren Widerwillens ist uns nur der in der Niedertracht seines Herzens mit Bewußtseyn und Absicht von seiner erhabenen, göttlichen Bestimmung sich abwendende Mensch: der Jude in solchem Falle auch in dem Grade mehr, als die menschliche Verworfenheit an ihm sich greller und vollständiger ausprägt. Aber, die Dinge bloß von der natürlichen Seite betrachtend, erkennen wir in den Juden eine wahre Aristokratie des Geschlechtes; und aus dem religiösen Standpunkte angesehen, sind sie uns, soferne sie als gläubig und gewissenhaft erscheinen, durch das Verhängniß, das sie blendet und als Zeugen der Wahrheit des Christenthums für die letzten Zeiten aufbewahrt, im höchsten Grade beklagens- und bemitleidenswerth. Weit entfernt, die Juden lieblos zurückzustoßen, würden wir ihnen vielmehr freudig die Hand reichen, wenn sie den Bund der Wahrheit und der echten Liebe mit uns eingehen wollten. Weil aber nur Gott die Menschen vereiniget, jede bloß äußerliche, auf Menschenwerk gegründete Union dagegen nur eitel Blendwerk ist, wodurch, wie die neuesten Erfahrungen lehren, die Spaltung im Innern, statt geheilet, nur erweitert und verschlimmert wird, so können wir auf andere Bedingungen hin zu einer Vereinigung nicht rathen. Früge uns darum ein Jude: was denn nun zu thun sey? so würden wir ihn, wie einst Christus der Herr auf die gleiche Frage gethan, lediglich an Moses und die Propheten verweisen, überzeugt, daß er, wenn er sein

Gesetz nach seinem innersten Geiste, in wahrer, inniger Furcht und Liebe Gottes erfülle, auch der Erbarmungen Gottes nicht ledig gehen und die Binde von seinen Augen einst werde genommen sehen.'

Diesen innersten Geist seines Gesetzes zu ergründen und zu fassen, muß der Jude allerdings heut zu Tage sich lebhaft aufgefordert fühlen; aber die Wege der Aufklärung werden ihn nicht dazu führen. Diese Bahnen, die der Abfall der Christen ihm gebrochen und die Unvernunft eines verflachten, in Sinnlichkeit und Dünkel versunkenen Geschlechtes ihm anpreiset, sie führen nicht zu Gott. Wer Ihn aber aufrichtig suchet, dem wird der Herr bald seine Stelle anweisen gegenüber dem Geiste der Selbstsucht und der Empörung, der zur Gestaltung seines Reiches der Sünde immer mächtiger sich emporringt, und da werden, den Ruf der Zeit endlich verstehend, Alle, die eines guten Willens sind, und an einen lebendigen Gott glauben, der des Menschen Heil will, bald als Bundesgenossen sich erkennen und in dankbarer Verehrung der geschichtlich dargebotenen göttlichen Heilsanstalt sich vereinigen. Früge uns darum seinerseits ein christlicher Regent; so würden wir ihm rathen: nicht die äußeren Schranken zu beseitigen, die gerade dazu dienen, das Bedürfniß der innern Vereinigung anzuregen und lebendig zu unterhalten; noch viel weniger zu Gunsten des modernen Rationalismus den Glauben der Juden zu untergraben; wohl aber würden wir rathen, alles zu entfernen, was auf Seite des Juden gegen den Christen nur Mißtrauen und Abneigung erzeugen, mithin auch nicht anders, als ihn der Wahrheit und Ordnung entfremden kann, als deren Vertreter ihm gegenüber die Christen erscheinen. Fort also mit allen öffentlichen Bedrückungen und privatrechtlichen Benachtheiligungen der Juden als solcher, würden wir sagen: aber hütet Euch, die öffentliche Macht und Würde der Kirche und die Ehre des christlichen Namens preiszugeben; bewahret sie vielmehr sorgfältig den Juden gegenüber, damit sie Euch Christen als ihre Wohlthäter

nicht bloß lieben, sondern auch ehren lernen. Denn Verehrung und Liebe ist der einzige Weg, auf welchem der Mensch durch den Menschen zur Wahrheit geführt wird. Auf dem Wege werden auch die Juden einst zur Erkenntniß und durch sie zur Freiheit gelangen; dessen sind wir als Christen versichert, wie sehr auch ein böser Geist in dieser Zeit schwerer Prüfung und Entscheidung, sie auf Abwege zu führen, bemüht sey.

XXXI.

Beiträge zur Charakteristik Peters des Großen.

Etwa tausend Jahre sind verflossen, seit der Name der Russen zum ersten Male im Abendlande gehört ward; eine kleine Schaar warägischer Krieger trug ihn aus dem skandinavischen Norden siegreich in die Mitte slavischer Völker, die unter ihm sich allmählig vereinten. Nicht viel über hundert Jahre sind es her, seitdem Rußland zu einer eigentlich politischen Bedeutung gelangt und mit dem übrigen Europa in eine Verbindung getreten ist, und wer kann es ermessen, in wie kurzer oder wie langer Zeit dasselbe vielleicht die Hauptrolle in dem großen Drama der Weltgeschichte übernimmt, zu welcher es in der jüngsten Vergangenheit erfolgreiche Vorstudien gemacht hat. Freilich sind die Meinungen über das russische Reich sehr getheilt, und man hört gar oft die Ansicht aussprechen, ein so großer Coloß müsse in sich selbst zerfallen, insonderheit hätten Rußlands letzte Kriege keineswegs den Grad von Kraft verrathen, den man wohl geneigt seyn möchte, ihm zuzutrauen. Allein, wenn der Kaiser von Rußland die Namen Eriwansky, Sabalkansky und Warsawsky seinen Feldherrn ertheilt hat, so beruht dieß nicht auf einem bloßen Scheine, wie etwa der muschelnsammelnde Caligula sich Britannicus, und die römischen und griechischen Kaiser nach ihm sich triumphirend Germanicus, Alamanicus, Gothicus und Francicus genannt haben; Eriwan ist erobert, der Bal-

kan ist überschritten, Warschau ist gefallen. Und wenn auch der Kampf gegen die Polen große Opfer gekostet hat, so ist doch das Resultat erreicht, Polen ist mit Rußland zu einem Reiche verbunden, und wenn auch der Feldzug gegen die Türken nicht überaus glänzende Seiten dargeboten hat, so ist doch der Friede zu Adrianopel, und im Jahre 1835 der noch viel wichtigere Vertrag von Hunkiar Skelessi abgeschlossen worden, der den Russen die faktische Herrschaft der Dardanellen verschafft hat, und wenn auch der blutige Kampf gegen die muthig für ihre Freiheit ringenden Tscherkessen von manchen Unfällen begleitet seyn mag, und wenn auch hier von Neuem viele erschreckende Gebrechen russischer Militärverwaltung zum Vorschein kommen, so steht doch zu erwarten, daß Rußland von seinem Glücke nicht verlassen werden wird. Man verfolge den Lauf der Geschichte, und man wird sich überzeugen, daß Alles, was in neuerer, und besonders in neuester Zeit Erhebliches sich zugetragen hat, zu Rußlands größtem Vortheile ausgeschlagen ist. Vorübergehende Freundschaft mit Frankreich hat den Russen Gelegenheit gegeben, den Schweden Finnland zu nehmen, ohne dessen Besitz der Krieg von 1812 ganz anders ausgehen mußte und dessen Verlust Schweden für immer zur russischen Dependenz gemacht hat; der Napoleonische Feldzug verschaffte dem russischen Kaiser die polnische Königskrone, die Schlacht von Navarin zerstörte die türkische Flotte, und hat wesentlich die Resultate des letzten Türken-Krieges herbeigeführt; die Julirevolution — um anderer Umstände nicht zu gedenken — hat den der Macht Rußlands so ungemein förderlichen Zwiespalt zweier gleich mächtiger Partheien in England von Neuem belebt, hat die Parlamentsreform und den nunmehr acht Jahre dauernden Besitzstand der Whigs hervorgerufen. Für Rußland kann Nichts günstiger seyn als dieß, daß in England ein Ministerium die Zügel der Regierung in Händen hat, welches die wesentlichsten Interessen Großbritanniens außer Acht läßt, und lieber dafür die Legi-

timität auf der pyrenäischen Halbinsel bekämpft und seine Kriegsschiffe dazu gebraucht, um seinen Gesandten en parade nach St. Petersburg zu führen. —

Alles dieß kann jedoch dem ruhigen Beobachter ganz gleichgültig seyn; wir haben eben so wenig ein Interesse daran, ob England seine Herrschaft auf dem Meere behauptet, oder dieselbe an Rußland überlassen muß. Unsere Bemerkungen haben nur dazu dienen sollen, darauf hinzudeuten, daß wenn auch die innere Kraft Rußlands in Zweifel zu ziehen seyn sollte, dieses Reich dennoch, als Repräsentant des großen slavischen Volksstammes, in der göttlichen Weltordnung eine sehr bedeutende Stellung einzunehmen bestimmt zu seyn scheine, darauf hinzudeuten, daß nicht ein bloßer Zufall, sondern doch wohl eine göttliche Fügung, in Zeit von kaum achtzig Jahren fast zwanzig Millionen Menschen dem russischen Scepter unterworfen hat *). Wir haben hier eine andere Seite, die kirchliche Bedeutung Rußlands, einstweilen noch ganz unberücksichtigt gelassen, können uns aber auch hier von dem Gewichte des Einwandes, welchen man gegen dieselbe erhebt: daß nämlich durch die von der russischen Staatskirche abtrünnig gewordenen Secten, dieser große Gefahr drohte, noch nicht überzeugen. Allerdings mögen die russischen Raskolniken, deren Zahl sich etwa auf fünf Millionen belaufen soll, fanatischer seyn, als die englischen Methodisten, allein dennoch dürften in der russischen Staatskirche Elemente vorhanden seyn, die ihr eine längere Dauer verheißen, als der anglikanischen.

Wenn es demnach gerechtfertigt seyn möchte, Rußland als eine ganz besonders bedeutende welthistorische Erscheinung zu betrachten, so ist es auch unsere Absicht in diesen Blättern, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf jenes Reich hinzurichten, und bald dessen Vergangenheit, bald die Gegenwart vor ihren Blicken hinzustellen. Wir glauben ganz vorzüglich mit einigen Mittheilungen über denjenigen Mann den Anfang machen zu dürfen, welcher die oben angedeutete Verbindung

*) Die Angaben sind verschieden, nach Manchen 25 Millionen.

der Russen mit den übrigen europäischen Völkern zu Stande gebracht hat. Wir finden uns gerade um so mehr veranlaßt, auf diesen Fürsten aufmerksam zu machen, als man in neuester Zeit unter der raschen Entwicklung, welche seit dem Beginne dieses Jahrhunderts die Dinge genommen haben, seiner außerhalb Rußlands mehr zu vergessen haben scheint.

Als am 22. Oktober des Jahres 1722 zu Petersburg das Friedensfest wegen Beendigung des Kampfes gegen die Schweden feierlich begangen wurde und der Tractat in der Hauptkirche der heiligen Dreifaltigkeit verlesen worden war, trat der Senat zu dem siegreichen Czaren, Peter Alexeiewitsch, hinzu, und es sprach im Namen aller Stände des Reiches der Kanzler zu ihm:

„Nicht bloß uns, der ganzen Welt ist es bekannt, daß wir durch Ew. Majestät allein aus der Finsterniß der Unwissenheit auf den öffentlichen Schauplatz des Ruhms, aus dem Nichts in die Wirklichkeit versetzt, und andern gesitteten Völkern zugesellet sind. Der jüngste herrliche Frieden ist die schöne Frucht dieser Bemühungen. Zum Dank fehlen uns Worte, und unser Lobspruch ist dem Monarchen nicht angenehm. Damit wir aber in den Augen der Welt nicht verächtlich erscheinen, so flehen wir im Namen des ganzen russischen Reichs und Ihrer sämmtlichen Unterthanen aller Stände, daß wir als ein Zeichen unserer Erkenntlichkeit Sie mit Titeln feiern dürfen, die Ihrer so würdig sind“. „Es lebe Peter, der Große, Kaiser aller Reußen, der Vater des Vaterlandes“! Stimmte mit dreimaligem Rufe der Senat ein.

Wer gedenkt hier nicht des begeisterten Jubelrufes, welchen in der St. Peterskirche zu Rom das Volk erhob, als es das Haupt des Frankenkönigs, des großen Karl, von Papst Leo mit der kaiserlichen Krone schmücken sah: „Karl, dem Augustus, dem von Gott gekrönten, dem großen friedfertigen Imperator der Römer, Leben und Sieg“! Und doch — welche Verschiedenheit! Trotz mancher äußerer Aehnlichkeit in

den Verhältnissen — auch Karl war Sieger, auch Karl ein Lehrer seines Volks — sind beide Fürsten im Innern, in ihrer ganzen Denkweise, in ihren Principien so völlig von einander verschieden, daß man bei näherem Eingehen, um eine wahre Uebereinstimmung herauszufinden, bei dem zufälligen Umstande verweilen müßte, daß beide am 28. Januar gestorben sind, und zugestehen würde, daß die freilich sehr unpassenden Vergleiche Peters des Großen mit Nuschirwan und Schach Abbas, mit Moses, Cyrus und Konstantin dem mit Karl dem Großen ganz an die Seite zu stellen sind. Russische Geschichtschreiber denken hierin auch anders, und es ruft Karamsin aus: „Wir haben unsern Karl den Großen — Wladimir, unsern Ludwig XI. — Iwan, unsern Cromwell — Gudunow und außerdem noch unsern Peter den Großen!

Der russische Senat hat nicht geheuchelt, als er seinem Czar jene Huldigungen spendete; staunen mußte Jeder über dessen Thaten im Kriege und im Frieden, staunen Jeder über die Energie und Kraft, mit welcher er seinen Willen durchsetzte, ja man darf sagen, erschrecken über die Gewalt der Leidenschaft, mit welcher er die von ihm beabsichtigten Reformen ins Werk setzte. Es ist begreiflich, wie der Sieger zu Land und Meer, der Schöpfer der russischen Marine, der Gründer von St. Petersburg, der Beförderer nützlicher Künste und Wissenschaften in der damaligen Zeit als ein wahres Meteor an dem Himmel Rußlands leuchten mußte, und daß, da auf den von ihm gelegten Fundamenten Rußlands Macht, gleich der stolzen Newastadt, von Jahr zu Jahr sich hob, er für den russischen Nationalstolz ein wahres Idol wurde; es ist begreiflich, daß, da auf die Frage: wem verdankt Rußland dieß? fast immer nur geantwortet werden konnte: Peter dem Großen — auch die spätere Nachwelt, vom Standpunkte des russischen Nationalinteresses aus, alles Glück, Heil und Segen für Rußland an seinen Namen knüpfen mußte.

Ehren wir dieß Gefühl, erkennen wir es an, daß Peter [illegible] was groß von der Welt genannt wird, vollbracht

hat, allein die Wahrheit der Geschichte braucht darum doch nicht zu verstummen. Hat dieser Herrscher mit all seinen ausgezeichneten Eigenschaften wahrhaft Segen über sein Volk gebracht? Hat der Sieger von Pultawa die Aufgabe — die höchste weltlicher Obrigkeit — Gerechtigkeit zu handhaben, während seiner drei und vierzigjährigen Regierung verwirklicht und gelöst? War er, der europäische Fürst, nicht ein asiatischer Despot? Folgte er nicht in allen Stücken nur seiner Leidenschaft? Wiegen die Züge von Leutseligkeit, die er gegen holländische Schiffer beobachtete, die Grausamkeit auf, mit welcher er gegen seine Unterthanen verfuhr? Ließ er sich nicht in der Heftigkeit der Leidenschaft, vorzüglich wenn diese durch den Trunk entflammt war, gegen seine nächsten Angehörigen und gegen seine treuesten Diener zu den rohesten Ausbrüchen der Wuth hinreißen? Gelang es doch nur mit großer Mühe, bei des Czaren Aufenthalt in Königsberg, seinen Lehrer, Le Fort, den er sonst schon, im eigentlichen Sinne des Wortes, mit Füßen getreten hatte, vor ihm zu retten, denn schon hatte er den Mordstahl gegen ihn gezückt. Und doch war Le Fort, ein Genfer von Geburt, unter allen Menschen derjenige, welcher auf Peters geistige Ausbildung den meisten Einfluß gehabt hat. Er war es gewesen, der mit seinen, in einem freilich wüsten und umhertreibenden Leben, gesammelten Erfahrungen und Kenntnissen, selbst lebhaften Geistes, den Geist des Czaren erweckte. Er ist der erste Offizier in der russischen Armee, deren Keim in dem Kinderspiele der Poteschni *) liegt, bei welcher Peter Gemeiner, Le Fort aber der Hauptmann war. Eben dieser Mann riß jedoch, bei seinem großen Hange zu Ausschweifungen, den Czar mit sich fort, und trug Vieles dazu bei, den häuslichen Frieden seines Herrn zu stören. Irreligiös in hohem Grade kannte Le Fort in seiner To-

*) Die Poteschni war ursprünglich ein von Peters Vater erbautes Schauspielhaus, in welchem, seit es nicht mehr zu seinem ursprünglichen Zwecke benützt wurde, Peter mit mehreren jungen Leuten seines Alters militärische Uebungen hielt.

desstunde kein besseres Gebet, als Horazens Ode an den Quintus Dellius *), und wenn man auch nicht in Abrede stellen darf, daß Peter andere Ansichten über Religion als sein Lehrer hatte, so möchte er doch durch diesen darauf gebracht worden seyn, eine Satyre Juvenals **) zu seiner Gebetsformel zu wählen. Ja wegen seines nahen Verhältnisses zu Peter mußte Le Fort auch den Haß der den Fremden gegenüber sich bildenden altrussischen Parthei auf sich nehmen, da er für den eigentlichen Anstifter aller missliebigen Neuerungen gehalten wurde. Insonderheit waren es die Strelitzen, das russische Janitscharencorps, welche mit scheelen Blicken auf die aus der Poteschni sich bildende Armee sahen; ein ähnliches Schauspiel, wie das Blutbad, welches Sultan Mahmud in neuester Zeit unter den Janitscharen anrichtete, erlebte Rußland im Jahre 1698.

Schon früher (1682) hatten sich die Strelitzen gegen Peter aufgelehnt, indem sie dessen älteren Bruder Iwan, nicht ihn, zum Czaren haben wollten. Bei dieser Gelegenheit war auf des letzteren Halbschwester Sophia der nicht ungegründete Verdacht gefallen, mit den Aufrührern im Einverständnisse gewesen zu seyn. Peter, nachdem er obgesiegt, nöthigte sie daher, ihren Aufenthalt in einem Kloster in der Nähe von Moskau zu nehmen. Während aber im Jahre 1698 der junge Fürst sich auf einer Reise in Wien befand, brach abermals ein Aufstand der Strelitzen aus, der vorzüglich durch die Geistesgegenwart und Entschlossenheit des Schotten Gordon gedämpft wurde; die Bestrafung der Schuldigen wurde ausgesetzt bis zur Heimkehr des Czaren; diese erfolgte im Herbste. Eben damals hielt sich der kaiserliche Botschafter v. Guarient in Moskau auf; sein Secretair, Korb, hat ein sorgfältiges Tagebuch über jene Zeit geführt, in welchem er ausführlich über die Greuelscenen, deren Schauplatz die Hauptstadt des russischen Reiches war, berichtet ***); ja, die Bestrafung

*) *Horat. Od.* II. 3. **) *Juven. Satyr.* X. 356 sqq.

***) Das Werk, welches s. a. zu Wien erschien, führt den Titel:

der Strelitzen war so fürchterlich, daß selbst ein vorzüglicher Verehrer Peters zugesteht, daß fast während des ganzen Oktobermonats auf der Höhe von Preobraschenskoe und auf Moskau's Mauern das Blut der Verurtheilten geflossen sey. Korb erzählt in seinem Werke, welches bald nach seinem Erscheinen russischer Seits fast ganz aufgekauft und vernichtet seyn soll, und daher zu den seltenen Büchern gehört *), von acht großen Executionen, welche in jener Zeit vorgenommen worden sind; aus seinem Berichte möge hier Einiges herausgehoben werden. Der Prozeß begann damit, daß die Angeschuldigten einer höchst grausamen Tortur unterworfen wurden; erst schlug man sie mit der Knute **), dann wurden sie an große Feuer gelegt, deren man täglich dreißig von Preobraschenskoe aufleuchten sah; dann wurden sie wieder mit jener Geißel gepeitscht und abermals ans Feuer, zuletzt, falls jene Martern ihnen noch kein Geständniß ausgepreßt hatten, auf die Folterbank gebracht. Der Czar selbst unternahm die persönliche Inquisition. Die Gewalt der Tortur machte den Obristlieutenant Karpakow sprachlos; man empfahl ihn den Aerzten zur Wiederherstellung, um ihn dann aufs Neue zu martern; er ergriff ein Messer, um sich zu tödten, aber seine Kraft versagte ihm; die Wunde, die er sich zugefügt, wurde

Diarium itineris in Moscoviam perillustris ac magnifici Domini Ignatii Christophori nobilis Domini de Guarient et Rall sacri Romani Imperii et regni Hungarii Equitis sacrae Caesareae Majestatis Consiliarii aulico-bellici ab augustissimo et invictissimo Romanorum Imperatore Leopoldo I. ad serenissimum ac potentissimum Tzarum et Magnum Moscoviae Ducem Petrum Alexiowicium anno MDCXCVIII Ablegati extraordinarii descriptum a Joanne Georgio Korb.

*) Die hiesige k. Hof- und Staatsbibliothek besitzt dasselbe als einen Nachlaß der Canonie von Schlehdorf.

**) Man sehe: *Nestesuranoi*, Memoires du regne de Pierre le Grand. Tom. II. p. 62.

geheilt und der Unglückliche dann von Neuem den Qualen der Tortur hingegeben. Die unerhörte Grausamkeit, mit welcher die Folter ausgeübt wurde, drang zu den Ohren des Patriarchen, dieser hielt dafür, es sey seines Amtes, den erzürnten Fürsten zur Milde zu mahnen. Mit Vortragung des Bildnisses der heiligen Jungfrau nahte er sich dem Czaren. „Was willst du mit dem Bilde“? rief dieser ihm zu; „was hast du hier zu thun? geh schnell von hinnen und bringe das Bild an seine Stelle; wisse, daß ich Gott verehre und seine heiligste Mutter, vielleicht inniger als du; es ist meiner Pflicht und Ergebenheit gegen Gott gemäß, mein Volk zu schützen und mit öffentlicher Rache die Verbrechen, die zu seinem Untergange führen, zu verfolgen“. —

Die erste Execution wurde auf den 10. Oktober anberaumt; den Abend vorher brachte der Czar in einer Gesellschaft beim dänischen Gesandten zu, hob dessen Sohn aus der Taufe, herzte das Kind, und war überhaupt so heiter, daß man nicht hätte glauben sollen, welchen furchtbaren Akt der Gerechtigkeit er auszuführen beschlossen hatte; nur darin verrieth sich seine ungezähmte Natur, daß er nach seiner Sitte einem Bojaren, der seinen Säbel nicht abgelegt hatte, mit der Faust so ins Gesicht schlug, daß demselben das Blut stromweise herabfloß. Zu dem Schauspiele selbst hatte der Czar alle fremden Gesandten eingeladen, und eröffnete dasselbe damit, daß er mit eigener Hand *) fünf Rebellen das Haupt herunterschlug; dann wurden, zu je sechs an einem Galgen, zweihundert dreißig gehängt; geistlicher Trost wurde keinem ge-

*) Korb sagt wenigstens (p. 84): „Ipsemet Tzarus in Bebraschentsko militibus suis tectus et exterorum nemine propius admisso quinque perduellium in se commissam perfidiam securi ultus est“, und später in der compendiosa descriptio periculosae rebellionis Streliziorum in Moscovia p. 170: redux (quidam Germanus supremus Vigiliarum Praefectus) nunciavit: quinque ibidem rebellium capita a nobilissima Moscoviae dextera securi esse amputata.

gönnt, nur gestattet, daß Jeder, während er auf dem Wagen saß, der ihn zur Richtstätte führte, eine brennende geweihte Kerze in der Hand trug. Einige Tage darauf wurden fünfhundert zwar nicht hingerichtet, sondern wegen ihrer Jugend nur verstümmelt; man schnitt ihnen Nasen und Ohren ab und schickte sie ins Exil. Von der dritten Execution (17. Oktober) sagt Korb: „heute sind nur sechs mit dem Beile enthauptet worden, glücklicher als die übrigen, wenn die Würde der Scharfrichter zum Ruhme gereicht“. Mehr als zweihundert büßten dann wieder ihre Schuld mit dem Stricke; zu je zwei hängte man sie an große Balken, welche aus den Oeffnungen der Stadtmauer hinausgeschoben waren; gleiches Schicksal hatten bald nach ihnen wiederum mehrere Hundert. Ein besonders schreckliches Blutbad aber fand am 27. Oktober Statt; dreihundert und dreißig wurden mit dem Beile hingerichtet, nicht aber von den eigentlichen Scharfrichtern, sondern der Czar befahl, daß jeder von den Bojaren, welche über die Rebellen das Todesurtheil aussprachen, dasselbe auch vollziehen sollte; da rühmte sich Alexasca, Zwanzigen das Haupt vor die Füße gelegt zu haben, und wurde durch Uebung zum Meister; er half dem minder geschickten Gallizin, der die Qualen der Unglücklichen durch Fehlhiebe vermehrte. Aber der Czar saß ruhig auf seinem Sessel dabei, und wunderte sich über Nichts, als daß den Bojaren bei dem blutigen Handwerke bisweilen die Hände zitterten. Dann kam die Reihe an die beiden Popen, welche das Volk zur Theilnahme an dem Aufstande der Strelitzen aufgeregt hatten; der eine wurde gehängt, der andere enthauptet und dann aufs Rad geflochten; nicht fern von ihm lagen zwei Strelitzen bei lebendigem Leibe, mit gebrochenen Beinen und Gliedern, auf dem Rade; sie sahen zwanzig ihrer Genossen, und unter diesen ihren leiblichen Bruder, den beneidenswerthen Tod der Enthauptung sterben. Ihr Jammergeschrei veranlaßte den Czar zu ihnen hinzutreten und sie zum Eingeständnisse ihrer Schuld zu bewegen; sie antworteten ihm, schon dem Tode nahe zu seyn,

und er eilte nach dem Kloster hin, in welchem die Czarewna Sophia sich befand. An diese hatten sich mehrere Strelitzen mit einer schriftlichen Aufforderung gewendet, um sie zur Theilnahme an ihren Plänen zu bewegen. Vor dem Kloster waren nunmehr, in Form eines Quadrats, dreißig Galgen aufgerichtet, zweihundert und dreißig Rebellen hatten hier ihren Tod gefunden, drei von ihnen waren aber hart an Sophiens Fenster aufgeknüpft, einem hatte man die Bittschrift in die Hand gegeben, so daß die Czarewna sie abreichen konnte. — Solches geschah zu Moskau, gleiches in benachbarten Orten. —

Das Schicksal Sophiens, gezwungen im Kloster zu leben, mußte bald auch des Czaren eigne Gemahlin, Eudoxia, theilen. Die vielfältigen Ausschweifungen, deren Peter sich schuldig machte, konnten derselben nicht gleichgültig bleiben, und da ihre Vorstellungen und Bitten dem Czaren lästig wurden, beschuldigte er auch sie des Verrathes an ihm, und nöthigte sie, den Schleier zu nehmen. Das Mädchen von Marienburg war, nachdem sie bereits längere Zeit die Vertraute des Monarchen gewesen war, noch bei Lebzeiten Eudoxiens zur Czarin ausgerufen, ihr Sohn aber zum Nachfolger Peters ausersehen, nachdem Alexei, der Erstgeborne, der Thronfolge verlustig erklärt worden war. Zwischen diesem und seinem Vater hatte längst ein Mißverhältniß bestanden; den Neuerungen, welche Peter machte, war Alexei abhold, an ihn schloß sich daher gar bald die gesammte unzufriedene Parthei im russischen Reiche, die insonderheit auch unter der Geistlichkeit zahlreich war, an. Der junge Prinz führte aber selbst ein ausschweifendes, schwelgerisches Leben, fand keine Freude an Peters Kriegszügen, so daß in diesem die allerdings gerechte Besorgniß entstehen mußte, daß nach seinem Tode sein ganzes Werk wiederum zerstört werden würde. Den Befehlen des Vaters, er solle sich kriegerischen Beschäftigungen widmen, war Alexei ungehorsam, und als der Czar ihm im Jahre 1717 von Copenhagen aus schrieb, er solle dorthin

zu ihm kommen, fand er es für gerathen, sich durch Flucht dem Zorne seines Vaters zu entziehen. Alexei begab sich nach Wien, dann nach Tyrol, zuletzt nach Neapel, wurde hier aber durch Peters Abgeordnete zurückgefordert, und begab sich endlich in deren Begleitung nach seinem Vaterlande zurück. Er verzichtete auf die Krone, da er aber seinem Versprechen, seine Mitschuldigen zu nennen, nicht genügt hatte, wurde er zwar von einem geistlichen Gerichte der Barmherzigkeit seines Vaters empfohlen, von einem weltlichen aber zum Tode verurtheilt. Peter stand nicht an, die Sentenz öffentlich zu verkünden; Alexei verfiel bei der Nachricht in heftige Krämpfe und ward durch Gott aus dem Leben abgerufen, ehe das Urtheil an ihm vollzogen werden konnte. So wurde dem christlichen Fürsten, Peter dem Großen, der Anblick erspart, der einst dem heidnischen Consul, Junius Brutus, zu Theil ward.

Rechnet man zu diesen Dingen noch die Errichtung der geheimen Kanzlei, eines schaudererregenden Inquisitionsgerichtes, und ein Gesetz hinzu, wodurch Peter die Thätigkeit jener Behörde vermehrte, so ist wohl zuzugestehen, daß man Ursache habe mit dem Lobe über die Segnungen, welche dieser Fürst über sein Volk verbreitet habe, nicht gar so freigiebig zu seyn, und daß derselbe wenigstens nicht viel Ansprüche auf den Namen eines Reformators der Justiz habe. Insonderheit war jenes Gesetz von der Beschaffenheit, daß es alle Bande der menschlichen Gesellschaft auflöste; sobald nämlich ein Leibeigner über seinen Herrn, ein Sohn über seinen Vater, überhaupt Einer über den Andern die Worte: Slowo i delo (ich klage dich des Hochverrathes an) ausgesprochen hatte, war der Angeschuldigte der Inquisition von Preobraschenskoe verfallen, und es ist anerkannt, wie viele unschuldige Opfer sie verlangt hat.

Die Neuerungen Peters des Großen auf dem kirchlichen Gebiete und auf dem der Verfassung werden wir späterhin im

Einzelnen zu erläutern Gelegenheit finden, und wollen hier nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzufügen.

Was ist überhaupt die Tendenz, welche Peter verfolgte, welches das Princip, das er vertrat? er hatte sich die Aufgabe gestellt, Rußland zu europäisiren, und diesem Ziele hat er mit einer rastlosen Leidenschaft und mit einer Thatkraft nachgestrebt, die allerdings Staunen, aber keine Bewunderung erregt. Er wollte aus den Russen: Deutsche, Engländer, Holländer und Franzosen machen, sie sollten nicht mehr Russen seyn. Zu diesem Zwecke mußte Moskau, der eigentliche Mittelpunkt des Reiches, aufhören die Hauptstadt zu seyn, zu diesem Zwecke mußten Tausende und aber Tausende auf sumpfigem Boden ihr Leben an dem Bau von St. Petersburg opfern, zu diesem Zwecke der Kaisertitel angenommen werden, damit Rußland gleich bei seinem Eintritte in den europäischen Staatenbund mit großem Nachdrucke und Ansehen auftreten konnte. Daß dieß Alles von großen und wichtigen Folgen gewesen ist, wird Niemand in Abrede stellen; Peter hat in vielen Stücken sein von ihm beharrlich verfolgtes Ziel erreicht, allein derjenige würde sehr irren, welcher glaubte, es sey ihm gelungen, den russischen Nationalcharakter umzuformen. Im Gegentheil ist dieser Nationalcharakter noch ganz in seiner früheren Eigenthümlichkeit vorhanden, und gerade ihm verdankt Rußland viel mehr seine große Bedeutung für Gegenwart und Zukunft, als den Versuchen, denselben umzuwandeln. Der Russe besitzt eine ihn vor allen Völkern auszeichnende Anstelligkeit und Gelehrigkeit und eine große Ausdauer in allen Strapatzen, dann auch eine ihm angeborne Verehrung vor seinem Czaren. Nicht also durch seine Kanonen, nicht durch seine Kriegsschiffe, sondern durch die Nationalität seines Volkes ist der Kaiser aller Reußen der mächtigste Fürst der Erde.

XXXII.

Jahrgedächtniß des zwanzigsten Novembers.

Nun seit jenem folgenreichen Ereigniß, das den Erzbischof von Cöln zur Haft gebracht, so nahe ein Jahr verlaufen, ein Jahr nicht der Betrübniß, sondern der Freude für die Kirche, und nicht der Freude, sondern der Betrübniß und der Betretenheit für ihre Gegner, so wie des Triumphes für den Gefangenen, geziemt es diesen Blättern einen Rückblick auf den Verlauf dieser merkwürdigen Zeit zu werfen, und ihren Lesern die Summe der Begebenheiten in kurzen Worten resumirend zusammenzufassen, damit ihnen das Woher und Wohinaus in dieser Sache neuerdings klar und deutlich vor Augen trete, und Allen, die es angeht, die Ueberzeugung komme, daß der alte Spruch: O. A. M. D. G. auch hier, wenn auch wider Willen aller Derer, die es anders meinen, glorreich sich bewähren werde.

Jene Handlung, die das große Jubeljahr der Befreiung mit einer Gefangennehmung eröffnete, war damals aus der Nacht unbekannt gebliebener Verhandlungen plötzlich ans Licht des Tages herausgetreten, damit sie einer ganzen Reihe früherer ihren Schluß- und Haltpunkt gebe. Damit Friede und Eintracht im Lande werde, sollte, der Lehre neuerer Sophisten gemäß, der Begriff über die Idee, der Staat über die Kirche, das Landrecht über das Kirchenrecht, die politische Verpflichtung über die religiöse, die Polizei über das Gewissen gesetzt werden, überall also das Tiefere als das eigentlich Substantive, das Höhere als das bloße Adjective gelten; und

ein für allemal in dieser Geltung gehandhabt seyn. Die Unterwerfung des katholischen Volkes unter diese Ordnung schien durch die allgemein vorausgesetzte religiöse Indifferenz gesichert, die Gewinnung der Priesterschaft durch den Hermesianism gewahrt, die Amortisirung des römischen Stuhles durch diplomatische Verhandlungen eingeleitet. So schritt man, als sich Störung zeigte, ohne Bedenken zu der bedenklichen Handlung, den Störenfried handfest zu machen, dabei als Grund der Gewaltthat revolutionärer Umtriebe ihn beschuldigend.

Es kam indessen anders, als gerechnet worden, und was der Schlußstein der intendirten Ordnung der Dinge seyn sollte, wurde Grundstein einer andern nicht bezweckten, die Alles dort Bejahte verneint, das dort Verneinte bejaht. Das Wort der Gewalt, das die aller Gewaltsamkeit zu wehren berufene Macht ausgesprochen, wirkte wie eine Bannformel aus dem Geisterzwang, es schien in den Schlaf der Gebundenen hineingeredet, daß sie wach geworden sich erhoben, und daß die Einsamkeit und die Stille und das Schweigen von zuvor sogleich mit einem Gedränge und lauter Rede sich erfüllte. Die erste Voraussetzung von der Gleichgültigkeit des katholischen Volkes wurde sofort übel zu Schanden. Die andere, von der Servilität der Priesterschaft, zerfloß bald wie ein leerer Traum, der Hirt hatte die Versuchung wohl bestanden, wie konnten die Genossen hinter ihm zurückbleiben, die ja dergleichen gelüstete, fanden in ihrem Widerspruche sich von der Entschiedenheit des Volks gebunden. Man hatte die Schlüssel zum Geheimnisse der Verhandlungen ins Meer geworfen, damit sie in Vergessenheit begraben blieben; aber der Fisch hatte sie verschluckt, und nachdem er in die Netze sich verfangen, hatte man in dem Geöffneten die Verschlungenen gefunden; die Truhe war aufgeschlossen und aus ihr war die verborgene Wahrheit wie ein Strom über alle Lande ausgegangen. Sie war auch nach Rom gedrungen, wo des Sterbenden mit zitternder Hand geschriebenes Wort die Nahende schon angekündet. Von ihr des Faktischen verständigt, hatte

nun der Oberpriester in Rom auf seinem Stuhle sich erhoben, und in seinem Schmerze rührende Worte der Klage, aber auch schwere Worte der Anklage geredet, denen bald ein lauter Widerhall aus allen Herzen der Gläubigen geantwortet. So war die dritte illusorische Voraussetzung von möglicher Bestrickung des heil. Stuhles zerronnen und zerstoben.

Die ganze Prognose der begonnenen Staatsaction hatte damit als in ihrem Grunde nichtig, in ihrer Anlage verfehlt, in ihren Voraussetzungen falsch berichtet, in ihrer Fassung übereilt, sich ausgewiesen, und jedem Besonnenen mußte klar werden, daß die Fortführung des begonnenen Werkes nur zum Unheil und Verderben führen könne. Alle Klugheit gebot, da das geübte Unrecht zur größeren Hälfte schon der Welt verständlich geworden, inne zu halten; einen prüfenden Blick auf den Irrweg rückwärts und den Abgrund vorwärts hinzuwerfen, und wenn es noch Zeit gewesen, wieder gut zu machen, was im hastigen Verfolgen vielleicht ursprünglich wohlgemeinter Pläne übel gemacht gewesen, und so die anhebende Bewegung, zur Zeit, wo sie noch in der Gewalt des menschlichen Willens stand, zu meistern. Wie man bei nöthig befundener Umkehr vom übelunterrichteten König an den besser zu unterrichtenden appellirt, so wendet er seinerseits von den mißrathenden und mißthuenden Räthen und Ministern sich zu andern, die heilsamer zu rathen und zu vollführen verstehen. Die Gelegenheit dazu hatte von selber sich dargeboten: Auf den römischen Stuhl hat das Comprimiß gelautet, die dazu berufene Stimme hat von diesem Stuhle gesprochen: Es sey! die Sache werde wieder auf den Punkt gebracht, wo sie zuvor gestanden, aber die Principienfrage soll weiterer Verhandlung hingegeben seyn. Das besonnene Europa hatte die betheiligte Regierung an diesem Punkt erwartet; es schien unmöglich, daß hier das Rechte sich verfehlen lasse. Aber des Menschen Wege sind nicht die Wege höherer Vorsehung, ihr gefällt es bisweilen die Augen der Klugen zu halten, daß sie das Nächste nicht gewahren, und seine umhüllende Nacht gegen die Geister zu entsenden.

Die Bewegung sollte eben nicht zur Hemmniß kommen, denn es war gefügt, daß sie zur Crise führe, damit durch volle Emancipation der Kirche fernerer Zwietracht der Stachel genommen werde.

So wurde denn durch einen unbegreiflichen Mißgriff, der welcher das Werkzeug zur Herbeiführung der ganzen Verwicklung gewesen, nach Rom gesendet, um neue Verhandlungen anzuknüpfen. Aber die Worte des Oberhirten waren vom katholischen Volk vernommen worden; hatte es zuvor in bloß dunklem Instincte sich zur Wehr gesetzt, so fand es sich jetzt klar verständigt; es erhob sich in allen seinen Ständen einstimmig gegen jede weitere Gewaltübung, und im Gefühle der Kraft, die die Einigkeit in guter Sache giebt, wurde sein Entschluß für alle Zukunft unerschütterlich festgestellt. Zugleich mit ihm war aber andererseits auch jenes literarische Gezücht, das die geistige Verwesung der Zeit in Teutschland in Schwärmen ausgebrütet, aufgefahren, und über die Sache herfallend und mit ihr nach gewohnter Art handthierend, überzog es die Christenheit mit der ägyptischen Landplage von ihm ausgeheckter Lügen, Unwahrheiten, Bosheiten und Lästerworte. Das nöthigte auf der andern Seite auch die Wahrheit aus der Verborgenheit hervorzuziehen, in die man sie eingehüllt, und die Wahrheiten gingen nun aus und fraßen Stück um Stück die Unwahrheiten auf, wie die Schlange des Propheten die der ägyptischen Zauberer; und als nun die Darlegung erschien, fand sie den Leser weit über den Punkt hinaus, bei dem sie anzuhalten für rathsam befunden, unterrichtet, und konnte also nicht den mindesten Eindruck machen. Dieselbe Darlegung hatte aber auch, als unausweichliche Erwiderung, die römische Staatsschrift hervorgerufen, und die ergänzte, was der Einsicht in den innern Zusammenhang der Sache noch abgegangen; die Camera obscura war nun ins Volllicht gestellt, und alle Welt sah, was sie verborgen hatte.

Die Folgen konnten nicht lange auf sich warten lassen. Der Schlag der am Rheine eingeschlagen, hatte in der Nähe

der Weichsel seinen Rückschlag hervorgerufen; die Gewalt, die dort gewaltet, war sogleich auch drohend dagegen eingeschritten, hatte aber Gewissen, Muth und Entschlossenheit wie im Niedergang so im Aufgang der Sonne vorgefunden. Nachdem das kirchliche Oberhaupt mit Entschiedenheit geredet, hieß: auf den früheren Forderungen bestehen, Apostasie gebieten, die dem Priesterthum auch nur von Ferne zuzumuthen, eine weise Macht zu aller Zeit sich scheuen wird, weil sie der Abweisung und im Gefolge derselben der Niederlage gewiß seyn darf. Die Suffraganbischöfe traten im Pflichtgefühl von der Convention zurück, für die sie sich durch Gründe, die die Zukunft erst aufdecken wird, hatten gewinnen lassen; die Absagung wurde hingenommen, und es erschien absurd, fernerhin den Metropolitan für dieselbe Sache verantwortlich zu machen, die man seinen Mitgenossen hatte hingehen lassen müssen. Ihr Beispiel mußte die bisher noch nicht Betheiligten zur Nachfolge aufforderu, und eine allgemeine Ablösung und Lossagung der katholischen Hälfte, der zuvorzukommen alle Klugheit gebot, war in Aussicht gestellt.

Es wurde aber Anderes beschlossen. Da alle Verhandlung an dem Fels in Rom gescheitert; so wurde der Verhandelnde abgerufen und aller Verkehr mit dem heil. Stuhle unter Festungsstrafe untersagt, sohin also auch ein erster Act der Kriegserklärung gegen die Kirche ausgesprochen. Weil jedoch das teutsche Gemüth zu nackter Tyrannei sich nicht entschließen kann, wurde dieser Erklärung, die von der Freiheit der Gewissen jetzt und immerdar, auf die zuvor eben der Erzbischof von Köln sich berufen, beigefügt; so daß wie bei den Dactylen, die Linke wieder gelöst, was die rechte Hand also gebunden. Die Kirche, in dieser Weise vel quasi von ihrem Haupte getrennt, bewies nun, welche Bewandtniß es um ein organisches, gegliedertes, wahrhaft lebendiges Wesen habe; der Geist von Oben, der beim ungestörten Walten seine Führungen von der Mitte aus über sie verbreitet, ergoß sich nun, die Störung umgehend, in die nächstfolgenden Gliederungen,

die nun innerlich mit dem Centrum fortdauernd verbunden, äußerlich vicariirend für dasselbe eintreten, und im Falle Hemmniß auch ihnen sich entgegenwirft, den zunächst gränzenden Ordnungen und sofort bis zur untersten Tiefe der Gemeinde, die Fortführung des Werkes übertragen. Dem gemäß, als man in Posen, endlich erkennend, daß zu dem bedenklichen Handel am Rheine hier ein noch bedenklicherer hinzugekommen, vom Erzbischofe abgelassen und an den Clerus sich gewendet, wurde von Seiten aller Decanate, die auf die zugesagte Gewissensfreiheit sich bezogen, die Reihe um, einstimmige Protestation eingelegt, die in ihren verschiedenen Abfassungen Dinge zur Sprache brachte, die in wohlgestimmtem Ohre argen Mißlaut bildeten. Eben so, da das Kapitel in Köln zu anderer Fahne geschworen zu haben schien, ist die untere Geistlichkeit an seiner Stelle eingetreten, die gefährdete Sache schirmend und weiter führend. Als dann ferner alle Bischöfe des Osten denen des Westen beigetreten, hat der Clerus dessen, der allein unter Allen sich säumig finden lassen, ihn so umstellt, daß auch bei ihm selbst entschiedener Widerspruch gänzlich unerheblich seyn würde. So hatte die ganze Maaßregel nur zu einer Verlegenheit geführt.

Der Geisterkampf um die Regierung her war unterdessen fortgeschritten, und zu ihr hatten allmählig andere Helfer sich eingefunden, deren Nahen eine geordnete Macht schon als eine Calamität betrachten muß. Der große Heerbann der Revolution hatte sich zu ihren Gunsten in Bewegung gesetzt; innen mit freudiger Hast, außen, naheliegender Gründe wegen, mit Vorbehalt. So hörte man denn die Radicalen Englands, die Liberalen Frankreichs, die Demagogen der Schweiz und des eigenen Vaterlandes mit freudiger Bewegung durcheinander reden; selbst aus der Puerta del Sol tönte eine dumpfe Stimme in nur halbverständlichen Lauten murmelnd. Die Handlung war Allen genehm, über ihre Löblichkeit waren sie insgesammt einverstanden, ihr Preis ertönte überall, wo man von der Person, die sie geübt, Umgang zu nehmen sich entschließen konnte.

Während dann Alles, was im katholischen Clerus Wein, Weiber und Anderes liebte, oder was im Innern der Kirche sonst anrüchig sich gemacht, auf das Schlachtfeld eilte, hatte auch das junge Deutschland in seinen verschiedenen Schattirungen sich erhoben. Die Glückssonne schien so warm, man mußte sich in ihr zu sonnen eilen; das Fleisch, das man, weil es allzu stinkend sich gemacht, vom Markte ausgeschlossen, konnte in Mitte des großen Stankes die Hoffnung schöpfen, daß man es in sein Marktrecht wieder restituiren werde; und so ließ denn auch der Gott von Lampsacus mit seinem ganzen Gefolge sich im Feld erblicken. Das moderne Heidenthum, das der belästigenden Drapperien längst müde geworden, in tiefer Sehnsucht der Zeit geharrt, wo es einmal in ursprünglicher Nacktheit am hellen Tage auf dem Markte umspazieren dürfe, glaubte bei Erblickung der befreundeten Gestalt tief in seinen Eingeweiden bewegt, die Stunde dazu habe jetzt geschlagen, doch zögerte es die Hülle sich abzuthun, bis auch die säumige Schule, längst schon aufs Piquet gesetzt, ihr Banner aufgeworfen, und ihre auf Mondkälbern berittene Geschwader schwerfällig sich bewegten, und gleichfalls auf dem Schlachtfeld erschienen. Nun ging es erst an ein Streiten mit der Kirche, aber wer ist wie Gott? war auf dem Schilde geschrieben, so wurde überall nur Scandal und Schmach und Spott zum Preis gewonnen, und die Verlegenheit mehrte sich tagtäglich. Aber was kann die Regierung dafür, wenn also die Partheien sich ihr aufgedrungen? Recht! allein die Inzicht auf den Erzbischof, die man unterdessen fallen gelassen, lautete: er sey mit revolutionären Partheien umgegangen.

Zwischendurch hatten nun auch im Gebiete der eigenen Confession die Wanderzüge der Altlutheraner sich in Bewegung gesetzt. Die Union war dadurch, daß der Staat von den Rechten Gebrauch gemacht, die „die Reformation“ in kirchlichen Dingen ihm eingeräumt, zu Stande gekommen, und die Indifferenz der Zeit hatte sie sich gefallen lassen. Das mochte aber nicht geschehen, ohne daß die, welche noch ernstlich an

ihrem Glauben hingen, mit der auf bloße Convenienz gegründeten neuen Ordnung in Widerspruch geriethen, und da man ihre Berufung auf ihr Recht zum Daseyn nicht gelten ließ, mußten sie zur Auswanderung sich entschließen. So bot sich denn nun in Deutschland die seltsame Erscheinung dar, daß in Mitte der sogenannten freien Kirche, die, welche sie zuerst gegründet, von ihr ausgestoßen, bei den Antipoden im Lande der Züchtlinge eine Zuflucht und Raum zur Ausübung ihres Glaubens suchten. Der Name Fanatiker, den man den Ziehenden nachgerufen, konnte die an ihnen geübte Gewalt nur nothdürftig bedecken, und es steht zu befahren: daß wenn ihr Beispiel, wie es in solchen Dingen zu geschehen pflegt, in tiefer eingehender Betrachtung Nachfolge weckt, es auch dort bald um die Indifferenz und so auch um die Union geschehen seyn werde; oder wenigstens, wenn sie sich fort behauptet, an die Stelle zweigetheilter Confessionen fortan eine dreigetheilte tritt, und so was die Spaltung heilen sollte, sie nur weiter klaffend zu machen dient.

In Mitte all dieser Verlegenheiten im eignen Hause war unterdessen die katholische Sache ruhig vorgeschritten, aber in der immer zunehmenden Verwicklung hatten nach außen gefährlichere Symptome sich zu zeigen angefangen. Man hatte so oft in Zeitungsartikeln und auf anderen Wegen von der Theilnahmlosigkeit des Volkes geredet, und stets zunehmende Beruhigung angekündet, daß solche immer sich wiederholende Angaben nothwendig wie ein Stachel und ein steter Anreiz in ihm wirken mußten, diesem Vorgeben seinerseits Demonstrationen entgegenzusetzen, die es handgreiflich der Unwahrhaftigkeit zu überführen dienen konnten. Als daher die Freimaurer und Liberalen in Lüttich dem dortigen Prälaten ein Charivari gebracht, und nun ein Klatschen von der Zinne der Staatswarte dem Unterfangen Beifall zollte, ließ die Roheit es sich nicht zweimal sagen, und führte auch ihrerseits, obwohl in anderer Richtung, ein gleiches lärmendes Spectakelstück aus. Als man darauf, immer noch die Natur der gan=

zen Bewegung, verkennend, und vor wie nach ihren Grund in einzelnen Menschen suchend, den Unwillen gegen diesen und jenen, der Menge werth gewordenen Priester wandte, wähnend, mit ihrer Entfernung sey alles abgethan, fand diese zum Schutze der Angegriffenen sich berufen; und die vertheidigende Bewegung schlug in derselben gereizten Roheit nun in eine angreifende um, die abermal einen Schritt weiter gehend, und jetzt am Rechte des Eigenthums und persönlicher Sicherheit sich vergreifend, jene beklagenswerthe tumultuarische Scene hervorgerufen, von der die Botschaft Deutschland so eben durchlaufen hat. Die am Gesetz gesündigt, werden dem Gesetze verfallen seyn, wenn man das verletzte ruhig walten und seine Hüter ihrer Pflicht nachkommen läßt; jede Störung darin aber würde nur neuen Unmuth und Erbitterung wecken.

Seit Monden schon hatte man zu verstehen gegeben, gemachte Vorstellungen hätten in Rom ein geneigt Gehör gefunden, und die Nachgiebigkeit, der man begegnet, lasse auf baldige Beendigung der Verwirrung hoffen. Viele der minder Unterrichteten hatten der Ausstreuung Glauben beigemessen; nun aber mußte auch das Vorgeben öffentlich zu nichte werden. Es war so viel wie nichts geschehen in all der Zeit; das Oberhaupt der Kirche mußte zum andernmale den hohen Stuhl besteigen; zum andernmale erschallten seine Worte über das verwunderte Europa hin. Vor Himmel und Erde war er klagbar aufgetreten, und die Anklage hatte auf fortdauernde Mißhandlung und Beeinträchtigung der Kirche gelautet. Die Erde hat die Anklage vernommen, daß auch der Himmel sie vernommen, wird die nahe Zukunft lehren; die Sache steht, nach dem Verlaufe eines verlorenen Jahres, äußerlich und scheinbarlich auf demselben Punkte, wo sie im Beginn gestanden; aber der gestatteten Fristen Eine ist abgelaufen, und nun die Andere angehoben, wendet sich das Wort zu den Streitern und Rathgebern in dieser Sache zurück, um nun, da wir wissen, **woher** die gegenwärtige Lage der Dinge uns

gekommen, sie zu befragen, wohinaus sie nun weiter mit ihr wollen?

Also ergeht an sie wiederhohlt die Frage: seht Ihr noch immer nicht die Macht, die Euch gegenübersteht? seyd ihr denn blind und taub und sind alle Sinne Euch denn ganz und gar gehalten, daß Ihr Den nicht erkennt, der Euch in den Weg getreten? wäre das Schreckbare wirklich wahr geworden: siehe, das Opfer ist bekränzt, die Binde ist ihm um die Augen gelegt, es werde seinem Schicksal entgegengeführt. Dieser Unsichtbare, an dem ihr seither mit Hast und Angst Euch abgemüht, ist nicht mit Rossen und Reisigen und mit Streitwagen daher gezogen; aber Ihr habt auf allen Euern Wegen gleichzeitig aller Orten ihn gefunden, und nur der Rauch und Dampf selbst gemachter Phantome, die Euch umnebeln, haben Euern Blicken ihn entzogen. Es ist nicht wild und geräuschvoll um ihn her zugegangen, die Posaune ist nicht vor ihm erklungen, noch weniger hat er die Trommel rühren lassen; aber allen Euern Zurüstungen hat er einen Strahl seines Auges in den Weg gelegt, und sie haben daran umgeworfen; Euern besten Plänen hat er durch seiner Diener Einen ein armes Wörtchen entgegengesendet, und sie sind daran zu Grunde gegangen; wo ihr am fernsten Euch von ihm gewähnt, hat er Euch immer wieder am nächsten gestanden, und, wenn er dann weiter gegangen, die Straße mit sich dahin genommen, daß Ihr Euch am Abgrunde gefunden, wo kein weiteres Fortkommen gewesen. Das Klüglichste, was Ihr nach langer Mühe ausgesonnen, ist daher in der Ausführung jedesmal zu Schanden gegangen; was Ihr mit Händen noch so fest gefaßt, es ist Euch entschlüpft, und die Herrlichkeit ist an der Erde in Scherben zerschellt. Die geprüftesten Waffen sind Euch stumpf, die besten Gedanken, ehe sie im Munde sich articulirt, schon schaal geworden und abgestanden. Von allen Eueren Voraussagungen und Entwürfen ist noch nicht Einer zur Bewerkstelligung gekommen; aus jeder Maaßregel das Gegentheil von dem, was mit ihr beabsichtigt gewesen,

hervorgegangen, und alle Pfeile, die ihr abgeschossen, sind auf Euer Haupt zurückgekehrt. Ihr nennt das unglücklichen Zufall, aber in diesem Zufall, der auch auf den Schlachtfeldern entscheidet, hat sich die Euch verhüllte Macht geborgen; ihr Lächeln, wenn sie auf Euere athemlose Hast, Euere unnütze Mühe und Euere fruchtlose Anstrengung im eiteln Ankampf niedersieht, ist die bittere Ironie, die über dem ganzen Acte schwebt, und die eitle Arbeit zu Spotte macht. Diese Macht ist es gewesen, die auf die Bäume, die, ohne Frucht zu tragen, bloß im Blätterschmuck geprahlt, ihren Fluch gelegt, daß sie über Nacht erdorrt; sie auch hat über die dürre Steppe ihren Segen ausgesprochen, daß sie den unfruchtbaren Schooß eröffnend, in die reichen Quelladern übergelaufen, indem Ader zu Ader sich den Weg gesucht, und den Gesuchten ohne Mühe gefunden, sind sie zu einem vollen Strome zusammengegangen, der in den Rädergeleisen des Heerwagens dessen, der mit Macht vor ihm her jetzt durch die Länder und Reiche fährt, sein Bett gefunden, und in ihm täglich weiter und breiter und mehr im Grunde sich ausgetieft. Erkennt es darum endlich, es ist wirklich und wahrhaftig ein anderes Weltalter herangebrochen, das sich jetzt der niederhaltenden Gewalt des weichenden entringt; wollt nicht ferner der Evidenz der Thatsachen Euch verschließen! Es ist nicht mehr dasselbe Volk, wie Ihr damals bei der Vereinigung es gefunden, nicht mehr dasselbe, wie es vor jenem Act gewesen; so rasch schreitet die Bewegung vor, daß wie Ihr gestern am Abend sie verlassen, ihr sie nimmer am andern Morgen wiederfindet. Das Positive ist freilich nur noch erst in seinem Keimen, aber keine menschliche Macht kann verhindern, daß es sich entfalte; das Verneinende im alten Wuste aber ist unwiederbringlich dahingeschwunden, ihr versucht umsonst darauf irgend etwas Bleibendes zu erbauen! Zweifelt Ihr noch fort und fort, so geht nur weiter auf Euern bisherigen Wegen; nach dem Gesetze der Beschleunigung, das in allen solchen Bewegungen herrscht, wird die Wahrheit Euch noch handgreiflicher gegeben werden.

Und wie doch ists zu diesem raschen Umschwunge der Dinge gediehen, und wie doch kam's, daß er bei Euch begonnen? wer nicht ganz erblindet ist am inneren Seelenauge, der kann zu dieser Frage leicht die Lösung finden. Gott hatte die Welt neuerer Zeit ihrer Thorheit hingegeben; alle Aeußerlichkeit in den socialen Verhältnissen, die, indem das Leben sich ihr entzogen, Stoppel, Streu und Heu geworden, war dem Feuer überliefert; von einem Ende des Welttheils zu dem Andern ist darauf der verneinende Geist, eine Flamme, hingefahren, und er, dem geflucht worden, daß er Staub fresse all seine Zeit, hat, was Staub geworden, aufgefressen. Aber das Leben war darum nicht hingeschwunden, es war nur in die Innerlichkeit zurückgegangen; in den tiefstverborgenen Wurzeln hatte die wachsam erhaltende, bewahrende, schirmende Macht es aufbewahrt, damit es aus ihr seiner Zeit wieder aufgrüne. Welche Wurzeln aber von Allem, was wurzelhaft ist auf Erden, liegen tiefer und gründen principienhafter, als die der Kirche, die nicht etwa bloß die äußere Rinde der Erde, sondern ihren Mittelpunkt selbst durchsetzen, und von da aus in die Himmelstiefen dringen. Diese also hatte der Herr im Innersten des Geisterreichs und in die Herztiefen der Völker verborgen, und dort vor aller Gefährde wohlbewahrt, und damit niemand sie anzutasten wage, mit seinem Zorne ihre geheime Stätte umfriedigt und umhegt. Mochten sie nun immerhin draußen im Schutte wühlen, wehe dem aber, der an sie zu rühren wagte! Darum war zugelassen, daß in der westlichen Halbinsel mit dem Staats- auch das Kirchengebäude beinahe dem Boden gleichgemacht wurde; die richtende Macht wußte das eigentliche Heiligthum in den Tiefen des Volkes wohl geborgen, und ist ihr Gericht ausgerichtet und haben die Frevler selbst Henkersdienste an sich versehen, dann wird es ihr ein Leichtes seyn, indem wieder Fackel sich an Fackel zündet, in Mitte der Finsterniß die neue Lichtmesse wieder heraufzuführen. Mochte Ausgelassenheit aller Art im Seinelande sich entzügeln, Corruption in allen Formen sich entwickeln, und

die Depravation einer nach Mänadenart rasenden Kunst das Exrasete unter Form und Gestalt zusammentreten; das Alles war schon öfter dagewesen; es war zu seicht, und konnte nur die Zonen der Oberfläche, an der die Wurzeln des Staates und der äußeren Kirche zu Tage liegen, unterwühlen, ließ daher ein entgegesetztes kirchliches Bestreben gelten, und in seiner Thätigkeit ungeirrt. Auch in England war vieles mit scheinbarer Gleichgültigkeit wieder preisgegeben, denn unausrottbare conservative Instincte wachten, daß das Verderben nicht über eine gewisse Tiefe eingedrungen.

In Deutschland aber war das anders, der metaphysische Maulwurf hat es nicht in der Art an der Oberfläche herumzustören, nur einmal im Jahre tritt er an das Licht des Tages vor, die übrige Zeit wühlt er sich tiefer und immer tiefer. Schon seit lange her hat dieser in die Tiefe strebende Geist die Veste alles menschlichen Wissens, Wollens und Strebens angebohrt, Bedeutendes ist dem Forschenden gelungen, und wie er in des Gelingens Uebermuthe immer weiter und weiter fort minirt, keck und verwegen vor keiner Consequenz erschreckend, vor keinem Gedanken, auch dem verwegensten zurücktretend, in keinem Frevelmuthe sich irren lassend, ist er endlich zu jenem titanischen Hochmuth gediehen, der wie der Alte Berge auf Berge gehäuft, um den Himmel zu ersteigen, so Abgründe in Abgründe gewühlt, damit, indem Einer dem andern ruft, der Ruf nach Gott im letzten Widerhalle endlich am leeren Nichts verschwebe. Dieser Geist hat nun nicht seit gestern und ehegestern, sondern unter wechselnden Gestalten seit Menschenaltern im protestantischen Norden sein Lager gefunden, ob er gleich erst in den neuesten Tagen zur Höhe seines Frevelmuths gelangt, und als er mit Macht hervorgetreten, alle erhaltenden Instincte unter uns abgelähmt und blind gefunden. Er hat keineswegs bloß auf die Schule sich beschränkt, sondern alle verneinenden Geister im sittlichen wie im politischen und jedem andern Gebiete haben sein Erscheinen mit Jubel begrüßt; denn sie haben

die Formeln ihres Thuns bei ihm sich ausgenommen, und an ihnen ihr früher unbewußtes Getriebenseyn sich klar gemacht. In ihnen hat er, damit er durch Aussäen sich hundertfältig mehre, auf so vielen Lehrstühlen Platz genommen; zu so vielen Kanzeln hat er den Zutritt sich geöffnet, von dort aus dem verschmachtenden Volke statt des Wassers, das ins ewige Leben geht, den Becher des Todes reichend. Während er durch langsame Infiltrirung auch die Organe der Gewalt sich immer mehr dienstbar gemacht, und der Zeit entgegengesehen, wo er ihrer sich ganz und gar bemeistert, hat er auch weit der Mehrzahl der Werkzeuge der Gedankenmittheilung sich zu bemächtigen gewußt; und nachdem er erst auf den Grund nothwendiger Geistesfreiheit erlangt, daß man ihn dort ungestört gewähren lassen, haben wir so eben erlebt, wie er in schrankenloser Frechheit die Forderung gestellt: daß man nun auch allen Stimmen, die noch der Wahrheit Zeugniß geben, Schweigen gebiete. Dieser selbe Geist ist aber nun in seinem Graben und Wühlen auf die besagten Wurzeln in der Verborgenheit gestoßen, und hat sich unverzagt ans Werk gegeben, auch sie zu untergraben und auszureuten. Wird aber nun, wenn Ihr die Sache im Grunde recht bedenkt, auch nur Einer noch so thöricht unter Euch seyn, daß er glaube, die Vorsehung werde ein Werk, daß sie seit Urbeginn durch die Jahrtausende alter Zeit mit Sorgsamkeit vorbereitet, dann mit Liebe in die Welt eingeführt, und durch andere Jahrtausende wieder mit sorglicher Pflege gehütet, einigen in ihren Abstractionen zum Wahnwitz fixirten Geistern und einer Hand voll toller, frecher Buben preisgeben, die lärmend hinter ihnen ziehen? Faust jedoch hat sich nicht irren lassen; wähnend er habe dort am Caucasus die aus dem Blute des Prometheus erwachsene Mandragora glücklich ausgefunden, hatte er, um sie zu gewinnen, den schwarzen Hund vorgelegt; der Blitz ist wirklich ausgefahren und hat die Bestie erschlagen, aber die Wurzel steht noch unerschüttert an alter Stelle, denn sie ist keine Zauberwurzel, sondern trägt, das Heil der Zukunft in sich beschlos-

sen. In Athen hinter dem Altare Zeus des Retters, zeigte die Sage die Oeffnung, durch welche die deucalionischen Fluthen sich verlaufen; durch diesen selben Mund des Abgrunds kamen in der Folge dann die Furien heraufgefahren, wenn sie gesendet worden, eine Ungebühr zu rächen, und einen grossen dem Gerichte verfallenen Verbrecher zu züchtigen und heimzusuchen. So sind auch jetzt aus den Bohrlöchern der artesischen Brunnen, die jener Geist ausgetieft, die Flammen herausgeschlagen, die die Klugen der Welt mitten in ihren Freudensbezeugungen über das wohlgelungene Werk überrascht und entsetzt, und also geblendet, daß sie taumelnd nun, den Ausgang suchend, umherirren und ihn nicht finden können. So wollet denn endlich den Ernst der Zeit erkennen und die Aufgabe in ihrer ganzen Bedeutung fassen! es ist wahrlich kein Kinderspiel, zu dem ihr gerufen seyd, denn Seyn oder Nichtseyn in der Zukunft das ist die Frage, und die Probleme, die auf Lösung dringen, beschliessen neben der sonstigen Wichtigkeit ihres Inhaltes auch eine Weissagung auf die künftigen Schicksale deren, die darin verwickelt sind.

Worauf doch war es in allem Treiben der letzten Zeiten, bewußt und unbewußt, abgesehen? worauf anders als unter dieser Reformation eine andere auszuhölen, die alles Positive, was aus der Ersten sich noch gerettet, verneinend, beim Sprengen der Mine die alte Kirche unter den Trümmern der neuen begraben sollte, damit der Geist alles dessen entledigt, was ihm eine höhere Macht zugetheilt, fortan eine Zeit beginne, die ihm allein gehöre. Wie weit es schon damit gediehen, kann jeder sehen, der sich die Augen klar, die Vernunft aber unbethört bewahrt; noch weniger als ein Menschenalter, und das Werk der Umkehr aller Begriffe und Ideen, aller Notionen des Guten und Schlechten, aller Grundsätze und Lebensmaximen war vollendet, und der Geist der Verneinung konnte sich auf dem Stuhle niederlassen, den man ihn bereitet, erklärend: le dieu de vos ancètres a cessé de regner. Da kam aber kurz vor dem Meistersprüche in der Abendkühle im Säuseln der Bäume

dahergegangen, und hat dem weiteren Aufbau mit einem Winke seines Auges Einhalt gethan; jetzt müht Euch länger nicht vergebens, die Bauhütte wird abgebrochen, das Rüstzeug wird zerstreut, die Bauleute werden jeder in seine Heimath entlassen werden; denn für dießmal ist der Bau des Pandämoniums abbestellt, und die alte Asenburg, von den Vanen nicht erstürmt, wird ferner noch in ihrer Kraft bestehen.

So wendet denn das Wort von diesen, die ihr Urtheil erlangt, sich ab, der preußischen Regierung zu, an sie in geziemender Form kurzgefaßte Rede richtend. Ihre Freunde haben uns seit Jahren ihre Weisheit gerühmt, wie sie auf der Höhe der Zeiten stehend alle Verhältnisse überschaue, und mit klugem Vorbedachte zur Rechten und Linken greifend, Fügliches und Taugliches wähle, und es in ihren Händen fasse und zusammenhalte. Wir wollen diese ihre Ehre, wo sie sich begründet zeigt, in keiner Weise schmälern; was sie gethan in Wehrwesen, im der Gemeindeverfassung, im Unterrichtswesen, wo es probehaltig sich gezeigt, wir wollen es gern anerkennen; denn wir würden den Gesammtbesitz unserer Volksgenossenschaft bestehlen, wollten wir einen Theil in seinen gerechten Ansprüchen verkürzen. Aber eben hier wie niemal sonst ist die Gelegenheit an sie gekommen, wo Intelligenz sich zeigen muß; denn nicht wer Weisheit! Weisheit! vor sich ausrufen läßt, sondern wer in der Stille weise handelt, darf sich der Gabe rühmen. Hat sie wirklich seither auf der Höhe der Zeit gestanden, so wird es ihr ein Leichtes seyn, die neue Höhe, die sich in der Zeitenebene aufgeworfen, nun auch zu ersteigen, und von da aus den neuen Verhältnissen festen Blickes ins Auge zu schauen, und die Illusionen durchschreitend, mit denen in jetziger Zeit beinahe Jeder sich umbaut, auf den Grund der Wahrheit vorzudringen. Dieser Grund aber ist jene ewige Wahrheit, die vom Himmel zur Erde und durch alle Geschichte geht. Diese Wahrheit, das einzig wahrhaft Wahre und Stammhafte in allen Dingen steht in Waffen gegen sie; mit ihr hat sie den ungleichen Kampf

begonnen, in dem sie erliegen muß, weil die Angegriffene außer dem Bereiche menschlichen Angriffs steht. Dem Recht der Kirche hat sie ihr politisches Recht entgegengewendet; dies Recht aber, da „die Reformation" die höheren, in die Kirche hineinlaufenden Wurzeln ihm größtentheils abgegraben, ruht zumeist nur noch auf jener natürlichen Wurzel, die alle Gebilde irdischer Abkunft trägt. Auch diese Wurzel ist unleugbar von Gott, und die Kirche hat das darauf begründete Recht in seiner Würde anerkannt: aber wie die Natur, eben so unleugbar gleicher Abkunft, dem Höheren in uns harmoniren, aber es nicht beherrschen soll; so konnte bei eintretendem Conflicte die Kirche sich dem natürlich-politischen Principe nicht auf Discretion ergeben, daß es absolut und unbeschränkt walte in ihr nach Wohlgefallen. Nur auf Beding vertragmäßiger Uebereinkunft und aufrichtiger Erfüllung des Vertragenen durfte sie sich mit ihm einlassen; diese Bedingung aber hat es nicht erfüllt, und da nun von Seiten der Kirche Anerkenntniß der Befugniß dazu geweigert wurde, hat es sich gewaltsamen Einbruch in ihr Gebiet gestattet. Ehe es nun bei besserer Einsicht zur Versöhnung kommen kann, muß geübtes Unrecht wieder gut gemacht seyn, und die übergebrochene und ausgetretene Gewalt wieder in ihren Ufern sich beschließen.

Aber man erwidert: die Consequenz will solches Nachgeben nicht gestatten, und die Ehre gebietet, auf einmal gefaßtem Entschluße unerschütterlich zu bestehen. Das ist gut gesprochen, wenn man den Grund des Rechtes unter sich fühlt, und man hätte wohlgethan über alle Lande, wenn man zu rechter Stunde überall unerschütterlich auf solchem Grund sich gehalten, wie jetzt die Kirche auf ihm steht. Dem Unrecht aber kann das Beharren auf ihm nie rechtlichen Charakter verleihen; in ihm kann also keine Folgerichtigkeit bestehen, und es muß vielmehr, indem Widerspruch zum Widerspruch sich häuft, und Zinsen und Zinseszinsen zur aufgebrachten Schuld sich schlagen, zuletzt ein Stock sich sammeln, vor dem der größte Reichthum bankbrüchig werden muß. Wohl! aber das Princip geistiger Freiheit und progressiven

Fortschritts, worauf der Staat beruht, und in dessen Entwicklung er allein Gedeihen findet, wie könnte das mit solcher Nachgiebigkeit ungefährdet bestehen? Ein zusammengesetzter Staat, wie der Preußische, eben weil er ein Solcher ist, hat nicht ein Princip, er hat Principien; wollte er streng geschlossene Einheit des Grundes suchen, dann müßte er auf seine frühesten Gränzen wieder zurückkehrend, in ihnen sich beschließen, und würde dann reichsständischer Abhängigkeit als dem gesuchten einen Princip begegnen. So aber sind allmählig zu diesem Einen im Verlauf der Zeit mehrere und mehrere durch Anschluß hinzugetreten, und als die Masse sich in ihrer Macht gefühlt, hat sie von dieser Abhängigkeit sich abgelöst. Ein solcher Antritt ist auch in neuester Zeit geschehen; das katholische Princip ist zu dem Früheren hinzugekommen, und da es sich Gleichartiges schon vorgefunden, hat es mit ihm zu einer wuchtigen Masse sich verbunden, die nahe an die Hälfte der Gesammtheit reicht, und wie nun sie also quantitativer Parität nahe steht, so auch die ihr gebührende rechtliche jetzt verlangt; und es wäre Landfriedensbruch, ihr zu weigern, was alle heiligen Rechte ihr verbürgen. Das alte Princip muß also mit dem neuen auf billige Bedingungen sich vertragen, auf Reciprocität in allen Gebieten gestellt, die außerhalb dem Bereiche des Gewissens sich befinden. Da ist es denn mit Behelfen, mit halben Maaßregeln, mit Klugheiten und unwilligen Einräumungen unter Vorbehalten nicht gethan; auch sogenannte energische Maaßregeln werden nicht zum Ziele führen; was man dergleichen vorgekehrt, hat sich, ehe dann es an den Tag gekommen, schon als unzuläßig ausgewiesen. Darum hat die Bewegung so tief eingeschnitten, und schneidet täglich tiefer ein ins faule Fleisch der Zeit; denn die Geschichte will reine Bahn für die Dinge, die sich vorbereiten, und gestattet nicht, daß diese Verrenkung, die uns verkrüppelt und all unsere Kräfte lähmt, in der alten, verkehrten, unheilbaren Lage bleibe. Darum leiden wir heilsame Gewalt; wie sehr der Kranke aufschreien mag im Schmerze, die kunstgeübte Hand läßt sich

nicht irre machen; ein Ruck! und das Ausgewichene ist in seiner natürlichen Ordnung wieder eingerenkt, und die Genesung kann sich dann in der Wirksamkeit der heilkräftigen Natur vollbringen. Auf diese natürliche Ordnung im vorliegenden Falle aber ist durch Vernunft und durch alle Geschichte hingewiesen; die Verblendung hat sie nur nicht erkennen wollen, und in ihrem Wahn immer sich eingebildet, sie könne die entgegengesetzte zuletzt doch geltend machen. Jene bessere aber geht darauf im allerinnersten Grunde hin: die Kirche ist die gottgesetzte These, die Reformation aber die gottzugelassene Antithese, damals eingetreten als der innerlich lebendige Gegensatz, nach der Schwäche menschlicher Natur, zu einen krankhaften umgeschlagen, und nun äußerlich verfestet wurde, damit sie so lange fort bestehe, als Gott sie zuzulassen gut befinde. Die Umkehr dieser Ordnung, die Gott und aller Geschichte zum Trotze, den Gegensatz zum Satze hinaufsteigern zu können sich eingebildet, hat, in allen ihren practischen Folgen durchgeführt, die ganze Verwirrung der letzten Zeiten hervorgerufen. In dieser Umkehr ist man zu dem Wahne gelangt, das Ewige könne nur im unabläßig Bewegten, fortschreitend Wandelbaren ergriffen werden; das ruhig Bleibende immer sich selbst Gleiche aber sey die starre Schranke, an die Gränze des Nichtigen gesetzt, bloß um dem Schwunge zum Ausgangspunkt zu dienen, und darum, sobald die Bewegung in Gang gekommen, zu beseitigen. Seither hat jenes Rad sich zu drehen angefangen, auf das Völker und Regierungen geschmiedet sind; im Wirbel herumgetrieben eilen sie nun mit athemloser Hast dem neckisch stets vor ihnen fliehenden Gute nach; indem das Ende des einen Strebens immer in den Anfang eines andern übergeht, eilt der zügel= und bügellose Rennlauf rastlos von Form zu Form; und im Verhältniß wie mit wachsender Schnelligkeit sich die Fliehkraft steigert, wächst der Schwindel, der nach noch rascherer Bewegung ruft. Das nennt nun die Zeit ihr progressives

Princip; und will nicht ablassen von ihm, sollte auch Alles in Trümmer gehen. Auch die Regierungen sind, in die Wirbel hineingerissen, aus Schirmherren der Kirche, wozu sie alle berufen gewesen, mehr oder weniger ihre Zwingherren geworden; wofür denn wieder Revolutionen ausgegangen, um ihrerseits Zwingherrschaft über sie zu üben. Dem Unheil kann nun so wenig durch Gewalt, durch Polizei und Bajonette, wie durch Verhaftung der Bischöfe, Vexationen und Verfolgungen an dem Clerus ausgeübt, auch nicht durch Obscurantism und unvernünftige Hemmung der geistigen Freiheit, überhaupt durch keine äußerliche Vorkehr gewehrt werden; durch Alles das wird nur das Uebel gemehrt, und der Einbruch des Verderbens kann sich nur beschleunigen. Nur Gott kann helfen durch Wiederbelebung der in Mitte der menschlichen Gemüther still wirksamen, wahrhaft erhaltenden Triebe, und unsichtbare Stärkung der beharrlich waltenden, beruhigenden und frei bindenden Macht der Einheit, die diese Zeit ganz von sich gestoßen. Solche Hilfe wird aber nicht ertrotzt, sie will verdient seyn; fortgesetztes Befeinden und Untergraben seiner großen Heilanstalt auf Erden wird sie ihm nimmer abdrängen; bloß auf die rechte Einsicht in den Grund des Uebels und ein besonnenes, vorsichtiges, aufrichtiges Verhalten bei der Anwendung dieser gewonnenen Einsicht, ist sie als Preis gesetzt; nur so können die hoch und immer höher gehenden Wellen beruhigt werden, und der friedelosen Zeit kann wieder ein Friede kommen.

Das sind Betrachtungen, wie sie am Ablaufe des merkwürdigen Jahres dem Rückblickenden sich geboten; jeder Unbefangene wird das Treffende in ihnen erkennen und wünschen, daß sie, wo sie fruchtbar werden können, Beherzigung finden. Auch dem der Heerde entrissenen, gefangen gehaltenen Hirten möchten sie Trost zusprechen, — wenn anders er, den Gott zu Großem sich erwählt, und auf dessen Sichlassen er solchen Segen gelegt, daß des thätigsten Menschen gesegnetes Thun nicht an die Erfolge desselben reichen könnte, — des

Trostes irgend bedürftig wäre. Wenn er in seinen Tagzeiten betet: „Salvum me fac domine, quoniam defecit sanctus; quoniam diminutae sunt veritates a filiis hominum. Vana locuti sunt unusquisque ad proximum suum; labia dolosa, in corde et corde locuti sunt“, dann läßt Der, zu Dem er gebetet, durch denselben Psalmisten die Antwort ihm entbieten: „Propter miseriam inopum, et gemitum pauperum nunc exsurgam, dicit Dominus, ponam in salutari, fiducialiter agam in eo, disperdam universa labia dolosa, et linguam magniloquam, qui dixerunt: linguam nostram magnificabimus, labia nostra a nobis sunt; quis noster dominus est?“, und die Worte werden ihm Zuversicht und erneutes Vertrauen wecken, und er wird freudigen Muthes das zweite Jahr seiner Gefangenschaft antreten.

XXXII.

Ueber das ostpreußische Consistorialschreiben.

Das königl. preußische Consistorium hat, wir wissen nicht ob aus eigenem Antriebe oder auf höhere Veranlaßung, einen „Erlaß an die evangelischen Pfarrer seiner Diöcese“ ergehen lassen, in welchem es sich über die zwischen Katholiken und Protestanten eingetretene Spannung des Breiteren ausläßt, und die dortigen Pfarrer „durch seine Zusprache zu stärken und nöthigenfalls zu belehren“ beabsichtiget. Ein solches Document würden wir, die katholisch-kirchliche Bezeichnung gebrauchend, etwa einen Hirtenbrief nennen, nur daß freilich diese Benennung da nicht anwendbar ist, wo es weder Heerde noch Hirten gibt, und wo Niemand ist, welcher lehren und mahnen könnte, als einer der Macht hat (Matth. 7. 29), son-

dern nur eben eine kleine Anzahl von Consistorialräthen, die sowohl zu der ihnen übergeordneten Staatsgewalt, wie zu der ihnen untergeordneten Kirchengemeinde in einem ganz andern Verhältniß stehen, als es bei der katholischen Kirche der Fall ist. Daher wird zwar gegen die katholischen Bischöfe und Priester eine hochtrabende, vornehm zurückweisende Sprache geführt, gegen die „evangelischen" Pfarrer aber drückt man sich mit der sanftesten Bescheidenheit aus, und das hohe königliche Consistorium hat nur Wünsche und Bitten, nur Worte der Beruhigung und des Trostes. Aber auch darum wird Niemand in Versuchung kommen, das vorliegende Elaborat in die Classe der Pastoralbriefe zu setzen, weil Styl und Darstellungsweise in demselben mit der Form und dem Inhalte der Sendschreiben, welche bei bestimmten Veranlassungen von den Trägern der katholisch-kirchlichen Autorität auszugehen pflegen, auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit haben. Die letzteren tragen ein gleichförmiges, im Wesentlichen ganz aus den früheren Zeiten der Kirche herstammendes Gepräge; ihre Sprache ist höchst einfach, Alles ohne Umschweife mit dem kürzesten Ausdrucke und dem rechten Namen nennend, und das Ganze häufig nicht viel mehr als ein Gewebe von Stellen der heiligen Schrift und der Kirchenväter. Von allem diesem ist in dem vorliegenden Erlasse nichts zu finden. Der Concipient vergißt zwar nicht, den Katholiken hergebrachtermaaßen den Vorwurf zu machen, „daß sie den evangelischen Geist an seiner Quelle zu schöpfen gefährlich und vermessen fänden"; er selbst aber hat den Geist, der sich in seinem Producte kund gibt, sicherlich nicht aus der hier gemeinten Quelle, nämlich der heil. Schrift, sondern weit eher aus den Pfützen der Journalistik geschöpft; denn das Ganze ist aus den kleinen Phrasen des Tages in der beliebten Weise moderner Schönredner zusammengesetzt, und könnte eben so gut die Herzensergießung eines Saint-Simonisten, als der Erlaß eines königl. preußischer Consistoriums seyn. Ja der Verfasser scheint selbst gefühlt zu haben, daß biblische Worte und Ausdrücke sich

in der Gesellschaft seiner Phrasen gar zu barock ausnehmen würden, und hat daher den Gebrauch derselben, ja selbst jede biblische Anspielung sorgfältig vermieden, und nur ganz am Ende eine Paulinische Stelle angehängt, welche eine Ermahnung, sich in die böse Zeit zu schicken, enthält — ein Citat, dessen Anwendung übrigens um so seltsamer ist, als der Verfasser sonst überfließt von Lobeserhebungen unserer Zeit, welche „von geistiger Bildung so tief und allgemein durchdrungen sey". 2c. 2c.

Da die ganze Spannung und Reibung der beiden Confessionen durch die gemischten Ehen herbeigeführt worden, so verbreitet sich das Schreiben natürlich über diesen Gegenstand, aber der würde sich sehr täuschen, der hier irgend eine einfache und bestimmte Darlegung und Rechtfertigung der protestantischen Grundsätze, oder vielmehr der protestantischen Praxis über diesen Punkt zu finden hoffte; nur auf die Doctrin und den Brauch der katholischen Kirche ist es hier abgesehen; wenn Bischöfe und Priester dem katholischen Laien erklären: Deine Ehe kann nur unter der Bedingung des kirchlichen Segens theilhaft werden, daß Du, der heiligsten Pflicht gegen Deine Kinder eingedenk, sie in der von Dir als wahr und heilbringend erkannten Religion erziehen lässest — o ist dieß nach der Versicherung des Consistoriums ein „Anspruch, die heiligsten Gefühle und Rechte der Menschheit kirchlichem Machtgebot zu unterwerfen, welcher aber Jedermann nur zum Mißtrauen, ja zum Unwillen und zur thätigen Widersetzlichkeit gegen solche Zumuthungen bewegen kann". Nun darf man von einem preußischen Consistorium freilich nicht die Billigkeit erwarten, sich in den katholischen Lehrbegriff, dem selbst die Gegner den Vorzug der Consequenz und des organischen Zusammenhangs zuzugestehen pflegen, hineinzudenken, und das, was mit absoluter innerer Nothwendigkeit aus demselben fließt, und ohne zerstörende Folgen für das ganze System nicht aufgegeben werden kann, nicht gerade auf Rechnung willkührlicher, hierarchischer Anmaßungen zu setzen;

aber so viel Klugheit hätte man doch von einer Behörde erwarten sollen, daß sie sich nicht mit Behauptungen oder Prophezeiungen befassen würde, die schon die offenkundige Erfahrung der nächsten Wochen Lügen strafen könnte. Wo ist denn nun der thätige Widerstand geblieben, den das katholische Volk, laut der Königsberger Weissagung, den Ansprüchen seiner Bischöfe und Priester entgegensetzen muß? Wo sind die Zerwürfnisse, die dem dreisten Propheten zufolge unfehlbar zwischen den gebildeten Katholiken und ihren Geistlichen ausbrechen müssen?

Das Sendschreiben gibt sich den Anschein, die aufgeregten Gemüther der evangelischen Pfarrer beruhigen, ihre Erbitterung besänftigen zu wollen, stellt sich aber dabei genau so an, als ob es die entgegengesetzte Wirkung beabsichtige. Man warnt vor Controverspredigten, läßt aber den weitesten Spielraum, indem man sogleich hinzufügt, nur solche Vorträge seyen in der Warnung begriffen, „welche mit allen Künsten und Mitteln leidenschaftlicher Rhetorik gegen Tageserscheinungen und Personen religiöser Bedeutung kämpften, oder das ganze Kirchenwesen, von welchem der Angriff ausgehe (!) in allen Beziehungen herabsetzten, schmähten und verwürfen“! Ohne Zweifel hat das Consistorium erwogen, daß ein protestantischer Prediger die katholische Kirche unmöglich in allen Beziehungen schmähen und verwerfen könne, ohne zugleich die eigne Confession, die ja bekanntlich in vielen und höchst wichtigen Beziehungen mit jener übereinstimmt, mitzuverdammen; und so werden es denn die Herren Pfarrer ihrer Behörde sicherlich Dank wissen, sie vor dieser so dringenden und doch so leicht übersehenen Gefahr noch rechtzeitig gewarnt, zugleich aber ihrem überströmenden polemischen Eifer ein so weites Feld offen gelassen zu haben. Nebenbei ist auch die Tactik nicht zu übersehen, die katholische Kirche für den angreifenden Theil zu erklären, sie, die in diesem Zwiste durchaus nichts gethan hat, als was die strengste Pflicht ihr gebot, die nur ihre uralten, im Wesen der Dinge gegründeten Ge-

setze, und noch dazu nur mit bedeutenden Milderungen und mit allen möglichen der Ungunst der Verhältnisse gemachten Zugeständnissen aufrechterhalten, und in gerechter Nothwehr sich gegen das offenkundige Streben, einen Theil der katholischen Bevölkerung allmählig zu protestantisiren, schirmen will.

Doch der Concipient des Consistorial-Erlasses thut noch mehr; er bietet den protestantischen Pfarrern Muster und Stoff zu ihren polemischen Vorträgen gegen die Katholiken dar; sie werden belehrt, daß während sie, die Protestanten, „Christi Nachfolger in geistiger Erlösung“ seyen, die katholischen Priester dagegen bloß „im Interesse eines vermeintlichen Stellvertreters seiner Macht“ seyen. Ohne Zweifel werden sich diejenigen, an welche der Erlaß zunächst gerichtet ist, trefflich darauf verstehen, dieses Thema weiter auszuspinnen, und ihren Zuhörern und Lesern ans Herz zu legen, wie sie und nur sie die rechtmäßigen Nachfolger und Diener Christi, die da draußen aber, die Katholischen, die Emissäre des Papstes zu Rom und die Knechte seines Interesses sind. Und wenn schon dieser glänzende Gedanke sehr gute Dienste leisten wird, so dürfte sich der andere nicht minder brauchbar erweisen: daß die Katholiken „den evangelischen Geist an seiner Quelle zu schöpfen und in voller Reinheit zu behaupten und mitzutheilen gefährlich und vermessen finden“! Wenn diese Worte einen Sinn haben sollen, so kann es offenbar nur dieser seyn: die katholischen Priester, diese verstockten und unverbesserlichen Menschen, kennen den evangelischen Geist in seiner Reinheit, aber sie wähnen unbegreiflicher Weise, in dieser seiner ursprünglichen und reinen Gestalt dürfe er nicht mitgetheilt werden, sondern müsse erst beschmutzt und verunstaltet werden, um unter den Leuten cursiren zu können. Man sieht die edle Kunst, dem Gegner den crassesten Unsinn aufzubürden, um dann wohlfeile Triumphe über ihn feiern zu können, wird auch von dem Königsberger Consistorium nicht verschmäht.

Dieselbe Wahrheitsliebe, die der Verfasser des Erlasses

in diesen und ähnlichen auf die katholische Kirche bezüglichen Aeußerungen an den Tag gelegt hat, bewährt sich auch da, wo geschichtliche Thatsachen erwähnt werden. Von Luther und seines Gleichen (d. h. den übrigen „Reformatoren") wird behauptet: „Nicht durch dogmatische Unfehlbarkeit und politische Gewaltsetzung ihrer Worte und Einrichtungen hätten sie gesiegt, sondern durch den Geist des Evangeliums" u. s. w. Nun wollen wir nicht bei der bekannten, auch von den Zeitgenossen und Collegen Luthers oft genug bezeugten Thatsache verweilen, daß er sich in jeglichem Zwiste und gegen jedweden Gegner als ein mit dogmatischer Unfehlbarkeit ausgerüsteter Gesetzgeber gebehrdet habe, aber das müssen wir fragen: Was kann der Concipient zur Beschönigung seiner aller Geschichte hohnsprechenden Behauptung anführen, daß die „Reformatoren" nicht durch die Hülfe der politischen Gewalt ihre Lehren und Einrichtungen herrschend gemacht hätten? Wie wurde denn die neue Lehre und das neue Kirchenwesen in Sachsen eingeführt? Wie in Hessen — in Würtemberg — in Dänemark u. s. f.? Notorisch überall durch Zwang, durch die Anordnung von Reformations-Commissionen, durch die Absetzung der Geistlichen, welche katholisch bleiben wollten, durch Auferlegung von Geldstrafen und dgl. Luther selbst wollte, so weit sein Arm oder der Arm der ihm ergebenen Fürsten reichte, nicht einmal dulden, daß nur noch eine Messe gelesen würde, und in den Gebieten, in denen seine Lehre herrschte, blieb allen denen, welche ihrem Glauben nicht abtrünnig werden wollten, nur Auswanderung übrig.

Das Gesagte wird genügen, um Geist und Tendenz des Königsberger „Erlasses" ins Klare zu setzen, und zum Schlusse wollen wir nur eine Bemerkung aussprechen, welcher wohl jeder Katholik beipflichten dürfte. Wenn es jemals geschehen sollte, daß katholische Bischöfe in öffentlichen Documenten sich solcher Phrasen bedienten, und die Gegner der Kirche mit so unwürdigen Waffen angriffen, wie die in dem vorliegenden Producte gebrauchten sind, da würden wir und Unzählige mit

uns kein anderes Gefühl kennen als das der tiefsten Beschämung, und flehentlich würden wir Gott bitten, daß er seiner Kirche bessere Hirten senden möge.

XXXIV.

Miscelle.

Herr Theodor Mundt gibt ein Taschenbuch unter dem Titel „der Delphin" heraus, und hat diesen Namen wohl mit bescheidener Beziehung auf die Arionssage und als Andeutung gewählt, daß er auf dem Rücken seines Delphins das Gewässer der jungen Romantik eben so behaglich und sicher, als der alte Sänger das ägäische Meer, zu durchschiffen hoffe. Und nach einer flüchtigen Durchsicht des Jahrgangs für 1839 glauben wir gerne, daß ihn seine Erwartung nicht täuschen werde; denn was er seinem Publicum beut, die „Comödie der Neigungen" und die „protestantischen Bilder aus Böhmen", ist zeitgemäß, wie die rothe Mütze im Jahre 1793, wie die Citationen der babylonischen Hure und des Antichrists im Jahre 1521; dabei aber als poetischer Caviar für verdorbene Gaumen und Magen auch noch reitzend genug.

Zur Erbauung unserer Leser theilen wir Einiges aus dem Büchlein mit, was wohl sogar in Kreisen, die nicht die unsrigen sind, als ein untoward speech betrachtet werden möchte.

Aus der Comödie der Neigungen:

S. 4: Frau Babylon.

Ich brauche Platz. In meinem Hause werden
Geschäfte eigner Art von jetzt betrieben.
Der fromme Pater Dommel miethet hier
Mir alle Zimmer ab, um drin zu treiben
Ein lithographisches Geschäft und so was,
Zum Besten unsrer heilgen Religion.
Mein still entlegnes Haus paßt ganz dazu.

S. 5: Ihr wißt, am Rheinstrom ist der Gottseybeiuns
Jetzt wieder los, und unsre frommen Lämmer
Zu würgen ist der Antichrist genaht.
Ein antiprotestantisch Institut
Soll nun in meinem Haus gegründet werden,
Um Bilder anzufertgen aller Art,
Worauf sich zeigt der heilge Erzbischof
Im Kampf mit Protestantenfürst und Hölle,
Zu Nutz und zu Erbauung aller Christen!

Johannes.

Hol euch der Gottseybeiuns, fromme Frau!
Bei euch ist's, wo er wieder losgegangen.
Verflucht Unwesen, das sich hier entspinnt
Bei diesem lump'gen Zwischenvolk, das gerade
Nur gut genug, als Pfaffenmast zu dienen!

S. 50: Pater Gumpertus:

Ha so schreie Zeter um Gotteswillen, du mein ungeduldiges Herz! Er ist ein Preuße! Hab' ich euch nicht gesagt, daß in diesem abscheulichen und ketzerischen Handel ein ganzer Lindwurm von geheimen Anschlägen und Umtrieben sich versteckt? O ich danke dir, Herr, daß du mich erkoren hast, durch mich deine Feinde zu Schanden werden zu lassen. Wolle gnädiglich verleihen in deinem Rathschluß, daß dieser Preuße und Lutheraner in meine Hände geliefert werde! Verbrannt muß er werden! Alle müssen sie verbrannt werden.

Aus den protestantischen Bildern aus Böhmen:

Seite 255:

Der Geist der Geschichte schlug wie ein Blitz ein in Ottokars II. großdenkendes Herz, und er holte aus mit den siegreichen Waffen, um ein slavisches Weltreich zu stiften, dessen Mitte das grüne Böhmen sey...... Nur des deutschen Reichs Kaiser zu werden, verschmähte sein Uebermuth, da er schon damals diese zweifelhafte Würde für verfallen, mindestens für nutzlos anzusehen schien, und so grub er sich, wie jeder Held, dadurch selber das Grab seines Glücks....... Da trat der Geist der Geschichte zu einem zweiten Versuche an das Land Böhmen, und berührte es mit dem herrlichsten Gedanken, der ihm durch Gottes Rathschluß eingegeben war. Es war der Gedanke der Religionsfreiheit durch die starkgewordene Vernunft...... Das Slaventhum stand zum zweiten Male auf dem Punkte, sich auf den Völkerthron Europa's zu setzen..... Diesmal war es kein König, kein

Held; es war ein stiller, frommer, gelehrter Magister der freien Künste....... In den folgenden Jahrhunderten regte sich aber allgemach wieder das alte Unglück über den Häuptern der Czechen. Noch konnte man jedoch immer hoffen, bis endlich die bejammernswerthe Schlacht am weißen Berge bei Prag mit dem letzten Todesstreich herabsank auf Böhmen. An diese beiden Schlachten, an die bei Marchek und die beim weißen Berge haben die Böhmen in verschiedenen Zeiten ihre schönsten Nationalhoffnungen verloren, und aus diesen beiden großen Wunden sah sie das 13te und das 17te Jahrhundert bluten bis in den Tod........

Seite 262:

Manche historische Gestalten tragen den Mackel, mit dem ihre Zeit sie beworfen, bis in alle Ewigkeit an sich, und büßen so für die Schlacken ihrer Zeit, von der sie vielleicht selbst die reinsten waren. So ist auch bis auf den heutigen Tag Wenzel ein lächerliches Scheusal geblieben, und seine Zeitgenossen gaben ihm den Namen des Faulen, obwohl sein Jahrhundert keinen König kannte, der thätiger, beweglicher, freigesinnter, aufgeweckter und für den Fortschritt der Menschheit wirksamer gewesen wäre. Denn nur unter seiner Regierung konnten die hussitischen Versuche um die Befreiung des menschlichen Geistes so bedeutend um sich greifen, und Wenzel selbst war, komischer Weise, der erste protestantische Kopf seiner Zeit.

Seite 267:

Unter diesen Heiligthümern auf Schloß Karlstein befand sich außer dem berühmten Stückchen von der egyptischen Finsterniß auch das peplum matris Dei mit den unterm Kreuz aufgefangenen drei Blutstropfen des Sohnes, das aber seiner außerordentlichen Heiligkeit wegen nur alle sieben Jahre einmal dem Volke gezeigt wurde. Wenzel, als er zur Regierung kam, spürte nicht den geringsten Sinn in sich für alle diese Reliquien, doch beschloß er aus Rücksicht für das Andenken seines Vaters — Karl IV. — wenigstens die Zahl derselben noch zu vermehren, indem er beständig so viel Heiligenknochen und Märtirerbeine hinschaffen ließ, als er nur imLande auftreiben konnte. Er hatte Recht, mit diesem alten Marterthume aufräumen zu lassen und es zu begraben in einem Musäum, damit in der Welt Platz würde für das neue Marterthume, das mit dem Zeitalter Wenzels und Hussens über die Menschheit kam; denn jetzt errichtete die Menschheit ihre Scheiterhaufen, an der erwachenden Vernunft, und zündete der freien Idee ein Mordfeuer an, das noch nicht verglommen ist, heutzutage noch die

edelsten Herzen brennt. Was haben alle Martirerknochen der katholischen Welt zu bedeuten gegen die geistigen Seufzer, gegen die geistigen Verstümmlungen und Folterqualen, welche seit Huß das Marterthum der Idee über die Besten unter den Sterblichen gebracht? Wollte man ein Musäum der am Freiheitsdrang gebrochenen Herzen stiften, kein Karlstein würde dazu ausreichen, aber auch kein königlicher Herr würde sich dazu finden, um eine öffentliche Ausstellung davon zu veranstalten! Auch würde der Papst nicht solche Ausstellungen bestätigen.

Seite 269:

Karl IV. hatte ein förmliches Gesetz gegeben: daß niemals ein Frauenzimmer auf Karlstein übernachten dürfe, und zwar, wie er selbst im Gesetz erläutert, aus Ehrfurcht gegen die heiligen, hier aufbewahrten Reliquien. Wenzel aber bewies seinen protestantischen Geist zuerst dadurch, daß es ihm unmöglich fiel, gerade dieser Anordnung seines Vaters auf Karlstein nachzukommen, denn Wenzel liebte die Frauen mehr als alle Märtirer und Heiligen. Wenzel liebte Wein, Weiber und Gesang wie Luther, dessen erste Protestation gegen den Katholizismus mit der Liebe zu einer Frau begann.

Seite 297:

Von dieser heiligen Marterstätte des Huß rechnet die Freiheit des menschlichen Geistes ihre erste Stunde; bis Zwei zählt sie durch die Reformation Martin Luthers; bis Drei durch die französische Revolution.

Seite 300:

Darum, wenn es eine ewige Gerechtigkeit gibt, so wird den Fürsten, welche die Sache des Volks verrathen haben, ihre Sünde nimmer vergeben werden. Denn das Volk ist bis jetzt der Paria in der Geschichte gewesen; es kennt wohl seine Rechte, es seufzt und grollt wohl um die Sonne der Existenz, die Freiheit. Aber durch die jahrhundertlange Knechtschaft habt ihr ihm das Aug blöde werden lassen, daß es noch immer die Wimper senkt, wenn es geradezu schauen sollte mitten in das Licht der Sonne. — — — —

Die obigen Lobeserhebungen über Wenzel veranlassen uns zu folgender Betrachtung:

Wenn irgend ein katholisches Blatt hätte drucken lassen: König Wenzel — (es ist die Rede von demselben scheeläugigen Unhold, der bei seiner Taufe das Becken, und durch sein

Leben den Thron verunreinigte, von jenem feigen, blutdürstigen Despoten, dessen Busenfreund der Scharfrichter war, und der zu seiner Lustbarkeit seine Dogge auf schuldlose Vorübergehende hetzte, dem Mörder des heil. Johannes von Nepomuck, von eben jenem Wenzel, der heute noch mit verächtlichem Spottnamen im Munde der Böhmen lebt!) — eben dieser Wenzel sey im Grunde der erste protestantische König gewesen, und habe sich durch seine ganze Regierung als solcher erwiesen, auch durch seinen Zerfall mit der Kirche und Geistlichkeit unbewußt die ersten Grundsteine zur neuen „Reformation der Menschheit" gelegt, die mit Hußens Auftreten begonnen und in der französischen Revolution sich weiter fortgesetzt habe, — so wäre ohne Zweifel die gesammte protestirende Kirche in Bewegung gerathen und drohende diplomatische Noten würden zuverlässig die exemplarische Bestrafung des Frevlers verlangt haben, der das „reine Evangelium" also gelästert hätte. Jetzt aber stellt Herr Theodor Mundt, das bekannte Mitglied des jungen Deutschlands und einer der Herolde des Preußenthums in seinem Taschenbuch diese und ähnliche Betrachtungen an, die er charakteristisch genug: „protestantische Bilder aus Böhmen" nennt. Wunderbare Weisheit im Haushalte Gottes! — Was der Mund der Wahrheit sich scheuen muß der überlegenen Gewalt gegenüber auszusprechen, dessen Verkündigung muß wie in Calderons wunderthätigem Magus der Geist der Verneinung selbst übernehmen. Natürlich sind wir es nicht, die mit Herrn Mundt über jene interessanten, historischen Reflexionen rechten wollen, — nur möchten wir hinzusetzen: es gab und giebt auch protestantische Fürsten, die jenem Typus so unähnlich sehen, daß sie nach der Consequenz jener Behauptung verdienten katholisch zu seyn.

XXXV.

Zeitläufte.

Wenn wir bisher vermieden haben die jeden Deutschen in so hohem Grade interessirende hannöverische Verfassungsfrage zu berühren, so lag der Grund weder in der Scheu vor der offenen und freimüthigen Aeußerung unserer desfallsigen politischen Meinung, noch in dem etwaigen Vorsatze: Fragen solcher Art überhaupt in diesen Blättern nicht zu erörtern, sondern einfach in der Ueberzeugung: daß es wohl gethan sey, mit einer Ansicht, die nach keiner Seite hin leidenschaftlich Parthei nehmen und eher begütigen als aufregen, lieber versöhnen als entzweien will, erst dann hervorzutreten, wenn die erste Hitze des zornigen Eifers bei den streitenden Theilen verraucht seyn und ein gutes Wort eine gute Stelle finden werde.

Sollen wir zuerst den allgemeinen Standpunkt unserer politischen Ueberzeugung angeben, so kann derselbe für diejenigen, welche bisher diese Blätter einiger Aufmerksamkeit würdig erachtet haben, kein Geheimniß seyn. — Wir sind vor Allem Freunde des Rechts und folglich Freunde der wahren Freiheit, die ohne Recht nicht gedacht werden kann; wir sind demnach also wahre und aufrichtige Freunde aller rechtmäßig bestehenden königlichen Macht und fürstlichen Herrschaft, so in Europa überhaupt, als insbesondere in unserm deutschen Vaterlande, — theils weil dieselbe auf dem allgemeinen Grunde des Rechtes beruht und deshalb wie jedes irdische Besitzthum heilig gehalten werden muß, theils und insbesondere, weil wir die fürstliche Macht als eine Vormauer und Schutzwehr jedes andern Rechtes, jedes Besitzes, jedes Privateigenthums

erachten und der festen Ueberzeugung sind, daß an die Erhaltung und Fortdauer der monarchischen Verfassung in unserm Welttheil Ordnung, Friede und Gerechtigkeit geknüpft sey und daß der Sturz und Untergang oder auch nur die noch weiter fortgesetzte Schwächung derselben zuerst alle Gräuel wilder Anarchie, dann aber, vielleicht nach sehr kurzer Frist, den eisernen Despotismus einer militärischen, in geistlichen und weltlichen Dingen gleich gewaltthätigen Barbarenherrschaft zur unabweisbaren und naturnothwendigen Folge haben würde. —

Wir glauben daher, daß Jene, welche auf Schwächung, Untergrabung und systematische Befehdung der Monarchie und ihrer Grundlagen hinarbeiten, sich schwer an der europäischen Menschheit versündigen. — Wir sind aber auch umgekehrt des festen Glaubens, daß die Uebertreibung der fürstlichen Macht über ihre rechtmäßigen und natürlichen Gränzen, die Verwechslung derselben mit einem recht- und schrankenlosen Despotismus, die Nichtanerkennung und geflissentliche Verletzung der guten Rechte der Unterthanen, die diesen auch „von Gottes Gnaden“ zustehen, in gleichem Maaße gefährlich und verderblich sey wie die Revolution, nicht bloß, weil sie durch Herabwürdigung des Königthums und Vernichtung der Liebe und Ehrfurcht vor demselben in den Gemüthern der Menschen den mächtigsten Damm gegen den Umsturz mit eigener Hand durchbricht, sondern weil sie selbst der ungerechten und freventlichen Auflehnung die gefährliche Waffe des Vorwandes der Nothwehr gegen Unrecht und Gewalt in die Hände giebt, und indem sie die königliche Macht von dem sicheren Boden ihres Rechtes weglockt, einen Krieg zwischen dem Absolutismus und der Revolution herbeiführt, in dem jeder von beiden streitenden Theilen im gleichem Maaße im Unrecht ist. — Daß wir, wo ein so unheilvoller Conflict wirklich als Thatsache gegeben wäre, uns weder auf die eine noch auf die andere Seite schlagen könnten, dürfte kein Billigdenkender uns irgend verargen mögen. —

Von den ständischen Verfassungen halten wir, daß sie ein uraltes und ehrwürdiges Besitzthum aller Völker germanischer Abkunft seyen. — Es war ein nicht genug zu beklagendes, in seinem ganzen Umfange auch heute noch von den Wenigsten richtig erkanntes Unglück, daß sie seit dem westphälischen Frieden und dem gefährlichen Beispiele Ludwig's XIV. in Deutschland, wie (mit Ausnahme von England) in ganz Europa, allgemach in Abgang und Vergessenheit geriethen — oder doch in ihrer Wichtigkeit und ihrem Werthe nicht mehr begriffen, endlich in Folge der französischen Revolution und ihrer Siege auch der Form nach in vielen deutschen Ländern beseitigt wurden. — Nach dem großen europäischen Frieden war ihre Wiederherstellung eine heilige Schuld der Regierungen an die Völker. Veränderungen des Territorial-Besitzes hatten dabei allerdings manche Modificationen des früher Bestandenen nothwenig gemacht; leider aber gewannen auch falsche theoretische Ansichten und mehr noch das praktische Beispiel der französischen Charte von 1814 bedeutenden Einfluß auf Manche derjenigen, die berufen waren, die Verfassungsverhältnisse der einzelnen deutschen Länder durch neue Constitutionsurkunden zu ordnen. — Es wurden in manchen Ländern durch Dispositionen, die in der Erfahrung der Jahrhunderte keinen Stützpunkt besaßen und deren Folgen man schwerlich berechnet hatte, wesentliche Rechte der fürstlichen Herrschaft gefährdet und eine Stellung dieser zu den Ständen herbeigeführt, die später nach dem Beispiele der Julyrevolution in einen betrübenden und für beide Theile verderblichen Kampf auslief. Noch gefährlicher war es, daß man aus den Vorgängen in den französischen Kammern unter der Restauration und in den ersten Jahren nach der Revolution von 1830 eine Art von constitutioneller Tradition zu bilden und in diesem Geiste die deutschen Verfassungsurkunden in einer Weise zu interpretiren suchte, mit welcher die fürstliche Herrschaft in unserm Vaterlande auf die Dauer nicht mehr bestehen konnte. — Dieß Alles führte theils zu Beschlüssen des Bundestages, die

der Gefahr eines radikalen Umsturzes zu begegnen bestimmt waren, theils mochte es in Vielen, selbst in Solchen, die aufrichtige Freunde des Princips der ständischen Verfassung sind, den Wunsch nach einer mehr oder weniger bedeutenden Modification mancher deutschen Constitution rege machen.

In welchen Ländern eine solche möglich und erlaubt, wo sie nöthig oder nützlich, wo sie überflüßig seyn und bloß eine, im richtigen Sinne geleitete Handhabung der Verfassung zur Beseitigung aller Gefahren hinreichen, durch welche rechtliche und erlaubte Mittel endlich eine Modification, da, wo sie etwa nöthig ist, erreicht werden möge? dieß Alles sind Fragen, die begreiflicherweise eine ebenso vielfache Beantwortung erleiden müssen, als es einzelne mit Verfassungsurkunden versehene deutsche Länder giebt. — Nur so viel wollen wir hier für unsern Zweck als über alle Einwendung erhabenes Axiom hervorheben: daß wir, wie wenig auch manche Gebrechen einzelner Verfassungsurkunden geleugnet werden können, dennoch ein absolutes Recht der Regierung eines deutschen Landes, wo eine Verfassungsurkunde in anerkannter rechtlicher Wirksamkeit besteht, zur Beseitigung oder zum Umsturze derselben nach ihrem Belieben und ihrer Willkühr oder überhaupt aus Gründen der Zweckmäßigkeit, nicht nur nicht anerkennen, sondern daß wir eine solche Lehre schon wegen des unvertilgbaren Mißtrauens, welches sie erzeugen müßte, für eben so verderblich, als dem ältern und neuern Staatsrechte der einzelnen Territorien, wie dem des deutschen Bundes entschieden widersprechend, ja recht eigentlich für despotisch und absolutistisch-revolutionär erachten. — Hätte S. M. der König von Hannover eine solche Befugniß in Anspruch genommen oder überhaupt sich auf den Standpunkte der absoluten Willkühr über das Recht stellend, behauptet: er sey Gott allein verantwortlich und deshalb befugt, wenn er sich in seinem Gewissen dazu berechtigt halte, jede bestehende Verfassung umzustoßen oder anzuerkennen, wie es ihm am zweckmäßigsten scheine; dieß sey Sache seines Ermessens und Beliebens, in

Hinsicht welcher ihm die Entscheidung, seinen Unterthanen, die ja ohne dieß nach ihrer beschränkten Einsicht über seine Beweggründe nicht zu urtheilen vermöchten, nichts als die Pflicht des stummen Gehorsams gebühre, — so würden wir diese Lehre und Praxis allerdings für ein feindseliges Attentat gegen jedes in Deutschland zu Recht bestehende Verfassungsverhältniß und dem zufolge für die Ausgeburt des schnödesten Absolutismus halten. — Allein eine solche, des Islam würdige, Doctrin hat zwar von einer andern Seite her sich zu introduciren versucht, — der König von Hannover und seine Minister aber haben sich in allen öffentlichen Erlassen auf den Boden des positiven Rechts gestellt und jene schrankenlose, an keinen Vertrag gebundene Willkühr niemals zum Ausgangspunkte ihrer Maaßregeln gewählt. Jeder redliche Zeitgenosse möge sich nach Prüfung der offiziellen Aktenstücke die Frage beantworten: ob sich aus ihnen ein Vorwurf eben gedachter Art irgend ableiten lasse? Der König behauptet nicht, daß er überhaupt an keine Verfassung und lediglich an die Eingebungen seines Gewissens gebunden sey, sondern leugnet bloß, aus bestimmten, dem Felde des positiven deutschen Staatsrechts angehörenden Gründen, daß das Staatsgrundgesetz von 1833 unter den dort obwaltenden, besondern Umständen für ihn verbindliche Kraft habe und er hat sich, unstreitig offen und mit der Freimüthigkeit die einem Könige wohl ansteht, aus jenem Grunde, und weil er die Rechte seines Hauses durch die besagte Urkunde für verletzt hält, einen Eid auf deren Befolgung abzulegen geweigert. Andrerseits hat er mit nichten deshalb jedwede ständische Verfassung abschaffen und etwa ein absolutistisches Beamtenregiment einführen wollen; er hat die früher bestandene von 1819 sofort wieder in's Leben gerufen und ist über mehrfache, wie es uns scheint, sich der Verfassung von 1833 annähernden Abänderungen derselben mit den, nach eben jenem Gesetze zusammenberufenen Ständen alsbald in Verhandlung getreten. —

Der Sache nach läuft es also auf eine, allerdings mehrere wichtige Punkte betreffende Modification des Grundgesetzes von 1833 hinaus, die aber in keinem Falle das Maaß von rechtlicher Freiheit und Wohlfahrt verringern würde, welche das Land vor der Erlassung jenes Grundgesetzes von 1833 unter der Verfassung von 1819 und unter dem Hause Hannover viele Jahrhunderte hindurch genossen hat. — Es handelt sich also nicht um Absolutismus und Willkührherrschaft auf der einen und ständische Verfassung auf der andern Seite, sondern um die eine oder andere Form und Modalität der letztern. Es ist auch nicht davon die Rede: ob der König oder jeder seiner künftigen Nachfolger fortan das Recht haben solle, jede neue Vereinbarung mit den Ständen nach seinem Belieben auf's Neue umzustoßen; — eine solche Macht und Befugniß wird von der Regierung nicht in Anspruch genommen, und die Stände haben das Recht und dermalen die beste Gelegenheit durch Einholung des Consenses der Agnaten jedwede Besorgniß solcher Art für immer zu entfernen und jeden Einspruch eines Nachfolgers für alle Zukunft rechtlich unmöglich zu machen. — Hierdurch aber stellt sich, — so scheint es unserm unpartheiischen Ermessen, — die ganze Frage auf den Standpunkt eines gewöhnlichen Rechtsstreites, der sich um die Frage dreht: ob fortan in Hannover die ständische Verfassung von 1819 oder die von 1833 gelten solle, und ob der König unter den besonderen in diesem einzelnen Falle obwaltenden rechtlichen Verhältnissen und thatsächlichen Umständen zur Beseitigung der letztern und Wiedereinführung der erstern rechtlich wohl befugt gewesen sey?

Wir wollen die Geduld unserer Leser nicht durch die Wiederholung der hundertmal vorgebrachten Gründe für die eine, wie für die andere Behauptung auf die Probe stellen, denselben auch unsere Meinung über diesen Punkt nicht aufdringen. Die Sache ist von beiden Seiten gründlich durchgesprochen, die Anhänger des Grundgesetzes von 1833 haben ihre Meinung in vielen Brochüren und Zeitungsartikeln dem

Publikum vorgelegt. Das Beste, was für die entgegengesetzte Ansicht gesagt worden, findet sich in der neuen Würzburger Zeitung und in dem Berliner politischen Wochenblatte von 1837. Wir gestehen offen, daß wir weder auf der einen, noch auf der andern Seite etwas Neues vorzubringen wüßten. Wir stellen uns somit in dem, was wir noch ferner auf diese Frage zu erinnern haben, nicht auf das strengjuristische Gebiet, sondern auf denselben Standpunkt, von welchem aus wir, wenn es sich um den Streit zweier Privatleute handelte, als Friedensrichter den streitenden Theilen zum freundlichen Vergleiche rathen würden.

Wir leugnen nicht, daß unter den heute in vielen deutschen Ländern obwaltenden Umständen, eine urkundlich abgefaßte Vereinbarung zwischen der Landesherrschaft und den Ständen nützlich, und selbst unerläßlich nothwendig sey. — Was wir aber bestreiten, ist: daß der Buchstabe eines solchen Gesetzes oder Vertrages allein und für sich das Wohl des Landes begründen könne, wenn die wahre Eintracht, die Liebe und Treue auf beiden Seiten fehlt. — Das Verhältniß zwischen der fürstlichen Dynastie und dem ihrer Hut und Sorge anvertrauten Volke ist eine Ehe, geschlossen nicht für die kurze Dauer eines Menschenlebens, sondern auf Jahrhunderte hinaus, so lange es Gott gefällt, einen Staat als solchen bestehen zu lassen. Wohl mögen Gesetz oder Vertrag manche Verhältnisse der Eheleute durch feste juristische Normen ordnen, das Wesentliche aber, das, wovon das Glück der Gatten abhängt, die Freude und Leid mit einander theilen sollen, liegt nicht in den Paragraphen der Ehepacten, sondern in dem Innersten ihrer Gesinnung, in ihrer gegenseitigen Duldung, Schonung und Nachsicht, in ihrer Liebe, die die Schwäche des Andern trägt, in ihrer herzlichen Neigung, die dem Andern auch über die strenge Pflicht hinaushilft, in ihrer Treue, die auch im Tode nicht von dem Andern läßt. — Wir glauben, daß es auch zwischen einem Regentenhause und seinem Volke also und nicht anders sey. Wohl dem Lande,

wo die Jahrhunderte ein, dem ehelichen ähnliches Band zwischen dem Herrn und seinen Unterthanen gewoben haben, welche der würdige Sprachgebrauch unserer Altvorderen des Fürsten „Liebe, Getreue" nannte. — Diese Gesinnung war und ist die unsichtbare, aber nothwendige Ergänzung, die innere, wahrhaft organische Umgebung jedweden Vertrages, jedweden Gesetzes, jedweden in irgend einer Form ausgeprägten, juristischen Verhältnisses. — Wer diese vertrauende Liebe in rabbulistisches Mißtrauen, wer sie in streng juristisches Hadern und Rechten um den Buchstaben zu verkehren sucht, — mordet das Glück des Volkes und opfert, selbst wenn er die streng juristische Consequenz für sich haben sollte, dessen wahres Wohl. Er tödtet das Leben, um an dessen Stelle das dürre Gerippe einer Theorie zu setzen. — Das aber ist das Unheil unserer Zeit, daß sie im Verhältnisse der Fürsten zu den Völkern, den lebendig machenden Geist, der nicht in Formeln und Artikel und Verträge gebannt werden kann, dem Buchstaben opfern, daß sie die Liebe durch die Starrheit des Gesetzes verdrängen und nur dem geschriebenen Worte Glauben und Vertrauen schenken will.

Von diesem Standpunkte ausgehend, würden wir den in Hannover versammelten Ständen rathen: den Gesichtspunkt des Processes aufzugeben und lediglich die Frage zu erwägen: ob, abgesehen von der formellen Gültigkeit der einen oder andern Urkunde, bei den von dem Könige vorgeschlagenen Bestimmungen der künftigen Verfassung von Hannover, — das wahre Wohl, die Ordnung und die rechtliche Freiheit des Landes nicht auch und ebensowohl als unter der Constitution Wilhelms IV. bestehen könne? Wir würden sie bitten: die Frage ernst ins Auge zu fassen, ob die Differenzen zwischen den Vorschlägen des Königs und den Bestimmungen der Verfassung von 1833 wirklich und ihrem Resultate nach von der Bedeutung seyen, daß ihnen die uralte Liebe und treue Anhänglichkeit des Volkes jener Lande an das Haus der Guelfen durch länger fortgesetzten Hader und die feindlichen Schritte

eines lange dauernden Rechtsstreites zum Opfer gebracht werden müßten? endlich: ob bei einer Schwächung der alten, selbstständigen Macht des königlichen Hauses nicht auf die Dauer der Schaden des Landes der größere sey? —

Andrerseits aber würde, hätten wir der Regierung jenes Landes einen Rath zu geben, derselbe dahin lauten: den Standpunkt des historischen Rechtes, den sie statt der modernen Staatstheorie gewählt, nun auch mit Gewissenhaftigkeit und Consequenz festzuhalten, und dasselbe Recht, welches sie zu ihren Gunsten anruft, auch gegen sich, z. B. im Verhältnisse zu den älteren Provinzialständen, gelten zu lassen, oder wo es wirklich nicht möglich wäre, zu Recht bestehenden Ansprüchen zu genügen, durch einen um jeden Preis geschlossenen Vergleich aus dem innern Widerspruche zwischen dem Berufen auf das Recht nach der einen, und dem Vorwenden der Expediency oder der Staatszwecke nach der andern Seite hin, herauszugehen. Wir würden ferner auf den Uebelstand hinweisen: daß die semioffizielle Zeitung einer Regierung, die es nöthig hätte, sich Allem, was wahrhaft stabil und zu Recht bestehend in Europa ist, eng zu befreunden, auf dem kirchlich-politischen Gebiete mit der evidenten, despotisch-revolutionären Schlechtigkeit fraternisirt, und zu einer Zeit, wo sie die königliche Macht und Würde vorzugsweise zu vertheidigen berufen wäre, andere Regierungen, z. B. die bayerische um des katholischen Glaubens willen in vielen ihrer Artikel mit einer Polemik verfolgt, die der günstigen Stimmung des südlichen Deutschlands, in Betreff ihres eigenen Hofes, in keiner Weise förderlich seyn dürfte.

Uebrigens glauben wir nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß der Sitz der Opposition gegen den Schritt des Königs von Hannover gar nicht in dem hannöverischen Volke als solchem sey, welches, wie das Volk überhaupt, seine Lebensansicht, seinen politischen Glauben, seine Wünsche und seine Hoffnungen, unbeirrt von jeder Theorie, rein aus dem praktischen Leben schöpft; sondern daß der Widerspruch allein

und ausschließlich von der modernen Staatstheorie und den der Beschäftigung mit diesen zugewendeten Classen der Gesellschaft ausgehe. — Interessant ist es uns gewesen, die Bestätigung dieser Ansicht aus dem Munde eines Schriftstellers zu vernehmen, der selbst im Kreise der gewöhnlichen liberalen Staats= und Lebensansicht heimisch, das hannöverische Volk wegen dieser gänzlichen Theilnahmslosigkeit an der Verfassungsfrage, die seine Schriftgelehrten in Harnisch gebracht, mit herbem und, wie wir glauben, bitter ungerechtem Tadel überschüttet. Wir theilen zum Zeugniß dessen hier eine Stelle aus einem Aufsatze des Herrn Fr. v. Florencourt in den literarisch=kritischen Blättern der Börsenhalle mit, aus der das doppelte Resultat erhellt: zunächst, wie die wirkliche Volksstimmung in Hannover, in Betreff jenes Streites, um die Constitution von 1833 beschaffen, dann aber auch, wie das Verhältniß jener Species von Liberalen zu dem wirklichen Volke sey, dessen Rechte, Interessen und Gesinnungen sie zu vertreten und in dessen Namen sie den Widerspruch gegen die königliche Macht zu erheben behaupten. Wer je dem Volke im Leben nahe gestanden, wird, wenn er das Folgende liest, die Entrüstung theilen, mit der dasselbe schnöde mißhandelt wird, weil es nicht auf die experimental=politischen Theorien Jener eingeht, die es von der Autorität seiner angestammten Obrigkeit befreien möchten, um es in ihre selbsteigene Zucht und Vormundschaft zu nehmen. „Ist“, so frägt jener Schriftsteller, „wirklich Jemand, der da glaubt, daß jene Verfassung“ (die hannöverische) „in der That aus dem Bedürfnisse und dem Leben des Volkes als nothwendiges Resultat hervorgegangen sey? O wie schlecht kennt er unsern norddeutschen Bauern= und Bürgerstand“. (Seltsam! der norddeutsche Bauern= und Bürgerstand wird darüber angelassen, daß die Verfassungen der Staatsdenker nicht auf ihn passen; so könnte auch der Schuhmacher den Fuß anklagen, den der Stiefel drückt!) „Der norddeutsche Bauer kennt kein Recht dem höhern, gebildeten Stande gegenüber. Er kennt nur

Vergünstigungen. — — — Geistige Rechtskränkungen kennt er nicht". (Das protestantische Selbstgefühl des Verfassers ignorirt, wie billig, die dermalige Volksstimmung am Rhein und Westphalen!) „Seine Rechts seele liegt im tiefen Schlafe. Welcher Bauer in Norddeutschland würde es wagen, nur mit dem Geringsten seiner Obrigkeit zu rechten! Und nun vollends mit Ministern, mit dem Oberhaupte des Staates! Welcher Bauer hegt nur die phantastische Idee mit jenen bevorzugten höhern Wesen, die hochdeutsch sprechen und lateinisch verstehen, auf gleicher staatsrechtlicher Stufe stehen zu wollen, um Rechte und Verbindlichkeiten mit ihnen zu verhandeln und zu bedingen, um als selbstständiger Mensch über das Wohl des Vaterlandes zu debattiren, um in Beziehung auf Staat und Kirche, auf Hof und Gericht, Industrie und Abgaben, auf Militär und Schule seine Persönlichkeit geltend zu machen"! (Dieß wäre vielleicht ein Grund, dem Bauern seinen Standpunkt in der Gemeinde anzuweisen, wo er seine Rechte und Interessen eben so gut geltend zu machen wissen wird, wie der feingebildetste Städter, und ihn mit den Debatten über Staat und Kirche, Hof und Gericht, Militär und Schule, von denen er nichts versteht, zu verschonen). „Ach er hat keine Persönlichkeit in dieser Weise. In rechtlicher Rücksicht, im Charakter und in der Gesinnung gehört er gar nicht mehr zum deutschen Volke(!), wie es sich entwickelt hat in dem letzten Jahrhundert in Geschichtsforschung und religiösem Sinne, in Philosophie und Poesie, in großen und fruchtbringenden Persönlichkeiten. Er gehört nicht zum deutschen Volke, er soll erst wieder dazu erhoben werden. Im Geist, in Sprache, in Gesittung ist er stehen geblieben, verkümmert, verknöchert; er ist nur abgestandenes Phlegma. Die Adern sollen sich erst organisch bilden, durch die ihm frisches, junges, geistiges Lebensblut von seinem Volke zugeführt werden möge in seine abgestorbene, verthierte Seele, und eben die Constitution ist einer jener Canäle, jener Trichter möchte ich sagen, des entflohenen Geistes,

der vor fünfhundert Jahren existirte", (der Geist, von dem hier die Rede ist, hat nie und nirgends existirt als in den Studierstuben und den Köpfen der Staatskünstler, die das wahre und wirkliche Volk so gründlich verachten, wie der hier redend eingeführte Autor!) „durch den man ihn wieder mit dem besseren, neueren Geiste seines Volkes in Verbindung zu setzen sucht. Von ihm geht sie wahrlich nicht aus, er kommt ihr keinen Schritt entgegen, sie wird ihm bis zum letzten Zolle ohne sein Zuthun in den Mund geführt. Ob er sich an die Kost gewöhnen wird, ob und wie er sie mit seinem Wesen amalgamiren kann, das wird die Geschichte zeigen, die wohl nur die Jüngeren von uns noch erleben mögen; im jetzigen Zeitmomente giebt er sie noch unverdaut wieder von sich". (Gott wolle ihn fernerhin und, wenn es seyn kann, in alle Ewigkeit vor solchen Köchen behüten!)

Der Grund dieses Zornes über das hannöverische Volk, der für jeden Verständigen mehr als eine lehrreiche Seite hat, liegt in nachfolgender Notiz, die wir demselben Schriftsteller verdanken, dessen Aufsatz Ende Juni dieses Jahres geschrieben ist.

„Diese (die obige) Ansicht hat sich, heißt es dort, in des Referenten Anschauungsweise noch mehr festgesetzt, seit er von einer Reise durch die hannöverschen Lande vor Kurzem zurückgekehrt ist. Absichtlich sprach er in mancher Dorfschenke ein, und leitete das Gespräch auf die Verfassungsfrage; aber er kann ehrlich versichern, daß er auch nicht ein verständiges, von Interesse und Selbstständigkeit zeugendes Wort vernommen. Die Meisten wußten gar nicht, wovon die Rede sey. Ob Landstände in Hannover versammelt seyen, welche es wären, die von 1819 oder von 1833, davon wußten nur Wenige Rechenschaft zu geben. Einen Förster fragte Referent, wie der Deputirte der Gegend heiße? Er wußte es nicht. An einzelnen Orten waren allerdings über einzelne Punkte gewisse Ansichten zu finden, aber es waren keine selbstständige, sondern durch Autorität gegebene. Einige Bauern sprachen sich

sehr zu Gunsten des allerdings vortrefflichen Herrn von Hohnstedt aus; das sey der Mann, den man immer wieder wählen müsse. Auf die Frage, weshalb? sagten sie, weil er ein braver Mann sey, und seinen ehemaligen Zins-, Zehnt- und Frohnpflichtigen die halbe Ablösungssumme erlassen habe. Von den obschwebenden Fragen der Verfassung wußten sie aber sonst auch Nichts zu berichten. Andere meinten, man solle den König nur gewähren lassen; er meine es gut und verstehe es am Besten. Auch beziehe er schwere Gelder aus England; die kämen dem Lande zu Gute. Lebhaft interessirte sich jedoch Niemand für irgend eine Ansicht; sie sprachen nur davon, wie von fremden Neuigkeiten, bei denen sie selbst nicht weiter betheiligt seyen. Alles athmete den entschiedensten Indifferentismus. Ein Schenkwirth, der den ausfragenden Referenten schon lange mit pfiffigen Augen angesehen hatte und der etwas in der Welt herumgekommen zu seyn schien, flüsterte, indem er mit dem Glase anstieß: „Es lebe Napoleon". Die Deutung des Trinkspruches blieb er schuldig, doch sah man ihm an, daß er etwas unendlich Feines gesagt zu haben glaubte".

Von dem arg geschmäheten hannöverischen Bürger- und Bauernstande, leitet uns eine natürliche Ideenassociation auf die sieben Göttinger Professoren hinüber, die ihre politische Ueberzeugung, mit dem Verlust ihrer Aemter bezahlten, und dafür hoch gepriesen sind. — Es sey ferne von uns, daß wir Männer, die den Beweis geliefert, daß sie in einer Zeit, welche vorzugsweise dem gröbsten Egoismus unter dem Namen der „materiellen Interessen„ dient, deswegen anfeinden könnten, weil sie eine Ueberzeugung über Geld und Gut zu veranschlagen wagten. Wohl aber mag die Frage freistehen: welcher Art jene Ueberzeugung gewesen und mit welchen Mitteln sie geltend gemacht worden? — Bekanntlich hatten mehrere Burger der Stadt Elbing den Entschluß gefaßt, eine Addresse voll von Lobeserhebungen und Versicherungen der Theilnahme an einen jener Sieben, ihren Landsmann, den Professor Al-

brecht, zu erlassen. — Durch einen der Unterzeichner oder Veranstalter jener Addresse von dem Vorhaben auf offiziellem Wege in Kenntniß gesetzt, sah der k. preußische Herr Minister von Rochow sich gedrängt, jenen Unterzeichnern eine Mißbilligung ihres Unternehmens zugehen zu lassen, gegen welche wir von unserm politischen Standpunkte aus nicht das Mindeste einzuwenden haben, desto mehr aber dagegen, daß Se. Excellenz diese Angelegenheit ergriffen hat, auf Veranlassung des speziellen Falles eine allgemeine staatsrechtliche Theorie zu entwickeln, für welche wir die wissenschaftliche uud moralische Verantwortlichkeit gerade eben so wenig übernehmen möchten, wie für die Gesinnung, aus welcher die gemißbilligte Addresse hervorging. Unsere Ansicht hat nämlich das Unglück, ebenso fernab von der ministeriellen Doctrin des Herrn von Rochow als von dem Liberalismus der Elbinger Kaufleute zu liegen. Der Herr Minister stellt, ohne auf den Inhalt oder die Form der Erklärung der Göttinger Professoren, welche deren Absetzung nach sich zog, näher einzugehen, den allgemeinen Grundsatz auf: „Es ziemt dem Unterthanen seinem König und Landesherrn schuldigen Gehorsam zu leisten und sich bei Befolgung der an ihn ergehenden Befehle mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit übernimmt und es ziemt ihm nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maaßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Uebermuth ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaaßen." — Die weitere folgerichtige Entwickelung dieses interessanten staatsrechtlichen Systems, in welchem Freiheit und Recht der Unterthanen in geistlichen und weltlichen Dingen freilich keinen Platz und Jene an Leib und Seele, einschließlich ihres Urtheils, dem Staatsoberhaupte gegenüber, nichts Eigenes, ja nicht einmal mehr ein Gewissen haben würden, als welches der Fürst für alle besäße und handhabte, kann der geneigte Leser in dem unsterblichen Leviathan des Thomas Hobbes nachlesen. Der-

selbe würdige Publicist hat sich bekanntlich nicht gescheut, die wahre und eigentliche Pointe dieser Doctrin vom omnipotenten „Staatsoberhaupte", als das eigentliche Mysterium der Religion des Absolutismus, frank und frei auszusprechen. — Fordert nämlich ein solches Staatsoberhaupt Dinge, die der ewigen Seeligkeit zuwider wären, so soll es, nach Hobbes, den Unterthannen nicht frei stehen zu widersprechen. Und wozu auch ein Widerspruch? sie können sich ja mit der Verantwortlichkeit beruhigen, welche das Staatsoberhaupt auf sein Gewissen nimmt; jedoch will Hobbes den Widerstrebenden nachlassen, — und wir hoffen, daß die Humanität der heutigen Polizeien dieselbe Duldung ihnen nicht versagen werde! — daß sie als Märtyrer zu Christo eingehen dürfen (Ire ad Christum per martyrium). Man sieht, dieses System ist wie gemacht für manche heutige Verhältnisse, und empfiehlt sich nach verschiedenen Seiten hin zum bequemen Handgebrauche. — Nur dürfte es schwer fallen, dasselbe mit der Tactik in Einklang zu bringen, welche seit dem Beginne des offenen Kampfes gegen die katholische Kirche in allen, dem Interesse der preußischen Staatsgewalt gewidmeten Zeitungen gerade im Gegensatze mit der eben entwickelten Theorie, den Liberalismus von der alleräußersten Linken zum Bundesgenossen wirbt, und mit den Ideen der modernen religiösen und politischen Aufklärung (deren starke Seite der von dem Herrn Minister postulirte, bis zur Verleugnung jedes eigenen Urtheils getriebene Gehorsam gegen die Staatsgewalt wohl nicht seyn dürfte!), auf den Felsen Petri Sturm läuft. Wie wenn der Pfeil sich gegen den Schützen kehrte, die Feuerkugel unter den Händen Derer platzte, die sie in die verhaßte Zion schleudern möchten?*)

*) Ein Artikel der berüchtigten Leipziger Allgemeinen Zeitung, deren Quellen das Geheimniß der Komödie sind, sagt, unstreitig mit schlagender Wahrheit, es gehöre zu den Erfahrungen der Zeit auch die: „daß man sich von neuem überzeugt hat, wie der vor sieben Jahren für so gefährlich angesehene Liberalismus, wie namentlich der Drang nach Preßfreiheit keineswegs

Mehrere der entlassenen Göttinger Professoren haben sich in besondern Denkschriften gegen die ihnen gemachten Anschuldigungen zu rechtfertigen, und das Unrecht, so ihnen widerfahren, in mehr oder minder grelles Licht zu setzen, gesucht. Wir gestehen offen, daß wir die ganze Angelegenheit aus einem viel einfachern Gesichtspunkte auffassen. Der König von Hannover ist des rechtlichen Dafürhaltens: daß die Constitutionsurkunde von 1833 für ihn rechtlich nicht bindend sey, daß deren Inhalt ihn und die Rechte seines Hauses verletze, daß folglich das Recht ihm gestatte und die Pflicht der Sorge für seine Nachkommen, ja für sein ganzes Volk ihm gebiete, mit Beseitigung des ungültigen, zum gültigen Grundgesetze von 1819 zurück zu kehren. — Die sieben Göttinger Professoren halten diese Ansicht des Königs für irrig; sie halten die bisherigen, zur Wahl ständischer Deputirten berechtigten Corporationen, ja das ganze Land durch den Act der Abschaffung des Grundgesetzes von 1833 für schwer verletzt in ihren Rechten. — Hier stand die Meinung des Königs gegen die Mei-

---

so bedenklich ist, als man ihn darstellen wollte. Die radicalsten Blätter Deutschlands stellen sich, wie gute Bürger bei einer Feuersbrunst, mit in die Reihe, um gegen den Preßunfug der „Neuen Würzburger Zeitung" Wasser zu tragen und das Feuer löschen zu helfen. So namentlich im Süden Deutschlands eine Reihe von Blättern, welche sonst für höchst bedenklich galten, weil sie, sobald von Censur die Rede, alle Schranken einreißen zu wollen scheinen; auch hier siegte die Gesetztheit ob, und der Radicalismus klatschte Beifall, als er gegen jenen Mißbrauch der Presse Maaßregeln treffen sah. Was für gefährlich gilt, sieht sich in der Regel schlimmer an, als es wirklich ist; man lasse es ausgähren, und es wird sich mit einiger Beihülfe zur rechten Zeit von selbst setzen". Wir können unsere Leser nicht dringend genug einladen, den Gang und weitern Verlauf der Allianz des Absolutismus und Radicalismus unausgesetzt im Auge zu behalten. Diese Wahrnehmungen werden ihnen dereinst viele Begebenheiten einer nicht gar fernen Zukunft erklären helfen.

nung mehrerer seiner Unterthanen und Diener; was war zu thun? —

Die sieben Göttinger Professoren haben diese Frage in der Weise gelöst, daß sie eine Erklärung an das Universitätscuratorium abgaben, worin sie zunächst ihre eben angedeutete Ueberzeugung offen aussprechen. Betrachten wir die Professoren als landesherrliche Diener, so könnte allenfalls dieses Abgeben eines nicht begehrten Gutachtens als eine unzeitige Vordringlichkeit kühl aufgenommen oder zurückgewiesen werden; betrachten wir sie als Mitglieder einer zur Wahl von Deputirten berechtigten Korporation, so durften sie angewiesen werden ihre Meinung innerhalb der letztern geltend zu machen. — In keinem von beiden Fällen würde jedoch das bloße Aussprechen ihres rechtlichen Dafürhaltens, gerichtet an die ihnen zunächst vorgesetzte Behörde ein Verbrechen oder Vergehen in sich zu schließen scheinen. Allein die in Rede stehende Erklärung enthält nicht bloß eine Meinung, sie enthält eine Protestation und ihre Fassung erlaubt füglich keinen andern Schluß, als daß die besagten Professoren durch den Act des Königs vom 1. November v. J. das Rechtsverhältniß zwischen ihm und dem Lande gelöst, sich selbst aber als juristisch losgezählt von ihrer Unterthanenpflicht gegen den Herrn betrachteten, der das Grundgesetz nicht anerkannte.

Nach einer solchen Erklärung konnten und durften sie nicht länger Diener, vielleicht selbst nicht einmal Unterthanen des Fürsten seyn und bleiben wollen, dem sie nach jeder unbefangenen Auslegung ihrer Worte mindestens die rechtliche Befugniß ihnen zu befehlen bestritten.

Denken wir uns ein aus hannöverischen Bauern gebildetes Schwurgericht, dem folgende Frage vorgelegt würde: wenn die sieben Professoren in ihrem Gewissen überzeugt waren, daß dem ganzen Lande durch Abschaffung des Grundgesetzes von 1833 Gewalt und Unrecht geschehe, ja daß der König dadurch das rechtliche Fundament seiner Macht verwirkt habe, durften sie dem, ihrer Meinung nach gewaltsamen,

und rechtlosen Gebahren des Königs eine Protestation der erwähnten Art, als die mildeste Weise der Vertheidigung ihrer und der Rechte aller hannöverischen Unterthanen entgegensetzen? —

Wir zweifeln nicht, daß diese Frage mit: Ja! beantwortet werden würde. — Allein der von dem oben citirten Schriftsteller so gröblich gelästerte, dennoch aber gesunde und durch keine Sophismen verwirrte Bauernverstand würde auch auf die zweite Frage:

wenn König Ernst August überzeugt war, nach Pflicht und Gewissen und innerhalb seines guten Rechtes gehandelt zu haben, was mußte er den Protestirenden gegenüber thun?

ohne Zaudern das Weisthum finden: Er konnte nicht anders thun, wie er ihnen gethan hat, — denn Niemand ist gehalten sich in seinem eigenen Hause und Hofe von denen, die sein Brod essen, den Gehorsam aufkündigen zu lassen.

In der That giebt es hier nur zwischen zweien Dingen die Wahl. — Entweder war König Ernst August trotz seiner Nichtanerkennung des Grundgesetzes von 1833 dennoch rechtmäßiger König und Herr, so waren die, welche eine Erklärung der erwähnten Art abgaben, ihm gegenüber im Unrecht; — oder er war es nicht, wie konnten die, welche ihn nicht anerkannten, den Anspruch machen, länger seine Diener seyn zu wollen? —

Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir bei der Behandlung dieser Frage gänzlich von dem persönlichen Charakter der Sieben absehen. Es kann uns nicht im entferntesten einfallen, diesem irgendwie zu nahe zu treten, da wir ja selbst mit einigen derselben in freundschaftlichen Berührungen stehen, ihre großen und bleibenden Verdienste um deutsche Wissenschaft dankbar anerkennen und eine Verwickelung aufrichtig beklagen, die sie ihrem Wirkungskreise entrissen und heimathlos gemacht hat. Ja wir glauben, daß sie um so gerechteren Anspruch auf diese Theilnahme haben, da nicht zu leugnen ist, daß die rücksichtslose Nichtachtung des Rechtes von Seiten der

vorigen Regierung zum mindesten die halbe Schuld des gegenwärtigen traurigen Zustandes trifft. Nicht also den Personen, sondern einer von ihnen aufgestellten politischen Doctrin gilt unsere Polemik.

Setzen wir daher den ganzen Hergang nach Frankreich und in die Zeit der Thronbesteigung Ludwig Philipp's. — Wenn sieben Professoren irgend einer französischen Universität in derselben Weise die Rechtmäßigkeit der Wahl des neuen Königs bestreiten zu müssen geglaubt hätten, würde es ihnen auch nur eingefallen seyn den Anspruch zu machen, daß sie trotz dieser Erklärung ruhig in ihrem Amte gelassen werden müßten? — In der That ist dieser Fall dort oft genug vorgekommen, aber in jener Zeit hätte Jeder, der nicht an die Legitimität der Julirevolution glaubte, es für pflichtwidrig gehalten, wenn er dem neuen Herrscher auch nur eine Stunde lang gedient hätte.

Wir dürfen jedoch in keiner Weise verschweigen, daß die oben angegebene Auslegung der in Rede stehenden Erklärung von mehreren Unterzeichnern, bestritten; und daß insbesondere die darin liegende Aufkündigung des Gehorsams feierlich in Abrede gestellt ist.

Freilich sind die sieben Protestirenden hierin nicht ganz einig. Albrecht meint: in der Erklärung an das Universitätscuratorium liege keine Verweigerung des Huldigungseides; sie, die Protestirenden, hätten trotz ihrer Verwahrung den Huldigungsrevers füglich unterschreiben können. Dahlmann dagegen läßt sogar eine Erklärung abdrucken, die er statt den Huldigungsrevers zu unterzeichnen, abgegeben haben würde, wenn seine Dienstentlassung diesem Schritte nicht zuvorgekommen wäre. Er erklärt darin zwar, daß er den König kraft des Erbganges für den rechten Herrn von Hannover erkenne, bekennt sich ohne Vorbehalt zur Uebernahme aller Pflichten des Gehorsams, und der Unterthanentreue, bemerkt, daß die Huldigung die Summe der Unterthanenpflichten nicht vermehre, verweigert aber, gestützt auf einen §. des aufgehobenen Staatsgrundgesetzes, diese Huldigung selbst auf das be-

stimmteste, weil der König nicht vorher das besagte Grundgesetz beschworen habe, wie jener §. es verlange.

Beide, Albrecht und Dahlmann, leugnen übrigens nicht, daß sich an ihre Protestation practische, tief in's Leben eingreifende Folgerungen knüpfen mußten. — Die Erklärung der Sieben selbst besagt:

Daß sie sich durch ihren, auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet hielten, daß sie daher

1) weder an der Wahl eines Deputirten zu einer auf andern Grundlagen als denen des Staatsgrundgesetzes, berufenen allgemeinen Ständeversammlung Theil nehmen, noch
2) die Wahl annehmen, noch auch
3) eine Ständeversammlung, die im Widerspruche mit den Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes zusammentritt, als rechtmäßig bestehend anerkennen würden. Sie schließen endlich
4) mit der inhaltsschweren Phrase: „Und was würde Sr. Majestät dem Könige der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Solchen ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben“?

Was No. 1 und 2 betrifft, so war die Ausübung der dort erwähnten Rechte lediglich facultativ. Die Erklärung: sie nicht ausüben zu wollen, kann ihnen in keiner Weise verübelt werden.

An No. 3 knüpft sich dagegen nothwendig die folgenreiche Frage: würden die besagten Professoren Gesetze, die der König und die von ihnen nicht anerkannten Stände von 1819 künftighin erließen, für rechtlich verbindlich anerkannt — oder würden sie dem Könige allein die gesetzgebende Gewalt zugestanden haben. — Und konnte, da beides bezweifelt werden muß, von irgend einer Regierung in der Welt verlangt werden, daß sie eine so durchaus precäre und anomale Stellung ihrer Diener hätte dulden sollen?

Als Dahlmann die Ankündigung seiner Entlassung erhielt, gab er zu Protokoll:

„Er lege Protest ein gegen Alles, was ihm eben mitgetheilt worden, als von Grund aus nichtig, weil es, was die Form angehe, von keinem verfassungsmäßigen Minister contrasignirt sey, sondern von einem Manne, der darum nicht Minister seyn könne, weil er als solcher nicht auf das Staatsgrundgesetz verpflichtet sey, was aber den Inhalt betreffe, weil weder die Bedingungen, welche das Staatsgrundgesetz bei Entlassung der Beamten vorschreibe, noch diejenigen, welche der König bereits sich selber vorgezeichnet, hier wären erfüllt worden“. —

Dieß ist ein praktischer Commentar zu der Erklärung: daß die sieben Protestirenden das Staatsgrundgesetz von 1833 fortdauernd als gültig anerkennen würden. — Die Hand auf's Herz: ist dieß keine Aufkündigung des Gehorsams gegen die jetzige Regierung des Königs? Wenn Dahlmann und seine Collegen nur solche Befehle als gültig und verbindlich anerkennen wollten, die ein auf das Grundgesetz von 1833 vereideter Minister contrasignirt hatte, — so hatten sie sich, da es begreiflicherweise nach Aufhebung des Grundgesetzes dergleichen Minister nicht mehr geben konnte, — hiermit factisch und juristisch fortan für außer dem Unterthanen- und Beamtennexus stehend erklärt. — Wir begreifen nicht, wie dieß in gutem Glauben irgend geleugnet werden kann. — Hiernach aber mußte entweder der König oder die Professoren abdiciren.

Albrecht erklärt zwar in einer später erschienenen Broschüre: er und seine Genossen hätten mit nichten die Eigenschaft des Königs als rechtmäßigen Landesherrn nicht anerkennen oder sich von der Unterthanentreue gegen denselben lossagen, sie hätten bloß einen Act (die Aufhebung des Grundgesetzes) nicht anerkennen wollen. — Uns hat aber diese Ausflucht nicht gefallen wollen. — Denn dieser eine Act war die juristische Basis der gesammten spätern Ausübung aller Regierungsrechte des Königs, und Dahlmann's oben mitgetheilte Protestation gegen seine Entlassung zeigt, welche nothwendigen und unabweislichen Consequenzen in der Nichtanerkennung dieses einen Ac-

tes lagen. — Viel offner, gerader und in ihrem Systeme consequenter wäre die Erklärung der sieben Professoren gewesen: sie erkennten die Regierung des Königs, da er das Grundgesetz umgestoßen, nicht mehr für rechtmäßig, sondern bloß noch als factisch bestehend an. — Allein hierin wäre gleichzeitig und nothwendig auch die Niederlegung ihres Amtes enthalten oder ihre Entlassung gerechtfertigt gewesen; sie haben geglaubt, beides, ihr Amt und ihre politische Stellung, als Häupter einer Opposition gegen das Verfahren des Königs, behalten zu können. Darin, und darin allein, liegt, abgesehen von der, den Fond der Sache selbst betreffenden Rechtsfrage, die hier überall nicht erörtert werden soll, ihr Irrthum. — Ihre Beschwerde über ein durch ihre Entlassung ihnen widerfahrenes Unrecht hat, von diesem Standpunkte aus angesehen, gar keinen Sinn, und es dürfte, abgesehen von der politischen Richtung, einem Engländer oder Franzosen unglaublich und ungeziemend vorkommen, wenn Dahlmann (zur Verständigung S. 74) meint: hätte nur das Kabinet ihnen einen bestimmten Termin zur Rücknahme ihrer Protestation gesetzt, unter Androhung der Entlassung, wenn er nicht eingehalten würde, so hätten sie sich, abgesehen davon, daß ihnen (nach ihrer Meinung) ein Unrecht zugemuthet worden, nicht eben zu beklagen gehabt. — Das Kabinet könnte ihm darauf erwidern: es habe geglaubt, nicht mit einem studierenden Jüngling, dessen unüberlegter Raschheit man Bedenkzeit gönnen müsse, sondern mit einem Manne, zu thun zu haben, der das Gewicht seiner Handlungen in so großen Momenten wohl zu ermessen wüßte. — Es könnte fragen, ob denn die sieben Professoren, wäre ihnen eine solche Frist vergönnt gewesen, etwa zu widerrufen die Absicht gehabt hätten? — Mit der verneinenden Antwort höbe sich aber auch begreiflicher Weise der Vorwurf von selbst. —

Uebrigens hat das Universitätscuratorium den Protestirenden gerade die begehrte Milde angedeihen lassen, und denselben überhaupt in einer Weise geantwortet, die

uns, trotz Dahlmanns herber und verunglimpfender Ausfälle gegen diesen Erlaß, Hochachtung und Ehrfurcht abgenöthigt hat. — Wir bekennen frei: dieser würdigen Haltung, dieser ächten, ruhig klaren, auf uralt eingewöhnter Sitte beruhenden Milde ist nur eine deutsche Regierung fähig. — Wir fragen, was wäre in andern Ländern, z. B. in dem constitutionellen Frankreich, auf eine ähnliche Eingabe erfolgt? Wollte Gott, daß Deutschland nie Tage erleben möge, wo vielleicht auch diejenigen, die jetzt in jenem Rescript die „Doctrin der Knechtschaft" gepredigt finden, mit Thränen der Reue auf die Zeit zurückblicken dürften, wo noch in solcher Weise zu Dienern und Unterhanen gesprochen ward, die einen Widerspruch gegen die souveraine Macht wagten, dessen Rechtmäßigkeit überdieß noch, zum mildesten ausgedrückt, sehr zweifelhaft war. Das Universitätscuratorium nämlich, welches, wie Dahlmann versichert, die „Doctrin der Knechtschaft" predigt, erklärt: daß es die Freimüthigkeit der oft genannten Professoren a c h t e und verkennt nicht, daß die in Rede stehende Verfassungsfrage aus einem verschiedenen Gesichtspunkte angesehen und daß darüber abweichende Ansichten gehegt werden können. Es bemerkt aber, daß es nicht möglich sey, sich mit jedem einzelnen, hannöverischen Unterthanen oder Staatsdiener in eine Discussion über die dem Könige zustehenden landesherrlichen Befugnisse einzulassen, sondern daß die öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes mit den Ständen würden geordnet werden. — Jedem Einzelnen könne unmöglich gestattet seyn, nach seiner besondern Ansicht zu verfahren, indem dieß einleuchtendermaaßen zur offenbaren Anarchie führen würde. Sie werden über die wahre Natur des von ihnen geleisteten Eides auf die Verfassung belehrt; es wird ihnen bemerklich gemacht, daß sie die Einzigen gewesen, die unter allen hannöverischen Beamten, bei denen man doch auch eine gewissenhafte Ueberzeugung voraussetzen müsse, sich zu einer solchen Erklärung veranlaßt gefühlt hätten. Das Curatorium erklärt ihnen endlich: daß es zur

Zeit Anstand nehme die Eingabe dem Könige vorzulegen. „Es wolle dieselbe als eine ihm im engsten Vertrauen gemachte Mittheilung betrachten“, fordert aber die Unterzeichner auf, den Schritt, den sie gethan, nochmals zu überlegen, demnach von dem eingeschlagenen Wege abzustehen und sich dem k. Patente vom 1. Nov. in Ruhe zu fügen *), — wogegen es Jedem von ihnen unbenommen sey, die auf ihn etwa fallende Wahl zum Deputirten der Universität abzulehnen. — Wie die Protestirenden nach diesem Rescript noch behaupten können, daß ihnen eine Frist oder Gelegenheit zum Widerrufe nicht gestattet worden, ist völlig unbegreiflich. — Freilich war die wohlwollende Absicht des Universitätscuratorii: die Erklärung einstweilen noch als Geheimniß zu behandeln um den Unterzeichnern den Rücktritt frei zu lassen, — schon nach wenigen Tagen vereitelt, als dieselbe gedruckt in öffentlichen Blättern erschien. Wir wollen den Professoren gern Glauben beimessen, daß sie bei dieser Veröffentlichung nichts Arges beabsichtigt haben, aber sie war ihr eigenes Factum, dessen Folgen zu tragen sie billigerweise sich nicht weigern dürfen.

Die protestirenden Professoren haben übrigens nicht bloß

*) Sie werden insbesondere ermahnt: „demnächst, wenn die Universität zu der Absendung eines Deputirten zur allgemeinen Ständeversammlung aufgefordert werden würde“, dieser sich um so weniger entgegen zu setzen, als es in dem höchsten Interesse des ganzen Landes und aller Unterthanen liege, daß die Frage über die künftige Verfassung des Königreichs, welche nach dem Patente vom 1. d. M. bei der nächsten Ständeversammlung zur Berathung kommen werde, von allen Seiten auf das ruhigste erwogen und auf solche Weise gelöst werde, wie selbiges dem Besten des Königs und des Landes gleichmäßig am meisten entsprechen wird. Wir haben oben gesehen, daß sich der Absolutismus, der dem Befehle des Souverains gegenüber dem Gewissen der Unterthanen gar kein Recht zugesteht und selbst die Möglichkeit eines Urtheils derselben über die Handlungen jenes „Staatsoberhauptes“ in Abrede stellt, ganz anders zu äußeren pflegt.

das Recht zu ihrer Erklärung in Anspruch genommen, sie haben behauptet, es sey ihre heilige Gewissenspflicht gewesen, dieselbe abzugeben, da sie einen Eid auf die Verfassung von 1833 geleistet hätten. — Im Unterlassungsfalle würden sie sich selbst des Meineides haben anklagen müssen. — Eine so harte Anklage gegen alle übrigen hannöverischen Beamten, die ruhig in ihrem Dienste geblieben sind, scheint uns aber auf einer Selbsttäuschung und Verwechslung der politischen Ueberzeugung oder Meinung mit dem Gewissen zu beruhen. — Wir glauben nicht, daß der auf die Verfassung geleistete Eid der Beamten, zumal wo er, wie in Hannover, lediglich als Theil des Diensteides erscheint, etwas Anderes begründe, als die Verpflichtung dieselbe wie jedes andere Gesetz zu beobachten. — Hebt der Regent in einem bestimmten Falle die Verfassung auf, so fällt die rechtliche und moralische Schuld und Verantwortlichkeit davon auf ihn und auf diejenigen, so ihm dazu gerathen und geholfen, namentlich auf die Minister, die den Act der Aufhebung mit unterzeichnet. — Daß aber die Verpflichtung aller übrigen Diener: das aufgehobene Grundgesetz zu beobachten fortdauere, (eine Verpflichtung, die von dem Rechte beim deutschen Bunde zu klagen wohl zu unterscheiden ist), auch wenn die Beobachtung durch die Aufhebung thatsächlich unmöglich geworden, oder daß jener Eid die moralische Verbindlichkeit zur Aufkündigung des Gehorsams in sich schließe, dieß scheint uns eine Behauptung, die nicht von ruhiger leidenschaftsloser Ueberlegung zeugt. — Uebrigens hat hier wiederum ein Jeder, der etwa durch seine besondere amtliche Stellung genöthigt würde, Handlungen zu unterstützen und zu befördern oder Befehle ausführen zu müssen, die er entschieden für Unrecht hält, — was bei den Göttinger Professoren schwerlich der Fall gewesen seyn dürfte! — durch Einreichung seiner Dimission das leichteste und sicherste Mittel in Händen, sein Gewissen sicher zu stellen. Auf diese Weise hat sich bekanntlich der königl. preußische Geschäftsträger in

Brüssel Graf Galen vor jedem Conflicte in einer Weise gesichert, die man ihm freilich von Seite der revolutionär-despotischen Parthei verdacht haben wird, dafür aber auch die Hochachtung selbst derjenigen Gegner hat sichern müssen, deren Rechtsgefühl noch nicht völlig erstorben ist.

Haben wir oben das Urtheil der zur absoluten Herrschaft der omnipotenten Staatsgewalt hinneigenden, mehr pietistischen Seite des Protestantismus über den Schritt der Göttinger Professoren beleuchtet, so wird es nicht von geringerem Interesse seyn, das Verhältniß dieses Schrittes zu der andern mit dem Liberalismus und Radicalismus eng verwachsenen Richtung, dem protestantischen Rationalismus, ebenfalls in's rechte Licht zu stellen. — Diese Mühe erleichtern uns die „drei deutschen Worte“ des Professor Ewald, die wir allen jenen Berliner Staatsmännern zur recht aufmerksamen Lectüre dringend empfehlen möchten, die neuerdings die Entdeckung gemacht haben, daß der revolutionäre Krankheitsstoff vom katholischen Gebiete einzubrechen drohe, während der Protestantismus allein den Thronen eine sichere Grundlage bereitet habe. — Jene Auseinandersetzung des bibelkundigen Theologen von Profession, unter den sieben Protestirenden, bringt nämlich den gemeinsamen Schritt in die allerengste Verbindung mit dem protestantischen Religionssysteme derer, die ihn thaten. — Interessant ist besonders das Ziel und Ende, welches er der „Reformation“ setzt. Sie vollende sich (S. 27) erst dann nach Innen, „wenn sie den festen Sinn und Trieb gewonnen hat, sich nicht selbst wieder willkührlich zu beschränken und zu zerstören, sondern vielmehr mit unermüdetem Mühe alles zu erkennen und zu verbessern, was sich wirklich als der Verbesserung bedürftig ausweisen sollte“. — Die „Reformation“ kann demnach „nie genug verbessern“. (S. 27.) Die Herzen der Gläubigen dürfen daher in keiner Weise „an gewisse unbeweglich starre Glaubenssätze gebunden“ werden, (S. 35.) die „Reformation“ ist hiernach eben für so wenig vollendet zu halten als die Wissenschaft“, (S. 36.) denn

das wahre Leben und gesunde Treiben besteht — auch auf dem Gebiete der Religion und Kirche — darin immer zu wachen und zu suchen „nichts von vornherein für abgethan und gewiß haltend, sondern durch eigenes, stets frisches Erkennen und neues Wiederfinden sich in den Mittelpunkt versetzend, wo das Einzelne allgemein und das Dunkle hell wird, wo das Alte als Neues erscheint und Neues sich an Altes reiht". — Der Staat hat seinerseits dann wieder, vorausgesetzt, daß er sich überhaupt mit der Religion des Widerspruchs einläßt, die Aufgabe: hinter diesem ewigen Suchverloren eines niemals fertig werdenden, nie zum Abschluß mit sich selbst kommenden Protestantismus herzulaufen. Unser Autor setzt nämlich den Satz als gewiß: „daß die Reformation zwar zur ersten Hälfte eine Verbesserung der religiösen Vorstellungen und Bestrebungen bringe, dann aber in ihrer Folge als in ihrer zweiten Hälfte nothwendig auch eine bessere Gestaltung von Recht und Sitte, von Volksleben und Staat schaffen müsse" (S. 28.). Wer frei sey, der werde auch nicht zweifeln, „ob die wirklich einmal angefangene Reformation bloß eine Wiederherstellung gewisser Glaubenssätze bleiben könne, oder ob sie nicht vielmehr eine neue Gestaltung des Lebens, in allen Beziehungen, in welche Religion eingreift, früher oder später bringen müsse" — (S. 29.). „Jetzt, da die innere Seite der Reformation sich vollendet, ist es Zeit, daß sie ihren erleuchteten Willen und ihre volle Kraft nach außen wende, um ihr ganzes Werk zu vollbringen". (Seite 47.) So erscheint diesem Schriftsteller die politische, der fürstlichen Herrschaft bekanntlich nicht günstige Strömung, die zu dieser Zeit durch die meisten Staaten des Abendlandes geht, als die äußere Vollendung der „Reformation", — (als welcher Meinung wir freilich schon lange waren!) — wobei derselbe nur bedauert, daß in Deutschland „hie und da einige Thorheiten vorfielen, die noch viel gefährlicher schienen als sie wirklich waren" (S. 46.), und — unschuldig wie die

Kindlein, denen das Himmelreich ist — „nicht genau weiß, ob es wirklich in Deutschland Leute gebe, die nichts wollen, als tolle Verbesserung und blinden Umsturz". (S. 6.) Dabei ist er zwar billig genug anzuerkennen, daß ein Staat durch das angedeutete Verhältniß der „Reformation" zur Revolution" mit Furcht und Bedenken gegen sie erfüllt werden könne, ja in ihrer gänzlichen Verwerfung seine eigne Ruhe und Sicherheit zu schützen glauben dürfte (S. 30.). „Aber", — belehrt er uns weiter, „ein solcher Staat verliert unter dem Scheine äußerer Unveränderlichkeit, immer mehr die Kraft wahrer Stärke, Einheit und Ruhe" — (Ebendas.) und er scheint diese Behauptung dadurch belegen zu wollen, daß er nachweist, wie bei ihm die Unterschrift jener Erklärung, durch welche er und seine Collegen ihrem Könige den Gehorsam aufkündigten, nichts als das baare Product seines Protestantismus sey.

„Soll ich noch tiefer schöpfend", sagt er, „die Frage nach dem letzten Grunde beantworten, der gerade mich um so dringender zu der That trieb, mich, der ich weder Staatslehrer bin, noch dem Namen nach zur theologischen Facultät gehöre, den aber unter allen vielfachen orientalischen Studien Jahre lang nichts so sehr fesselte, als die Europa zunächst berührende Literatur des Orients, die Bibel? Es ist die Religion, nicht die des Wahns oder die des Leichtsinns, sondern die Christi und der Bibel; nichts anderes als sie trieb mich um so gewaltiger zu diesem Schritte. Wollt ihr das Alte oder lieber das Neue Testament (denn sie stimmen in solchen Hauptsachen ganz überein), beide zusammen lassen dem, der sie kennt, nicht den mindesten Zweifel, wie ein solcher Fall" (die Aufhebung der Constitution von 1833) „zu beurtheilen, und dem, der sie achtet, nicht die geringste Ungewißheit, wie hier zu handeln sey".

Wir haben früher die Besorgniß gehegt, Irrwahn und Unklarheit möchten es wagen, dem ewig strahlenden Ruhme des Herrn Erzbischofs von Köln durch eine Gleichstellung mit der Protestation der sieben Göttinger Professoren zu nahe zu

treten. — Herr Ewald befreit uns vor dieser Furcht. — Er nimmt, wie zu erwarten stand, mit platter Schmeichelrede, zu Gunsten der „Gewalt und Arglist“ Parthei gegen den über unser Lob wie über seinen Tadel erhabenen Kirchenfürsten. Von der bekannten königl. preußischen Staatsschrift, die „mit eben so viel ehrenwerther Offenheit als anziehender Gewandtheit“ geschrieben sey, sagt er: „man braucht nur zu wissen, wen das Gerücht als ihren wahrscheinlichen Verfasser nennt, um mit Achtung vor ihr erfüllt zu werden“. — Welchen herzlichen Antheil wird der Erstaunte genommen haben, als er erfahren, daß im weitern Verlauf der Sache, diese „ehrenwerthe Offenheit und anziehende Gewandtheit“ dadurch belohnt wurde, daß der Verfasser der Staatsschrift der heitern Ruhe des Privatlebens wieder gegeben ward, damit die Verantwortlichkeit für sein welthistorisch gewordenes Verfahren, welches ohne Beispiel ist in der Geschichte der Diplomatie, vor dem Angesicht der Mit- und Nachwelt von denen abgelehnt werde, denen es, seiner Absicht nach, zum Vortheil gereichen sollte.

Den Schluß der Schrift dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, damit dem Trüben und Ernsten, wovon diese Zeilen handeln mußten, auch die erheiternde Zugabe nicht mangle. Sie lautet wie folgt:

„Und so ist der Erzbischof Martyrer einer trüben, in ihren Folgen verderblichen, undeutschen Sache, die Sieben hoffentlich Opfer einer deutlichen, fruchtbaren, deutschen Sache. Von beiden Seiten Entsetzung ohne Gericht: aber dort hatte ein Einzelner kaum erst das Amt ohne Selbstprüfung“ (woher weiß Herr Ewald die geheimen Gedanken Anderer?) „in Hast ergriffen und mußte es räumen, weil er es wie einen Raub in derselben Unklarheit festhalten wollte, in welcher er es ergriffen, hier hatten Sieben ihre nicht in Eile und Hast erhaschten Aemter viele Jahre lang zu allgemeiner Zufriedenheit verwaltet, und konnten sie so rein zurückgeben, als sie sie empfangen; und dazu ward gegen jenen alle ersinnliche

Vorsicht und Milde vor und nach dem Schlage angewendet, gegen diese alle mögliche Härte und Grausamkeit. Endlich, gegen jenen suchte sich die preußische Herrschaft sofort durch ausführliche, offene Darlegung ihrer Ansicht und That zu rechtfertigen, und gestattete darneben vor und nachher alle Freiheit des öffentlichen Urtheils in Wort und Schrift: gegen diese hat man nichts veröffentlicht, als die Strafe, und dabei die öffentliche Besprechung und Vertheidigung gehindert. Wo bleibt da die Aehnlichkeit“?

Also steht es um den Sinn protestantischer Liberalen unserer Tage für Wahrheit, Ehre und Recht!

XXXVI.

Historische Berichtigungen.

1. Die Albigenser und der Kreuzzug gegen sie.

Der Verfasser der Artikel, die unter der Aufschrift: „Historische Berichtigungen“, in dieser Zeitschrift erscheinen werden, hat es sich zur Aufgabe gesetzt, an einigen auffallenden und an sich selbst schon bedeutungsvollen Beispielen zu zeigen, bis zu welchem Grade religiöser Partheisinn im Bunde mit dem Geiste knechtischen Nachbetens und blinder Unterwerfung unter gewisse literarische Autoritäten die Geschichte noch bis zu dieser Stunde verunstaltet, und wie dringend das Bedürfniß ist, gegen solche Verfälschungen historischer Wahrheit, mit denen die studirende Jugend bereits auf den Schulen genährt, und häufig für das ganze künftige Leben jeder bessern Einsicht und vorurtheilsfreien Anschauung unzugänglich gemacht wird, den entschiedensten Protest einzulegen. — Zu den wichtigsten und folgenreichsten Erscheinungen in der Geschichte des Mittelalters gehört die weite Verbreitung der unter dem Namen der Katharer

und Albigenser bekannten Secte, und der Kreuzzug, den Papst Innocenz III. gegen dieselben aufgeboten. Vernehmen wir nun zuerst, wie sich unsere gelesensten Geschichtsbücher darüber erklären, wobei wir mit Uebergehung der älteren, deren Darstellung man etwa mit Berufung auf die niedere Stufe, welche die historische Forschung damals noch eingenommen, entschuldigen könnte, nur Erzeugnisse der letzten Jahre hier aufführen wollen. In Kortüm's Geschichte des Mittelalters, Bern 1836, Bd. I., S. 456 heißt es: „Nirgends fand die Entartung der Kreuzzüge freieren Spielraum als in Südfrankreich, wo auf Burgen und Städten die kirchliche Gegenparthei (Lichtlehre) viele und feurige Anhänger besaß. Handel, Ackerbau, Gewerbfleiß, Künste und Wissenschaften begleiteten hier mehr oder weniger die Entwicklung eines einfachen und harmlosen Christenthums, welches gemeinheitliche Rechte, Gültigkeit der Vernunft und Bibel in Glaubenssachen schirmte, Priester- und Papstthum, Gewissenszwang und prunkvollen Gottesdienst als widerstrebend der evangelischen Wahrheit und Liebe mit Nachdruck zurückwies. In diesen Grundsätzen stimmten alle, gewöhnlich Albigenser geheißene Secten (Gesellschaften) Südfrankreichs überein, um so gefährlicher der herrschenden, Römisch-katholischen Kirche, je fleißiger und bildsamer die meisten Absonderer sich zeigten, und je glänzender die Standhaftigkeit auftrat, mit welcher sie bisher allen Verfolgungen getrotzt hatten.“ Hier sind, wie das Folgende zeigen wird, so viel Unwahrheiten als Worte.

In C. A. Schmidt's Grundriß der Geschichte des Mittelalters, Berlin 1838, S. 81 wird versichert: daß die Albigenser „bei fleißigem Lesen der Bibel meistens nur Reinigung der Kirchenlehre von menschlichen Satzungen erstrebt und die Herrschaft der Geistlichkeit verworfen hätten.“ — Daran reiht sich Ellendt's Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen der Gymnasien, Königsberg 1834, S. 324 mit folgender Darstellung: „Hieher (nach Südfrankreich) soll die Ketzerei der Paulicianischen Manichäer gedrungen seyn; aber

wenn es einzelne Schwärmer gab, welche alle Sinnlichkeit ertödten wollten, so war die große Mehrzahl nur ketzerisch, weil sie die Geistlichkeit nicht achtete, die durch Reichthum, Hoffart, Ausschweifung jeder Art dem Heiligen entfremdet und ein Aergerniß für Alle war; daran fügte sich allerdings die Verwerfung mancher späteren Kirchenlehren, worin die Religionsphilosophie eines Abälard und Arnold von Brescia vorangegangen; wie die der Transsubstantiation, des Fegfeuers, der unmittelbaren Einsetzung der Priester durch Gott, der Untrüglichkeit des Papstes." — Doch wir wollen den Leser mit ferneren Wiederholungen desselben nur wenig variirten Themas verschonen, es würde eben nicht allzu ungerecht seyn, wenn man, wie jener Diplomat von der Sprache sagte, daß sie dem Menschen zur Verbergung seiner Gedanken gegeben sey, so von den meisten Geschichtslehrbüchern der letzten Jahre behauptete, daß sie geschrieben seyen, um der Jugend und Allen, die nicht an die Quellen gehen, den wahren Verlauf der Ereignisse zu verhüllen. Eine ehrenvolle Ausnahme macht jedoch hier Leo's Lehrbuch der Universalgeschichte, Halle 1836, der aufrichtig genug gewesen, hier die seltsamen Einfälle, die er früher in seiner Geschichte des Mittelalters, Halle 1830, über die Albigenser vorgebracht, zurückzunehmen, und wenigstens den völlig antichristlichen Character der Secte anzuerkennen.

Stellen wir nun allen jenen Verunstaltungen die Wahrheit gegenüber. Die heidnisch-dualistische Lehre, welche zwei ewige Grundwesen lehrt, die niedere sichtbare Welt von einem anderen als dem guten Gotte gebildet werden läßt, die Materie zum Sitz des Bösen, und die Verbindung mit ihr zur Quelle der Sünde macht, die Gottheit Christi und die erlösende Kraft seines Leidens und Todes läugnet, den Zusammenhang des alten und neuen Testaments aufhebt, also im Grunde die ganze christliche Religion und Kirche, so viel an ihr ist, zerstört, und nur ganz fremdartige Lehren zum Theil in christlicher Hülle vorträgt. — Diese Lehre hat im Laufe der Ge-

schichte zweimal der Kirche gewaltigen Abbruch gethan, ja selbst die Existenz derselben bedroht, und mit mächtigem Zauber die Gemüther der Menschen angezogen: das erstemal im 2ten und und 3ten Jahrhundert, als die Gnostischen und Manichäischen Secten mit ungemeiner Schnelligkeit sich im Orient und Occident verbreiteten, viele Tausende von Christen zum Abfalle verlockten, und vielleicht nur darum nicht das Uebergewicht über die Kirche erlangten, weil sie, wenn gleich in gewissen Grundzügen der Doctrin übereinstimmend, doch in viele verschiedenartige Partheien sich spalteten, und meist einer festen gesellschaftlichen Verfassung entbehrten. Zum zweitenmale, und der Kirche noch größere Gefahr drohend, gewann sich diese Lehre vom 11. bis zum 14. Jahrhunderte in Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und den Donauländern eine überaus große Menge von Anhängern, welche Katharer, Pateriner, Albigenser genannt wurden. Sie waren aus dem Orient, wo die Secten der Paulicianer und Bogomilen längst zu gleichen Doctrinen sich bekannten, nach dem Abendlande verpflanzt worden. Man hat es bisher fast immer übersehen, daß gleichzeitig auch unter den Muhammedanern ganz ähnliche Secten, die Zendik's, Bateni's und Ismaeli's, sich erhoben, und eine Reihe der blutigsten Religionskriege veranlaßten, und doch spricht Alles dafür, daß zwischen diesen und den auf christlichem Boden verbreiteten Häretikern ein Zusammenhang stattgefunden, und daß die einen wie die andern aus derselben Wurzel entsprossen sind.

Der Lehrbegriff der Katharer und Albigenser ruhte auf folgenden Ideen: Nicht der Gott des Lichtes, sondern ein anderer, der Gott der Finsterniß, der „Fürst dieser Welt“, ist der Urheber alles Sichtbaren, und hat sich durch das alte Testament geoffenbaret. Sein Sohn Lucifer hat einen Theil der Engel, d. h. der von dem guten Gotte hervorgebrachten Wesen, im Himmel verführt, und sie darauf in Körper wie in Gefängnisse eingeschlossen, diese bilden eine eigene auserwählte und privilegirte Classe unter den Menschen, zu deren

Befreiung Christus, selbst ein Engel, vom Himmel herabgestiegen ist, ohne jedoch wahrhaft menschliche Natur anzunehmen. Alle übrigen Menschenseelen sind von dem bösen Gotte hervorgebracht, gleich ihm wesentlich böse, dem guten Gotte völlig fremd und keiner Erlösung fähig. Bei einer solchen Theorie von göttlichen und menschlichen Dingen mußte diese Parthei nothwendig alle Hauptlehren und Mysterien des Christenthums als Fabeln verwerfen; und in der That leugneten sie die Dreieinigkeit, die Menschwerdung, die Erlösung (denn die von ihnen verkündigte war eine ganz andere als die christliche), die Auferstehung; sie verwarfen sämmtliche Sacramente; die Ehe erklärten sie für eine unerlaubte, vom bösen Gotte gestiftete Verbindung; kurz sie bekannten sich zu einem Systeme, welches unter dem Scheine einiger christlichen Ideen und in der Hülle biblischer Ausdrücke sich in der That weiter von dem Christenthume entfernte, als selbst der Islam, und dessen Annahme daher einem völligen Abfalle vom christlichen Glauben gleich stand. Aber dieses System hatte zugleich auch eine alle Sittlichkeit und sociale Ordnung zerstörende, und zu schweren Verbrechen, ja zum Morde führende Tendenz. Durch die Eintheilung aller Menschen in zwei ewig geschiedene Classen, von denen die einen früher oder später sicher der Erlösung theilhaft werden, und zum Heile gelangen, die andern aber, vermöge ihres Ursprungs von dem bösen Gotte nothwendig für immer der Tugend und Seligkeit entfremdet bleiben, mußte alle Freiheit und sittliche Zurechnung wegfallen. Daher ihr Ausspruch: ein Kind, das nur einen Tag lang gelebt habe, werde ebenso gestraft, wie der Verräther Judas oder ein Straßenräuber. Die Entsündigung geschah demzufolge in dieser Secte auf eine ganz magische Weise, durch das Consolamentum oder die Handauflegung, ohne daß irgend eine Reue gefordert wurde, aber so, daß der also Geweihte dadurch zugleich unter die „Vollkommenen" aufgenommen ward, und sich zu einer enthaltsamen Lebensweise verpflichtete. Da die Nichteingeweihten, die

bloßen „Glaubenden“ in völliger Freiheit leben, und sich der Befriedigung ihrer Lüste rücksichtslos überlassen durften, so verschoben sie den Empfang der „Tröstung“ gewöhnlich, bis sie in eine ernste Krankheit fielen oder sich in Todesgefahr glaubten, gingen aber einstweilen gegen die Vorsteher der Secte die Verpflichtung ein (Convenensa genannt), sich noch vor ihrem Tode durch die Handauflegung weihen und entsündigen zu lassen. Daraus entstand nun ein Gebrauch, welcher auf den ersten Blick kaum glaublich erscheint, aber durch die vollgültigsten Zeugen und durch die eigenen Aussagen der Betheiligten actenmäßig hergestellt ist, und mehr noch als irgend ein anderes Phänomen die furchtbare, fast dämonisch zu nennende Gewalt bezeugt, mit welcher dieser gräuliche Wahn so viele Tausende aus allen Ständen gefesselt hielt.

Da nämlich zu befürchten stand, daß ein Eingeweihter nach Empfang des Consolamentum doch wieder Handlungen begehe, die nach den Vorstellungen der Secte-schwere Sünden waren, daß er z. B. seiner Frau ehelich beiwohne oder Fleisch esse, so hielt man es für besser, daß er von seiner Krankheit nicht mehr genese, sondern als „Getrösteter“ sterbe, weil er nur bei einem solchen Ausgange aus dem Leben hoffen konnte, als einer der Auserwählten in seine wahre Heimath, den Himmel, zurückzukehren, und seinen dort zurückgelassenen himmlischen Leib wieder zu erhalten. Denn wer nach Empfang des Consolamentum doch wieder in eine Sünde fiel, der hatte, da nach der Lehre der Secte die Gnade des heiligen Geistes unverlierbar war, dieselbe gar nicht empfangen, sein Consolamentum war also gleich anfänglich nichtig gewesen, weshalb auch, wenn einer der Vollkommnen, welcher andern die Tröstung ertheilt hatte, sündigte, alle von ihm Geweihten neuerdings die Handauflegung empfangen mußten. Wäre es nun öfter vorgekommen, daß die Geweihten oder Vollkommenen sich wieder vergingen, so hätte dieß die ganze häretische Theorie gewaltig erschüttern, es hätten bei den Glaubenden sehr bedenkliche Zweifel dadurch geweckt werden müssen; man pflegte da-

her, mit seltnen Ausnahmen, entweder das Consolamentum nur den Schwerkranken, deren baldiger Tod wahrscheinlich war, zu ertheilen, und es geschah darum öfter, daß wenn der „Vollkommene" zu einem Kranken gerufen wurde, ihm die Tröstung zu gewähren, er dieß verschob, weil der Kranke noch nicht schwach genug sey; oder der Getröstete wurde aufgefordert, sich in die Endura zu versetzen, und das Consolamentum ihm nur auf diese Bedingung hin gewährt, d. h. er mußte durch die Entziehung der Nahrungsmittel, oder durch großen Blutverlust oder andere gewaltsame Mittel seinen Tod beschleunigen. Dieß nannte man „ein gutes Ende machen", und die Acten der Inquisition von Toulouse, wie sie der protestantische Theologe Limborch hinter seiner Geschichte der Inquisition abgedruckt hat, sind voll von Beispielen, daß Personen nach ihrer Einweihung, von den Vollkommenen dazu aufgefordert, sich langsam tödteten, indem sie sich aller nahrhaften Speisen enthielten, nichts als Wasser genossen, oder einen Trank mit gestoßenem Glase zu sich nahmen, oder im Bade sich die Adern öffneten und dgl.[1]). Flathe hat in

1) So heißt es in dem Liber Sententiarum Inquisitionis Tholosanae p. 33 von einer Gulielma uxor Martini de Proaudo: Recepta per haereticos in abstinentia, quam ipsi vocant enduram, multis diebus perdurans ritum sibi traditum et sectam ipsorum servando, se fecit tanquam haereticam more ipsorum dampnabili adorari, mortemque corporalem sibi accelerans, sanguinem minuendo balneum frequentando, potumque letiferum ex succo cucumerum silvestrium immisso, in eo vitro fracto, quo frangerentur ejus viscera in fine, ut finiret celerius petitum avide assumendo. — Von einem Hugo Rubei heißt es p. 138: Dictus Hugo in quadam infirmitate de qua convaluit, fuit haereticatus per Petrum Auterii haereticum, et receptus ad sectam et ordinem dicti haeretici, quam aliquibus diebus in dicta infirmitate tenuit et servavit, stando in *endura*, sed postmodum ad instantiam matris suae comedit et convaluit. Item isto anno Petrus Sancii haereticus invitavit ipsum, quod vellet se ponere in *endura* et facere *bonum*

seiner Geschichte der Vorläufer der Reformation behauptet, die Katharer hätten sich nur aus Angst und Verzweiflung, um den Verfolgungen der Inquisition zu entgehen, in die Endura versetzt; dieß ist eine der zahllosen Unwahrheiten, denen man in diesen und ähnlichen Theilen der Geschichte bei jedem Schritte begegnet. Allerdings mögen manche aus Furcht vor der Strafe, die ihnen im Falle der Entdeckung drohte, sich leichter dazu verstanden haben, aber der nächste und eigentliche Bestimmungsgrund lag in den Lehren der Secte und in den dringenden Aufforderungen der „Vollkommenen", welche das Consolamentum, das einzige und unfehlbare Mittel der Seligkeit, häufig nur unter dieser Bedingung gewährten. So groß war die Gewalt, die dieser Wahn ausübte, und so mächtig der Einfluß derer, die solche Lehren verkündigten, daß selbst Mütter ihre kleinen Kinder, denen man das Consolamentum ertheilt hatte, durch Entziehung der Muttermilch verschmachten ließen [2]). Natürlich kamen auch wieder Fälle entgegengesetzter Art vor; eine Mutter z. B. wollte, obgleich sie zur Secte gehörte, doch nicht zugeben, daß ihre kranke Tochter „getröstet" würde, weil sie nach der Forderung des „Meisters" in die Endura hätte versetzt werden müssen [3]). Da man aber dem Kranken selbst nicht immer hinlängliche Standhaftigkeit zutraute, die Endura auszuhalten, so erhielten die nächsten Verwandten und Umgebungen desselben die Weisung, ihm, auch wenn er es begehren sollte, keine Nahrung

---

finem, sed ipse non consensit tunc, sed quando esset in ultimo vitae suae.

2) Lib. sent. inquis. Tolos. p. 104: Item audivit a Blanca socru sua, quod fecerat hereticari quandam filiam parvulam ipsius Guilielmae tunc infirmam per Petrum Sancii haereticum, et inhibuerat sibi dicta Blanca, ne daret lac ad bibendum dictae filiae suae post dictam hereticationem, et mortua est dicta filia haereticata.

3) p. 154.

zukommen zu lassen, und so geschah es nicht selten, daß selbst Söhne oder Töchter ihre Aeltern langsam Hungers sterben ließen [4]). Darauf bezieht sich auch die Angabe des Rainer Sacchoni, der selbst lange ein Eingeweihter dieser Secte gewesen, daß man die Kranken frage, ob sie Märtyrer oder Bekenner werden wollten? wenn jenes, so erdrossele man sie mit einem Tuche, wenn dieses, lasse man sie verhungern. Schon das bloße Brechen der von dem Meister angeordneten Endura scheint in der Secte für eine schwere Sünde gegolten zu haben, durch welche man den Segen der Tröstung verlor, denn in den Acten kommt ein Weib Namens Condors vor, welche ihre Mutter überredete, sich noch einmal weihen zu lassen, weil sie nach der ersten Aufnahme gegen das Gebot des Weihenden Nahrung zu sich genommen hatte [5]).

Es wurde oben bemerkt, daß die Katharer und Albigenser die Ehe verworfen hätten, und in der That finden sich in den Acten die bestimmtesten Erklärungen von Mitgliedern dieser Secte, daß das eheliche Verhältniß eine fortgesetzte Sünde sey, und daß Niemand, der nicht demselben entsage, zum Heile gelangen könne [6]). Aber wie alles Uebrige, so wurde

4) In den Acten p. 143 bezeugt eine Frau von ihrer Mutter Baransona: in quadam infirmitate Petrus Auterii recepit praedictam infirmam in sectam suam et haereticavit eam praesente et vidente dicta Stephana, et inhibuit dictus haereticus, ne a modo aliquis cibus ministraretur dictae infirmae haereticatae secundum modum ipsorum haereticorum, et dicta Stephana cum quadam alia persona, quam nominat, quae serviebant dictae infirmae, observaverunt, quod de tota nocte nec de die sequenti nullus cibus vel potus fuit ei ministratus, ne dicta infirma perderet bonum, quod receperat, et ne faceret contra ordinationem dicti haeretici, quamvis dicta infirma requireret quod darent sibi cibum, et tandem tertia die comedit et convaluit.

5) p. 59.

6) S. z. B. p. 92.

auch die Ehelosigkeit nur von der kleinen Zahl der Vollkommenen oder Getrösteten gefordert; der große Haufe der Glaubenden, der den Empfang der Tröstung und damit die Uebernahme solcher strengen Verpflichtungen bis auf das Todbette hinausschob, durfte auch in dieser Beziehung nach seinem Gefallen leben. Für alle diese hatte aber die Ehe natürlich durchaus nicht den Charakter eines durch die Religion geheiligten oder nur achtbaren Verhältnisses, sie war nur eine vorläufig an ihnen geduldete Form der Unzucht; Ehebruch und Blutschande waren nicht schlimmer; daher trugen, nach dem Zeugnisse Rainer's, welcher sechszehn Jahre lang ein Bischof dieser Secte war, Viele von ihnen kein Bedenken, mit ihren nächsten Blutsverwandten, selbst mit ihren Töchtern oder Schwestern in unzüchtiger Verbindung zu leben, und wenn Andre nicht so thaten, so war es bloß das natürliche Gefühl des Abscheus oder die Furcht vor den Menschen, was sie zurückhielt [7]).

---

7) Limborch meint, die Beschuldigung des Incestes von den Albigensern ablehnen zu dürfen, weil in den Acten der Inquisition zu Toulouse nichts davon vorkomme; allein die Inquisition schränkte ihre Nachforschungen auf einen engen Kreis von Handlungen ein, und nahm in ihre Acten nur das auf, was sich auf die Aufnahme in die Secte, den Umgang mit den Meistern derselben und die religiösen Verrichtungen bezog, weshalb sich in den Acten durchaus nichts von den sonstigen Lebensumständen und dem Benehmen der Angeklagten findet. Die Thatsache aber, daß die Katharer die Blutschande der Ehe überhaupt gleich setzten, jene für nicht schlimmer als diese hielten und sich dieselbe oft erlaubten, wird nicht nur von Rainer, sondern auch von andern wohlunterrichteten Zeitgenossen bestätigt. Petrus von Vaur-Cernay (hist. Albigens. cap. 2.) bemerkt: Dicebant, quod non peccaret quis gravius, dormiendo cum matre vel sorore sua quam cum qualibet alia. Dasselbe gestanden die Häretiker selbst auf dem Convente zu Toulouse im J. 1178, nachdem man ihnen völlige Freiheit zugesichert hatte. *Gaufred. Vosiens.* in Labbé Biblioth. Manuscr. II, 327.

Es ist klar, daß eine Secte mit derartigen Lehren und Gebräuchen auch in unseren Tagen selbst in denjenigen Staaten nicht geduldet werden würde, welche sonst in religiösen Dingen den freiesten Spielraum zu gewähren pflegen, und daß man auch jetzt, wenn es gälte, eine solche Pest der bürgerlichen Gesellschaft zu vertilgen oder ihre Verbreitung zu hemmen, im Nothfalle und nach fruchtloser Anwendung gelinderer Maaßregeln zu den schärfsten Mitteln greifen würde. Man muß aber auch um das Verfahren, welches gegen die Katharer eingeschlagen wurde, richtig zu beurtheilen, die Lage der Dinge im Beginne des 13ten Jahrhunderts und die Gefahr, welche von dieser Seite nicht nur der Kirche, sondern auch der gesammten socialen Ordnung und Civilisation des christlichen Europa drohte, erwägen. Damals waren die unermüdeten Bemühungen der Katharer, ihre Lehren überall hin zu verbreiten, bereits mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt; in allen Ländern des südlichen und mittleren Europa hatten sie Gemeinden; wissenschaftlich gebildete Männer verfaßten Schriften zur Darstellung und Vertheidigung ihres Lehrbegriffs, und wußten mit dem gewandtesten Scharfsinne eine Menge von Stellen des neuen Testaments auf eine oft überraschend schlagende und blendende Weise zu Gunsten ihrer Doctrinen zu deuten. Immer mehr und mehr spannte sich ein großes Netz geheimer Verbrüderungen über das gesammte Abendland, und man konnte bereits die Zeit voraussehen, in welcher ein furchtbarer Religions- und Bürgerkrieg vielleicht gleichzeitig in mehreren Ländern ausbrechen mußte, da, auch abgesehen von dem innigen Wechselverhältnisse und der engen Verbindung, in welcher Kirche und Staat damals mit einander standen, an ein friedliches Fortbestehen einer solchen Parthei neben dem Christenthume nicht zu denken war. Dann mochte das Abendland der Schauplatz von Ereignissen werden, wie sie Jahrhunderte lang im Moslemischen Osten stattfanden, wo gleichartige dualistische Secten die blühendsten Länder verwüsteten und zahllose Schlachtopfer fielen, und wie

sie das byzantinische Reich durch das Schwert der Stammväter und Vorläufer der Katharer, der Paulicianer erlebt hatte. Wenn den schnell erstarkten Katharern des südlichen Frankreichs Zeit gelassen wurde, ihren Glaubensgenossen in Spanien, die hier noch im Jahre 1234 im Besitze mehrerer Städte und einer bewaffneten Macht waren, die Hand zu reichen, und beide sich mit den dortigen Muhammedanern verbanden, dann mußte das Loos der christlichen Kirche im südwestlichen Europa noch zweifelhafter erscheinen, als es ehemals vor dem Siege Karl Martells bei Poitiers gewesen. Es war daher nur die nackte Wahrheit, was Papst Innocenz III. aussprach: daß die Albigenser ärger seyen als die Saracenen. Sie waren es in beiderlei Beziehung, in sittlich-religiöser und in politischer.

Und hier müssen wir wieder einer Entstellung begegnen, welche sich allenthalben in den neuern Geschichtswerken findet: es wird nämlich behauptet, unter dem Namen Albigenser habe man eine Menge ganz verschiedenartiger Sectirer, die nur durch ihre Feindschaft gegen die katholische Kirche verbunden gewesen, begriffen. Keineswegs: die Albigenser waren alle Katharer, diese zerfielen zwar in zwei Hauptschulen, von denen die eine zu einem crassen, die andere zu einem modificirten Dualismus sich bekannte; beide aber stimmten sonst in den obenangeführten Grundlehren überein. Neben den Albigensern gab es allerdings auch noch sogenannte Arme von Lyon oder Waldenser in Südfrankreich; diese bildeten aber im Vergleiche mit jenen nur eine kleine Minorität, wie die Zeitgenossen ausdrücklich bemerkten, und wie sich auch aus den Acten der Inquisition von Toulouse ergiebt, denn hier kommt in der Zahl der Angeklagten kaum mehr als ein Waldenser auf je zehn Katharer.

Wenn nun Papst Innocenz durch seine Ermahnungen einen Kreuzzug gegen die Albigenser zu Stande brachte, so that er nur, was ihm als Oberhaupt der Kirche und als Vorsteher des christlichen Staatenbundes zu thun gebührte; aber

erst dann ergriff er dieses äusserste Mittel, als jedes andere sich erfolglos bewiesen hatte, und der gänzliche Untergang der christlichen Religion in Südfrankreich augenscheinlich bevorstand. Schon im Jahre 1177 hatte der ältere Graf Raimund von Toulouse, der mächtigste Fürst in jenen Gegenden, an das Generalkapitel des Ordens Citeaux geschrieben: Diese Häresie habe so überhandgenommen, daß sie Mann und Frau, Vater und Sohn entzweit habe; die Priester ließen sich verführen, die Kirchen stünden verlassen und fielen in Trümmer; die Kinder würden nicht einmal mehr getauft. Er sey zu schwach, etwas gegen dieses Unheil zu unternehmen, weil die Angesehensten seiner Vasallen verführt seyen, und einen großen Theil des Volkes nach sich gezogen hätten, kirchliche Censuren seyen ganz vergeblich, hier müsse das weltliche Schwert gehandhabt werden; er wolle daher den König von Frankreich herbeirufen, und diesem selbst bis zur Vergießung des eigenen Blutes in Ausrottung der Ketzerei beistehen. Wirklich wollten im folgenden Jahre die Könige von England und Frankreich, Heinrich II. und Ludwig VII. gemeinschaftlich zur Unterdrückung der Irrlehre mit Heeresmacht ausziehen, beschlossen aber dann, erst noch den Weg der Belehrung durch die Absendung einiger frommen und gelehrten Männer zu versuchen. Dreißig Jahre lang wurden nun diese Bemühungen fortgesetzt; Männer von apostolischen Sitten und glühendem Eifer, wie der Bischof Diego von Osma und der heil. Dominicus, widmeten sich der Mission in Languedoc, dreißig Mönche des Cisterzienser-Ordens, darunter zwölf Aebte, schlossen sich ihnen an. Aber ihre Erfolge waren um so geringer, da die meisten Fürsten des Landes, namentlich auch der jüngere Graf Raimund von Toulouse, der seit dem Jahre 1194 regierte, die Sectirer begünstigten und schirmten, oder auch ihre Lehren angenommen hatten. Die Häresie machte immer größere Fortschritte; die Katharer hatten eine große Anzahl von festen Schlössern inne, wo alle ihre Anhänger sichere Zuflucht fanden; der Bischof von Toulouse durfte sich kaum öffentlich

sehen lassen. Schon hatte der Papst den König von Frankreich auf die Nothwendigkeit, das Schwert zum Schutze der Kirche zu ziehen, aufmerksam gemacht; da bestimmte ihn die Ermordung seines Legaten, Peters von Castelnau, den König und die Barone des französischen Reiches förmlich zum Heereszuge gegen Languedoc und zur Vertilgung der Ketzerei aufzufordern. Daß der Graf Raimund die Ermordung des Legaten veranlaßt habe, ist mindestens sehr wahrscheinlich; sollte er aber auch keinen Theil daran gehabt haben, so lag in seiner Begünstigung der Sectirer, in dem vertrauten Umgange, in welchem er mit ihnen stand, und dem Zustande des Landes, welches durch seine Schuld so tief herabgekommen war, Grund genug, den Oberherrn — denn das war der König von Frankreich — zur Bestrafung seines Vasallen und zur Rettung eines zu seinem Reiche gehörigen Landes aufzufordern. Die Gräuel des Krieges aber, dessen Schauplatz Südfrankreich jetzt wurde, das Blutvergießen und die Hinrichtungen, welche folgten, alles dieses fällt nicht denen zur Last, welche nach langem Zögern in gerechter Nothwehr die einzige Macht in Bewegung setzten, von welcher noch Hülfe erwartet werden konnte, sondern denen, welche einen so verzweifelten Zustand theils herbeigeführt, theils die Wirksamkeit aller sonst angewandten Mittel zu vereiteln gewußt hatten.

XXXVII.

Briefliche Mittheilungen über die kirchlichen Zustände in Preußen.

Bei den obwaltenden kirchlichen Verwicklungen in Preußen möchte es zur richtigen Beurtheilung derselben wohl das Geeignetste seyn, von Zeit zu Zeit die Ansichten einer Mehrzahl der Angehörigen jenes Staates zu vernehmen, die zur Kunde des Auslandes gelangen. Daß die Stimme der Leidenschaft hier kein Gehör finden soll, versteht sich von selbst; nur das Zeugniß derjenigen darf gelten, deren ruhige, unpartheiische Haltung, deren Ergebenheit an die Sache der Legitimität uns vollkommen verbürgt ist; wir werden auch nicht einseitig bloß die Katholischen sprechen lassen, sondern das Zeugniß billigdenkender Protestanten wird uns um so willkommener seyn, je weniger sich bei ihnen eine blinde Vorliebe für die Sache der Kirche voraussetzen läßt. Zu dem Ende stehe hier zuvörderst das, was ein Protestant Preußens, der sich schon öffentlich über die Kölner Sache ausgesprochen hat, über die gegenwärtige Zeitlage und über die Hoffnungen für die Zukunft in einem Briefe nach dem Rheine äußert; wir theilen es, in so weit es sich zur Publicität eignet, um so lieber mit, als die ehrenhafte Weise des Ausdrucks jedem Unbefangenen die Gesinnung des Schreibers höchst achtbar machen wird, und weil der religiös-politische Standpunkt desselben ganz und gar als eines Gott und seiner Obrigkeit getreuen Christen würdig erscheint.

Die zweite Mittheilung giebt das Urtheil eines wohlunterrichteten Augenzeugen über die schlesischen Zustände. Während die gesammte katholische Kirche Preußens ihr unerschütterliches Festhalten an den Grundsätzen des heil. Stuhles un-

erschrocken erklärt hat, ohne dabei des schuldigen Gehorsams gegen die Regierung zu vergessen, ist dem Hrn. v. Sedlnizki die traurige Ehre vorbehalten, mit seinen würdigen Amtsbrüdern, mit dem größeren und besseren Theile seines eignen Clerus in Widerspruch zu treten, und sich dagegen das ungetheilte Lob gewisser Zeitungen zu verdienen, die ihn als den einzigen, ganz loyalen Bischof bezeichnen. Es ist indessen ein Glück für die Kirche, daß der Hr. Fürstbischof von Breslau, was seine Ansichten über die obwaltenden Streitfragen betrifft, episcopus in partibus infidelium ist, und die gläubige Heerde in Schlesien für den Hirten supplirend eintritt, wie neuerlich irgendwo in Bezug auf die Zuschriften des schlesischen Clerus an ihre Behörde treffend gesagt wurde: der Herr Fürstbischof habe bisher vernachlässigt, in einem Hirtenbrief zu den Seinigen zu sprechen (ein Pastoralschreiben über Toleranz war verfaßt, aber doch als zu unpassend bei Seite gelegt worden), darum sehe sich die Diöcese gemüssigt, an ihn einen Heerdebrief zu erlassen. Ein Specimen solcher Heerdebriefe haben kürzlich die Zeitungen veröffentlicht; ähnliche Zuschriften sind aber auch von andern Seiten ergangen, und namentlich vom Kreise des Hirschberger und Ratiborer Archipresbyterats dringende Vorstellungen an die geistliche Behörde gemacht worden, eine den Kirchengesetzen entsprechende Instruction über die gemischten Ehen zu erlassen. Aus letzterem Schreiben ist zugleich ersichtlich, wie betrübend der Zustand der katholischen Facultät in Breslau seyn muß, indem für das ganze weite Feld der Theologie nur drei Professoren angestellt sind, während die Fonds der dortigen Universität fast ganz aus katholischen Stiftungen herrühren. Wir wagen nicht, zu bestimmen, welchen Eindruck diese vertraulichen Zureden der Diöcesanen auf Sr. fürstbischöfliche Gnaden gemacht haben, und bemerken nur historisch, daß die confidentiellen Anfragen der Geistlichkeit von diesem Prälaten dem Oberpräsidenten von Merkel originaliter mitgetheilt worden sind, was unstreitig eine übertriebene Scrupulosität seyn möchte. —

I.

Wenn ich in meiner Broschüre die gewisse Hoffnung aussprach, daß Ihr würdiger Oberhirt der Liebe seiner Diöcesanen und der Ausübung des heil. Amtes, welchem er bisher mit apostolischer Gesinnung vorgestanden, wiedergegeben werden würde, wenn ich diese Zuversicht noch hege, so sind es nicht einzelne Erscheinungen, welche leicht trügen, nicht Aeusserungen der Gesinnung selbst hochgestellter Personen, die leicht sich ändern könnte, welche diesen Glauben in mir hervorgerufen, erhalten und befestigt haben, sondern die Gewißheit, daß allein durch eine vollkommene, und wie die Beleidigung es war, vor den Augen der christlichen Welt dem Mißhandelten dargebrachte Genugthuung, der Frieden jener altdeutschen Landestheile, welche der König als Großherzog vom Niederrhein zu beherrschen übernommen hat, wieder hergestellt werden kann. Es war die innerste Entrüstung über eine Handlung, welche ich in Preußen nicht für möglich gehalten, die mich zum Schreiben bewog; erst später trat die Ueberzeugung von der Reinheit der von dem Hrn. Erzbischofe, wie der heil. Vater in seiner, auf immer denkwürdigen Anrede sagt, mit so großer eigenen Gefahr unüberwindlich verfochtenen Sache hinzu, als die früher von mir gegen die katholische Kirche gehegten Vorurtheile durch die Ergebnisse einer gründlichen und gerechten Untersuchung vernichtet wurden. Mit Recht sagten Sie, daß der König, unser Herr, getäuscht worden. Man hat auf eine unverantwortliche Weise die sehr begreifliche Liebe Sr. Maj. für die evangelische Kirche benutzt, um Maaßregeln herbeizuführen, welche die Einigkeit der Confessionen gestört haben; dieß war einer Parthei erwünscht, welcher jede göttliche und menschliche Ordnung, die wir von unsern Vorvordern überkommen, — die unsern Nachkommen zu hinterlassen, unsre heiligste Pflicht, — ein Greuel, und eine hassenswerthe Schranke des Systems der Willkühr und des Unglaubens ist, welches sie unter dem Namen des Vernunftrechts, der Vernunftreligion verehrt. Es ist

nicht ein Streit der katholischen und evangelischen Kirche, um die es sich handelt, die Sache der katholischen Kirche ist vielmehr die eines Jeden, welchen die Frivolität der Modephilosophie nicht um alle nicht nur kirchliche, sondern selbst christliche Gesinnung gebracht hat; es ist ein Streit des Christenthums mit dem wiedererwachten Heidenthum: weil aber dies der Kampfplatz, so können wir versichert seyn, daß uns der Sieg nicht fehlen, und daß Der unsre Sache führe, Der uns beistehen werde, der da seiner Kirche verheißen hat, daß Er bei ihr seyn werde bis an der Welt Ende. Vertrauen wir also auf Gott, der uns schützen wird, und der die Herzen der Könige in seiner Hand hat, daß er Irrthümer abwende; vertrauen Sie Ihm und bewahren Sie dem Könige die Treue, welche wir Alle ihm, als dem uns von Gott verliehenen Herrscher schuldig sind, eine Treue, deren er jetzt mehr bedarf, als irgend je, und bedenken Sie, daß pflichttreue Gesinnung dann kein Verdienst ist, wenn uns nur das Rechte, nur das von selbst sich Verstehende geboten wird, sondern wir auch dann nicht an der Gesinnung, an der Liebe unsers angestammten Herrschers irre werden dürfen, wenn Forderungen gestellt werden, welchen nachzukommen heiligere Pflichten, als die irdisches Recht auflegen kann, uns verhindern. Dies ist aber der Fall; kein Priester, keine katholische Braut kann, ohne einer Schändung des Sacraments sich schuldig zu machen, den Bedingungen sich unterwerfen, welche das bürgerliche Gesetz ihnen auferlegt; aber eben so wenig liegt jene Bedingung im Interesse des protestantischen Bräutigams, ich wenigstens würde nie einer Frau mein Lebensglück anvertrauen, die selbst der heftigsten und innigsten Liebe die geheiligsten Pflichten opfern möchte, welche die Kirche ihr gegen ihre Kinder und gegen sich selbst auferlegt.

Mit Freude habe ich bisher die Berichte davon vernommen, wie das Rheinische, wie das Westphälische Volk durch keine Verlockung und keine Verführung von dem Beharren auf der Bahn der Glaubenstreue hat abgewendet werden können, daß Spott,

Drohung und Verheißung fruchtlos geblieben sind bei Stämmen, die Deutschland, die unser Preußisches Vaterland zu den Seinen zu zählen nicht stolz genug seyn kann. Ihr theures Schreiben, war mir und vielen Andern (denn ich muß Ihre Verzeihung dafür erbitten, daß ich dasselbe dem Kreise meiner Bekannten mitgetheilt) ein neuer und glänzender Beweis für diese Gesinnung, eine bündige Widerlegung jener, die Ehre des Rheinlandes verletzenden Nachrichten, die alle der Gegenparthei zu Gebote stehenden Zeitungen zu verbreiten suchen, als hätten die Kölner die Wegführung ihres Hirten, die Unterdrückung ihrer Kirche gleichgültig oder gar billigend angesehen. Gäbe es ein Mittel, so unverwerfliche Zeugnisse und eine getreue Darstellung der dortigen Verhältnisse Sr. Maj. vor Augen zu legen, wahrlich bald würden jene Trübsale enden, mit denen wir durch die heimgesucht werden, welche den Sieg der Wahrheit durch ein Gewebe der Täuschung zu hindern gewagt haben, und die allein die Art des Empfanges verschulden, den die Abgeordneten des ehrenfesten Adels Ihrer Provinzen zu erdulden hatten, als sie in ächtdeutscher Gesinnung an den Stufen des Thrones Belehrung suchten über die Wahrheit jener schweren Beschuldigungen, welche man auf das Haupt eines Mannes gehäuft, der durch jedes Band des Blutes und der Genossenschaft ihnen angehörte. Ich halte es daher für die Pflicht eines Jeden, daß er jede Gelegenheit ergreife, um durch Rede oder Schrift die Wahrheit zu den Ohren des Königs zu bringen, daß man sich dadurch nicht zurückschrecken lasse, daß so viele Bitten unerhört, vielleicht unbeantwortet geblieben sind; was hundert Eingaben nicht glückte, kann der hundert Einten gelingen, unter die Augen des Königs zu kommen und den Weg zu seinem Herzen zu finden, welches sonst, die Beweise fehlen nicht, jeder edeln Regung, jedem gütigen Gefühle offen steht.

Noch einmal spreche ich es aus, wie von dem makellosen jeder Pflicht der Ehre, wie des von ihm übernommenen heiligen Amtes gemäßen Verhalten des Hrn. Erzbischofs, wie

von der Gerechtigkeit seiner Sache, bin ich von seiner Zurückführung nach Köln überzeugt, welche zwar aufgehalten und verzögert, aber nicht verhindert werden wird und kann. Pflicht aber, heiligste Pflicht der Gläubigen und besonders derer, die ihm durch das Band der Kirche näher anzugehören das Glück haben, ist tägliches, heiligstes Gebet zu Gott für ihn, ist die öffentliche Darbringung solches Gebetes bei jeder Veranlassung, wie solches ja in der heil. Woche bei der Gründonnerstags-Procession geschehen ist. Pflicht ist das engste Anschließen an die heil. Kirche, und wechselseitiges Ermahnen und Verpflichten zur Beobachtung der Kirchengesetze, wie solches dem Vernehmen nach in den Vereinen katholischer Jungfrauen bei Ihnen auf die löblichste Weise bezweckt wird.

Dank nochmals, innigsten Dank für die schönen Stunden, welche Sie mir durch Ihr Schreiben bereitet haben und noch bereiten, und meine besten Wünsche für Ihr und Aller derer Wohlergehen, die unserer heiligen Sache sich angeschlossen haben und noch anschließen. Indem ich Sie der heiligen Obhut Gottes, mich in Ihr Gebet empfehle, zeichne ich mit höchster Achtung

II.

Noch immer ist bei uns in den bekannten gemischten Ehesachen kein Erfolg zu schauen, ungeachtet die Diöcesanbehörde von vielen Seiten her bestürmt und auch schon veranlaßt wurde, den Oberhirten um endliches kategorisches Resultat anzugehen, um die Diöcesangeistlichkeit durch eine im Sinne der Kirche zu erlassende Instruction zu beruhigen: so erfolgt doch keine Antwort vom Oberhirten. — Nachdem nun auch der Bischof Sedlag zu Pelplin eine Pastoralinstruction erlassen und vom dortigen Provinzial-Oberpräsidenten zur Zurücknahme aufgefordert, unter der Drohung, daß sonst der Oberpräsident die Geistlichkeit von dem dem Bischof gebührenden Gehorsam entbinden würde — dennoch unerschütterlich darauf besteht:

so sind wir armen Schlesier nunmehr die Einzigen, die noch ihr Knie vor den protestantischen Staatsgesetzen beugen sollen! — Der liebreiche Allgütige wolle uns gnädiglich aufrichten und uns auf anderen Wegen — die Ihm allein bekannt und möglich sind — recht bald zu Hülfe eilen. Die Uebermacht des Staats hat gerade einen solchen Bischof haben wollen, dessen Grundsätze denen der Kirche ex diametro widerstreben. Es ist auch keine Hoffnung, daß er sie ablegen und bessere annehmen werde, da er wohl unter allen Bischöfen der einzige seyn mag, dem die Gymnasien unter weltlichen Lehrern besser gedeihen, als unter Geistlichen; dem das kanonische Recht unnütz erscheint, weil ein preuß. Landrecht existirt; dem selbst die Moral und die Patristik nichts taugt, weil sie die Köpfe der jungen Leute verwirre, denen es genug sey die Bibel zu studiren, um ihre Dogmata sich selbst daraus zu formiren; dem selbst die vom Tridentino anempfohlenen geistl. Seminarien nutzlos erscheinen, weil die Seminaristen im spätern Alter heraustreten und deren Unterhaltung der Kirche vergebliche Kosten verursachen würden; dem die von gemischten Ehen sich zurückziehenden Katholiken als eine abgesondert seyn wollende, alttestamentalische Judenkaste erscheinen, welche vor jeder Vermischung mit Heidenvölkern sich verwahrten — dagegen doch die jetzigen Protestanten auch Christen seyen — und man sich mit dem Dogma der alleinseeligmachenden Kirche nicht Preis geben solle ihrem Gelächter! rc. rc.

Diese und ähnliche Grundsätze sind das Eigenthum des Breslauer Fürstbischofs, wie es leider scheint, nicht etwa aus Rücksichten für den Staat allein, sondern mehr aus falscher, verblendeter Ueberzeugung, welche ohne besonderes Gnadenwunder a la Saulus — wohl anders nicht zu heben — nicht zu berichtigen ist.

Schon hatten wir uns einiger Hoffnung des Besserwerdens hingegeben, als unterm 7. Aug. a. c. ein bischöflicher Erlaß — den Canonicus Hrn. Dr. Schöpe als Generalvicar uns anzeigend — an der Stirne zum Erstenmal die Worte

trug: „von des heil. Apostolischen Stuhles Gnaden, Fürstbischof von Breslau ꝛc.“ — allein Mehreres ist nicht erfolgt. — Am schlimmsten ist noch, daß selbst Ehedispensen mit der Clausel aus Rom kommend: *„ut proles in fide catholica educaretur“* — nicht nur in Berlin gleich durch die Randglosse: „diese Bedingung ist null und nichtig“, sondern auch selbst durch die bischöfl. Ausfertigung: „in quantum leges civiles admittunt“ — corrumpirt werden, wodurch nun die Dispensen (versteht sich bei gemischten Ehen — wenn noch ein Impedimentum canonicum obwaltet) — ganz ungültig gemacht werden, wenn die vom apostol. Stuhl gemachte Bedingung umgangen wird. Und solche Fälle sollen in der Diöcese nicht unter die Seltenheiten gehören.

Wenn auch viele der Geistlichkeit dergleichen Grundsätze und Proceduren in der Seele verabscheuen, dagegen kämpfen und wohl auch deshalb als ultramontane Zeloten verfolgt werden, so giebt es — Gott seys geklagt! — auch noch eine bedeutende Anzahl derjenigen, welche einem so verschrobenen, unkirchlichen Systeme huldigen und deshalb auf Beförderung gefaßt seyn dürfen. Ist doch erst neuerlich wieder einer derjenigen mit großem Pomp zum Stadtpfarrer in Liegnitz befördert worden, der vor zehn Jahren Mitverfasser des famösen „festen Sieges des Lichts über die Finsterniß“ gewesen war — Neukirch — ist sein bedeutungsvoller Name. — Gott sey gedankt, daß wenigstens der ältere Theiner, gegenwärtig Pfarrer in Hundsfeld bei Breslau — in sich gegangen seyn soll — als Verfasser der „Kirche Schlesiens“ bekannt. Die frommen Gebete seines Bruders in Rom sollen diese Bekehrung bewirkt haben. — Aus dem hier in Kürze entworfenen traurigen Gemälde wollen Sie ersehen, wie sehr es uns Noth thut — einen heiligen Carolus Borromäus ꝛc. vom Allgütigen zu erbitten, wenn nicht alle Bande sich auflösen sollen. O glückliches Bayern, das sich an eifrigen Oberhirten sonnen und auch eines gottergebenen Regenten sich erfreuen kann!

XXXVIII.

Beobachtungen eines Reisenden über die kirchlichen Verhältnisse der Schweiz.

Oben in dem alten Chur sitzt auf dem Bischofsstuhl der Bischof Johann Georg Bossi, der sechs und achtzigste Nachfolger des heiligen Asimo im fünften Jahrhundert. Das Bisthum ist alt geworden. Darüber hin lasten Krankheiten und Jahre auf dem Bischof; das Domcapitel ist von vierundzwanzig Mitgliedern, welche es noch im Jahre 1792 zählte, auf drei Residentiale und vier Nichtresidirende herabgesunken; der Canzler Buol ist ein Greis von etlich achtzig Jahren. Eine Verjüngung des Bisthums selbst, nicht allein des Personals, würde daher sehr sehr noth thun; sie kann, sie wird erfolgen, wenn, wozu Hoffnung vorhanden ist, die bedeutenden Güter in Tyrol und Vorarlberg, welche am Ende der vorigen Jahrhunderte sequestrirt wurden, wieder frei geben werden.

Daß St. Gallen nach kurzer Vereinigung sobald wieder losgerissen wurde, kann für Chur gleichgültiger seyn, als für jenes, zumal hier die radicalen Machthaber geordnete kirchliche Verhältnisse schwerlich so leicht werden aufkommen lassen. Es stehen sich unter der Geistlichkeit des Canton St. Gallen zwei Partheien schroff gegenüber; diejenige, welche mit dem Recht der Kirche unter dem Volk denjenigen Sinn erhalten will, der durch diese gepflanzt, gepflegt, gefestigt werden soll; dann die Andere, welche unter dem Ruf zum Fortschritt die innere Ordnung untergraben und auch hier jene hohle Aufklärerei treiben möchte, durch welche für das Volk jeder tiefere Halt für die Kirche, selbst die Aufsicht und die sichere Leitung verloren geht. Diese Parthei hat alle politischen Bewegungsmänner auf ihrer Seite, von denen die thätigsten sich, wie leicht zu erachten, an die Spitze der Gewalt gestellt haben; jene hingegen hat durch den Tod des Fürstbischofs Karl Rudolf die äußere Stütze verloren. Es ist dafür gesorgt worden, daß sie in dem trefflichen Administrator Mirer keine neue finde, indem demselben die Verwaltung so erschwert, aller heilsame Einfluß so zu nichte gemacht wird, daß der ausgezeichnete Mann bei der Unmöglichkeit Er-

sprießliches zu wirken, der Last der Geschäfte beinahe erliegt, und sich daneben noch der schmähligsten Verunglimpfung bloß gestellt sieht. Er muß dieses alles vorausgesehen haben, da nur ein päpstlicher Befehl und der Gehorsam gegen diesen ihn bewegen konnte, dem undankbaren Auftrage sich zu unterziehen. Welche Gesinnung da sich geltend machen wolle, davon ein einziges Beispiel.

Ein Geistlicher kam in einem der letzten Jahre an einem Weihnachtsfeiertage in einem solchen Zustande an den Altar, daß es ihm kaum, oder vielleicht auch gar nicht (wir wissen solches nicht mehr genau), möglich wurde, die heil. Messe zu lesen. Der Administrator wollte gegen ein solches Aergerniß die nothwendigen Censuren eintreten lassen. Nicht allein wurde er hierin gehindert, sondern noch öffentlich beschuldigt, er habe einen der achtungswürdigsten Geistlichen, weil dessen Freisinnigkeit ihm zuwider gewesen, zu verfolgen gesucht, so daß er von der weltlichen Gewalt habe müssen in Schutz genommen werden. Daß dem würdigen Manne mit dem päpstlichen Auftrage nicht auf Rosen seye gebettet worden, wird Jedermann einsehen, welcher die jetzigen Zustände des Cantons St. Gallen und den Geist, der in dem dortigen großen Rath herrscht, auch nur von ferne kennt. Nichts daher hält ihn an seiner Stelle, als die Weigerung des Papsts ihm die mehrmals nachgesuchte Entlassung zu gewähren. Daß diese nicht erfolgen kann, rührt aus dem Conflict her, in welchen die St. Gallischen Machthaber mit dem appostolischen Stuhle sich gesetzt haben und dessen Opfer nun Mirer geworden ist.

Eines der bestadministrirten Bisthümer ist das Bisthum Lausanne und Genf (Freiburg in der Schweiz), der Bischof Peter Tobias (Jenny), einer der ausgezeichnetesten, achtungswürdigsten Prälaten. Sein Privatcharakter kann auch von den Gegnern einer wohlgeordneten, sorgsam überwachten kirchlichen Einrichtung nicht angefochten werden. Seine Predigten sollen Meisterstücke christlicher Beredsamkeit seyn, in seinen Fastenmandaten waltet ein ächt apostolischer Ernst, in Verbindung mit reiner Liebe, ohne welche so Glauben als Wissen nichts wäre. Dieselben verdienten gesammelt und besonders herausgegeben zu werden; sie könnten als Erbauungsbuch großen Segen stiften. Der Bischof findet sich mit dem gründlichsten Haß der Volksbeweger in allen katholischen Cantonen beehrt, welchem besonders ein bekannter Schöngeist zu Freiburg in mattem Spott bei Gelegenheit den ungefährlichen Lauf läßt. Bischof Peter Tobias mischt sich nicht in weltliche Angelegenheiten; die Behörden können seinetwegen im Bereich ihres Wirkungskreises nach vollem Ermessen handeln, er weiß wohl, daß hier sein Gebiet

nicht ist; schreiten sie aber in das seinige hinüber, dann finden sie ihn gerüstet und, ohne die Achtung gegen die Staatsgewalt aus den Augen zu setzen, sucht er allfällige Uebergriffe abzuwehren. Vornehmlich ist es das Gebiet des Jugendunterrichtes, welches er, als seiner Obsorge unterworfen, in Anspruch nimmt, daher es vielleicht noch nirgend weniger, als im Canton Freiburg gelungen ist, die Schule von der Kirche abzulösen und jenes moderne pädagogische Experiment durchzuführen: den Unterricht auf eine bloß materielle Grundlage zu bauen.

Es macht einen angenehmen Eindruck, die Geistlichkeit des Bisthums Lausanne stets und überall im Priesterkleide und mit dem Priesterhut zu erblicken. Man hat dieß meist in Deutschland gleich einem veralterten Vorurtheil abgelegt. Räumen wir für den Augenblick ein, jener Gebrauch seye ein Extrem, so möchten wir uns die bescheidene Frage erlauben: ob das neuere Extrem, nach welchem ein Geistlicher in grauer Kappe, mit Stiefeln, aus der Tasche hervorragenden Tabakspfeiffe einherschreitet, wonach man ihn eher für einen Schenkwirth oder für den Barbier des Dorfes halten möchte, als für den Diener Gottes, anständiger, würdiger, heilsamer seye? Christus sagt: stellt euch nicht dieser Welt gleich. Es wird kein Vernünftiger diesen Ausspruch auf das Aeußere beziehen wollen; ob aber der äußerliche Unterschied nicht wesentlich dazu beitrage, auch den eigentlichen, unter jenen Worten Verstandenen sorgsamer zu bewahren, das zu beantworten bleibe dem Ermessen eines jeden überlassen, der die Menschen nimmt, wie sie sind. Es giebt solche, die stets von dem Geist sprechen, und wie dieser der äußern Hülfsmittel gar nicht bedürfe, aber sie vergessen nur zu gerne, daß auch der Geist eine Hülle hat und hienieden haben muß; daß diese ihn zwar nicht ersticken soll, daß er aber auch in den meisten Fällen ihrer nicht entbehren kann.

Wo eine wohlgeordnete Einrichtung des Heerwesens besteht, ist es den Offizieren verboten, sich an öffentlichen Orten anders als in Uniform zu zeigen. Es mag dieß allerdings ein unbequemer Zwang seyn, den ihnen ihr Stand auferlegt; aber eben dieser Zwang verhütet, daß sie in gewöhnlichen Kneipen mit den Soldaten sich gemein machen, hiedurch das nöthige Ansehen einbüßen oder gar einer Vertraulichkeit mit ihren Untergebenen sich überlassen, wodurch jede Aufrechthaltung von Zucht unmöglich würde. Der Offizier, der auch nicht seine Person schonen will, muß doch sein Kleid schonen, dessen Beschimpfung diejenige der Person, auch wider seine Meinung, nach sich ziehen müßte. Es kann aber keine Autorität, seye es segnend, abwehrend oder zurückhaltend einwirken, wenn dieselbe nicht zuerst Achtung her-

vorruft, nicht gebietend, sondern als natürlichen Ausfluß des Verhältnisses, zumal da, wo dasselbe ausschließend auf einer moralischen Unterlage ruhen soll. Daher ist auch in den ehemaligen Republiken das Ansehen der ersten Magistratspersonen wesentlich dadurch begründet worden, daß sie sich von andern zwar nicht abgesondert, aber doch mehr zurückgezogen haben, als heutzutage, wo man sich gemein macht, um sogenannte Popularität zu erwerben.

Aber die freiburgische Geistlichkeit gründet das Ansehen, worin sie steht nicht auf den Priesterrock, sondern auf pflichtgetreue Erfüllung ihres Berufes. Man hat derselben vorgeworfen, sie seye der Vervollkommnung der Schulen, den Fortschritten des Unterrichtes abhold. Dieß mag wahr seyn, wenn man dasjenige vorzugsweise ins Auge faßt, was gewisse Leute für erste und letzte Bedingung, für das heilbringende Wesen jener Vervollkommnung und dieses Fortschreitens ausgeben. Hievon abgesehen, nimmt sich die Geistlichkeit in Freiburg der Schulen mit wahrem Eifer und unter größerer Aufopferung an, als manche derjenigen, welche mit dem jetzt grassirenden Treiben im Schulwesen behaftet sind. Es liegt ein Memoire, presenté a Monseigneur l'evêque de Lausanne et de Genève par le venerable Clergé du Canton de Fribourg, au sujet de la derniere loi du grand Conseil sur les ecoles primaires vom Jahr 1834 vor uns, aus welchem eine lobenswerthe Sorge um das wahre Wohl der Schulen uns recht erfreulich anspricht. Die Geistlichkeit erklärt sich darin 1) tiefgekränkt, daß bei Erlassung des Schulgesetzes vom 20. Mai 1834 die Bemerkungen des Bischofs gar nicht berücksichtigt worden seyen; 2) daß die Geistlichkeit weder ihr Beaufsichtigungsrecht der Schulen, noch das Bestreben um einen christlichen Unterricht je aufgeben werde; 3) daß sie sich das Recht, die Schulbücher und zwar alle, nicht allein diejenigen für den Religionsunterricht *), zu prüfen und allfällig dem Bischof Nachricht darüber zu erstatten, nicht rauben lasse; 4) daß sie gegen unwürdige Schulmeister demselben fernerhin Vorstellungen machen werde (denn ganz sachgemäß mußte sonst jeder Lehrer die Bestättigung des Bischofes nachsuchen; 5) daß sie, bei aller Achtung vor dem Staat, in solchen

*) Der Bischof sagt in dem erwähnten Schreiben an den grossen Rath treffend: Qui ne sait, en effet, que l'impieté distille partout ses poisons, et que toute espèce de mauvais livres, abrégés d'histoire, geographie ancienne et moderne, traités de droit, livres de lecture, pour tous les ages et pour tous les etats ont été et continuent a être exploités au profit de la licence et de l'incredulité?

Angelegenheiten nur Weisungen von dem Bischof annehmen werde; 6) endlich dankt die Geistlichkeit dem Bischof für seine beim großen Rath gemachten Einwendungen, in Betreff der Verfügungen über die Secundarschulen und eine sogenannte Normalschule, und erklärt ihre Ueberzeugung, daß ohne Theilnahme des Bischofs weder eine Schule errichtet, noch eine solche von seiner Aufsicht ausgeschlossen werden könne.

Die Geistlichen mancher deutschen Kirchenprovinz werden über einen Clerus, der mit solcher Einmüthigkeit vor seinem Bischof erscheint, dessen Befugnisse so offen anerkennt und so entschlossen verficht, und der für Aufrechthaltung ihrer beiderseitigen Rechte sich so freimüthig erklärt, die Nase rümpfen, und die modernen Schulmänner werden mit Abscheu eine solche Ueberwachung der Schulen von der Hand weisen; denn der Schulmeister soll ja die Kinder nur in dem Wissenswerthen für das bürgerliche Leben unterweisen, und darüberhin den erforderlichen Aufklärungsfirniß auftragen, in welchen die Hand eines gewissenhaften Geistlichen auf höchst ungeschickte Weise hineinfahren könnte.

Uebrigens ersehen wir aus einem, dem Memoire beigefügten Anhang, daß die freiburgische Geistlichkeit nicht bloß zu fordern, sondern auch zu leisten weiß. Dieser Anhang führt eine lange Reihe von Schulstiftungen und Vermächtnissen zum besten von Schulen auf, ausschließlich von Geistlichen herrührend. Oben an steht als Wohlthäter der vorige Bischof Maximus, der sein Vermögen dem Seminarium, den Primarschulen und den Armen zu gleichen Theilen hinterließ. Mehrere Geistliche haben sich um die Schulen ihrer Gemeinden auch dadurch verdient gemacht, daß sie Jahre durch unentgeldlich den Unterricht übernahmen. Alles dieses gewinnt um so höheren Werth, wenn man weiß, daß im Durchschnitt die freiburgische Geistlichkeit äußerst dürftig dotirt ist, und manches Beneficium, selbst manche Pfarrei ihren Mann nur kümmerlich nährt.

Von Lausanne gehen wir in das Bisthum Basel über, der Bischof Joseph Anton (Salzmann, von Luzern) ist einer der frömmsten, gewissenhaftesten Geistlichen, die man finden kann. In ruhigen Zeiten und bei einem geregelten Gang der Dinge wäre er eine wahre Zierde des Episcopats. Er ist es auch jetzt, wenn man ausschließlich guten Willen, treue Erfüllung der Obliegenheiten, Demuth und manche andere priesterliche Vorzüge ins Auge faßt; seinem Wandel nach ist er ein wahres Vorbild der Heerde; aber den gegenwärtigen Zeiten, mit dem Conflict gegen ein halbes Duzend verschiedenartig gestimmter Regie[illegible] er nicht gewachsen. Ist es doch so weit gekommen, daß [illegible]gau die Besprechung einiger wohlgesinnter Männer mit

ihrem Diöcesan über kirchliche Verordnungen von der Regierung jenen als Recurs an eine fremde Macht officiell und selbst in gerichtlichen Acten ausgelegt wurde, ohne daß der Bischof seine Stimme hiegegen erhoben hätte; daß er auf einen untergeschobenen Brief, welcher ihm der neubernische Schultheiß Tavel vorlegte, den allgemein geachteten seligen Pfarrer Cuttat von Pruntrut, ohne ihn gehört zu haben, von seiner Stelle entfernte, und als später das Falsum entdeckt wurde, keine Reclamationen erhob; auch die Wiedereinsetzung desselben nicht wagte; daß er aus bloßer Gefälligkeit gegen die aargauische Regierung dem Mordbrenner Welti in dem Kerker die Weihe nehmen ließ, ohne zu bedenken, daß was auf solemne Weise gegeben wird, dem Unwürdigen in gleicher Weise müsse genommen werden; daß er mancherlei Eingriffe in die bischöflichen Befugnisse duldete, ohne irgend welche Einsprache laut werden zu lassen, oder Verwahrung dagegen einzulegen. Man weiß, daß ihn der Zustand, in welchen die Kirche allmählig versetzt wird, die andauernden Bestrebungen gegen dieselbe, tief schmerzen, aber er steht in der Meinung: durch Nachgeben, Zusehen und Schweigen Schlimmeres verhüten zu können.

Im Durchschnitt beweist das Volk des größern Theiles dieses Bisthums noch treue Anhänglichkeit an die Kirche, einen warmen christlichen Sinn. Nur in sehr wenigen Theilen ist jene wankend, diese lau geworden. Die Lycäen zu Solothurn und zu Luzern haben als Bildungsanstalten der Geistlichen seit Anfang dieses Jahrhunderts trefflich gewirkt, aus beiden ist ein treuer, gewissenhafter und an wissenschaftlicher Bildung keineswegs vernachlässigter Clerus hervorgegangen. In Solothurn wohnten die Professoren in klösterlicher Gemeinschaft und ersetzten hiedurch den Mangel einer genügenden Ausstattung, die Studirenden fanden in ihnen nicht nur Lehrer, sondern väterliche Freunde, die mit Anleitung, Rath, und nöthigenfalls auch freundlicher Zurechtweisung stets zur Hand waren. Für den Canton Luzern ist, neben andern würdigen und ausgezeichneten Männern die Wirksamkeit der Professoren Widmer und Gügler von unnennbarem Segen gewesen. Es dürfte schwerlich ein Ländchen von gleichem Umfange geben, welches einen solchen würdigen, frommen und achtungswerthen Clerus aufzuweisen hätte. Sollten Namen genannt werden, wir wären nicht verlegen, mehrere heraus zu heben, welche auch in weitern Kreisen nicht unbekannt sind.

Aber die Wirksamkeit beider Lycäen war nicht nach dem Sinne der jetzigen Tonangeber. Eine Geistlichkeit, welche in die wirbelnde Bewegung sich nicht wollte hineinziehen lassen, schien ihren Planen

wenig angemessen; mußten doch die bessern Principien in ihr einen Haltpunkt und durch sie auch unter dem Volke größere Anerkennung finden. Wurde der jüngere Nachwuchs in gleichem Sinne gebildet, so konnte es keinen Anschein haben, daß jenes Wort, welches dem verstorbenen Schultheiß Eduard Pfyffer in einem unbewachten Augenblicke etwas voreilig einst entschlüpft war: er hoffe es dahin zu bringen, daß die Schulmeister aus den Fenstern der Pfarrhäuser hinausschauen sollten, sobald verwirklicht werden möchte. Die Lycäen von Solothurn und Luzern waren Strebepfeiler des gesammten Gebäudes, welches zu fernerer Beglückung des Volkes von Grund aus zerstört werden soll. Sie mußten darum zerbröckelt werden. Unter dem Vorwand einer zeitgemäßen Reorganisation, wurde in Solothurn das gemeinsame Leben aufgehoben, wurden an beiden Orten die gewissenhaftesten Lehrer entfernt, und andere, zum Theil aus Deutschland, berufen, deren Abweichung von der kirchlichen Lehre oder deren Uebereinstimmung mit den auf dem Regentenstuhle erhobenen Doctrinen als genügende Garantie für Kenntniß, Lehrfähigkeit und Bildungseifer angenommen wurde; z. B. fand ein gewisser Fischer, der in München hinreichend bekannt ist, eine Anstellung an der luzernischen Anstalt, wo er sich bemüht, die jungen Leute, die dem geistlichen Stand sich widmen sollen, zu unterweisen, daß sie sich an das Tridentinum nicht zu halten u. dgl., in seinem Leben dann das erbauliche Bild vorstellt, wie ein Geistlicher nicht seyn soll. Der vormalige Pfarrer Christoph Fuchs scheint vorzüglich durch eine Rede bei einem Freischießen (und man weiß, wie solche lauten müssen, wenn ihnen Beifall zujauchzen soll) sich zum Professor der Theologie habilitirt zu haben, wiewohl zu seiner Ehre gesagt werden muß, daß er nicht mehr in der frühern Gunst steht. Dafür aber zerfielen auch sofort die beiden Anstalten, das Vertrauen zu denselben verschwand und die Frequenz beider hat seit vier Jahren unglaublich abgenommen, ungeachtet für diejenige in Solothurn der Aufwand auf eine für die Staatskasse höchst fühlbare Weise vermehrt worden ist. Auch da walten nicht mehr jene schlichten Priester, welche durch Wort und Leben Lehrer der Jugend, einer Jugend, die von frühe an zur Entsagung, Ergebung, Genügsamkeit, Reinheit angeleitet werden soll, gewesen waren, sondern Leute, welche dem Zeitgeist und allem, was dieser fordert, besser zu huldigen wissen.

Im Allgemeinen aber bietet die katholische Schweiz in kirchlicher Beziehung einen sehr erhebenden Anblick, das schöne Denkmal eines in das Leben eingegangenen kirchlichen Sinnes, dar. In den größern Fle-
[illegible]t man Kirchen, wie sie durch Deutschland in kleinern Städten

selten angetroffen werden; selbst über das unbedeutende Dorf ragt ein geräumiges, heiteres, wohlgebautes, rein gehaltenes Gotteshaus empor; die Thürme haben etwas Leichtes, Gefälliges; selten fehlt einem eine Kuppel, oder eine in die Lüfte hinanstrebende Spitze. Ueberall prangt von ihren Höhen das vergoldete Kreuz; nirgends sieht man jene schwachen Mauermassen mit dem schwerfälligen Ziegeldach an zwei Seiten. In ein harmonisches Geläut, bisweilen von drei, vier, selbst mehrern Glocken, haben die einfachsten Dorfgemeinden ihren Stolz gesetzt. Man staunt oft über die Größe der Glocken. Die Kirchhöfe, die Gotteshäuser umringend, sind frei gehalten von überwucherndem Unkraut, die Gräber sorgfältig abgetheilt, in der Regel von kleinen Nelkenbüschen, auch wohl andern Blumen bewachsen, zwischen ein stets gejätet. An den frisch gesetzten Kreuzen hängt häufig der kleine Weihwasserkessel mit dem Sprengel; der Stoff, die Form der Kreuze zeigt, daß man auch die Todten zu ehren wisse. Durchs Land sind viele Kapellen zerstreut, auf einsamer Bergeshöhe, am schattichten Waldsaum und den grünen Matten, wo irgend ein denkwürdiges Ereigniß sich zutrug, eine schauervolle That zur Sühne gemahnte. Man legt nicht leicht eine Stunde zurück, ohne ein Bildhäuschen (gewöhnlich in gutem, baulichem Stande), oder ein Crucifix zu finden. Hier bezeichnet es dem Wanderer die erstiegene Höhe und ladet zum Anblick über die Landschaft ein, dort steht es, von uralten Linden beschattet und will im erfrischenden Genuß der Kühlung seinen Sinn nach oben ziehen; an mancher Stelle ist gegenüber ein Betschemel angebracht; so viele Zeugnisse des frommen Sinnes, einer einfachern, geruhigern Vergangenheit, wohlthuend auch jetzt noch für jeden, dessen Empfänglichkeit für das Höhere in dem alles ergreifenden Treiben unseres wirbelnden Zeitalters noch nicht erstickt ist.

Im katholischen Jura, Theil des ehemaligen Territorialbesitzes der Baselschen Bischöfe, hat die französische Revolution den gesunden, kirchlichen Sinn nicht austilgen können. Treue, der Kirche aufrichtig ergebene Geistliche genießen dort allgemeine Achtung, und solche, die ihre Mission mehr der Gunst der jetzigen Regenten, als der innern Würdigkeit verdanken, finden eine lautsprechende Protestation in den leeren Kirchen. In schweigsamem Dulden hat das Volk im Jahre 1834 die von seinen Gebietern anbefohlene Landesversetzung durch zahlreiche Kriegsknechte ertragen. Es hatte nämlich kurz vorher dem großen Rath von Bern eine ehrerbietige Petition eingegeben: die Beschlüsse der Badener-Conferenz, ein verspätetes Aufwärmen josephinischer Verfügungen, möchten doch nicht angenommen werden;

8000 Unterschriften hätten wohl als verständliche Erklärung des (ein paar Jahre früher so hoch gestellten) Volkswillens gelten mögen; mehrere Bataillone Executionstruppen brachten die Antwort. Während diese einrückten, wurden die Steuern eingezogen, und nie, berichteten die Beamten, seyen dieselben so willig und so pünktlich entrichtet worden, gleichwie sie sonst, auch nachdem die Abweisung jener Petition bekannt geworden war, über keinerlei Unfug oder Ruhestörungen Klage zu führen im Fall waren. Zum Unglück kam die Correspondenz des kleinen Rathes in Bern und seiner Vollziehungscommissarien mit den Oberamtmännern dieses Cantontheils in unrechte Hände; sie wurde herumgegeben und steht nun als bleibendes Denkmal des schamlosesten Machiavellismus in Verbindung mit der grellsten Gewaltthätigkeit. Namentlich zeichnete sich dabei durch Verdächtigungen, Eigenmächtigkeiten und Lügenberichte der Oberamtmann von Pruntrut aus, Namens Choffat, dem deswegen nicht ohne Grund irgendwo die Benennung eines neuen Sejans gegeben wurde; der vielköpfige Tiberius sitzt in Bern. Die Oberamtmänner, welche die Wahrheit getreu berichtet hatten, wurden nachher ihrer Stellen entsetzt; der geschmeidige (oder, wie man solche Leute oft nennen hört — der brauchbare) Choffat blieb in seiner Stelle und fortwährend bei gleicher Amtsthätigkeit bis auf den heutigen Tag. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß der Schultheiß Tavel, als Bevollmächtigter im Jura, durch das erwähnte unterschobene Schreiben bei dem Bischof die Absetzung des sehr geachteten Dekans Cuttat erwirkte; einige andere Geistliche mußten sich flüchten, einer wurde gefangen gesetzt, und erst lange nach der erhobenen Klage frei gesprochen, ohne deßwegen seinem Amte und seiner Gemeinde wieder gegeben worden zu seyn.

(Beschluß folgt.)

XXXIX.

Patriotische Phantasien.

I.

Zu den wohlgemeinten, aber nichts weniger als wohlthätigen Liebhabereien unserer Zeit gehört die Sucht, in kleinen Dörfern große Schulhäuser zu bauen. Es ist dies eine ziemlich allgemein herrschende Krankheit, und wer Deutschland durch-

wandert hat, dem ist es gewiß sehr oft begegnet, daß er mitten unter einfachen, anspruchslosen Bauernhäusern oder unter den Hütten der bittersten Noth und Armuth, ein Gebäude stolz sich erheben sah, was so wenig zu seiner Umgebung paßte, wie ein Städter, der in einem Fracke nach dem neuesten Schnitte unter den arbeitenden Bauern herumgeht, und in der Tasche mit seinen Goldstücken klirrend spielt. Der Reisende muß glauben, es habe irgend ein Bewohner des armen Dorfes in der weiten Welt sein Glück gemacht, und sich diesen Ruhesitz erbaut, oder ein landlustliebender Städter habe hier sein Sanssouci aufgeschlagen. Fragt er aber einen vorübergehenden Bauer nach dem Namen des Glücklichen, so erhält er gewiß zur Antwort: „das ist das neue Schulhaus, welches die Gemeinde hat bauen müssen".

Die Sache scheint unbedeutend, ist aber von bedeutendern Folgen, als man glauben möchte. Denn einmal stehen die Kosten eines solchen Baues nur zu oft durchaus in keinem Verhältnisse zu dem Vermögen der Gemeinde, der man ihn, von allgemeinen Grundsätzen der Volksaufklärung ausgehend, aufbürdet. Die wichtigsten und allernothwendigsten Bedürfnisse müssen darunter leiden, nur damit ein elendes Dorf mit einem prächtigen Schulhaus kokettiren kann. Die Gemeinde muß vielleicht einen Wald verkaufen, ihre Armen müssen frieren, oder ein alter, von den Vätern geerbter Hof wird verganter, und die Kinder müssen hungern, allein sie können dafür in ein Schulhaus gehen, dessen keine Stadt sich zu schämen hat.

Doch dieß ist nicht das einzige Mißverhältniß. Man kann in der Regel annehmen, daß der Bauer eines jeden Landes, da er den Launen conventioneller Moden nicht ausgesetzt ist, in seinem Hauswesen, wie im Baue seines Hauses, sich nach der Natur seines Landes richtet. Die Noth lehrt ihn jeden Vortheil zu benützen, er weiß wie weit seine Mittel reichen, und er, der jeden Tag mit Sturm und Unwetter zu kämpfen hat, weiß auch am besten, mit welchem Rocke und mit welchem Dache er sich dagegegen schützen kann. Seine Tracht, seine Lebensweise

und seine Bauart ist daher seiner Natur und den Verhältnissen seines Landes und Standes angemessen. Nun aber wird er gezwungen, nach irgend einem antiken oder modernen Plane kein Land- sondern ein Stadthaus zu bauen. Statt eines weitvorspringenden Daches, z. B. das ihn und seine Früchte vor Regen und Schnee schützt, baut er ein kurzes, wie es die Städter haben. Seine Kinder an die bescheidenene, aber trauliche Bauernstube gewöhnt, gehen über hohe Treppen in anspruchsvolle Säle, die städtische Bedürfnisse in ihnen erwecken und sie die Dürftigkeit des Vaterhauses schmerzlich empfinden lassen, ohne daß ihnen die nackten weißen Wände dafür eine Befriedigung geben könnten.

Anderer Seits sieht das neue Schulhaus wie mit stolzer Verachtung auf seine bescheidenen Nachbarn hernieder. Dadurch fühlt sich die Eitelkeit, die so gut eine Bäuerin wie eine Städterin ist, beleidigt. Wer nun ein Haus baut, der will es nach dem Plane des neuen Schulhauses bauen. Da seine Mittel aber hiezu nicht hinreichen, so fällt dies natürlich sehr armselig und kläglich aus. Und durch diese Sucht der Nachahmung geschieht es, daß die schönsten und behaglichsten Bauerndörfer in manchen Gegenden mehr und mehr einen Charakter von langweiligen elenden Vorstädtchen annehmen, die man viel eher für die Wohnung von allerlei zusammengelaufenen Handwerksleuten als von angesessenen Bauern hält.

Die Mittel, diesem Mißverhältnisse vorzubeugen, sind sehr leicht und einfach. Einmal baue man nicht mehr und keine größeren Schulhäuser, als es das Vermögen der Gemeinden erträgt. Denn ich kenne selbst einen Baumeister, der trotz seiner Liebe zum Bauen, nur mit schwerem Herzen jeden solchen Bau beginnt, weil es zum Fluche und zum Ruine derer geschieht, die man damit beglücken will. Andererseits aber baue man sie nicht nach griechischem, oder italienischem, oder französischem Style, sondern nach dem in jeder Gegend [illegible]lichen Style eines ehrlichen deutschen Bauernhauses, wo

Bauernkinder und nicht Stadtkinder zur Schule gehen sollen. Hier bleibt dem Baumeister noch hinlänglich Spielraum, in Zweckmäßigkeit und Zierlichkeit mit den übrigen Häusern zu wetteifern und auf diese Weise wird das seine wirklich zum Muster dienen. Wie die Sachen jetzt aber stehen, sehen wir leider nur zu oft die lächerliche Erscheinung, daß die Städter in reichen Gartenanlagen, mit einer gewissen Affectation der Natürlichkeit, sich zierliche Bauernhäuser bauen, während die guten Bauern aus allen Kräften sich bemühen, von Dünger und Mistpfützen umgebene Caricaturen von armseligen Stadthäusern zu bauen nach dem Muster ihres neuerbauten Schulhauses.

XL.

Glosse.

Wir haben uns über die Verhältnisse des Klosters Muri in diesen Blättern ausführlich ausgesprochen. Seitdem ist die traurige Nachricht eingetroffen, daß der würdige Prälat dieses Stiftes, gleich dem Pfarrer Cuttat, als ein verfolgter Flüchtling, ein Opfer republikanischer Tyrannei gestorben ist. Zugleich melden öffentliche Blätter auch, die Regierung von Aargau habe, getreu dem Geiste der von ihr verübten Staatsstreiche, den Verkauf einiger Güter dieses Klosters dictatorisch befohlen, und den rechtmäßigen Eigenthümern jede Protestation gegen diese gewaltsame Beraubung untersagt. Da nun aber bekanntlich das Kloster Muri zum großen Theil eine fromme Stiftung der Fürsten des Hauses Habsburg ist, und da die Nachkommen dieses Hauses bekanntlich noch fortblühen, so läßt sich eine derartige Verfügung mit den ersten und einfachsten Grundsätzen des Rechtes nicht reimen. Will die Regie-

rung von Aargau innerhalb ihres Dominiums keine religiöse Stiftung dieser Art, trotz der von ihr im Bundesvertrag beschworenen Pflicht, dulden, so fällt das Gut an seine ursprünglichen Stifter, die Nachkommen des Hauses Habsburg, zurück, die dasselbe anderwärts, dem Willen ihrer Vorfahren gemäß, verwenden können.

Da dieses Haus im benachbarten Tirol den Kirchen und Klöstern ihre in der Napoleonischen Zeit entzogenen Güter wieder restituirt hat, so wird es schwerlich geneigt seyn, zu dulden, daß die Stiftungen seiner frommen Ahnen in der Schweiz ein Raub rechtsloser Willkühr werden. Jenen republikanischen Zwingherren aber, den Bastardsöhnen des französischen Liberalismus, gelten ohne Zweifel die Worte eines neueren Dichters:

Wir hoffen von der Zukunft viel,
Das Recht soll wiederkehren,
Und länger nicht der Willkühr Spiel
Das deutsche Volk entehren.

Dir nicht, entartetes Geschlecht!
Dir wird das nicht verkündigt,
Du hast mit fremder Magd und Knecht
Dich gar zu sehr versündigt.

XLI.

Zeitläufte.

Wir sind jüngst wegen einer literarhistorischen Bemerkung, die wir gelegentlich in einem frühern Artikel machten: daß nämlich der einzige im Kampfe der preußischen Regierung gegen die katholische Kirche auf Seite der erstern stehende Schriftsteller, der seinen Standpunkt über der gemein revolutionären Gesinnung genommen ein Jude sey, — hart angelassen worden. — Ein ungenannter Schriftsteller hat uns seine gleich im Beginne jenes Streites erschienene Broschüre eingesandt*) und sich über die Ungerechtigkeit beschwert, daß er mit dem „schmutzigen Troß" derer in eine Classe geworfen werde, die sich der protestantischen Sache zu bemächtigen versucht hätten. Er legt Berufung ein an unser Gerechtigkeits- und Wahrheitsgefühl, und will die Allianz mit seinen Kampfesgenossen, die er — schwerlich mit Unrecht! — als „Gesindel" qualifizirt, in keiner Weise anerkennen. Er nimmt somit für sich und seine Freunde, die mit ihm gleichen Sinnes seyn mögen, eine mittlere Stellung zwischen dem „poetischen Juden", J. Jakoby und seinen protestantischen Glaubensbrüdern in Anspruch und hat sonach ein unleugbares Recht: von uns, dem Verfasser der Zeitläufte, Rede und Antwort zu verlangen: ob wir diese neutrale Mitte anerkennen?

Vor aller Discussion sey uns ein Wort gestattet, das die schriftstellerische Persönlichkeit betrifft, und manche Mißverständnisse und unnütze Erörterungen abschneiden mag. —

Wir, die Schreiber dieses, haben von der Existenz der

*) Die Allokution des Papstes Gregor XVI. vom 10. Dez. 1837. Mit einem Nachtrage über Görres Athanasius. Hannover 1838.

in Rede stehenden Broschüre durch die erwähnte Zusendung derselben die allererste Kenntniß erhalten. — Das Büchlein ist wohl nur in einem sehr engen Kreise beachtet worden. Keines der beiden Heere, die kampfgerüstet auf dem Gebiete unserer Literatur gegen einander stehen, hat darauf Feuer gegeben, unsers Wissens haben die Schildwachen es nicht einmal angerufen. So hat es von beiden Theilen unbemerkt in Frieden vorüberziehen können. Es hat in der öffentlichen Meinung keine Furche hinter sich gelassen, — und in der Auffassung der Sachlage auf der einen oder andern Seite nichts Erhebliches geändert. — Hätten wir zu dem, von dem Herrn Einsender der Broschüre getadelten Ausspruche noch ausdrücklich die Beschränkung gefügt, die sich stillschweigend gewissermaaßen von selbst versteht: daß wir nur von jenen Schriften sprechen wollten, die auf irgend eine Art die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, — gewiß würde er selbst gegen das Urtheil, welches seinen Unwillen erregte, nichts einzuwenden haben. — Dieses Nichtbeachtetwerden von der Welt entscheidet freilich nicht, weder über das Verdienst des Buches noch über das des Verfassers, ist aber auch nicht unsere Schuld. — Wir erwähnten desselben bloß als nothgedrungene Vertheidigung gegen die Anklage: daß wir uns der protestantischen Erbsünde, des geflissentlichen Ignorirens schuldig gemacht hätten.

Dermalen haben wir aber die Schrift gelesen, deren Nichtkenntniß uns zum Vorwurf gemacht ward, wir freuen uns sie kennen gelernt zu haben, danken dem Verfasser für deren Mittheilung und wollen ihm unsre freimüthige Meinung länger nicht vorenthalten.

Was seine Person betrifft, so glauben wir weder zu irren, noch die Rechte der Anonymität zu verletzen, wenn wir unsern Lesern verrathen: daß wir uns nicht bloß einem der hellsten Köpfe, den vielleicht das gesammte nördliche Deutschland besitzt, sondern einem Manne gegenüber [illegible] der wie Wenige ausgezeichnet ist durch Welt-

erfahrung und Scharfblick, durch Umfang der Kenntnisse und Reinheit des Charakters. Seine hohe Stellung im Leben hat ihm frühzeitig einen weiten Gesichtskreis eröffnet und ihn über manche Vorurtheile weggehoben, in denen Viele seiner Confessionsgenossen befangen sind. Die äußere Form und Haltung seiner Polemik ist aus allen diesen Gründen durchgängig würdig und gentlemanlike; wir würden uns selbst beschimpfen, wollten wir ihn mit den übrigen Advokaten der Sache die er vertritt, ohne Weiteres „in einen Topf werfen“. —

Der Inhalt seiner Schrift umfaßt zwei verschiedene Gegenstände. — Sie betrifft erstens das Attentat gegen den Herrn Erzbischof von Köln, so wie das, was diesem bedauerlichen Mißgriffe vorausging und folgte, und entwickelt zweitens bei dieser Gelegenheit in wenigen Grundzügen ein vollständiges System inhaltsschwerer Ansichten über das Verhältniß des Protestantismus zur Kirche.

Der erst genannte Bestandtheil der Broschüre ist die am wenigsten bedeutende Seite derselben und schwerlich geeignet, großes Interesse zu erregen. Hierin liegt die wahrscheinliche Ursache, daß sie, wenigstens von dem größern Publikum, so gänzlich übersehen werden konnte.

Von desto größerm Werthe ist das zweite Element derselben: die allgemeine Theorie und Lehre, worauf sich des Verfassers Urtheil gründet, in so weit es die Kölner Sache betrifft. — Wie Unrecht thut uns der geehrte Herr Verfasser, wenn er uns die Absicht beimißt, seine desfallsige Lehre secretiren zu wollen! — Im Gegentheile — nichts kann uns erwünschter seyn, als eine Veranlassung, jene so interessante, nicht auf der Oberfläche liegende Richtung des Protestantismus besprechen zu können, die uns nicht unbekannt war, unsers Wissens aber noch niemals ein so geistvolles und beredtes Organ gefunden hatte. Wir haben lange auf eine passende Gelegenheit gewartet, das an den Tag zu legen, was wir diesem „milden und versöhnlichen“ Protestantismus zu sagen haben,

und hätten keine bessere finden können, als eine Schrift, an der nicht hoch genug zu rühmen ist, daß wir in ihr endlich einmal auf einen Gegner der Kirche stoßen, der aus dem Dunstkreise von Perfidie und platter Bornirtheit heraustritt, welcher die Atmosphäre der gewöhnlichen Kämpen des heutigen Protestantismus ist, in deren Würdigung wir mit besagtem Gegner völlig übereinstimmen.

Wir übergehen daher mit Stillschweigen, was sich in jener Schrift auf das Kölner Ereigniß bezieht. — Der Verfasser wolle hierin einen Beweis unserer Billigkeit und unserer Achtung nicht verkennen. — Als er seine Broschüre schrieb, konnte er viele, seitdem an's Tageslicht gekommene Actenstücke, er konnte namentlich die römische Staatsschrift vom 4. März 1838 nicht kennen. — Hätte er, um ein Beispiel zu wählen, gewußt, wer die bekannte Zuschrift verfaßt hat, die der Bischof von Trier sechs Wochen vor seinem Tode an den heil. Vater richtete, hätte er gewußt, wie jener Prälat zur Unterschrift derselben bewogen ward, — er würde sie nicht als den Ausdruck der Gesinnung des letztern citirt, noch auch sich auf den Contrast berufen haben, den sie allerdings mit dem Widerrufe des sterbenden Bischofs bildet. — Eben so wenig würde er die Allocution Gregors XVI. in der Weise, wie er es gethan, angegriffen haben, wenn er damals schon die Beilagen zur erwähnten römischen Staatsschrift beherzigt hätte. — Vielleicht hätte er alsdann überhaupt das mißliche Geschäft: die Gefangennehmung des Hrn. Erzbischofs von Köln rechtfertigen zu wollen, gänzlich aufgegeben. Einer solchen Aufgabe war selbst ein Talent, wie das seinige, nicht gewachsen, und es muß jedem Verehrer seines ausgezeichneten Geistes ein peinigendes Gefühl erregen, wenn er die ohne Urtheil und Recht verhängte Gefangenschaft des Kirchenfürsten in einer Weise vertheidigt sieht, wie dieß S. 10 und 11 der in Rede stehenden Schrift geschehen ist. — Seinen Argumenten scheint uns, wenn wir auf den Kern der Sache gehen, ein Gedankengang zum Grunde zu liegen, der nicht besser, sondern nur unkla-

allein ist, als der folgende: Strafe, im juristischen Sinne, ist nur da vorhanden, wo in Folge eines Verbrechens nach vorgängigem Processe über den Schuldigen ein Uebel verhängt wird; der Erzbischof von Köln hat weder ein Verbrechen begangen, noch ist ihm der Proceß gemacht worden, folglich kann die ihm widerfahrene Beraubung seiner Freiheit gar nicht als Strafe angesehen werden, und die preußische Regierung ist somit gegen den Vorwurf willkührlicher Gewaltthat und Kabinetsjustiz genügend gerechtfertigt.

Hätten wir das Recht, um seiner selbstwillen eine Bitte an den verehrten Verfasser zu richten, sie würde dahin lauten: er möge der Vorsehung danken, daß ihm die Versuchung und die Verantwortlichkeit erspart ward, durch seine amtliche Stellung bei jener welthistorischen Procedur betheiligt zu seyn. Er möge also auch nicht ohne Noth seine Hand in ein Gebräu tauchen, über dessen Sauberkeit so bedenkliche Meinungen im Schwange sind und die Vertheidigung jener Schritte, die Manche in diesem Augenblick schon um Alles in der Welt ungeschehen machen möchten, Andern z. B., den Herren Bunsen und Rehfues überlassen, welche zu solchem Geschäfte gewiß würdiger, vielleicht auch geschickter seyn dürften, als er.

Genug hiervon. — Es ist ein unerfreulicher Anblick, zu sehen, wie ein Ehrenmann sich in eine Gesellschaft begiebt, die seiner nicht werth ist. Wenden wir uns statt dessen lieber zu einer Beleuchtung der von ihm bezweckten Versöhnung der kirchlichen Gegensätze.

Das Streben des Protestantismus, in sofern derselbe nicht in der dumpfen Gedankenlosigkeit des Indifferentismus von Allem, was Religion und Glauben heißt, gar keine Notiz mehr nimmt, — geht seit seinem Entstehen auf Vernichtung der von Christo gestifteten katholischen Kirche. — Dieses Ziel mag sich jeder der Protestirenden, je nach seiner Individualität, als ein schnell oder langsam erreichbares denken, es mit gewaltsamen oder hinterlistigen Mitteln erstreben, mit größerem oder geringerem Eifer verfolgen; — immer liegt dieses wesentlich an-

tikirchliche Streben dergestalt im Namen, in der Geschichte, in der Natur des Protestantismus, daß es gar nicht einmal vom Begriff zu trennen ist. Die allerverschiedenartigsten Angriffe der Gegner der katholischen Wahrheit haben von jeher, bewußt oder unbewußt, diesen und keinen andern Zweck gehabt; wer ihn wirklich nicht hätte, wäre nicht Protestant und gehörte dem Indifferentismus oder wenigstens seiner Grundrichtung nach, der Kirche an. — In Hinsicht jenes Charakters des Protestantismus stimmt aber der Instinct des katholischen Volkes mit der Beobachtung der tiefsinnigsten Gelehrten und beide mit dem Bekenntnisse aufrichtiger oder unvorsichtiger Protestanten selbst überein, die heut, wie vor dreihundert Jahren, nicht müde werden, von Zeit zu Zeit den nahen Sturz und Untergang des Papstthums zu verkündigen.

Nicht also der ehrenwerthe Schriftsteller, von dem wir sprechen! Er versichert, kein Feind der katholischen Kirche zu seyn; er halte den Kern des katholischen Glaubens — (wir werden sehen, was er darunter versteht! —) so heilig, wie den eigenen. Aus jedem Worte seiner Schrift weht uns der Wunsch und die Sehnsucht nach kirchlichem Frieden und Versöhnung der getrennten Christenheit entgegen; daß ein Hirt und eine Heerde sey auf Erden, steht vor seiner Seele, wie eine heilige Hoffnung.

Diese Hoffnung haben auf beiden Seiten von jeher Alle gehegt, die dem Bekenntnisse ihrer Kirche in Treue ergeben waren; jeder jedoch in umgekehrter Weise. — Wenn der Lutheraner für gewiß hielt, daß das „reine Wort Gottes" sich durcharbeiten müsse, harrte der gläubige Katholik des Tages, wo alle Welt sich dem Statthalter Christi auf Erden in schuldigem Gehorsam unterwerfen werde.

Anders lautet das System, welches ein kleiner Kreis, mitunter höchst geistvoller Protestanten sich seit den letzten Decennien ausgebildet hat, und dessen kürzester Ausdruck uns in der hier besprochenen Broschüre entgegentritt. —

Hiernach wird uns allerdings Frieden angeboten; aber

nicht jener Friede, wie ihn auch die Kirche, unsere Mutter, zu allen Zeiten empfohlen hat, — nicht der Friede, der sich gründet auf die innere Ruhe und Klarheit des eigenen Gemüths, auf treues und strenges Festhalten bis zum Tode an Allem und Jedem, was die heilige, apostolische, katholische und römische Kirche als Dogma gelehrt und als Gesetz der Kirchenzucht geordnet hat, daneben aber im Geiste dieser Kirche, auf die brüderliche, ohne Ansehen des Glaubens geübte Liebe gegen Jedermann, auch gegen den Irrenden. — Nicht dieser Friede wird uns hier geboten, sondern ein Friede anderer Art.

„Die Toleranz reiche nicht hin, ein Verhältniß wahrhaften Friedens zu begründen; es gehöre etwas mehr Positives dazu". „Beide Confessionen müßten sich gegenseitig als Glieder der Christenheit anerkennen" (S. 24.). — Einige Einsicht und einiger gute Wille müsse zu der Ueberzeugung führen: „daß der wahre christliche Glaube in der katholischen und in der evangelischen Kirche bestehen könne" (S. 27.). „Beide Theile sollen einander nur zugestehen, daß sie Christen, daß sie in den wesentlichen Punkten des Christenthums einig seyen" (S. 28 u. 29.). „Geist und Wesen des wahren Christeuthums bestehe nicht in dem Gegensatz des katholischen und des evangelischen Bekenntnisses und in dem Festhalten der einen oder andern Form, sondern in dem Glauben an die Wahrheiten, worüber beide einverstanden sind" (S. 33.). „Die erleuchtetsten katholischen Theologen würden nichts wider die Behauptung einwenden":

„Daß das, was irgend einem Menschen zum Heil verhilft, nichts anderes sey, als das christliche Element, welches (wie sie zuzugestehen gewiß kein Bedenken finden) in der Confession beibehalten ist, die sie nach ihren Principien für irrig erklären".

So lauten die Grundzüge der Friedensvorschläge, mit denen die Abmahnung von allem dogmatischen und sonstigen confessionellen Streite und die Versicherung parallel läuft:

„die Einigkeit im Wesentlichen sey unendlich mehr werth, als die strenge Correctheit im Einzelnen“ (S. 70.).

Fände diese liebevolle Zusprache etwa kein geneigtes Ohr, so lehrt ein bedeutender Blick auf die sanfte Gewalt des Staates, die im Hintergrunde steht, was der Widerstrebenden harre. „Wenn es unmöglich gehalten wird, daß der römische Stuhl die Existenz der evangelischen Kirche anerkenne, so würde damit unwiderruflich ausgesprochen seyn, daß er nicht mehr das Haupt der Christenheit ist; er gäbe sein Primat auf und stieße von sich, was diesseits der Alpen in ihm das Oberhaupt der katholischen Kirche verehrt, er würde die eigenen Waffen gegen sich selbst kehren“. — Wir glauben selbst, daß die Errichtung des „preußischen Patriarchats“ eine stillschweigende Voraussetzung aller weitern Schritte zur Herstellung eines solchen Friedens sey. Endlich heißt es in dem (S. 169, Bd. II. dieser Zeitschrift abgedruckten) Sendschreiben unsers Herrn Gegners: daß, wer etwa die Idee eines Friedens zwischen den Confessionen (dessen Präliminarien oben verzeichnet sind) für eine Chimäre hielte, sich über Unterdrückung nicht zu beklagen, noch der andern Confession ihre Feindseligkeiten vorzuwerfen habe; ein Gedanke, den der Herr Minister v. Altenstein bereits in jenem berühmten Schreiben *) an den Herrn Erzbischof von Köln ausgesprochen hat, als er diesem, der sich jener Art des Friedens bekanntlich nicht geneigt erwies, die bevorstehende Bekämpfung der katholischen Kirche ankündigte.

So ernsten Kriegesdrohungen gegenüber lohnt es der Mühe, die Bedingungen des Friedens zu prüfen, der uns angeboten wird.

Sie laufen im Wesentlichen auf die, von unserer Seite

---

*) Vom 12. Febr. 1837. Es ist oft, und unter andern auch in der Schrift: Die Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln, von einem praktischen Juristen. Abth. II. S. 122 u. ff. gedruckt.

ausdrücklich oder stillschweigend abzulegende Erklärung hinaus: daß der Protestantismus dem der Erlösung bedürftigen Menschen die Mittel des ewigen Heils, eben sowohl als die katholische Kirche zu gewähren im Stande sey.

Die dogmatische Grundlage dieser Union ist so einfach, daß sie nicht einfacher gedacht werden kann.

Wir sollen nur die Kleinigkeit zugeben: daß das, worin beide Theile einig sind das Wesentliche — und zur Seeligkeit hinreichend sey. — Daraus würde mit unabweislicher Consequenz hervorgehen: das Uebrige, d. h. die Lehren unserer Kirche, in soweit sie der Protestantismus nicht auch die seinigen nennt, sind eine unwesentliche, eben so überflüssige als lästige Menschensatzung, eine willkührliche Zuthat zur reinen christlichen Lehre, auf die es in Betreff der ewigen Seeligkeit nicht weiter ankommt. Dieß vorausgesetzt, kann die Frage: ob solcher Auswuchs zu dulden, ob er wegzuschneiden sey? eigentlich gar nicht das Ob? sondern lediglich das Wann? betreffen. — Da nun bekanntlich der Protestantismus aus einer Losreißung von der katholischen Glaubenseinheit entstand, und seine Lehre ihrer Substanz nach nichts ist, als eine Ruine und ein Bruchstück der ganzen, vollen katholischen Wahrheit, wir also in dem, was wirklich noch Christliches im heutigen Protestantismus übrig geblieben, nothwendig mit ihm übereinstimmen müssen, die Unterscheidungslehren dagegen solche Dogmen betreffen, die der Protestantismus ganz verworfen oder verstümmelt hat, so sieht auch der Beschränkteste ein, — was jener Friede dem Wesen und der Sache nach sagen will. — Der Protestantismus leugnet nämlich und verneint, was die Kirche lehrt und setzt; es erhellt also, daß durch solchen Frieden die Bestimmung dessen, was als das Wesentliche und Feste im Christenthum angesehen werden soll, in die Hände der Gegner der Kirche gelegt wäre. Denn es begreift sich leicht, in Hinsicht dessen, was Jenen zu verwerfen beliebt, stimmen ja beide Theile nicht mehr überein, folglich ist es

unwesentlich, als solches aber aufzugeben und — mit möglichstem Glimpf! nach und nach zu beseitigen.

Es ist interessant, den „milden und versöhnlichen“ Anschlag in seine Einzelheiten zu verfolgen.

Die Kirche lehrt, daß sieben Sacramente des neuen Bundes von Christo zum Heil der Gläubigen eingesetzt seyen. — Der Protestantismus glaubt, an zweien derselben zur Genüge zu haben. — Nach den unumstößlichen Grundfesten der Arithmetik würde also folgen, daß wir unsern Glauben an fünf Sacramente, in denen ja beide Theile nicht übereinstimmen, entweder gleich aufgeben, oder was im Wesentlichen auf dasselbe hinauslaufen möchte, ihn fortan als unwesentliches Aussenwerk zu betrachten hätten.

Die Kirche lehrt die Wandlung des Brodes und Weines beim heil. Abendmahle in Leib und Blut des Herrn. Die verschiedenen Fractionen des Protestantismus dagegen sind nach langwierigem Streite unter sich, zwar immer noch in der Negation der kirchlichen Lehre einig, in Hinsicht des Positiven aber dahin übereingekommen, daß sie jedem Gläubigen die Anfertigung eines diesen Punkt betreffenden Dogmas für den eigenen Gebrauch anheimstellen. — Da also beide „Bekenntnisse“ in diesem Punkte nichts weniger als übereinstimmen, so erfordert „der Geist und das Wesen des wahren Christenthums“, daß wir uns des Glaubens an die Lehre unserer Kirche, in Betreff der Transsubstantiation, entschlagen, oder was dasselbe ist, zugeben, daß der Protestantismus mit seinem Erinnerungsmahle eben so weit reiche, als die allgemeine Kirche. — Die äußern Zeichen des Brodes und Weines, die bei allen Bekenntnissen dieselben sind, wären sonach das Wesentliche; das Dogma dagegen, — weil darüber der Streit ist, — bloße Form, an der man nicht festhalten dürfe.

Die Kirche selbst, die uns eine Säule und Grundfeste der Wahrheit ist, in deren Oberhaupt wir den Statthalter Christi verehren, deren Stimme wir als die Stimme Gottes zu hören gelehrt sind, — diese Kirche wird von den Prote-

stirenden bekanntlich nicht als göttliche Einsetzung anerkannt. Daraus würde folgen, daß der Glaube an die Kirche und der Gehorsam gegen dieselbe dem „christlichen Elemente“ fremd seyen, welches ja der Protestantismus, dem oben mitgetheilten Entwurf eines Friedensinstrumentes zufolge, beibehalten hat.

Dasselbe würde von der Beichte, von der letzten Oelung, dem Gebet für die Verstorbenen, dem Opfer der heiligen Messe, der Anrufung der Heiligen, und überhaupt von allen andern Unterscheidungslehren gelten, wie sie irgend Namen haben. — Wir dürften uns fortan, wie ehedessen, Katholiken nennen, auch würde ein eigentliches, formelles Abschwören des Glaubens an jene Lehren wohl nicht verlangt; wir müßten aber zugeben, daß darauf nichts ankomme, wenn Jemand in allen jenen Punkten das Gegentheil lehre und glaube, was die Kirche uns zu glauben vorstellt, oder was dasselbe ist: wir müßten einräumen, daß jene Dogmen nicht auf göttlicher Offenbarung beruhen, d. h. also, um es endlich rund heraus beim rechten Namen zu nennen: wir müßten in unserm Herzen und Gemüth Protestanten werden. — Dafür würde uns dann die unschätzbare Wohlthat zu Theil, daß die „verständigen Protestanten unserer Tage“ (jedoch, wie der Herr Verfasser hinzuzusetzen sich beeilt, mit Ausschluß der Rationalisten und derer, die von dem Wesen unserer „Confession“ keine Kenntniß hätten) uns zugeben würden: „daß in der römischen Kirche evangelisches Christenthum sey“ (S. 70.).

Der verehrte Herr Verfasser hat übrigens bei seiner ganzen Auseinandersetzung eine Hauptschwierigkeit gar nicht berührt. — Er hat den Protestantismus schlechthin als Einheit behandelt, und das als Wahrheit postulirt, worin die Glieder jenes Bekenntnisses mit der Kirche einig wären. — Es ist nicht freundlich, daß er dabei so gänzlich vergessen hat, in welcher Verlegenheit wir uns befinden würden, wenn wir, treuherzig und unbefangen wie wir von Hause aus sind, auf seine Friedensbedingungen eingingen, und nun, bei Ermitte-

lung der Punkte, die wir künftig als den rechten Kern des Christenthums zu betrachten hätten; auf die Frage stießen: in welchen Stücken denn die Protestanten unter sich einig seyen? wo die Gränze zwischen den Rationalisten und den Gläubigen sey? und ob wir, um der Rationalisten nicht einmal zu gedenken, da sie der ehrenwerthe Autor fallen läßt, die Dreieinigkeit mit Hengstenberg annehmen, oder sie mit Tholuck als nicht begründet in den heiligen Schriften verwerfen sollten?

Es ist nicht nöthig, daß wir den Gefühlen Worte leihen, die sich im Herzen jedes katholischen Christen regen müssen, der diese „Worte des Friedens" vernimmt. Dennoch bitten wir unsre katholischen Leser ihre Entrüstung zu beherrschen und es dem Herrn Verfasser jener Broschüre Dank zu wissen, daß er ein so völlig neues Licht auf das Verfahren der preußischen Regierung in Betreff der gemischten Ehen geworfen hat. — Bisher war die katholische Welt der Meinung, es handle sich darum, der protestantischen Religionsgesellschaft einen Ueberschuß an Seelen neugeborner Kinder zuzuführen. Dieser Zweck erhellt freilich auch aus den diesen Punkt betreffenden geheimen Papieren, der zur Revision des preußischen Landrechts niedergesetzten Commission, welche in dem dritten Hefte der bekannten oben angeführten Schrift eines praktischen Juristen über die „Gefangennehmung des Herrn Erzbischofs von Köln" gedruckt zu lesen sind. — Dennoch mußte es immer ein Räthsel bleiben, warum man sich so viel Mühe gegeben, die Kirche zur Einsegnung der Ehen zu bewegen, die sie verabscheut, oder warum die Verweigerung der Aussegnung der in einer gemißbilligten Ehe lebenden Wöchnerinnen die denkwürdigen Verhandlungen zwischen dem Herrn Oberpräsidenten von Bodelschwingh und dem Herrn Erzbischofe von Köln veranlassen konnte. — Wie mochte eine Regierung auf einen rituellen Act so großes Gewicht legen, den sie nach ihren, sonst so protestantischen Ansichten entweder als leere Ceremonie verachten oder gar als „päpstischen Grewel" verabscheuen mußte! Das Problem ist durch die Broschüre un-

sers ungenannten Herrn Gegners gelöst. Die katholische Kirche sollte stillschweigend und ohne es zu wissen durch alle jene Proceduren über ihre Bedenklichkeiten hinweg geleitet und dahin gebracht werden, durch concludente Handlungen die gewünschte Erklärung abzugeben: daß das „christliche Element“, durch welches der Mensch seelig wird, auch im Protestantismus vorhanden sey; sie sollte die „evangelische“ Staatskirche durch den bewußten Segen „anerkennen“. Daher die Erbitterung und der Gewaltschritt, als sie sich dessen geweigert.

So ist denn also, hören wir unsre katholischen Leser fragen, das ganze Gerede von Frieden und Versöhnung nichts als Lug und Trug und eine plumpe Finte, uns um unsern Glauben zu betrügen? und in diesem grobdräthigen Netze hoffte man uns zu fangen?

In der That wird der gesunde Menschenverstand der Katholiken wohlthun, sich solchen und ähnlichen Friedensvorschlägen gegenüber ohne alle Rücksicht auf die individuelle Absicht dessen, der sie thut, zu verhalten, wie jenes feine Stücklein lehrt, das Dr. Luther einst über Tisch seinen Gesellen erzählte: „Ein Haushahn war auff einem Baum gesessen, zu dem hatte ein Fuchs, so ungefehrlich vorüber gelauffen, gesagt: Er solte herab vom Baum steigen, denn es were ein Landfried ausgeschrien, wie aller Zwietracht, Widerwillen und Uneinigkeit unter Menschen und Thieren aufgehoben were, und zu ewigen Zeiten hingelegt sein solt. Aber der Han gab dem Füchslein diese Antwort: Es mag seyn, sagte er, daß ein gemeiner Landfried aufgerichtet sey, und alles Widerwillens stillstand geboten, die Zeitung sind mir aber noch nicht zukommen und verkündiget; Indes aber will ich mich halten, wie für Altersher meine Vorfahren mit euch Füchsen und ewrem Geschlechte, allwege sich gehalten haben“.

Diese Vorsicht ist immer in allen Fällen, auch den bestgemeintesten Annäherungsversuchen der oben charakterisirten Art gegenüber unerläßlich nothwendig. Wenn ein Engel vom Himmel eine andre Lehre brächte als die der Kirche, welche

das rechtmäßige Organ des heiligen Geistes ist, so sollen wir, statt ihn zu hören, uns mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes verwahren. Allein mit dieser löblichen und in allen Fällen nothwendigen Vorsicht ist die Frage noch nicht beantwortet: ob dem, der Sache nach verderblichen Friedensantrage denn immer und ohne Ausnahme eine böse und hämische Absicht zu Grunde liege? Hier ist der Punkt, wo die Sache ungleich verwickelter ist, als die Meisten unserer Glaubensgenossen ahnen.

Wohl mag in vielen Fällen der eingefleischte Haß gegen die Kirche sich der heuchlerischen Maske der Friedensliebe bedienen, um desto sicherer seine infernalen Werke verfolgen zu können. Hüten wir uns aber über die Person eines Jedweden von Denen, die draußen sind, ohne Unterschied und nähere Untersuchung den Stab zu brechen. Wir würden dadurch Vielen, z. B. dem Herrn Verfasser der hier besprochenen Broschüre großes Unrecht thun, vor allen Dingen aber uns über die innerhalb des Protestantismus selbst stattfindenden höchst merkwürdigen und complicirten Verhältnisse und Spaltungen täuschen, über welche vollständig unterrichtet zu seyn doch auch, aus vielen Gründen, rathsam seyn möchte.

Wenn der Herr Verfasser der oben beleuchteten Schrift versichert: daß er kein Feind der Kirche sey, so sind wir unserer Seits der festen, vollen und aufrichtigen Ueberzeugung, daß diese Versicherung sowohl in Beziehung auf ihn, als in Hinsicht einer ganzen, nicht unbedeutenden Classe seiner Glaubensgenossen, die reine und volle Wahrheit enthalte. —

Nicht Wenige von Denen, die heute in Deutschland ausserhalb der Kirche stehen, sind in Folge gründlicher Studien, tieferer Geschichtskenntniß, und richtiger politischer Ansichten auf einen Punkt gelangt, wo jener im Gemüth und Willen wurzelnde Geist des Widerspruches, jener Haß der Wahrheit, der den Protestantismus des sechszehnten Jahrhunderts charakte-

rifirt, jene Säure, die sich an Allem ärgert, was der Kirche angehört, von ihnen gewichen ist. — Wenn sie versichern, daß sie die Kirche anerkennen, so ist dieß keine bloße Phrase, sondern in dem Sinne vollkommen wahr, daß sie den Versuch: die Kirche vom Erdboden zu vertilgen, für ihre Person rein und völlig aufgegeben haben. Sie sind, was ihre protestantischen Gegner ihnen mit erbitterter Heftigkeit täglich vorrücken, keine Protestanten mehr. —

Sie sind darum aber noch in keiner Weise Glieder der Kirche geworden. — Sie mögen noch so billig über diese urtheilen, noch so richtig die mißliche Stellung, ja die Unhaltbarkeit des heutigen Protestantismus würdigen, zur rechten, wahren, vollen Erkenntniß der alleinigen Anstalt zur Erlösung der Menschheit sind sie noch keineswegs gelangt. — Nachdem sie sich in dem engen, unbequemen Gehäuse des verjährten Widerspruchs nicht behaupten konnten und in die Kirche nicht eingehen wollten, sind sie jener unklaren, widerspruchsvollen, verschwimmenden Richtung verfallen, die Friedrich von Schlegel richtig und wahr den Christianismus vagus nannte.

Auf diesem Standpunkte steht der ehrenwerthe Mann, dessen Friedensvorschläge uns zu dieser Erörterung Veranlassung geben. —

Erst wenn wir diesen Gesichtspunkt festhalten, gewinnen wir die rechte Einsicht in jenes ganze System und begreifen die Möglichkeit, wie dergleichen Anträge gemacht werden konnten. Wäre die Glaubensspaltung nicht geschehen, und hätten Jene, von denen hier die Rede ist, heute noch einmal das „Reformationswerk“ von vorne anzufangen, — wahrlich! die Welt bliebe katholisch und die abgefallenen Länder Deutschlands dem Statthalter Christi in Treue ergeben.

Noch mehr! Wenn sie an einem Morgen erwachten und über Nacht wäre Alles, was Protestantismus heißt, mit Mann und Maus zu Grunde gegangen, sie selbst und ihre Freunde aber fänden sich, ohne ihr Darzuthun, heil und

wohlbehalten im Schiff der alten Mutterkirche, — Niemand wäre zufriedener damit als sie selbst.

Das was sie abhält, mit männlich ernstem Bewußtseyn und freiem Willen Gott und der Wahrheit einfach die Ehre zu geben, ist ein Netz, gewoben aus Familienliebe und Freundschaftsbeziehungen und Cotterieverhältnissen, welches mit tausend und abertausend kleinen unsichtbaren Fäden auch den Stärksten umstrickt hält; es ist bei vielen eine übelangewandte, militärische Diensttreue, die den Fahneneid auch auf die „Staatskirche" ausdehnt; es ist jener falsche Ehrbegriff, der die Meinung erzeugt: je drohender der Verfall des Protestantismus hereinbreche, desto weniger dürfe man ihn verlassen; es ist endlich bei schwächern Seelen die Furcht vor der zeitlichen Schmach und den weltlichen Folgen des Schrittes.

Daß diese Motive alle klar gedacht auf der einen Seite ständen und das Bewußtseyn der Wahrheit der katholischen Kirche ebenso bestimmt auf der andern, — dieß anzunehmen wäre ohne Zweifel ein großer Irrthum. — Im Gegentheil, sie wollen nicht mit sich selbst vollständig ins Reine kommen, denn sie scheuen instinctmäßig den möglichen Fall, daß sich jemals die Nothwendigkeit einer Rückkehr zur katholischen Kirche ihrem Gewissen gebieterisch aufdringen könnte. Sie wollen nicht aus der unbestimmten, schwankenden Mitte heraustreten, in die sie sich gestellt und wehren und sträuben sich mit krampfhafter Anstrengung, sobald ihnen die Entscheidung nahe tritt. Um sich vor ihrem bessern Selbst zu schützen, wälzen sie sich ein Riesengebirg nichtssagender, mit Willkühr und Absicht herbeigezogener Zweifel oder schlechter Bedenklichkeiten, an die sie selbst kaum glauben, vor den Pforten der Kirche auf, damit es ihnen den Eintritt wehre. Oder sie täuschen sich mit der Hoffnung, es werde je ein Zeitpunkt kommen, wo es zwei Wahrheiten geben oder der Dom der katholischen Wahrheit und irgend ein idealisirtes und purificirtes Protestantenthum eine Doppelkirche bilden könnten!

So zeigt, um ein Beispiel herauszuheben, die Broschüre

von der wir oben sprachen, bis auf welchen Gipfel diese, leider nicht unverschuldete Verwirrung der Begriffe selbst bei den ausgezeichnetsten Köpfen steigen könne, wenn sie sich von der allein festen Grundlage des wahren Glaubens lossagen. Es wird zugegeben (S. 35), daß die „evangelische" Kirche „durch den Verlust aller kirchlichen Autorität" in sehr bedenkliche Gefahren gerathen sey. — Mit diesem Geständniß ist — Alles gesagt, da es einerseits für eine Kirche nur die Autorität des göttlichen Befehls und Auftrags geben kann, und der Verlust dieser Autorität so viel heißt als Abfall von Gott und der Wahrheit, andererseits aber, und auch abgesehen hiervon, eine Kirche, die keine Autorität hat, auf welche sie fußt, an sich schon jenem berühmten Messer ohne Klinge gleicht, dessen Heft verloren gegangen. Und dennoch wird auf derselben Seite uns zugemuthet, unsere Autorität aufzugeben; — (Geist und Wesen des Christenthums beständen nicht in dem Festhalten der einen oder andern Form!) Als wenn der Protestantismus dadurch eine Autorität gewänne, daß wir sie fahren ließen! — als wenn den halben Protestanten dadurch geholfen wäre, daß wir ihnen in ihrem Irrsal Gesellschaft leisteten!

Ein solches System kann nun unmöglich geeignet seyn, denen, die es zum ihrigen gemacht, das ruhige Glück eines mit sich selbst einigen Glaubens zu gewähren. Die katholische Kirche in ihrer beneidenswerthen Sicherheit des Glaubens ist ihnen ein immerwährender und um so größererVorwurf, als sie sich der geheimen Ehrfurcht vor derselben nicht erwehren können. Sie hält ihnen einen Spiegel vor, an den sie wie gebannt sind mit ihren Blicken, und in welchem sie mit Schaudern und Bangigkeit sehen, was sie seyn sollten und nicht sind. — Diese Kirche hat, des heiligen Geistes, der durch sie spricht, bewußt, über diejenigen, die sich mit Willen und Absicht gegen sie auflehnen, das Anathem ausgesprochen, und dadurch feierlich erklärt: daß wer hier es verschmäht diejenigen zu hören, die Gott gesendet hat, dem Urtheile des Herrn vorbehal-

ten bleibe, wenn er wieder kommt zum Gericht über die Lebendigen und Todten. — Dieser Zustand ängstigt und quält Jene, die in der oben bezeichneten Mitte schweben und diese innere Pein und Unruhe ist es, aus der jenes Monstrum eines Gedankens hervorgeht: die Kirche Gottes möge ihre „evangelische“ Kirche „anerkennen“; sie möge erklären: daß Jeder auch im Protestantismus seelig werden könne. Vor allen Dingen aber, so fordern sie, kein Streit um das Dogma; freilich! er würde ihnen den Dorn in das wunde Gewissen drücken. Daß der, welcher die Wahrheit zu besitzen glaubt, wünscht und fordert: jeder Andre möge dieselbe anerkennen, begreift sich; daß aber eine kirchliche Gemeinschaft von denen begehrt, die sie für Irrende hält: sie möchten zugeben, daß beide Theile Recht haben könnten, dieß ist nicht erhört, so lange die Welt steht, und beweist, wie wenig man da drüben seiner eigenen Sache gewiß sey. — Merkt Ihr denn nicht, daß Ihr es seyd, die gerade durch diese Zumuthung, wie widersinnig sie auch sey, das Recht und die Macht der Kirche anerkennen? Ist diese Kirche die wahre, hat sie die Macht zu binden und zu lösen, warum bekennt Ihr Euch nicht zu Ihr vor Gott und den Menschen? Ist sie nicht die wahre Kirche, sondern im Irrthum, was liegt Euch an ihrer Anerkennung? ist sie abgefallen was kümmert Euch der Bann, den sie über Euch ausgesprochen hat?

Jene Unsicherheit und heimliche Angst erklärt auch, wie es möglich war, daß Andere, z. B. Leo, deren Formen weniger der feinen Gesellschaft angehören, als die des oben erwähnten Herrn Autors, in einer und derselben Schrift der Sache nach den Protestantismus vollständig fallen lassen und dennoch gegen die Kirche in einem Hasse entbrennen, der ihnen jedwedes ruhige Urtheil raubt. — Leidenschaftliche Naturen pflegen nicht selten was sie quält und peinigt nach aussen zu werfen und, um ein früheres Gleichniß fortzuführen, den Spiegel zu zerschlagen, der ihnen das Bild eines verstalteten Antlitzes zurückwirft.

Noch bleibt uns zum Schlusse die Beleuchtung eines Irrthums übrig, mit dem sich die Besseren unter jenen Protestanten der richtigen Mitte, die keine mehr sind, über die Gefahr ihrer Stellung zu täuschen pflegen. — Rechtgläubige Theologen hätten anerkannt, daß möglicherweise auch eine von der Kirche durch die äußere Form getrennte Seele ihr innerlich und der Sache nach angehöre und deshalb nach dem Tode dieses Leibes zu Gott eingehen könne. — In der Hoffnung, zu diesen Auserwählten zu gehören, beruhigen sie ihr Gewissen mit dieser milden und allerdings, auch nach der strengsten Kirchenlehre, wohl zu rechtfertigenden Meinung. — Allein sie haben dieselbe nur halb und deshalb durchaus irrig aufgefaßt.

Die Kirche verdammt die Irrlehre, weil sie selbst, nach ihrer von Gott empfangenen Sendung, die Pflicht hat, die Wahrheit zu verkünden, und weil die Häresie — mag sie gleich, wie überhaupt jeder Irrthum und jede falsche Religion, immer noch Spuren und Reste der Wahrheit in sich tragen — die Totalität der Erlösungsanstalt zerstört. Die Irrlehre beraubt also diejenigen, die ihr folgen ganz oder theilweise der Mittel des Heils, und öffnet ihnen durch die falsche Lehre, die sie ihnen giebt, so viel an ihr ist, die Pfade zum ewigen Verderben. —

Die Irrenden dagegen sind, wie der tägliche Augenschein lehrt, entweder solche, welche die Wahrheit nicht wissen, oder dieselbe nicht wollen. Auf diesem Unterschiede des Wissens oder der Kenntniß vom Willen und Herzen des Menschen, beruht die, von der Kirche allgemein angenommene Eintheilung in formelle und materielle Häresie. Die letztere bewegt sich rein auf dem Felde des Wissens. Sie wird zur formellen Häresie, sobald sie in die Region des Willens hinüberspielt. — Jene schließt nicht aus, daß der Mensch, der sich dem Elemente von Wahrheit, welches an ihn gekommen ist, mit ganzer Seele anschloß, und der sich nach dem himmlischen Lichte sehnte, von dem eine Ah-

nung an ihn gelangt war, durch die ewige Gnade vor den Wirkungen der Irrlehre, in der er geboren ist, bewahrt und und zum ewigen Leben geführt werden könne. — Er wird in diesem Falle trotz der Häresie, nicht durch sie, gerettet, und die Gnade ergänzt, was ihm in der Erkenntniß und (durch diesen Mangel) an den sichtbaren Mitteln des Heiles fehlt. — Denn die Kirche lehrt, daß jedes zum Heile nothwendige Sacrament so körperlich, wie durch das Verlangen und die Sehnsucht empfangen werden könne, die der des Heils Begierige danach empfindet. Allein die nothwendige Bedingung dazu ist eine Gemüthsstimmung, kraft welcher der, der ohne seine Schuld auf dem falschen Wege ist, den rechten ohne alle Säumniß ergreifen, und sich des von Gott geöffneten Weges, zu ihm zu kommen, bedienen würde, wenn er ihn kennte oder jemals kennen lernte.

Gerade diese der Wahrheit offene Gemüths- und Willensstimmung findet nicht statt, sobald die Häresie den Willen berührte. — Jener arglose Naturzustand hört auf, sobald entweder der Zweifel an der (falschen) Religion sich hervorthut, in der man geboren ward, oder die wahre katholische Lehre dem Irrenden auf irgend einem Wege zugekommen und verkündiget ist, wozu die jetzige Zeit besonders reichliche Gelegenheit darbieten dürfte. — Im erstern Falle hatte er eben durch den Zweifel einen Stachel in sich, die Wahrheit zu suchen und Gott um deren Offenbarung zu bitten; — im letztern ist ihm die Wahl zwischen der Wahrheit und der Lüge angeboten, eine Wahl, die das Herz und das Gewissen, nicht die menschliche Wissenschaft, oder die dialectische Kunst und die weltweise Bildung zu treffen hat, und die er mit Hülfe der Gnade Gottes zu treffen hinreichend befähigt ist. — Hat der Mensch gewählt, so ist sein Glaube seine That. Wehe dem, der bei dem Suchen nach der Wahrheit aus Trägheit oder Lauigkeit, oder weil er sich fürchtete auf eine bitter schmeckende Frucht der Erkenntniß zu stoßen, willkührlich auf halbem Wege stehen blieb; wehe und abermals wehe dem, der aus Haß oder Hochmuth, oder weil er sich scheute vor der Welt zu bekennen:

daß er und seine Parthei, so lange dem Irrthum gefröhnt, oder aus Menschenfurcht, oder Augendienerei der Stimme seines Gewissens Schweigen gebot; die auf ihn eindringende Wahrheit abwehrte; nach Argumenten suchte, um sich gegen sie zu vertheidigen und um die geheime Sehnsucht nach der Wahrheit zu ersticken, den falschen Götzen opferte. — Denn also lehrt uns der Glaube: Ihm wäre besser, er wäre nicht geboren. — Wir richten Niemand, sondern seinen Richter und die Wage, auf der gewogen werden wird, trägt er in sich in seinem Gewissen, und nach dessen Ausspruche kann er selbst seine Rechnung mit dem höhern Richter machen. — Wenn uns also Einer von denen, die draußen sind, frägt: Glaubst Du, daß ich verdammt sey? dem entgegnen wir: das steht in Gottes Gericht; wir wissen es nicht, frage Dich selbst und Dein eigenes Gewissen. Mit süßlich tändelnder Rede aber, nach der Weise dieser Zeit, Jene die also fragen in Schlummer zu wiegen, würden wir für ein Verbrechen halten. Das Verhältniß der Confessionen muß wahr und offen, ohne schlaue und künstliche Umredung, von beiden Theilen in's Auge gefaßt werden, wie es ist. Denn, um mit Worten unsers Herrn Gegners zu reden: „vor allen Dingen Wahrheit — ohne welche es weder Treue noch Gehorsam, sondern nur Scheinbilder für beide giebt — mit zweideutigen Phrasen wird diese Angelegenheit nie in Ordnung gebracht werden, es handelt sich dabei ja nicht darum, eine Differenz zwischen zwei Höfen mit feinen Wendungen auszugleichen, sondern davon, Verhältnisse festzustellen, welche die Gewissen von Personen berühren, denen sehr wenig an den Formeln politischer Actenstücke, sondern alles an einer klaren Entscheidung liegt."

XLII.

Acta Romana.

Die Herren Braun und Elvenich haben es für nöthig gehalten, die Schicksale und Ergebnisse ihrer hermesianischen Sendung nach Rom dem Publikum in einer eigenen Schrift: Acta Romana (Hannover und Leipzig 1838) eines Breiteren mitzutheilen. Wie sie versichern, schien ihnen die Sorge für ihren guten Namen (praef. p. VIII.) dies zu fordern, weil durch die mannichfaltigsten Zeitungsartikel die wahre Lage der Dinge entstellt, oder nur unvollständig zu öffentlicher Kunde gekommen sey. Diese löbliche Bekümmerniß ist unstreitig anzuerkennen — aber wie, wenn jene unrichtigen Tagesnachrichten gerade den Freunden der beiden Herren ihren Ursprung zu verdanken hatten, wenn gerade sie es wären, welche zuerst eine Veröffentlichung der Actenstücke veranlaßten, die keinen andern Zweck hatte, als die ruhmredigen Ausstreuungen jener Parthei ins rechte Licht zu stellen? Wir nehmen das wichtigste Organ der Oeffentlichkeit in Deutschland, die allgemeine Zeitung, zur Hand und verfolgen aufmerksam die Nachrichten über die hermesianische Sendung nach Rom — und siehe da: von dem Augenblicke an, wo beide Herren ihren Wanderstab ergriffen (im Mai 1837), bis zum Ende Septembers desselben Jahres, wo die erste, auf Documente begründete Darstellung der Sache erfolgte, begegnen wir in jenem Blatte nur einem Artikel über sie, der, mit vorlauter Prahlerei, die Hoffnungen der hermesianischen Parthei und die muthmaßlichen Erfolge der römischen Unterhandlungen zu Markte trägt. Rührt dieser Artikel etwa

von den Gegnern her, oder ist er aus anderer Quelle geschöpft, als aus den brieflichen Mittheilungen der Gesandten, die sich, wie wir später sehen werden, anfangs sehr sanguinischen Erwartungen hingaben? Und jene vielfachen Gerüchte, die damals am Rheine umliefen, von dem guten Fortgange der Mission, von der Uebereinstimmung römischer Theologen mit Hermes, von der Ueberlieferung der gegnerischen Anklageschriften in die Hände der hermesianischen Boten — es sind doch wohl nur Ergüsse geheimer Herzensfreuden gewesen, zu welchen die Correspondenz der beiden Herren einige Ursache gab. Wenn sie also über die fatalen Zeitungen klagen, so mögen sie bedenken, daß die lügnerische Großsprecherei lediglich auf ihrer Seite gewesen ist, und daß demnach die Sorge für ihren guten Namen etwas früher hätte beginnen sollen.

Der zweite Beweggrund zur Herausgabe der Acta Romana ist eine zarte Sorgfalt für das Wohl der Kirche — sprächen sie nicht — das meinen die Verfasser — so würde der Hermesianismus ungehört verdammt, die Hermesianer aus Lehramt und Seelsorge vertrieben werden, und an die Stelle dieser echten Lehre, die mit jener der bewährtesten, auch römischen Theologen übereinstimme, der Lamennaismus, Bautainismus und sonstige Ungeheuer treten. Man muß also die Bischöfe Deutschlands warnen, daß sie die Kirche wahren (die nämlich vom heil. Stuhle preisgegeben ist) und wenigstens bei ihnen das Geschrei der Gegner keinen Eindruck mache (praef. p. XIII) — ein feiner Wink für die deutschen Prälaten in offenem Gegensatz gegen den heil. Stuhl die verurtheilte Lehre zu protegiren, eine deutliche Invite zum Schisma, zur Nationalkirche, deren Dogmatik dann der Hermesianismus als wenigstnehmender liefern wird. Aber freilich, es ist drauf und dran, daß das Lamm den Wolf bei lebendigem Leibe frißt — es sind die erschreckendsten Symptome vorhanden, daß die Hermesianer, jene friedfertigsten Geschöpfe, die seit mehr als fünfzehn Jahren kein Wasser getrübt (außer zufällig beim Fischen) und auch ganz gewißlich nicht das Pul-

ver erfunden und nichts weniger im Sinn gehabt haben, als alle Lehrstellen zu besetzen, der Partheiwuth zum Opfer fallen werden. Und dabei die ausgesuchte Grausamkeit! Man sieht, wie der Herr Generalvicar von Köln nicht mit einem Streich, nein ganz langsam und desto schmerzlicher dem Hermesianismus den Garaus macht, und dabei scheinbar immer auf dessen Gegner schlägt, wie ein Hermesianer nach dem andern auf die besten Pfründen ins Exil muß und die Unglücklichen recht eigentlich zu Tode gefüttert werden. Die schrecklichste aber von allen Intriguen und Martern ist die, daß das Frankfurter Journal und die Leipziger Zeitung und Herr Carové und Herr Rheinwald, und wie sonst die Leute alle heißen, bei der Folterbank stehen und mit verbissenem Lachen den Hermesianismus als sehr loyal, sehr zeitgemäß, sehr unschuldig verfolgt, lobpreisen und ihn in einem fort nöthigen, Bruderschaft mit ihnen zu trinken. Darüber müßten sich Steine erbarmen — und warum leiden die Armen Alles dieß? weil sie unerschrocken die Lehren von Lamennais und Bautain angreifen, den Mysticismus und Pantheismus verfolgen und aus Pflichtgefühl deren Anhänger in Deutschland denunciiren. Unter den letztern scheuen sie sich nicht einen Namen zu erwähnen, den das ganze katholische Deutschland ehrt, und den ein weiter Kreis von Freunden, auch unter den Protestanten, mit Liebe und Achtung nennt: Windischmann in Bonn ist einer jener gefährlichsten Mystiker, den die Acta Romana bekämpfen — ein Mann, der, wie seine Freunde wissen, vom Anfang an Lamennais Bestrebungen aufs entschiedenste abhold war, und weit von einer Lehre entfernt, wie sie ihm hier (praef. p. X) mit imperturbabler Unverschämtheit aufgebürdet wird: „als sey die Vernunft durch den Fall in ihrer Substanz und ihrem innersten Kern verdorben, und ganz untauglich zur Erkenntniß Gottes“ — stets als den höchsten Zweck der Philosophie die Vorbereitung und Erhebung dieser Vernunft zum Empfange der göttlichen Gabe der Offenbarung gelehrt hat. — Doch wir werden später Gelegenheit haben auf

die Verunglimpfungen der Acta Romana gegen diesen würdigen Greis zurückzukommen.

Nachdem die Verf. so die Gründe ihres öffentlichen Auftretens entwickelt haben, geben sie von p. XVII eine Geschichte ihrer Pilgrimschaft nach Rom. Da war bei der Ankunft Alles lieb und gut. — Die Cardinäle und die Ordensgenerale ließen allerlei Hoffnungen durchblicken, und aus den Reden der Theologen ergab sich, daß man in Rom so ziemlich das hermesische System lehre — mit andern Worten: die guten Prälaten haben die ganz gewöhnlichen Formen äusserer Höflichkeit erfüllt, und ihnen die Thüre nicht gewiesen, den Theologen haben die Herrn nach dem Munde geredet und den himmelweiten Unterschied zwischen der gewöhnlichen scholastischen und hermesianischen Methode klüglich zugedeckt. Es wäre unglaublich, wie sehr sich die Einbildungskraft der Abgesandten bei diesem vorgeblichen Erfolge erhitzt hat (woher jene oben erwähnten Zeitungsartikel und Gerüchte entstanden), wenn wir nicht ähnliche Selbsttäuschungen kürzlich bei Geistesverwandten bemerkt hätten. Als das Domcapitel zu Köln jene bekannte unangenehme Zuschrift von Rom erhalten hatte, thaten seine Vertheidiger in den Zeitungen erstaunlich vergnügt, als sey dasselbe vom Papste anerkannt, und noch obendrein gesegnet — und Alles das auf ein gewöhnliches Schlußformular des Breve's hin. Ein ähnlicher Jubel erhob sich unter den Hermesianern, als Cardinal de Gregorio Herrn Elvenich für die Uebersendung der Acta Hermesiana freundlich dankte, ohne aber auch nur die leiseste Hoffnung einer Linderung des päpstlichen Urtheils zu geben (s. Doc. IV der Acta Romana). Das Talent dieser Herren, sich Illusionen zu machen, erscheint aber im glänzendsten Lichte bei der p. XX ff. beschriebenen Audienz des heil. Vaters. Es lag natürlich tief unter der Würde des Oberhauptes der Kirche, sich in einen persönlichen theologischen Disput mit seinen Untergebenen einzulassen — wir sehen ihn daher, nach dem eigenen Berichte der Reisenden, nur flüchtig, aber ernst einige

Punkte des Streites berühren, den Mißbrauch, den sie von seinem Breve an den Bischof von Straßburg gemacht haben, rügen und sie dann mit den Worten entlassen: er hoffe, sie seyen nach Rom gekommen, um belehrt zu werden, nicht um zu belehren. Wenn die Herren trotz der letzten sehr deutlichen Worte sich dennoch mit der Erwartung trugen, den heil. Vater über seinen Irrthum in Betreff der hermesischen Schriften belehren zu können, so sind sie wahrlich nicht getäuscht worden, sondern haben sich selbst getäuscht. Man hatte ihnen in der That keine andere Hoffnung gemacht, als daß der heil. Vater zu ihrer Beruhigung, nicht zur Revision des Processes eine vollständige Uebersetzung der hermesischen Schriften von ihnen annehmen wolle — offenbar nur, um ihnen den Vorwand zu nehmen, daß die Gegner falsch übersetzt hätten, und um den Irrthum in ihrer eigenen Uebersetzung nachzuweisen. Daß man in Rom jene Uebersetzung erwartete, haben die Verf. selbst kein Hehl (p. XVIII.); man glaubte sogar, sie hätten dieselbe schon fertig mitgebracht. Um des Friedens willen behandelte man die Personen des Herrn Braun und Elvenich mit freundlicher Schonung, weil man bei ihnen gute Absichten voraussetzte; in der Sache aber etwas zu ändern oder nachzugeben, ist niemals dem heil. Stuhl in den Sinn gekommen, und bei einiger Kenntniß der Kirchengeschichte hätten dieß die Herrn vor ihrer Abreise aus Deutschland wissen und der preußischen Regierung die Reisekosten sparen können. Jene vortheilhafte Meinung aber, die man vielleicht hie und da von den guten Absichten der Gesandten hegte, wurde, wie der Schreiber dieses aus sehr zuverlässigen Privatnachrichten weiß, durch ihre eigenen unvorsichtigen und unehrerbietigen Aeußerungen über den Herrn Erzbischof von Köln, durch die großsprecherischen Artikel in den Zeitungen, die man zu Rom las, endlich durch ihr verkehrtes Wesen bei den Unterhandlungen selbst vollständig zerstört; denn das, worauf man sich in Rom allein einlassen wollte: eine Annahme der Uebersetzung der hermesischen Schriften,

wurde bloß durch die Schuld dieser Herren unmöglich gemacht. Somit ergiebt sich also, daß die Behauptung der Herren, sie seyen anfangs zu großen Erwartungen berechtigt gewesen, lediglich auf Selbsttäuschung beruht, und man zu Rom ihnen niemals irgend eine Hoffnung zur Aenderung des ausgesprochenen Urtheils gemacht hat; das Gerede einzelner untergeordneten Privaten oder die Illusionen eines gewissen Gesandten können natürlich von gar keinem Gewichte seyn.

Es ist indessen nicht ohne bestimmte Absicht, wenn die Reisenden jene in ihren Augen anfänglich glänzenden Aussichten so nachdrücklich hervorheben. Sie wollen nämlich den Verlauf der Sache so darstellen, als ob zuerst die hellste Gnadensonne über sie geschienen habe, und der heil. Vater schon darauf und daran gewesen sey, das übereilte Urtheil zurückzunehmen — da sey plötzlich ein unerwarteter Einfluß von außen hergekommen, der jene ins Kraut geschossene Saat versengt habe.

Woher aber jener äußere Einfluß gekommen, wird p. XXVI sehr deutlich ausgesprochen: eine diplomatische Note zur Ungunst der Hermesianer von höchst gewichtiger Seite her soll die Unterhandlungen abgebrochen haben. Nicht eingeweiht in diplomatische Geheimnisse, wollen wir die Existenz einer solchen Note dahingestellt seyn lassen, und nur diejenigen Zweifel erwähnen, die sich bei der mysteriösen und mystificirenden Weise aufdrängen, mit der die Pilgrimme von diesem Staatsevenement reden. Nach ihrem eigenen Geständniß haben sie sich nach Berlin gewendet, um besagtes Actenstück zu erhalten, die Mittheilung wird ihnen jedoch aus politischen Gründen verweigert — aber wie in aller Welt käme denn eine Correspondenz zwischen dem heil. Stuhl und einer andern Großmacht nach Berlin? Oder haben wir unter jener Note eine dorthin gerichtete zu verstehen? das ist äußerst unwahrscheinlich — so viel aber gewiß — es mag sich mit derselben verhalten, wie es immer will: jene beiden Herrn hätten sich nicht empfindlicher ins Angesicht schlagen können, als

indem sie ihre betreffende Correspondenz mit Hrn. v. Schmedding publicirten, welche aufs klarste beweist, wie sie, mit der ihnen so wohl anstehenden und erbeigenthümlichen Impertinenz, ihrer Regierung nichts mehr und nichts weniger zugemuthet haben, als zu Begünstigung ihrer Partheizwecke, eine andere Macht gröblich zu beleidigen und Cabinetsgeheimnisse in den Koth ihrer Polemik herabzuziehen.

Eben so gewiß ist es ferner, daß der heil. Stuhl, in Bezug auf dogmatische Entscheidungen, niemals anders woher Inspirationen erwartet, und in diesem Falle um so weniger erwarten konnte, als man die Sache als vollkommen entschieden, und das in der damnatio enthaltene Urtheil immer als unabänderlich betrachtete. Die Behauptung der Herren also, daß jener angebliche diplomatische Impuls der Wendepunkt ihrer bisher blühenden Geschäfte gewesen, und daß man früher in Rom ihnen Hoffnung zur Modification des Urtheils gemacht habe, ist (wir erklären es auf das Bestimmteste) geradezu eine Unwahrheit, die um so verwerflicher erscheint, wenn wir ihren geheimen Zweck erwägen. Man will nämlich das Oberhaupt der Kirche als das schwache Werkzeug einer einflußreichen Parthei darstellen, als eine Marionette, die von andern gegängelt wird, um das Ansehen desselben vollkommen zu untergraben. Um nicht der Uebertreibung beschuldigt zu werden, wollen wir nur folgende wörtliche Stelle aus dem Schreiben eines Anhängers einer verwandten philosophischen Schule an Hrn. Braun anführen, welches bald nach Bekanntwerden der damnatio von den Hermesianern eifrigst in Abschriften verbreitet wurde: „Und wenn man erst die schmutzigen Hände kennt, welche die Karten mischen, die dann der arme Papa herausspielen muß, die unter dem Tisch den Faden ziehen, der seine Hand in Bewegung setzt zur Unterschrift solcher Damnationen und Fulminationen“. Diese, eines Katholiken so würdige Ansicht haben die Hermesianer unter Studenten cirkuliren lassen und herzinniglichst getheilt; man kann demnach beurtheilen, was von ihren Versicherungen

der Ergebenheit gegen den heil. Stuhl in der Vorrede der Acta und in den Zuschriften an den Papst zu halten sey. Wir wollen die ganze Streitfrage auf folgende, sehr einfache Formel zurückführen: Die Hermesianer halten das System ihres Lehrers für das allerkatholischste, für die wahre philosophische Panacee des Unglaubens, für den Ausbund der Orthodoxie — gut, wir wollen es glauben — wenn nun in einer Zeit, wo ein ökumenisches Concilium zu den Unmöglichkeiten gehört, das Oberhaupt der Kirche als doctor ecclesiae dieses unvergleichliche System feierlich für falsch und irrig erklärt, somit nichts mehr und nichts weniger thut, als daß er die angeblich orthodoxe Lehre selbst verdammt, so sind die heiligsten dogmatischen Interessen der Kirche verletzt, sie selbst hat in ihrem Oberhaupte geirrt, es ist dieser Irrthum den Katholiken zur Pflicht gemacht, und es handelt sich nicht etwa um die Infallibilität des Papstes, sondern um die Irrthumslosigkeit der Kirche im Allgemeinen. Mit der strengsten logischen Consequenz folgt aus dem Gesagten, daß diejenigen, welche die doctrinelle Entscheidung über das hermesische System als eine Ausgeburt des Irrthums und des Partheihasses darstellen, den Papst selber als die willenlose Maschine anderer, aufgehört haben, Katholiken zu seyn, indem jene Ansicht nothwendig die Möglichkeit einer Unterdrückung der wahren Lehre in der Kirche voraussetzt. Indem also die Herren Reisenden mit den löblichsten Absichten die Auctorität des heil. Stuhles zu erschüttern suchen, ist ihnen weiter nichts gelungen, als durch ihre Vorrede den unumstößlichen Beweis ihres Abfalles von dem katholischen Princip zu liefern.

Wir behaupteten oben, die Abgesandten hätten in Rom auch nicht den leisesten Schimmer von Hoffnung zur Abänderung der damnatio erhalten, und stützen uns dabei auf höchst zuverlässige Berichte. Der Erweis dafür ist indessen schon in den Actis Romanis selbst zu finden. Am 26. Mai 1837 kommen die Herrn zu Rom an, am 5. Juni haben sie enie Audienz beim Cardinal-Staatssecretär, der ihnen aus-

drücklich erklärt, daß er mit der Angelegenheit sich nicht befassen könne, und sie in einem andern Schreiben v. 9. Juni (Doc. VIII p. 25) an den General der Jesuiten verweist; am 14. nimmt ihnen der Papst selbst die eitle Hoffnung, den heil. Stuhl belehren zu können, und als nun ihre Transactionen mit dem vom Papste Beauftragten beginnen, wird ihnen in einem Briefe des Generals (Doc. XIII p. 58) sehr deutlich ihre verkehrte Weise bei dem Gange der Unterhandlungen vorgehalten. Da sie aber auch hierdurch sich noch nicht bedeuten lassen, so erfolgt am 19. Juli eine ganz bestimmte Antwort, worin erklärt wird, daß die damnatio unwiderruflich feststehe, die Annahme ihrer Uebersetzung, die man bloß in Rücksicht auf ihren scheinbar guten Willen versprochen habe, durch ihre eigne Schuld vereitelt sey, Noten und Erklärungen aber zu den dunkeln Stellen der hermesischen Schriften als unnöthig erschienen, da der Irrthum des Systems in klaren Worten ausgesprochen sey — sie könnten folglich die Sache als abgemacht betrachten und getrost in die Heimath zurückkehren. Dieser klare Bescheid wird vom Card. Lambruschini am 5. August vollkommen bestätigt, und die von jenen Herren geäußerte Hoffnung einer Modification für eine Beleidigung des heil. Stuhles erklärt. Aus diesem einfachen Verlauf der Sache ergiebt sich zweierlei: erstens, daß die Abgesandten durchaus nicht hin- und hergezogen wurden, sondern in der sehr kurzen Frist von sieben bis acht Wochen nach ihrer Ankunft eine Entscheidung erhielten, so bündig, als sie dieselbe nur wünschen konnten; zweitens, daß nach den bestimmtesten Versicherungen des Cardinals-Staatssecretärs und des Generals der heil. Stuhl vom ersten Augenblick kein Haar breit von dem einmal gefällten Urtheil abgewichen, oder abzuweichen gesonnen war.

Am 5. August also war den Herrn Reisenden förmlich die Thüre gewiesen (ipsimet facile perspicietis, inutile prorsus esse, ut pro negotio Hermesiano diutius in urbe maneatis, sagt der Cardinal Lambruschini in seinem Briefe), weil man in Rom einsah, daß sie keine andere Sprache ver-

stehen und jedes Zeichen des persönlichen Wohlwollens zu Gunsten ihrer Sache mißdeuten würden. — Was die Herren bewog nach diesen unangenehmen Demonstrationen noch ferner in Rom zu bleiben, ist nicht ganz klar aus p. XXVIII ersichtlich.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß das Benehmen des heil. Stuhles gerade und offen gewesen ist, und daß man zu Rom, einerseits die Unerschütterlichkeit eines doctrinellen Urtheils festhaltend, andererseits alle Schritte gethan hat, um die gereizten Persönlichkeiten mit diesem Urtheil auszusöhnen. Wie aber war es um das Verfahren der Hermesianer bestellt? Der heil. Stuhl hatte das hermesische System, insoweit es in den Schriften seines Urhebers enthalten ist, als unkatholisch verurtheilt, ohne einzelne Lehrsätze hervorzuheben. — Die Hermesianer flüchten sich gleich hinter eine ganz platte Finte, thun als ob in der damnatio bestimmte einzelne Lehren verworfen seyen und versichern hoch und theuer, daß sie diese mitverwerfen, allein durchaus nicht bei Hermes finden; so wird also scheinbar das Urtheil des heil. Stuhles anerkannt, in der That aber dasselbe zu einer Absurdität gemacht und als in sich nichtig verhöhnt; jedes Unterschreiben der damnatio von Seiten der Hermesianer geschieht mit einer mentalen Reservation, so lange sie nicht mit dürren Worten bekennen, daß eben die hermesischen Schriften selbst ein irriges System enthalten.

Der heil. Stuhl hatte die Hand zum Frieden geboten und, da man über Verdrehungen der hermesischen Schriften klagte, eine Uebersetzung derselben anzunehmen versprochen, um sie aus ihrer eignen Verdollmetschung zu belehren. — Die Hermesianer fingen diese Uebersetzung mit den allerunbedeutendsten Stücken und von hinten an, hüteten sich aber wohl, die philosophische Einleitung, auf welche sich die Anklagen ihrer Gegner hauptsächlich gründen, übersetzt vorzulegen, während nichts natürlicher gewesen wäre, als dieses corpus delicti schon übersetzt nach Rom mitzunehmen. Statt dieser ganz ein-

fachen Procedur erbieten sie sich, Noten zu den dunkeln Stellen zu schreiben, in denen sie natürlich das Gravirende derselben verwischt haben würden. Gerade das also, was ihre Pflicht gewesen wäre: die einfache und offene Unterwerfung unter das Urtheil des heil. Stuhles in dem Sinne, in welchem es gegeben war, verweigern sie, gerade den Weg zur gütlichen Ausgleichung durch Belehrung, den der heil. Stuhl gezeigt hatte, versperren sie, in Allem dem Beispiele der Nestorianer, Monophysiten und Jansenisten vollkommen treu. —

Welche sind aber die Wege, die sie einzuschlagen gedenken? Sie fordern vom Papste ein Glaubensbekenntniß, das sie unterschreiben wollen. Der heil. Stuhl müßte schlecht bewandert seyn in der Kirchengeschichte, wenn er nicht wissen sollte, was für eine schlüpfrige und biegsame Sache es um ein solches Credo ist, so man dem guten Willen der Bekennenden nicht vertrauen kann, und wie leicht es dem Irrthum wird, sich hinter irgend einen mißdeuteten Ausdruck zu verschanzen. Als ihnen daher dieß aus den weisesten Gründen nicht zugestanden wird, entwerfen sie selbst eine nichtssagende Schrift: Meletemata theologica (auf deren theologische Analyse einzugehen, nicht dieses Ortes ist), welche nach ihrer Aussage die hermesischen Doctrinen entwickelt, aber gerade über die Hauptpunkte unvermerkt hinwegzugehen bemüht ist (obgleich es ihr nicht gelingt, den Irrthum ganz zu verhüllen), und verlangen von der päpstlichen Censurbehörde die Approbation derselben zum Drucke; als diese Schrift aber ungelesen zurückgewiesen wird, wollen sie daraus mit einem äußerst plumpen Kunstgriff den Schluß ziehen, bloß äußere Hindernisse stünden dem Drucke derselben entgegen, der Inhalt aber werde nicht mißbilligt. Dieß zog ihnen die scharfen Zuschriften des Staatssecretärs vom 11. März und vom 6. April 1838 zu, deren Folge ihre endliche Abreise von Rom war. Somit ist es sonnenklar: Alles, was die Hermesianer als Katholiken zu thun schuldig gewesen wären, haben sie nicht gethan, die Zu-

muthungen aber, welche sie dem heil. Stuhle gemacht haben, mußten von diesem als ungebührlich nnd nur zu weiteren Unaufrichtigkeiten veranlassend zurückgewiesen werden. — Die Herren Reisenden wissen sich viel mit den Gefahren des Lamennaismus und Bautainismus zu schaffen zu machen. — Ref. ist von jeher den Doctrinen Lamennais sehr abhold gewesen und möchte das System Bautains, aus wie guter Intention es auch immer hervorgegangen seyn mag, nicht unbedingt unterschreiben, — allein das muß er der Wahrheit zum Steuer sagen: wollte Gott, daß sich die Hermesianer so benommen hätten, wie die Anhänger Lamennais oder wie Abbé Bautain bei seiner Anwesenheit zu Rom. Blickt hin nach Frankreich: jener unglückliche Geist, der mit so zauberischer Macht die Gemüther beherrscht hat, was ist aus ihm geworden? Ein verdorrter Baum, steht er trauernd am Wege und bringt keine Früchte mehr und erquickt Niemand mehr mit seinem Schatten; selbst seine liebsten Sprossen haben sich von ihm getrennt, um desto festere Wurzel in der Kirche zu schlagen. Woher dies Alles? weil die Anhänger Lamennais in Frankreich, Belgien und Deutschland sich einfach und aufrichtig dem Urtheil des heil. Stuhles, in dem Sinne, wie es gegeben war, unterworfen haben. Wozu also jene Declamationen gegen die Lamennais'sche Schule, wenn man ihrem Beispiele nicht folgen will?

Noch eine andere Frage drängt sich uns auf: wodurch allein sind denn diese Herren berechtigt, von einer Irrlehre Lamennais zu sprechen? wir denken doch, bloß durch das Urtheil Roms über dieselbe, wie sie sich auch immer auf dieses berufen haben. Und wenn sie von einem verwerflichen Bautainismus reden (den wir aber nirgends bestimmt formulirt finden), worauf anders gründet es sich, nach ihrer eigenen Aussage, als auf die Auctorität des Herrn Bischofs von Straßburg, und auf ein, nach der Versicherung des Papstes, mißbrauchtes und mißverstandenes Breve Sr. Heiligkeit an jenen Prälaten? also doch auf eine kirchliche Auctorität. Wenn

nun die Hermesianer, zur Widerlegung ihrer Gegner, das Ansehen der Kirche und des heil. Stuhles anerkennen, warum thun sie es in ihrer eignen Sache nicht? Es ist dies der unwiderlegliche Beweis ihres bösen Willens, den sie auch gar nicht mehr bemüht sind, zu verbergen, indem sie in den Anmerkungen zum letzten Briefe des Cardinals Lambruschini p. 234 die alte Distinction juris et facti auftischen und vertheidigen. Der Cardinal hatte ihnen nämlich mit ernsten Worten vorgehalten, daß sie hierin bloß derselben Taktik sich bedienen, mit welcher sich die Jansenisten dem Gewichte des apostolischen Urtheils zu entziehen suchten. Es ist kaum nöthig, zu bemerken, wie absurd jene Distinction da ist, wo es sich um eine doctrinelle Entscheidung handelt, wo es die Umstände erfordern, daß die Kirche oder der heil. Stuhl sich über die Natur einer Lehre ausspreche, um sie zu billigen oder zu verdammen, je nachdem sie mit dem Dogma übereinstimmt oder nicht. Schon bei einer oberflächlichen Kenntniß der Principien, auf welche sich das Lehramt der Kirche und des heil. Stuhles gründet, muß es einleuchten, daß in solchen Fällen nothwendig über Alles das, was den dogmatischen Spruch bedingt, keine irrige Ansicht Statt finden kann; es ist hier gar nicht von einem bloßen historischen Factum die Rede, sondern von einer Lehre, die in Schriften enthalten ist, und über welche entschieden werden soll, ob sie dem überlieferten Glauben entspreche oder nicht; können in Bezug auf das Verständniß einer solchen Lehre sich Irrthümer einschleichen, so wäre die Kirche auch in ihrem Urtheile über dieselbe dem Irrthume ausgesetzt. — Aber wenn wir auch jene verwerfliche Distinction zugeben, so wird sich dennoch das Benehmen der Hermesianer nicht rechtfertigen lassen. Ist das Factum unwahr, daß in den hermesischen Schriften sich Irrlehren finden, wie können dann die Hermesianer überhaupt die damnatio unterschreiben, da sie nichts anderes enthält, als gerade dieses Factum? Thun sie es um eines äußeren falschen Gehorsams willen, so opfern sie dadurch ihre angebliche innere Wahrheit auf und spielen

eine unwürdige Farçe; sie unterschreiben etwas, das nach ihrer Ueberzeugung in sich null und nichtig ist.

Die Herren Reisenden geben zum weiteren Erweis ihrer Gesinnung nicht undeutlich zu verstehen, daß ihnen eine Excommunication (eine äußerliche würde eine bloße Formalität seyn, da sie sich innerlich schon von dem Centrum der Einheit losgesagt haben) gerade nicht besonders viel verschlagen würde. So nämlich muß das Citat aus dem heil. Augustinus (p. 234) verstanden werden: „auch treffliche Männer würden manchmal von der Gemeinschaft der Kirche getrennt". Daß diese Interpretation keine Unbill sey, beweist eine offenherzige Aeußerung des Herrn Biunde, der um so mehr Gewicht beizulegen ist, als die hermesianische Schule ein äußerst vielseitiges Echo auf ihren Gütern zwischen Trier, Bonn, Köln, Münster und Breslau besitzt, welches immer dieselbigen geistreichen Worte mit erstaunenswerther Dexterität hin- und zurückschallt. Hr. Biunde also sagt in seinem „Nachruf eines Hermesianers" p. 55: „und sollten wir gar endlich in eine Excommunication gerathen, weil wir gewisse Anforderungen mit gutem Gewissen nicht ausfüllen könnten, dann wollen wir mit dem heil. Augustinus denken ɔc.", worauf dann jene Stelle folgt; ferner: „ich sehe, daß Manche befremdet darüber sind, daß wir selbst eine Excommunication — Ausschließung aus dem Verbande mit der sichtbaren Kirche — erwarten könnten, ohne abzulenken von unserm Pfade ɔc.". De ore tuo te judico, serve nequam, kann die Kirche hierauf antworten — die Außerkirchlichen aber haben ihre Pforten schon geöffnet, um jene Widerspenstigen zu empfangen, wie bei Ruge: „Preußen und die Reaction" zu lesen ist.

So viel über die Tendenz dieses Buches, wie sie sich in den Aeußerungen der Verf. selbst ausspricht. Was die mitgetheilten Documente betrifft, so sind die wichtigsten dem Publikum schon früher bekannt gewesen, und dasselbe würde sich getröstet haben, wenn es so inhaltsschwere Briefe, wie Doc. VII, VIII, IX, XI, die nur leere Formalitäten enthalten,

34 *

nicht gelesen hätte. Eine äußerst komische Wirkung macht Doc. X, eine Zuschrift der Herren Reisenden an Se. Heiligkeit, der dieselben eine Reihe der allernichtssagendsten Papiere angehängt haben, welche die Vortrefflichkeit der Hermesianer beweisen sollen; das Ganze macht unwillkührlich den Eindruck eines Unterstützungsgesuches sammt Beilage abgegriffener und vergilbter Zeugnisse von Olimszeiten her. Unter diesen Zeugen nun sind solche Namen, die unstreitig auf den Papst einen grossen Einfluß üben müssen; z. B. der Herr Graf Spiegel und Hr. v. Hommer, deren Zuverlässigkeit Sr. Heiligkeit schon aus der Angelegenheit der gemischten Ehen sattsam bekannt war. Wahrhaft unbegreiflich aber erscheint es, mit welcher Stirne die Herren dem Papste das Schreiben des Erzbischofs Spiegel an Hrn. Braun (Doc. X, B.) vorlegen konnten, worin sich folgende interessante Stelle findet: „ich betrachte es als einen glücklichen Gedanken, als ein Wort zur rechten Zeit, daß Ew. Hochwürden diese Schrift nach Rom senden wollen und Gelegenheit finden, die Schrift beim rechten Manne anzubringen, und der Römer Aufmerksamkeit auf ein gewichtiges Gegenstück zu den falschen Denunciationen gegen des verstorbenen Hermes System lenken wollen. Sollte die Ausführung Ew. Hochwürden beträchtliche Kosten machen, so bedarf es nur einer leisen Anregung, und ich leiste Ersatz für die Auslagen". Daß Hr. Graf Spiegel unter den beträchtlichen Kosten nicht etwa das Postporto von so viel Silbergroschen meinte, ist Jedermann einleuchtend; wird demnach eine Art silberne Beredsamkeit darunter verstanden, so ist die Phrase eben so schmeichelhaft für den heil. Stuhl, als sie ein vortheilhaftes Licht auf ihren Schreiber wirft; unter welche Rubrik es aber gehört, so etwas zur eignen Empfehlung dem Papste vor die Augen zu bringen, überlassen wir dem geneigten Leser zu entscheiden.

Unstreitig das bemerkenswertheste Neue, was die Acta Romana veröffentlichen, ist Doc. XXII, ein Brief Herrn Elvenichs an den General der Jesuiten vom 3. Oct. 1837, der

sich auf 85 Seiten damit beschäftigt, theils den von letzterem ausgesprochenen Tadel gegen die Acta Hermesiana zu widerlegen, theils eines jener dem heil. Stuhle vorgelegten Gutachten über den Hermesianismus anzugreifen, nämlich das von Windischmann zu Bonn. Bei dieser Gelegenheit wird der Charakter des trefflichen Mannes auf eine Weise behandelt, deren Widerlegung dem katholischen Deutschland gegenüber unnöthig und unter der Würde dieser Zeitschrift seyn möchte; nur als Probe edler Polemik soll hier z. B. erwähnt werden, daß der Schreiber dieses Briefes W.'s Auftreten gegen den Hermesianismus aus dem Motive niedrigen Neides gegen Hermes herleitet, und überhaupt als eine hämische Denunciation verdächtigt, während W. weit entfernt, die hermesische Lehre aus eigenem Antriebe zu Rom anzuklagen, erst nach ausdrücklicher Aufforderung des heil. Stuhles sein Gutachten abgegeben hat, was er als Katholik nicht verweigern konnte. Charakteristisch für die Gesinnung des Verfs. ist es ferner, wenn das Bestreben W.'s, in der Heilkunde auf die heilenden Kräfte der Kirche in den Sacramenten und Sacramentalien hinzuweisen (in seinem Buche: „Ueber Etwas, was der Heilkunst Noth thut") als eine Ausgeburt des Mysticismus und Pietismus bezeichnet wird, die von Allen verlacht worden sey. Wie erbärmlich muß es um die Kenntniß des Wesens der Kirche bei einem Katholiken stehen, der sich nicht schämt, in das Gelächter des rohesten Materialismus mit einzustimmen. Zugleich beweist uns dieses Beispiel, welche Verbrechen es sind, die W. in den Augen dieser Leute begangen hat.

Doch, wie gesagt, in den widrigen Dunstkreis solcher Polemik wollen wir nicht hinabsteigen, und eben so wenig das W.'sche Gutachten gegen die hier gemachten Angriffe vertheidigen, was nur einer theologischen Erörterung geziemt, uns aber auch deßwegen unmöglich ist, weil uns jenes Document nicht zu Gebote steht. Nur eine Frage sey erlaubt: wie kamen denn jene Herren in den Besitz desselben? Es wurde oben

schon erwähnt, daß sich, kurz nach der Ankunft der Agenten in Rom, am Rhein das Gerücht verbreitete (welches als Quelle die Correspondenz jener Herren nannte): es seyen ihnen die Anklageschriften der Gegner, und namentlich das Gutachten W.'s, ausgeliefert worden. Das einzige Wahre an dieser Behauptung ist, daß die Inseparabeln wirklich jene Auslieferung bescheidener Weise verlangt haben, daß sie ihnen aber aufs Bestimmteste abgeschlagen worden ist und überhaupt zu den Undenkbarkeiten gehört, indem die Papiere des heil. Officiums mit größter Sorgfalt geheim gehalten werden; eine officielle Mittheilung ist also gar nicht vorauszusetzen; sollten vielleicht die Herren (was uns sehr unwahrscheinlich dünkt) auf andern Wegen dazu gekommen seyn? Nun dann machte es ihnen Ehre, recht große Ehre, und bewiese weiter nichts als die alte Wahrheit, daß es unter dem untergeordneten Dienstpersonal überall Untreue giebt.

Eine andere Auflösung dieses Räthsels könnte in Folgendem liegen: W. wurde von seiner Regierung darüber zur Verantwortung gefordert, daß er mit dem heil. Stuhle in Betreff der hermesischen Lehre in Correspondenz gestanden und besagtes Gutachten abgegeben habe. Als loyaler Unterthan glaubte er sich nicht besser rechtfertigen zu können, als indem er mit edler Offenheit dem königl. Ministerium seine ganze betreffende Correspondenz und den Entwurf des Gutachtens, soweit er denselben noch hatte, vorlegte. Wäre es nun denkbar, daß eine hohe Behörde Documente, die ihr ein Ehrenmann zu seiner Rechtfertigung confidentiell mitgetheilt, seinen abgesagten Gegnern zu ihren bloßen Partheizwecken in die Hände lieferte? So etwas vorauszusetzen, würde beleidigend seyn, und bloß der dringendste Augenschein könnte uns dazu vermögen. Wir lassen die Sache lieber unentschieden, und bemerken nur, daß keine der muthmaaßlichen Erklärungen geeignet ist, ein günstiges Licht auf die Herren Reisenden zu werfen.

Am Schlusse unserer Erörterung über die Acta Romana

angelangt, glauben wir uns die tröstliche Versicherung geben zu können, bei derselben jeden Schein der Schmeichelei gewissenhaft vermieden zu haben, und somit keine der oben erwähnten Illusionen befürchten zu müssen. Was wird also die Folge dieser aufrichtigen Blätter seyn? ein „unauslöschliches“ Schelten von drüben her und eine Entwicklung unaussprechlicher Langeweile in allerlei Piecen, die veranlaßt zu haben, uns von Seiten des duldenden Publicums in der That als Sünde angerechnet werden wird. Allein die Wahrheit darf darum nicht unterdrückt werden; einer Widerlegung durch Facta, nicht durch bloßes Gerede, können wir ruhig entgegensehen.

XLIII.

Beobachtungen eines Reisenden über die kirchlichen Verhältnisse in Baden und Würtemberg.

(Schluß.)

Wir gehen ins Erzbisthum Freiburg im Breisgau über. Der Erzbischof ist ein freundlicher und gutgesinnter Mann; thätig in seinem Wirkungskreise, soweit derselbe die bischöfl. Funktionen umfaßt, aber eingeengt in Bezug auf alles, was die eigentliche Verwaltung des Sprengels berührt. Sein Vorfahr war ein alter, ruhiger Mann, der den schlimmen Geist, der während seiner Zeit immer mehr sich entwickelte, aufrichtig beklagte, ihm aber nicht entgegentreten konnte oder wollte. Dafür war schon vor Ernennung der Bischöfe der oberrheinischen Provinz hinreichend gesorgt, und die Einengung sollte noch weiter gehen, wenn nicht der verstorbene Bischof von Fulda das schimpfliche Gewebe zerrissen hätte, welches durch einen Bischof selbst auf die unwürdigste Weise angelegt worden war. Ist es doch seiner Zeit von den Mitgliedern der katholischen Kirchensection eines süddeutschen Staates, als es sich um das Concordat mit dem apostolischen Stuhl und um baldige Einsetzung von Bischöfen handelte, unverholen gesagt worden: „Wir brauchen eigent-

lich nichts, als einen Salber"! Und von diesem Grundsatze scheinen auch mehrere süddeutsche Staaten bei der Organisation der Bisthums-Einrichtungen und vielleicht selbst bei der Wahl einiger Bischöfe ausgegangen zu seyn. Der Erzbischof von Freiburg fühlt das Unbehagliche dieses Zustandes, und es dürfte nicht unmöglich seyn, die Bande etwas zu lösen. Er sieht nicht ohne schmerzliches Gefühl, wie er mit den bestgemeintesten Vorschlägen, z. B. mit der Errichtung eines Convicts, der Verlegung des Seminars von dem unpassendsten Orte im ganzen Lande (der Stadt Freiburg), in das leerstehende Kloster St. Peter auf dem Schwarzwalde, nicht durchdringen kann; wie ihm Schwierigkeiten entgegengestellt werden; wie gemachte Versprechungen unerfüllt geblieben sind; wie die Rechte, ohne welche sich eine zweckmäßige, bischöfliche Wirksamkeit nicht denken läßt, ihm vorenthalten werden, und die Kirchensection in Karlsruhe eigentlich die bischöfliche Gewalt übt. Es scheint, man fürchte in Karlsruhe, daß der Oberhirt zweier Dritttheile der Bevölkerung des Landes zu einer Macht werden könnte. Er würde es auch im gewissen Sinne, aber zuverläßig nie zu einer, dem Regentenhause feindseligen, sondern vielmehr demselben eine bessere Grundlage bereitenden, als Verfassungen und die Dissertationen der Liberalen in den Kammern es je werden können. Zudem sind die Elemente, um das Volk bei Religiösität und Sittlichkeit zu erhalten, wenn gleich sparsamer worden, noch vorhanden. Auch hier, wie zum Theil in Frankreich *), zeichnet sich der Adel vor den meisten übrigen Ständen auf eine höchst vortheilhafte Weise aus; er durchschaut die Gebrechen der Zeit; er trägt die Ueberzeugung, daß zu einer Restauration zum Bessern er zunächst die Hand bieten müsse; er wünscht, daß die Geistlichkeit nach ihrer ganzen Stufenleiter geachtet sey, aber auch, daß sie die Achtung verdiene, daß die Mittel gegen diejenigen, welche ihre Würde, ihre Einkünfte über ihre Ehre setzt, in freie Anwendung gebracht werden möchten. Sollten unzeitige Befürchtungen, eine kleinliche Eifersucht, die todbringende Theorie von der Omnipotenz des Staates jenen unerfreulichen Zustand verlängern, zur Norm machen wollen?

Wie anders sieht es nicht in mancher Beziehung in den überrheinischen Bisthümern aus? Forschen wir den Ursachen nach, so werden wir dieselben leicht finden. Seit dem Abschluß des Concordats zwischen Napoleon und dem heiligen Stuhl waren die dortigen Bi-

*) Man vergl. das merkwürdige Buch des vormaligen Bischofs von Straßburg, Hrn. Tharin: les gemissemens et les esperances de la religion catholique en France.

schofsstühle beinahe ununterbrochen besetzt, meistens mit tüchtigen Männern. War auch Napoleon eifersüchtig auf seine Macht; wachte er noch so sorgsam, daß die Bischöfe auch nicht von ferne über die Gränzen hinausschritten, innerhalb deren sie, nach seiner Meinung, sich bewegen sollten; betrachtete er sie in gewissem Sinne als seine Beamteten: so ließ er sie hinwiederum in Manchem, was rein zu den geistlichen Befugnissen gehört, frei walten. Sie führten die Aufsicht über die Seminarien, sie wachten über die Lehre, sie beaufsichtigten die Bildung des heranwachsenden Clerus, und so wurde derselbe für seinen künftigen Beruf zweckmäßig vorbereitet. In Süddeutschland war es ganz anders. Das reiche Erbe der Bisthümer, Capitel und Klöster war größtentheils protestantischen Regenten anheimgefallen; die Bischöfe starben aus, die Capitel wurden aufgelöst und hatten mit ihren Rechten auch ihre Verpflichtung und ihre ganze Bedeutung verloren; die Geistlichen blieben ohne Aufsicht, ohne geordnete Verbindung; das Territorialsystem wurde sofort mit der Erweiterung und Ausrundung der Staaten in Anwendung gebracht; man stellte weltliche Behörden, höchstens etwa mit gefälligen Geistlichen versetzt, auf, um alle den (z. B. für Würtemberg fremd gewordenen) Bischöfen entrissenen Rechte wahrzunehmen; an eine Reorganisation der Kirche dachte niemand; darüberhin machte sich eine flache Aufklärung an der heranwachsenden Jugend geltend; ein Neuerungsschwindel berückte die Köpfe, ohne irgendwo ein Gegengewicht zu finden; zu solchem Zustand trugen die Universitäten das Ihrige bei.

Welch' ein Contrast zwischen dem überrheinischen und dem Clerus des freiburgischen Erzbisthums! Jener wird gleichsam von früher Jugend unter den Augen des Bischofs herangezogen; in den kleinen Seminarien findet er seine Vorbildung, dann geht er in das eigentliche Seminarium über, in welchem ihm der vollständige Unterricht ertheilt wird; der Regens, die Lehrer werden von dem Bischof ernannt und sind diesem verantwortlich, daher kann die Lehre nicht leicht dem antikirchlichen Streben der Lehrer verfallen. Hier hingegen treiben sich die künftigen Geistlichen als flotte Bursche auf der Universität herum, werden vielleicht in manche wissenschaftliche Spitzfindigkeit eingeführt, aber auch und gewöhnlich williger in alles dasjenige, was zur Schattenseite (und es ließe sich selbst von einer Nachtseite sprechen) des Burschenlebens gehört. Der künftige Geistliche, der auf dem einsamen Dorfe in Einfachheit, Genügsamkeit, Zurückgezogenheit, strenger Sittlichkeit zum Vorbild der ihm anvertrauten Seelen sich erheben; dem sein Stand

durch Glaubenstreue, Pflichteifer, Fügsamkeit unter die Forderungen der Kirche, hohe Achtung vor demselben, ein freudiger und werther werden soll, betritt gerade in denjenigen Jahren, in welchen das Gemüth für gute und schlimme Eindrücke am empfänglichsten ist, in welchen es oft die bleibende Richtung für das ganze Leben annimmt, eine Zeitlang die gleiche Laufbahn mit dem künftigen Mediciner, dem einstigen weltlichen Beamten, mit allen denen, deren Verhältnisse ganz andere seyn werden, für deren Wirksamkeit und Zufriedenheit eine gläubige und sittliche Grundlage nicht in gleichem Maaße so unerläßliche Bedingung ist. Wer wird es dem jungen Menschen, der gewöhnlich aus sehr beengter Umgebung in die Freiheit des Universitätslebens hinübertritt, so besonders verargen, wenn Bierkneipen, Tabagien, Commersche, mancherlei Renommage und vielleicht selbst noch bedenklicherer Umgang ihm Lockungen darbieten, denen er nicht leicht widerstehen kann? Wird er die Neigung für manches dieser Art mit empfangener Weihe alsobald ablegen? Wenn zu acht Sechszehntheilen Rotteck, zu sieben Sechszehntheilen Reichlin, das Seminarium endlich den noch fehlenden Theil Ordo Romanus hinzufügt, wird aus dieser Mischung ein Mann der Kirche? der dem geistlichen Stande sich widmende Jüngling geht zwar allerdings von dem freien Universitätsleben in das Seminarium über, aber immerhin in ein solches, dessen Lehrer wieder nur von dem Staat angestellt werden, ohne Rücksicht auf die erforderliche Bürgschaft für den wahren Beruf, künftige Priester der katholischen Kirche vollends auszubilden; und der Bischof soll hier als stumme Person zusehen müssen, nicht fragen dürfen: Was treibt ihr denn? Er soll weihen und mit der geistlichen Gewalt ausstatten, was ihm dargeboten wird, bauen, ohne dem Fundament nachsehen zu dürfen.

Aber auch in mancher andern Beziehung ist es anders jenseits des Rheins. Drüben in Straßburg findet man in der Domkirche noch ein tägliches Officium; in Freiburg würde man ein solches Ansinnen mit Hohn von der Hand weisen. In Straßburg würden die Domherrn am grünen Donnerstag nicht unterlassen, die Eucharistie am Hochaltar zu empfangen; in Freiburg soll es nicht immer geschehen. In Straßburg würde man an solchen Festtagen das Hochamt schwerlich in französischer Sprache halten, in der Cathedrale zu Freiburg soll es deutsch angestimmt worden seyn. In Freiburg erregte ein junger Geistlicher, weil er nicht in Stiefeln einherging und nie in Schenken sich blicken ließ, den Verdacht, er sey ein Jesuit, gegen welche hier eine wahrhaft lächerliche Wuth herrscht, so daß vor Jahren einer, der seine

Studien im Collegio germanico zu Rom gemacht hatte, Mühe fand, zur Prüfung zugelassen zu werden, so daß es gegen kirchliche Anstellung im badenschen Lande kein sichereres Mittel gäbe, als in Karlsruhe zu beweisen, daß man seine Bildung für den geistlichen Stand den Jesuiten zu verdanken habe.

Augenzeugen haben versichert, daß bei der Weihe des jetzigen Erzbischofs manche der anwesenden Decane, selbst betagte Männer, einen leichtfertigen Sinn auf ärgerliche Weise an den Tag gelegt hätten. Es seyen über einzelne Ceremonien, die doch sämmtlich einen tiefen Sinn haben und schon durch ihr bloßes Alterthum ehrwürdig sind, Bemerkungen geflossen, die man dem frivolen Weltkind verargt hätte. Als der Herr Erzbischof den Eid zu leisten hatte, soll einer dem andern gesagt haben: „der hat gut schwören, für 20000 Gulden würde ich noch weit mehr schwören". Wir wollen hoffen, daß hier das Gerücht manches übertrieben entstellt habe; aber wenn man die Aeußerungen von manchen hört, das Betragen mancher Geistlichen beobachtet, so kann man sich wenigsten die Möglichkeit denken. Oder was soll man von einem Geistlichen erwarten, welcher die Leichen in Stiefeln, Frack und und rundem Hut zum Gottesacker begleitet? Von einem solchen, der am Fronleichnamsfest, statt die Vesper zu halten, spazieren ging und spöttisch bemerkte: „die Leute sollen Vesper halten, wenn ich nicht in der Kirche bin"! Von einem andern, der zu seinem Nachfolger sagte: „hoffentlich wird es Ihnen gelingen, das alte Bettelmensch (er meinte das Bild der heiligen Jungfrau) aus der Kirche herauszuschaffen, ich habe es bisher noch nicht vermocht".

Dadurch, daß man sich über alle Formen hinwegsetzt, alle Zurückhaltung als lästige Fessel wegwirft, Gebräuche und Anordnungen, in welche sich das Volk seit Jahrhunderten hineingelebt hat, wegräumt, nach Gutdünken Neuerungen einführt, kann man sich heutzutage wohlfeilen Kaufs den Ruf eines freisinnigen Mannes erwerben; man tritt, ohne daß es besondern Aufwand an Geist, eines vorzüglichen Reichthums an Gemüth bedürfte, in eine zahlreiche Zunft ein. Ob man damit höhern Anforderungen genüge, ob man dadurch, wie man wähnt, das Volk wirklich weiter bringe, sein wahres Seelenheil berathe, das ist eine andere Frage? Es ist gar bald vieles hinweggeräumt, selbst ohne Rücksicht auf Bewährung oder Bedürfniß, was man aber an dessen Stelle darbieten will, beruht meist nur auf subjectiver Würdigung. Zu diesen Neuerungen, auf welche man ein ganz besonderes Gewicht

legt, und von welchen man sich wunder welch ein Heil verspricht, gehört die deutsche Messe, deren frühester Patron schon vor 50 Jahren der verstorbene Werkmeister war. Die Anwälde derselben haben gewiß nie überlegt, daß die gesungenen Worte, wenn sie auch deutsch klingen, selten, in ihrem Zusammenhange nie verstanden werden; bei der stillen Messe es ohnedem gleich ist, ob der Priester den Canon in lateinischer oder in deutscher Sprache vor sich habe. Nicht ganz verwerflich möchte folgende Argumentation seyn, die einst ein Bauer gegen die deutsche Messe vorbrachte. »Wird, sagte er, das höchste Geheimniß in der Kirche deutsch gefeiert und so, daß jedermann die Worte lernen kann, wer wird es denn hindern, daß die Buben dieselben ins Gedächtniß fassen und etwa auf den Einfall kommen, Messe zu halten, wodurch die Ehrfurcht davor allmählig verschwinden muß? So lange sie lateinisch gehalten wird, lassen sie das bleiben".

Es ist in einem ausgezeichneten Geschichtswerk neuerer Zeit auf die allmählig sich heranbildende Nationalisirung der Kirchen ein großer Werth gelegt worden. Wer diesem beipflichtet, für den wird das Wort Landeskirche einen erfreulichen Klang haben, und er wird ein gewisses, in einem gedruckten Buch bereits vorkommendes Prädicat für eine der sublimsten Benennungen halten, welche einem Menschen beigelegt werden können. Daneben dürfte es aber doch andere geben, deren Ohr nicht das gleiche Entzücken dabei fühlte. Im Gefolge dieser Landeskirche findet man denn noch manche andere Landesanordnungen, die ebenfalls bei Einzelnen, minder Vorwärtsgeschrittenen, riesenhafte Fragezeichen hervorrufen könnten. Z. B. Landeskatechismen, d. h. eine Zusammenstellung der Glaubenslehre für Jugend und Volk, wie sie irgend einem Lande angepaßt werden soll, oder wie irgend eine Landesregierung dieselbe zu ordonnanziren für gut befunden hat; so, oder so. Es gehört dieß zu den Lieblingssiebensachen unserer Zeit; und die Redlichern meinen dann alles Ernstes, wenn ein solches Werk zu Stande gebracht ist, den alten Eckstein wieder abgerieben zu haben, daß es sich fester und verläßlicher darauf bauen lasse. Ein solches Unternehmen soll auch für die Erzdiöcese Freiburg begonnen werden. Aber wie?

Gemäß der christlichen Lehre ist diese von jeher als eine Offenbarung von oben angenommen worden. Die Bischöfe galten als die Gefäße, in welche der Schatz zu treuer Bewahrung nieder gelegt worden, dann als dessen Pfleger, Wärter, Haushalter und Ausspender an Alle. Die Bücher, welche hiezu die Mittel und, wie Catechismen es

sind, das vornehmste Mittel seyn sollten, gingen von ihnen aus; dies wenigstens in soferne, als sie denselben ihre Zustimmung gaben, die Erklärung der Zweckmäßigkeit beifügten. War ein Catechismus zu verfassen und gebrach es einem Bischof an Zeit, oder zweifelte er an seinen Kräften zu solchem Werk, so ertheilte er einem bewährten Mann, vielleicht auch einigen gemeinschaftlich, hiezu den Auftrag und, nachdem er die Arbeit geprüft und genügend erfunden, übergab er als oberster Lehrer und Hirte seines Sprengels dieselbe denjenigen, welche in seinem Namen und von ihm ausersehen die Heerde in ihren kleineren Theilen weiden sollten. Dieser Weise haben gewiß der römische Katechismus und derjenige von Canisius ihr Daseyn zu verdanken, und konnten auch so nur jene Geltung gewinnen, in welcher sie über weite Länderstrecken und durch Jahrhunderte zu reichem Segen der Jugend und des Volkes in unverrücktem Ansehen gestanden haben.

Wie aber will man jetzt zu einem neuen Catechismus gelangen? Ohngefähr in der Art, wie die Schweizer zu ihren neuen Constitutionen gelangt sind; von unten herauf. Anstatt die Abfassung eines Catechismus ein paar frommen und glaubensfesten Männern zu übertragen, denselben hierauf zu prüfen und durch eine oberhirtliche Erklärung ihn den Geistlichen und den Layen in die Hand zu geben (wenn ein neuer Catechismus denn doch so noth thut) sind sämmtliche Decane aufgefordert worden, ihre Wünsche, Ansichten, Erfahrungen zum Behuf der Abfassung eines neuen Katechismus einzugeben, nachdem sie zuvor mit ihren Capitelbrüdern sich hierüber besprochen. Hiedurch ist nun das confuseste Zeug zur Sprache gekommen; wie denn einer der Decane die meisten kirchlichen Vorschriften lächerlich gemacht, und dieses Product seines hellen Geistes, damit ja das Licht recht weit herumleuchte, in einer Zeitung zu jedermänniglichen Erbauung publicirt hat. Dürften wir das Ordinariat in Verdacht feiner Benutzung der Zeitumstände halten, so könnten wir wohl die Meinung hegen, es habe diesen Pfad betreten, um die Zustandebringung eines neuen Catechismus unmöglich zu machen, und die Sache ad absurdum zu treiben. Dem aber ist nicht so; es hat sich bona fide Kopfüber in diejenige Zeitrichtung hineingeworfen, welche das Folgereichste und selbst dasjenige, was nicht endlosem Wechsel unterworfen werden sollte, von unten herauf bewerkstelligen will. Das hier beliebte Mittel ist die beste Art, um einem neuen Catechismus hingebendes Entgegenkommen und kräftiges Ansehen niemals zu verschaffen. Jeder Mensch ist in die Kinder seines Geistes verliebt, oft um so blinder, je mißgestalteter sie sind. Alle diese ver-

langten und geäußerten Wünsche, Ansichten u. s. w. zu berücksichtigen, ist rein unmöglich; dieß aber wird von dem Betreffenden erwartet, von jedem der eigene hochwichtige Beitrag, der gegebene bedeutungsvolle Fingerzeig zu allererst gesucht werden; sucht er vergeblich, so wird er dafür halten, das Zweckmäßigste seye übergangen, das Werk ein höchst mangelhaftes geworden. Man hat jeden aufgefordert Wasser herbei zutragen; wer findet nun die Zauberformel, die die Träger wieder zur Ruhe bannt? Am Ende erlangen sie einen neuen Catechismus, aber in den Augen der Geistlichen geht ihm bei jenem dieses, bei diesem jenes Wesentliche ab, vor dem Volk entbehrt er des Ansehens, welches nur in Folge langen Bestehens seyn kann. Da wir hier überhaupt bloß Beobachtungen oder Vernommenes mittheilen, so enthalten wir uns einer Erörterung der Frage: ob unsere Zeit auch nur fähig sey, einen tüchtigen auf Jahrhunderte hinausdauernden und den Glauben fest begründenden Catechismus zu verfassen?

Wenn man vor mehrern Decennien über dem Schwarzwald durch das Breisgau, die Ortenau hinab, in die diesseitige Pfalz reiste, so mochte man sich, wie wir es in der Schweiz wahrgenommen haben, der vielen Kreuze, Kapellen, Bildhäuschen freuen, die am Wege standen, oder von den Höhen herabschauten. Jetzt ist dieses alles anders geworden, Kreuze, Kapellen, Bildhäuschen sind auf dem Schwarzwald größtentheils verschwunden. Ja wären sie's nur vollends, forderten nur nicht die Trümmer auf zu Vergleichungen zwischen ehemals und jetzt! Man sieht noch Spuren vormaliger Kreuze, aber vermodert, vom Wind schief gedrückt, etwa der eine Arm, wohl beide gebrochen, verwittert, heruntergefallen, und niemand in der holzreichen Gegend scheint an die Wiederherstellung zu denken, das Holz giebt ja Kohlen und über das Kreuzeszeichen hat sich der Aufgeklärte längst hinweggesetzt. Das Dach des Kapellchens, des Bildhäuschens ist durchlöchert, die Ziegel hängen durcheinander, wie wenn es seinen Tribut zur Begründung des Juliusthrones hätte geben müssen, das Gemäuer ist zerfallen, die Bilder sind verblichen oder verstümmelt, der Boden ist zu einer Sammelstätte des Unrathes geworden, niemand kommt es zu Sinne die häßlichen Ueberbleibsel aus dem Wege zu räumen, gleich als sollten sie dem Wanderer verkünden: Staune über die raschen Fortschritte unseres Zeitalters! Es ist wahr, wenn man an die Bergstraße kömmt, so findet man hie und da noch sehr schöne steinere Kreuze an den Heerwegen; aber ist auch da eines zusammengestürzt, so läßt man es liegen, und niemand nimmt sich die Mühe es wieder aufzurichten; oder es erinnert ein übrig gebliebenes Postament an dasjenige, was es einst

zu tragen hatte, aber schwerlich je wieder darauf gesetzt werden wird. Die meisten dieser Kreuze tragen Inschriften, welche den Namen des Mannes oder der Eheleute angeben, die diese Zeugnisse ihrer Frömmigkeit aufgestellt haben, zugleich mit der Jahreszahl, wann solches geschah. Und wie sorgfältig wir auch im Vorüberziehen auf diese Zahlen geschaut haben, so konnten wir nicht eine einzige entdecken, welche das laufende Jahrhundert angezeigt hätte. Könnte man hieraus nicht Beiträge zur Statistik der Pietät schöpfen?

Wie anders wieder auf dem Lande jenseits des Rheins? Dort hat der Revolutions-Fanatismus alle sichtbaren Zeichen des Christenthums zerstört; man sieht daher in den Dörfern meistens neue, räumliche, reinliche Kirchen; wiewohl deren Bauart, wenn man sie mit derjenigen der alten Gotteshäuser vergleicht, wie sie oft selbst in den Dörfern gesehen werden, zu der Frage veranlassen könnte: ob uns nicht die Kunst, Kirchen zu bauen, abhanden gekommen seye? Aber an den Dörfern jenseits des Rheins sieht man wieder das Zeichen des Heils sich erheben mit allem dem, freilich oft grellen und überladenen Schmuck, in welchem die Einfalt frommer Landleute den untrüglichen Maaßstab ihres christlichen Sinnes aufstellen zu können wähnt. Hier gehen die Jahreszahlen nicht über das Jahr 1815 hinauf, und es mag ebensowohl der vereinte Wille einer Gemeinde ein solches Kreuz errichtet haben, alsdann auch wieder derjenige der Einzelnen. Immerhin aber beweisen diese Kreuze, daß die Bewohner des Landes sich nicht schämen, demselben dieses christkatholische Gepräge aufzudrücken; ja es möchte einen manchmal bedünken, als wäre hiefür unter Nachbargemeinden ein frommer Wetteifer erwacht.

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die Kriegsknechte abermals um die Kleider des Herrn gewürfelt haben, beeilte sich jeder das, was sein Wurf ihm zugewiesen, so schnell als möglich an aller Gattung Juden und Heiden und Zöllner zu vertrödeln. Es schien, als ob sie sich fürchteten, der Spolirte möchte wieder heraustreten aus der Gruft, in der so gar manche Ihn selbst gebannt hofften, und das Seine zurückfordern. Aber dessen, was zu Betrieb und Erwerb das Werthloseste, der Steine, die hinfort stumme Zeugen der Gewaltthat waren, — der Kirchen, die man ihrer Priester, ihres Besitzes, des täglichen Dienstes, zu dem sie sonst offen stunden, beraubt hatte, konnte man sich so leicht und so schnell nicht entschlagen. Und dennoch war man nicht herzhaft genug, dieselben hinwegzuräumen; denn der Calcul, aufgerichtete Mauern möchten dem Aerar doch noch mehr einbringen, als loses Baumaterial, hielt mit gewaltiger Wucht jedes Gefühl

für Schicklichkeit darnieder; höchstens konnte man sich entschließen, einen wunderwerth aufgeführten Thurm an einen rothen Taubenschlag zu vertauschen, wenn die Berechnung einen Gewinn an den Werkstücken und durch die verminderte Baulast auswies, wie an der Kirche des berühmten Klostes Salem geschah. Wozu jene Räume, in welchen vielleicht während des Laufes mancher Jahrhunderte Tausende Trost gefunden, Tausende vor dem Ewigen sich gebeugt, Tausende das Brod des Lebens empfangen hatten, hinfort dienen sollten, das konnte dem Cameralvolk gleichgültig seyn, wenn nur einige Silberlinge mehr daraus zu erlösen waren. So sehen wir das vormalige Gotteshaus in einen Pferdestall verwandelt, in Freiburg die Kirche zur Schaubühne geworden, in Heidelberg zur großen Bierstube umgestaltet, aus welcher statt der Lobgesänge die Burschenlieder der Commerschbrüder erschallen; und in Handschuchheim so eben eine zum Tanzboden metamorphosiren. Hunderte mögen vorübergehen und hier nur Mauern und gewölbte Fenster und eine Form sehen, die ursprünglich einen andern, jetzt aber entbehrlich gewordenen Zweck verräth, aber daß Schreiber dieses nicht der einzige sey, welchen bei solchem Anblick wehmüthige Gefühle anwandelten, möchte er zur Ehre seiner Zeitgenossen nicht gerne bezweifeln.

Ueber den Kniebis gelangen wir in das Bisthum Rottenburg. Hier möchte es kaum besser aussehen, als im Erzbisthum Freiburg. Wäre die Sache nicht so ernsthaft, so könnte man kaum des Lächelns sich erwehren, wenn man so oft von beiden Seiten erklären hört: „bei denen drüben siehts denn doch noch schlimmer aus, als bei uns", und somit die Leute auf den unerquicklichen Trost sich zurückziehen sieht, im Positivus des minder Guten sich zu befinden, dem Nachbarn den Comparativus beimessen zu können. Auch dieses Bisthum besteht aus den Parcelen mehrerer ehemaligen Sprengel, und die Zerrüttung, die zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eintrat, in Verbindung mit dem durch den verstorbenen König für kirchliche Verhältnisse besonders streng angewendeten Territorialsystem hat hier ebenfalls ihre Früchte getragen. Sind schon in Baden die Rechte des Erzbischofs und des Domcapitels sehr beschränkt, stehen diese unter ministerieller Vormundschaft, so ist dieses in Rottenburg noch mehr der Fall. Hier kann das Capitel nicht einmal eine Sitzung halten ohne Zuzug eines weltlichen, vom Könige ernannten Rathes, alles muß nach Stuttgart gelangen und die eigentliche Verwaltung des Sprengels hat dort, in einer Abtheilung des Ministeriums, ihren Sitz. Der Bischof ist nicht einmal Mitglied der ersten Kammer, wie doch solches in allen andern constitutionellen

Staaten mit Zweikammer-System der Fall ist, sondern man hat ihm seinen Platz in der zweiten Kammer angewiesen.

Im Domcapitel herrscht aber ganz jene Richtung vor, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts einen großen Theil von Deutschland unterjochte, und von welcher man sich für die kirchlichen Angelegenheiten ungemein viel Heil versprach, auf das man aber noch immer wartet und wahrscheinlich auch warten muß, wie die Juden auf den Messias. Diese Richtung läßt sich daraus entnehmen, daß man im Anfang der Irrungen des Königs von Preußen mit dem Erzbischof von Köln Mitglieder des Kapitels äußern hörte: der König habe in Bezug auf diesen Prälaten keineswegs den rechten Weg eingeschlagen; er hätte denselben in einen Wagen verpackt nach Rom führen und dem Papst sollen übergeben lassen, mit den Worten: „Heiliger Vater! hier hast Du Deinen gehorsamen Sohn"! Es liegt überhaupt etwas Bezeichnendes für unsere Zeit darin, daß man etwa einmal in Würtemberg protestantische Officiere gegen katholische Geistliche die Parthei des Erzbischofs von Köln nehmen hörte. Jenes mag nicht gerade gegen Clemens Augusts Person gegangen seyn, sondern überhaupt gegen die Stellung, die er einnimmt, und beweist vorzugsweise, wie der Geist der Unterordnung unserem Zeitalter fremd geworden ist. Indeß wird aber auch dafür gesorgt, daß jene Richtung des Domcapitels sich so leicht nicht verliere; denn man traut seinen Ohren kaum, wenn man hört, daß dem allgemein verehrten Professor Hirscher, der jetzt die Zierde und Hoffnung der Universität Freiburg ist, bei einer Domherrenwahl durch den katholischen Kirchenrath in Stuttgart die Exclusive gegeben worden sey.

Es ist eigene Sucht unserer Zeit über eine Alles Regulative aufstellen, jede Erscheinung des Lebens in Normen bannen, und gefaßten Theorien zu lieb durchweg Alles gleich machen zu wollen, während andererseits die Tendenz vorwaltet, jeder Beschränkung sich zu entziehen. Von dieser Sucht oder Lust fühlte sich auch das Ordinariat in Rottenburg befallen. Es fand für gut, eine Sonn- und Festtags-Ordnung *) herauszugeben, worin denn sorgfältig alles weggeschnitten und dem Volk entzogen wird, was einmal vor den Augen mancher Herren unserer Zeit keine Gnade findet, wie Processionen, Litaneien und dergleichen. Alles soll so uniform werden, wie möglich; jede besondere Aeußerung eines kirchlichen Lebens dem beliebten Beseitigungssystem zum Opfer ge-

*) Wir werden in einem der nächstfolgenden Hefte eine eigene Beleuchtung dieses kirchlichen Actenstückes geben, das wir uns nicht ohne Schwierigkeit verschafft haben. Anm. der Redaction.

bracht werden. Sollte man wohl glauben, daß bereits ein paar Gemeinden gegen das von dem katholischen Ordinariat erlassene Regulativ bei dem protestantischen König petitionirt und bei demselben Recht erhalten haben? Und dennoch verhält sichs so, obgleich es wie Satyre klingt. Ueberhaupt ist dieses Abschaffen, Wegräumen, Beschränken ein eigener Drang vieler Leute, aber was wird abgeschafft, weggeräumt, beschränkt? Einzig was mit der Kirche in Verbindung steht, anderes wird geduldet, geschont, neu hinzugefügt und man wagt kein Wort dagegen zu erheben. Man spricht von Mißbräuchen, Ungebührlichkeiten, Zeitverlust. Aber sollte unter den Hunderten und Hunderten, die einen Feiertag begehen, nicht auch dieser oder jener seinen Segen davon tragen? Und wenn der Nachmittag nicht immer aufs zweckmäßigste zugebracht wird, ists denn nicht besser, der Vormittag werde doch noch dem Diennste des Höhern gewidmet? denn in dem Maaße, in welchem seit Ende des vorigen Jahrhunderts die kirchlichen Festtage vermindert wurden, haben sich Jahrmärkte, allerlei weltliche Lustbarkeiten vermehrt und der Zusammenlauf bei dergleichen Veranlassungen nimmt immer mehr zu; mithin ists weit davon, daß jener angebliche Zeitverlust vermieden werde.

Aber in Würtemberg ist man nicht ohne Hoffnung einer bessern Zukunft. Manche der jüngern Geistlichen ahnen, daß das frühere Bestreben der Kirche nicht zum Frommen gereichen könne; daß sie Bauleute des geistlichen Tempels seyn sollen, Auflösung, Zersetzung und Zertrennung aber nicht bauen genannt werden könne? Die Namen Möhler, Hirscher und Drey sind leuchtende Namen, ihr Wirken an der Universität Tübingen kann nicht erfolglos geblieben seyn. Hat auch der erste diese Hochschule schon früher, der andere später verlassen und hindern den dritten körperliche Gebrechen, alles dasjenige zu leisten, was, da er von diesem erlauchten Triumvirat einzig dort geblieben ist, wohl so nothwendig wäre und er auch gerne leisten würde, so fehlt es nicht an jungen Männern, welche in die Fußstapfen so ausgezeichneter Vorgänger treten werden. Unter diesen darf die katholische Facultät zu den ausgezeichnetsten, auf welche sie die besten Hoffnungen setzen mag, den Professor Hefele zählen, der schon durch einige tüchtige literarische Arbeiten zu der Ueberzeugung berechtigt, daß in ihm eine Zierde der Universität heranwachse.

Zudem besteht hier für die angehenden Geistlichen eine zweckmäßige Institution, zweckmäßig schon in formeller Beziehung, noch zweckmässiger, wenn zugleich auf Lehrer Rücksicht genommen wird, welche derselben den rechten Geist einzuhauchen wissen, — das Wilhelmsstift, ein Convict für die Studirenden; dergleichen Anstalten sind für

künftige katholische Geistliche dem ganz freigegebenen und unbeaufsichtigten Universitätsleben weit vorzuziehen. Die jungen Leute müssen sich bei solchem Zusammenleben an größere Pünktlichkeit gewöhnen; dasselbe kann nicht bestehen, ohne daß nicht eine gewisse Zucht gehandhabt würde, sie kommen weniger in den Fall, nach eigenem Gelüste Alles mitmachen zu wollen und sich dahinreißen zu lassen; unter milden Formen werden sie doch gewöhnt, minder Passendes sich zu versagen, von dem Strudel allzuweitgehender Vergnügungen ferne zu bleiben, und jene Tugenden der Genügsamkeit, der Einfachheit, einer bemessenen Zurückgezogenheit weniger als künftige Bürden zu betrachten, denen man sich bestmöglich zu entziehen suchen müsse, bis solches zuletzt zum Entgegesetzten fortreißt.

Bei Ulm treten wir in das Königreich Bayern über, unter dessen erleuchtetem und für alles Gute rastlos wirkendem Könige, die kirchlichen Verhältnisse einen geregelten, ihrem Wesen und Zwecke entsprechenden Gang nehmen.

XLIV.

Literatur.

Zum preußischen Kirchenrecht.

Wir haben vor mehreren Monaten ein unpartheiisches Urtheil über die „Beiträge zur Kirchengeschichte des 19ten Jahrhunderts" in diesen Blättern niedergelegt. — Seitdem ist uns eine andere Schrift, unter dem Titel:

Zum preußischen Kirchenrecht. Eine zeitgemäße Monographie. Schaffhausen, Hurtersche Buchhandlung 1838.

zu Gesicht gekommen, die ein Factum behandelt, welches in Hinsicht des Gewichts der darin liegenden Anklage die kühnsten Beschuldigungen des rothen Buches hinter sich läßt. — Noch

unerfreulicher, als die Klage selbst, dürfte es den Betheiligten seyn, daß diese Monographie, den „Beiträgen“ in Form und Handhabung der Gedanken durchaus unähnlich und mit Meisterschaft redigirt, auch nicht eine Sylbe enthält, die dem bösen Willen Gelegenheit böte, sie als Schmähung der Majestät oder revolutionären Aufruf zu deuten. — Sie sagt kein Wort, das nicht mit urkundlichen Belegen streng gerechtfertigt wäre, keines, das sich nicht als nothwendiges und unabweisliches Corrolar aus den zahlreichen, wörtlich abgedruckten Actenstücken ergäbe. Kein unnützer declamatorischer Schwall, keine Abschweifung, kein der Sache fremder Ausfall stört den Eindruck der zentnerschweren, nackten, beurkundeten Thatsachen.

Gegen diese Polemik verfangen die gewöhnlichen Behelfe nicht.

„Die Schrift“, sagt die Vorrede, „welche wir hiermit der Oeffentlichkeit übergeben, ist zwar eine Monographie und bewegt sich eigenthümlich nur in einem sehr beschränkten Theile der deutschen Lande. Da sie aber ein überaus interessantes Drama bildet durch den darin besprochenen Gegenstand, welcher mit den zahlreichen, merkwürdigen Urkunden, die sie mittheilt, ein höchst pikantes Ganzes darbietet; da es sich überdies von Grundsätzen handelt; da ferner diese Schrift eine merkwürdige Politik und Handlungsweise darlegt, so dürfte sie auf ein zahlreiches Publikum Anspruch machen und in allen Kreisen geneigte Leser finden“.

„Sie sollte schon Michaelismesse 1837 erscheinen; die Vorsehung scheint aber absichtlich Hindernisse herbeigeführt zu haben, damit ihr Auftreten gerade in die neuerlichen, wichtigen, kirchlichen Ereignisse am Niederrhein hineingezogen werde, und solcher Weise zur Beurtheilung dieser betrübenden Erscheinungen einen richtigen Maaßstab liefern, und überhaupt klärend Licht in einige absichtlich verbreitete Schatten werfen möge“.

„Um die von uns aufgestellten Grundsätze und angestell-

ten Betrachtungen werden sich die Gegner wenig bekümmern; denn was hier gesagt wird, ist wohl in anderer Form und Weise schon oft wiederholt worden, und man hat selbst es sich vielleicht im Stillen des Herzens nicht hehl gehalten; desto unangenehmer dagegen werden die hier mitgetheilten Actenstücke seyn, weil hier sich nichts leugnen, ignoriren, commentiren, reserviren läßt, da fast jede Urkunde eine feurige Zunge ist *).

„Unsere Mittheilungen sollen kein Oel ins Feuer gießen; sondern Männer, sonst von hoher Einsicht, welche jetzt mehr als je das Bedürfniß der Eintracht und Ruhe fühlen müssen, bis in das tiefste Mark ihrer Seele überzeugen, daß ihr bisheriges System nur geeignet war, die Gemüther zu beunruhigen".

Der Thatbestand des Vorganges, der zu dieser Schrift Veranlassung gegeben, ist aber folgender: Die Dreifaltigkeitskirche zu Trier, welche ehemals dem Jesuiten-Collegium gehörte und nach Aufhebung dieses Ordens von dem Churfürsten Clemens Wenzeslaus dem Seminarium zugetheilt wurde, diente während der französischen Revolution als Decadentempel, und kam unter Napoleon wieder an ihre Bestimmung zurück; und während der ganzen Zeit der französischen Occupation des linken Rheinufers blieb sie unbestritten Seminariums- und Gymnasialkirche. Dem französischen Fiskus fiel es nicht ein, auf dieselbe Ansprüche zu machen. — Das Eigenthum des Seminariums an der in Rede stehenden Kirche ist mit urkundlichen Beweisen dargethan, die jedes Gericht im christlichen Europa als vollgültig anerkennen muß. Dieß bestreiten wollen, heißt jedes geistliche wie weltliche Eigenthum in den Rheinprovinzen in Frage stellen.

Unter der preußischen Regierung wurde zuerst bloß der Mitgebrauch einer Kirche zu Trier und vorzugsweise der

*) Wir verweisen in Betreff dieser Stelle auf das Buch selbst.

Seminariumskirche nach Gastrecht begehrt, bis eine neue „evangelische" Kirche erbaut oder die Marienkirche zum protestantischen Gottesdienste würde eingerichtet seyn. — Auch darüber liegen eine große Anzahl schriftlicher Beweise vor. Eine sogenannte gemischte Commission verlangte im Jahre 1818 „an Sonn- und Festtagen nur zwei Stunden Morgens und zwei Stunden Nachmittags zur Abhaltung des protestantischen Gottesdienstes", weil bei Einführung des Simultaneums in gedachter Kirche „den geistlichen Exercitien und dem übrigen katholischen Gottesdienste Zeit genug verbleibe ohne gestört zu werden". — Ebenso sagte der damalige königl. preußische Regierungspräsident von Gärtner am 9. August 1817 in einer an die Mitglieder des Stadtmagistrates gehaltenen, äußerst gefühlvollen Rede*): „Bewilligen Sie einstweilen eine von denen dem Dom zunächst gelegenen Kirchen für den Gottesdienst der Garnison und der protestantischen Gemeinde, so lange bis für diesen Zweck eine andere Kirche hergestellt und gebaut ist." Noch bestimmter sind die Aeusserungen des Herrn Minister von Altenstein in seinem Schreiben vom 15. December 1817. „Meine Absicht ist, bei Sr. Majestät dem König darauf anzutragen, den „Evangelischen" eine eigene Kirche sey es durch Neubau oder Einrichtung der nächststehenden Mariminikirche zu verschaffen". Ebenderselbe sagt: „Es muß der Mitgebrauch einer katholischen Kirche dasiger Stadt.... auf so lange gastweise gestattet werden, bis für eine protestantische Kirche gesorgt ist".... „Dieser Mitgebrauch, nach Gastrecht, läßt Eigenthum und Civilbesitz der katholischen Gemeine unverändert.... Daß unter dieser Bedingung der Mitgebrauch einer katholischen Kirche gestattet werden könne, ist außer Zweifel". Und in besonderer Beziehung auf die Seminariumskirche heißt es:

---

*) Sie verdient S. 27 u. f. der in Rede stehenden Schrift nachgelesen zu werden.

„....so wie ich auch genehmige und verfüge, daß Ihnen in Betreff des den Katholiken vorbehaltenen Eigenthums und Civilbesitzes, wie auch wegen des Mitgebrauches... beruhigende Erklärung gegeben werde“.

Nachdem der Herr General-Vicar Cordel mehrere freie Kirchen ohne Erfolg angeboten, weil die Regierung auf einer bereits eingerichteten Kirche bestand, und er zuletzt seine Gründe angegeben hatte, weswegen er Bedenken tragen müsse, dazu förmlich seine Einwilligung zu geben, wurde dieser Mitgebrauch der „evangelischen“ Gemeinde an der Seminarkirche durch einen Erlaß des Ministers von Altenstein vom 12. Februar 1818 in der Weise verfügt: „Daß einstweilen und so lange(??) bis entweder die Maximinskirche eingerichtet, oder eine protestantische Kirche erbaut sey, das Schiff, die Orgel und die Glocken der Seminariumskirche an allen Sonn- und evangelischen Festtagen mit Ausnahme des Charfreitags, in den Stunden von 9½ bis 12 Uhr würde in Anspruch genommen, und usu facti occupirt werden.... Chor und Altar sollen dem katholischen Gottesdienste ausschließlich vorbehalten bleiben“.

Nachdem diese factische Occupation erreicht war, verlangte der Regierungspräsident Delius, der katholische Gottesdienst solle eine halbe Stunde vor dem Eintritt der Protestanten, die eine halbe Stuude zu frühe sich einfanden, beendigt seyn. Auch sollte während des „evangelischen“ Gottesdienstes Niemanden der Zutritt zu dem, den Katholiken ausschließlich vorbehaltenen Chor und zu den Emporbühnen des Chors gestattet werden, und durch eine Verfügung des Ministers von Altenstein, der fünf Monate früher nur die Morgenstunden von 9½ bis 12 Uhr in Anspruch genommen, ward unterm 27. Juli 1818 verordnet: der „evangelische“ Gottesdienst solle auch des Nachmittags die Stunden von 1 bis 3 einnehmen; ferner sollten vom Chor, der von demselben Minister den Katholiken ausschließlich reser-

virt worden, die Seitenhallen abgerissen und den Protestanten zugewiesen werden. Endlich befahl am 20. August 1818 eine Verordnung der königl. Regierung, Vorhänge und Absonderungsverschläge sollten vom Chor weggenommen, wie auch die den Katholiken reservirte Chorthüre den Protestanten geöffnet werden.

Während dieser Proceduren war die königliche Regierung in Trier auf den Gedanken gekommen oder es war, wie unsere Quelle sagt, schon von Anbeginn ihr Gedanke, daß die Seminariumskirche Staatseigenthum sey. — „Sie setzte eine Commission nieder, um diese Frage näher zu prüfen und darüber ihr Gutachten zu erstatten. Letzteres fiel zum Nachtheil des Seminariums aus; und auf den Grund dieses Gutachtens, ohne die geistliche Behörde darüber zu vernehmen, wurde nun Sr. Majestät dem Könige vorgestellt, daß Allerhöchstdieselben befugt seyen, über die Seminariumskirche, weil sie dem Staate gehöre, frei zu verfügen; worauf dann die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 15. Februar 1819 erfolgte, welche lautet: „Ich will, daß die vormalige Jesuiten- jetzt Seminariumskirche zum evangelischen Gottesdienste ausschließlich bestimmt seyn soll".

Katholischer Seits ließ man nun zwar rechtliche Deductionen darüber entwerfen: daß Se. Majestät unrichtig informirt worden, indem die in Rede stehende Kirche nach den einschlägigen Decreten unwiderrufliches Eigenthum des Seminars sey; allein diese Deductionen scheinen nicht an Se. Majestät den König gekommen zu seyn, — wenigstens muß man dieses nach dem Geschehenen unterstellen.

Einige Jahre nach dem Antritt des Bisthums Trier knüpfte der Hr. Bischof von Hommer den abgebrochenen Faden wieder an, und sollicitirte zuerst im Allgemeinen um eine Kirche für das Seminar, dann aber um die Zurückgabe der Seminariumskirche beim Ministerium der Geistlichen- Unterrichts-

und Medicinalangelegenheiten, und wies zugleich das Eigenthumsrecht des Seminars an jener Kirche nach. Das Königliche Ministerium rescribirte Anfangs ausweichend, weil wegen des Ausbruchs der Revolution in den Niederlanden nicht der günstige Zeitpunkt sey, jene Angelegenheit zu betreiben; stellte jedoch später dem Herrn Bischof anheim, die, den fraglichen Gegenstand betreffende, Bitte unmittelbar zu den Füßen des Thrones niederzulegen. Dieses geschah unter Anlage einer ausführlichen Deduction des Eigenthumsrechtes des Seminars an der Seminariumskirche. Allein Se. Majestät geruhten hierauf in einem Allerhöchsten Cabinetsschreiben vom 1. Sept. 1832 zu erwidern, daß Allerhöchstdieselben die ehemalige Jesuitenkirche zu Trier für den Gottesdienst der evangelischen Gemeinde erst alsdann überwiesen hätten, als Allerhöchst Ihnen durch die Verwaltungsbehörde die Gründe vorgelegt worden, welche Allerhöchstsie berechtigten, über jene Kirche zu verfügen.

Nach dieser abschlägigen Cabinetsordre suchte der hochselige Herr Bischof es dahin zu bringen, daß eine neue Seminariumskirche gebaut würde; allein dieser Versuch scheiterte schon deswegen, weil kein geeigneter Bauplatz auszumitteln war, und ebenso mißlang der Plan durch Abtretung einer Pfarrkirche an die „evangelische“ Gemeinde die Seminariumskirche wieder zurück zu erhalten.

Die betreffende königl. Cabinetsordre sagt bei dieser Gelegenheit:

„Die Stadtbehörde und die Bürgerschaft hat die Gangolfs„kirche dargeboten, welche bei der für die Jesuitenkirche von „mir getroffenen Wahl der katholischen Gemeinde verbleiben“.

Dagegen erklärte der Stadtrath am 7. Nov. 1833:

„Aus dem freiwilligen Anerbieten einer nicht unbedingt noth„wendigen Kirche wollen Ew. Majestät nicht die Verpflich„tung zur Hingebung einer andern Kirche abgeleitet wis„sen, die unentbehrlich und unersetzlich ist“.

Der hochwürdigste Herr Bischof wandte sich nun abermals unterm 2. Sept. 1834 und 18. Januar 1835 an Se. Majestät den König mit der unterthänigsten Bitte, daß Allerhöchstdieselben geruhen möchten, die Seminariumskirche ihrer frühern Bestimmung zurückzugeben, und für die „evangelische“ Gemeinde eine neue Kirche bauen zu lassen; allein es erfolgten hierauf zwei abschlägige Cabinetsschreiben vom 28. September 1834 und vom 7. Februar 1835.

Dieß ist ein kurzer Ueberblick der Geschichte einer usu facti geschehenen Erwerbung der Jesuitenkirche zu Trier, begonnen im J. 1818 und 1819 und fortgesetzt bis auf diese Stunde. Das Verfahren in diesem einzelnen Falle aber ist, wie der Verfasser der Monographie richtig bemerkt, allerdings gemacht, das geeignete Maaß für die Lage der katholischen Kirche in jenen Gegenden überhaupt zu geben. Wer irgend, er sey Katholik oder Protestant, sich ein Urtheil über die kirchlichen Angelegenheiten jenes Landes erlauben will, in welchem Sinne es auch sey, — der muß diese Schrift zuvor gelesen und wohl erwogen haben.

Hiernach sind unsere Leser berechtigt, auch uns nach unserem Urtheil zu fragen. Nicht, auf welcher Seite Recht oder Unrecht in dem hier gegebenen Falle liege, — denn dazu bedarf es nur der einfachen Stimme des Gewissens in der Brust jedes ehrlichen Mannes; — sondern — da Jeder sieht, wohin ein solcher Zustand der Dinge, wie er sich selbstredend in jenem Factum abschildert, über kurz oder lang führen müsse, — kann nur das die Frage seyn: ob oder wie dem Unheil der Zukunft zu steuern sey?

Wir haben hierauf zunächst an unsere katholischen Glaubensgenossen ein milderndes Wort der Versöhnung, vielleicht auch des Trostes, zu richten. — Ihr seyd entrüstet über das Unrecht, das der Kirche widerfahren. — Wohl! — Aber wir bitten und beschwören Euch bei der Liebe Gottes, nehmt bei Eurem Urtheil die Person des Monarchen aus. Sagt Euch, wenn das Gefühl des Mißmuthes und des

Schmerzes Euch übermannt: das kann der Wille eines Königs nicht seyn, daß also in seinem Lande in Recht und Eigenthum gegriffen werde. In den Worten des Königlichen Schreibens liegt der Schlüssel des Räthsels. „Ich habe die ehemalige Jesuitenkirche zu Trier für den Gottesdienst der evangelischen Gemeine erst alsdann überwiesen, als Mir durch die Verwaltungsbehörde die Gründe vorgelegt waren, welche Mich berechtigten, über die Kirche zu verfügen". Hätte Friedrich Wilhelm III. den Vorfall, der oben erzählt ward, gekannt und durchschaut, wie er heute offen daliegt vor den Augen der Welt, — er würde geurtheilt haben und urtheilen wie Ihr, wie wir Alle darüber urtheilen müssen. Ein König kann irren und fehlen wie ein anderer sterblicher Mensch, — aber eine solche Verletzung des Rechts, wie die oben geschilderte, sie ist seinem Charakter, seinem innersten Wesen fremd. — Wir wissen es wohl, — durch diese billige Erwägung wird in der Sache und der rechtlichen Beurtheilung des Falles nichts geändert, — aber nächst dem Unrechte, welches der Kirche widerfahren, hat es uns am meisten ergriffen, zu sehen: wie in der vorliegenden Angelegenheit allenthalben der Name und die Person des Königs vorgeschoben wird. Es ist ein Trost, sich sagen zu können: uns wäre geholfen, wenn der König es wüßte, — wenn er es erführe! Dieser Trost ist eine der stärksten Schutzwehren der monarchischen Verfassung in Europa.

Aber auch an eine gewisse Classe der Gegner unsers Glaubens sey uns ein freies Wort und eine Bitte gestattet. — Wenn wir nur jene Parthei des literarischen und moralischen Pöbels uns gegenüber wüßten, der heute mit wenigen, in der Menge kaum bemerkbaren Ausnahmen, das Wort für die preußische protestantische Sache gegen die Kirche führt, — wir würden sie nicht der Ansprache würdigen, da die Berufung auf ihr Gewissen keine Stätte fände. Aber wir wissen auch,

daß es unter jenen, die im Glauben von der Kirche getrennt sind, noch Andere giebt, die einen Sinn mit den Worten Recht und Ehre verbinden. An diese geht unsere Rede! — Soll jener Glaube des Volkes an die Person des Monarchen und an die Wirksamkeit der Gerechtigkeit im Staate Stich halten in den Zeiten grauenvoller Verwirrung und schwerer Prüfung, denen wir entgegengehen, — so hilft in der hier besprochenen Sache, wie überall, kein Vertuschen und Verheimlichen und Verdunkeln. — Es giebt nur einen ehrenvollen Ausweg; — strenge, gerechte, unparteiische, öffentliche Untersuchung der ganzen Angelegenheit, wie sie in den Urkunden vorliegt. — Sollte es sich aber anders verhalten, sollten die Urkunden, auf denen die Klage sich stützt, durch klare, gültige, rechtlich stichhaltige Beweise widerlegt werden können, dann wollen wir die ersten seyn, die der factischen Wahrheit, auch wenn sie auf der Seite der Gegner der Kirche ist, unter unsern Glaubensgenossen Verbreitung und Anerkennung verschaffen. In der That haben wir mit Zuversicht auf eine actenmäßige Entgegnung der Schrift: „Zum preußischen Kirchenrecht“ gewartet, um über beide zugleich an unsere Leser berichten zu können. — Die Klage ist seit fünf Monaten erschienen und heute in den Händen aller Katholiken Deutschlands. — Aber von einer Erwiderung ist uns nichts bekannt geworden; die Antwort darauf ist tiefes Verstummen gewesen. Hoffentlich wird es jetzt dabei nicht sein Bewenden haben.

XLV.

Mißstimmung am Rheine.

(Von einem Rheinländer.)

Es war eine Zeit, wo man an den Ufern des alten deutschen Rheines mit heißer Sehnsucht des Augenblickes harrte, da das eiserne Joch des fremden Tyrannen gebrochen würde. Damals eilten die Rheinländer mit offenen Armen und lautem Jubel den nahenden Befreiern entgegen und viele der Söhne unseres Landes griffen zu den Waffen, um an der Ehre des Kampfes Theil zu haben: denn wir hofften Rettung unserer Nationalität, unseres Glaubens und unseres Rechtes aus den Fesseln eines Despotismus, der Alles seinem kalten, ehrgeizigen Egoismus opferte. —

Wie anders ist seitdem die Stimmung hier geworden, wie viele Hoffnungen haben sich getäuscht gesehen, welche Mißstimmung hat sich, und namentlich seit dem letzten Jahre, der Gemüther bemeistert!

Das Christenthum lehrt allerdings und die katholischen Priester des Rheinlandes, wie selbst ihre Feinde anerkennen, mahnen täglich dazu auf den Kanzeln, daß wir in allen weltlichen Dingen geduldig und ergeben seyn sollen, es gebietet Böses mit Gutem zu vergelten, und fordert Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit. Mögen aber die, denen die Zügel der Herrschaft anvertraut sind, auch ihrer Seits bedenken, daß das Christenthum ihnen keineswegs eine schrankenlose Herrschaft der Willkühr und Gewalt einräumt, denn

vergeblich rufen sie alsdann zu ihren Gunsten die Lehre der unbedingten Ergebung und Duldung an, ist ja dies eine Lehre der Heiligkeit, die allerdings als Gottes Gebot an Alle ergeht, der zu folgen aber nur wenige der Verletzten Kraft und Selbstüberwindung genug haben. Das Volk in Masse und im Großen wird immer dem Triebe der menschlichen Natur gemäß dem Stoß einen Gegenstoß entgegensetzen, Gewalt mit Gewalt abtreiben wollen und sich dabei auf das Recht der Nothwehr gegen ungerechten Druck, zumal wenn er sein Heiligstes antastet, berufen. Dieß lehrt die Geschichte aller Zeiten. Denn die Krone des leidenden Martyrthums war von jeher nur der schwer errungene Preis Einzelner. Der derbe Volkssinn dagegen gab immer die Stimme, die man in den Wald rief, wieder zurück. So ist es denn gekommen, daß wir Rheinländer uns gegenwärtig in einem Kriegszustande der Bewachung, des Mißtrauens und der Erbitterung befinden, die sich von Zeit zu Zeit durch freilich sehr zu mißbilligende Pöbelausbrüche Luft macht. Wer es mit Deutschland gut meint, wer die Größe der Gefahr einsieht, muß die Verblendung derer beklagen, die einen Tag nach dem andern verstreichen lassen, ohne von einem System sich loszusagen, das uns in so kurzer Zeit zu solchen Resultaten geführt hat. Weiß man denn nicht, was es heißt, daß die Rheinlande eine deutsche Gränzprovinz sind, die an Belgien und Frankreich anstößt? An Belgien, das ein gefährliches Beispiel einer wenigstens zur Zeit noch gelungenen Revolution gegeben hat, wo Niemand irgendwie sich in seinem Glauben gedrückt, beeinträchtigt oder geirrt fühlt, und wo es keinem Minister einfällt, den Eltern etwas über die Religion ihrer Kinder vorzuschreiben und Ehen einsegnen oder Wöchnerinnen aussegnen zu wollen. Dann an Frankreich, wo alle Partheien, wie uneinig sie auch in allem Uebrigen seyn mögen, doch in dem Einen einig sind, daß ihnen das linke Rheinufer gehöre; wo eine kriegerische, überzählige, ehrgeizige Jugend dem Augenblick entgegenbrennt, der die Schranken öffnet, damit sie

sich hinausergießen könne, um mit der Fahne der Religionsfreiheit ihren triumphirenden Einzug zu halten. Diesen Gefahren gegenüber aber geschieht nichts, und man läßt den Mißmuth immer tiefer und tiefer sich in die Herzen einfressen. Wer aber steht dafür, daß nicht der nächste Morgen eine Catastrophe herbeiführt, wo es weder Louis Philipp noch irgend einem Menschen der Welt möglich ist, die wilden empörten Wogen zu hemmen. Stehen sich nicht England und Rußland wie Kämpfer mit gekreuzten Klingen und mißtrauisch jedes Zucken des Auges messend gegenüber? Wenn aber einmal irgendwo die Flamme aufschlägt, wer ist dann noch sicher? Womit werden dann jene, denen die Hut der Westgränzen anvertraut ist, den Stürmen entgegentreten, wie werden sie die dem vorgeblichen Befreier begrüßende Begeisterung unterdrücken können, wenn sie in Friedenszeiten sich genöthigt sehen, die Ordnung mit gewaffneter Hand aufrecht zu erhalten. Mögen sie dieß wohl bedenken und im Gefühl ihrer Verantwortlichkeit gegen unser gemeinsames deutsches Vaterland endlich von dieser Bahn zurücktreten. Gott gebe ihnen und uns Allen ein glückseliges neues Jahr, et lux aeterna luceat nobis!



